



Neue

Militärische Blätter.

XXXXV. Band.

[illegible]

Begründet

von

G. von Glasenapp.

Redigirt

von

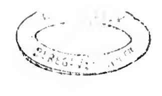
H. vom Berge

[illegible]

Berlin W.

[illegible]

[illegible]



Neue
Militärische Blätter.

XXXXVI. Band.
(Erstes Semester 1895.)

Begründet

von

G. von Glasenapp.

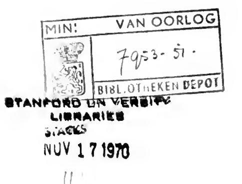
Geleitet

von

H. vom Berge

Oberstlieutenant a. D.

Berlin W.
Expedition der Neuen Militärischen Blätter
1895.



Inhalt des XXXXVI. Bandes.

(1. Semester 1895.)

Correspondenz.

Kleine Mittheilungen.

Literatur.



König Friedrich „der Große".

An vaterlandsliebender Pflichtfreudigkeit und sonach an sittlicher Würde gewinnt Jeder, der bei selbständigem Denken gern Bewunderung und Verehrung Denen zollt, die mit harter, opferwillig ausdauernder Arbeit des Staates Kraft und Wohl, des Volkes Ruhm und Ehre nachhaltig förderten und mehrten. In diesen Sinn kann man preußischerseits 1895 am Erinnerungstage der Geburt König Friedrichs II. (24. Januar) erwägen, daß vor 150 Jahren dieser Monarch durch seiner Unterthanen Stimme laut, aufrichtig und dankbar begrüßt und gefeiert wurde als Friedrich der Große.

Freilich haben Einzelne Ihm schon vor 1745 als den „Großen" geschmeichelt. So z. B. überreichte ein Schauspieler Namens Siegmund seinem Könige in Berlin d. 12. November 1741 anläßlich der Rückkehr als „Herzog von Niederschlesien" ein Abbild nebst lorbeerumrahmten Reim: „Friedrich des Großen Muth . . ." In Jauer schmückte ein evangelischer Schulrector bei der Feier des Breslauer Friedens (1742) eine Ehrenpforte mit der Inschrift: „Friderico Magno Borussorum Rex." Auf der diesem Friedensschluß vom Medailleur Holtzhey in Amsterdam privatim gewidmeten Denkmünze lautete die Umschrift zu des Preußenkönigs Büste: „Fridericus Magnus D. Gr. Rex Boruss. Elect. Brandenb. Dux Silesiae." Voltaire titulirte unmittelbar nach Beendigung des 1. schlesischen Krieges Friedrich in einem Briefe zweimal als Frédéric le Grand.

Anders aber verhält es sich mit der von Berlins und Potsdams gesammter Bürgerschaft 1745 dem Königlichen Sieger von Hohenfriedberg und Soor, sowie auch dem Friedensstifter dargebrachten Bewillkommnung als Friedrich „der Große".

Das Jahr 1745 war theilweis den Preußen ein Noth- und Angstjahr, schließlich aber eine ewig denkwürdige Ruhmes- und Freudezeit. Bekanntlich mißglückte der Feldzug 1744. Politische, finanzielle und militärische Sorgen beanspruchten des Königs Anwesenheit in Berlin seit Ende December 1744. Mitte März kehrte er zum Heere nach Schlesien zurück. Ihm lag es nun ob — wie er selbst in seinen kriegsgeschichtlichen Nachlaßschriften mittheilt — einen Vertheidigungskampf zu beginnen, von welchem „der Ruf, das Wohl und das Schicksal der Preußen abhing".

Zunächst entstand ein „kleiner Krieg“ gegen ungarische in Oberschlesien eingebrochene Schaaren. Der hochrühmlichst bekannte Hans Karl v. Winterfeldt behinderte als Königlicher Flügeladjutant die feindlichen Husaren „herumzuschnauben und sich weiße Wäsche zu holen“. Den General v. Hautcharmoy, der nach Winterfeldts Abberufung auf eine andere Einbruchsstelle, das Winterfeldtsche Werk gegen die plündernden Landverwüster fortzusetzen beauftragt wurde, spornte der König brieflich an, d. 26. April: „Comportiret Euch allezeit wie ein tapferer Mann, und schonet den Feind nicht. Unterrichtet Eure Officiere ebensa gesinnt zu sein. Ich will keine timide Officiers; wer nicht dreist und herzhaft ist, meritiret nicht in der preußischen Armee zu dienen. Saget Solches allen Euren Officieren und Subaltern.“

An der Grenze der Neumark standen inzwischen, zu einer Diversion bestimmt, 6 polnische Ulanenregimenter des sächsischen Kurfürsten. Berliner Neuigkeitskrämer fabelten bereits, das Königliche Gold- und Silbergeschirr sei nach außerhalb gerettet worden und die Königliche Familie beginne zu fliehen. Die unentmuthigte Gemahlin des Monarchen zeigte sich möglichst oft in den Straßen der Residenzstadt, um die Angstvollen zu beruhigen. Thatsächlich aber war — wie wir aus einem Briefe der Königin Elisabeth v. 27. April, an ihren Bruder Ferdinand, ersehen — Berlin ziemlich gefährdet. „Die Ulanen sind in Baruth, 6 Meilen von hier.“ Das aus Rekruten bestehende, meist noch bäurisch gekleidete Garnisonregiment „v. Kreytzen“ (Major à la suite, Militärgouverneur des jüngsten Bruders des Königs) machte, wenn es die Wache bezog, einen die Lachmuskeln erregenden Eindruck. Vor den Wohnräumen der regierenden Königin, in denen eine große Menge Silber sich befand, stand nur ein Einzelposten; auch war das ganze Königliche Schloß schlecht behütet. Aber Königin Elisabeth blieb ruhig; denn sie wußte daß man zur Zeit noch nicht mit Sachsen im Kriege. D.d. Camenz, 1. Mai befahl der König, Vorsicht halber, dem Minister v. Boden, auf etwaigen Geheiß des Cabinetsministers Graf Podewils den Trésor, das Königliche Silbergeräth und andere Preciosen nach Magdeburg oder Cüstrin zu transportiren.

Unter allen Rüstungsarbeiten für den bevorstehenden Feldzug gegen die österreichisch-sächsische Feindesüberzahl war für König Friedrich die wichtigste und wirksamste: die Stimmung seiner Officiere auf den Ihm wünschenswerthen Ton zu erhöhen, um sie im Besitz von Kriegsfreudigkeit und Selbstvertrauen zu wissen. Dem ängstlichen Grafen Podewils schrieb der Monarch d. 8. Mai nach Berlin: „Wir Alle werden unsere Pflicht thun und mit unserem Blut besiegeln, daß die Feinde sich täuschen . . .“ „Wir haben kein anderes Hilfsmittel als in der Entscheidung bei einem Hauptkampf. Ich selbst werde mich ebenso wenig schonen, wie der geringste Soldat, um zu siegen oder unterzugehen“ (vaincre ou périr).

Die Möglichkeit einer Gefahr für Berlin veranlaßte den König den

„alten Dessauer“ aus Schlesien ins Magdeburgsche zu entsenden, um mit einem Armeecorps gegen die Sachsen parat zu sein.

Während sich Winterfeldt erneut auszeichnete bei Beobachtung und Abwehr der bei Landshut vorprellenden Oesterreicher, überlieferte Zieten nach einem classischen Courirritt dem in Jägerndorf commandirenden Markgrafen Carl den Königlichen Befehl des Abmarsches zum Hauptheere. Der Markgraf vollbrachte ein tapferes und kluges „Vorwärts-Retiriren“, dessen Folgewirkung psychologisch von Belang war, wie der König selbst berichtet in seiner Histoire de mon temps (edit. 1879, S. 369).

Wir übergehen die damaligen Finanznöthe und politischen Bedrohlichkeiten. Am 26. Mai verkündete der Königliche Oberfeldherr seinem Minister des Auswärtigen: „Wir werden uns als brave Leute pro aris et focis schlagen.“ Der vom König stoisch erwartete und soldatisch ersehnte Hauptkampf entschied am 4. Juni bei Hohenfriedberg das Schicksal Preußens. Als Geschichtsschreiber sagt uns König Friedrich: „Ich kann diesen bei Hohenfriedberg kämpfenden tapfern Truppen bezeugen, daß weder ihre Ordnung noch ihr Muth den Staat gefährdeten. Kein Heerestheil wurde zurückgeworfen, keine Truppe schwankte; alle bethätigten den gleichen Eifer und dieselbe Hitze.“ — Hinzufügen können wir aus dem Privatbericht eines mitfechtenden höheren Officiers (General v. Stille): Während des Nachtmarsches vor der Schlacht blieb kein einziger Soldat zurück. In verschiedenen Schlachtmomenten griff die Infanterie mit dem Bajonett an; und Reiterei warf sich oft auf feindliches Fußvolk trotz seines furchtbaren Feuerns. — Dem alten Dessauer depeschirte der König herzensfroh, ein Jeder in seinem Amt habe sich „ohngemein distinguiret.“ „Unsere Victorie ist, Gott Lob, eine der completesten.“ Dem zur Stelle befindlichen französischen Gesandten äußerte der Königliche Sieger: „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar geschützt!“

Fürwahr, Preußens Heer feierte ein fröhliches Pfingstfest 1745. (Die Hohenfriedberger Schlacht fand am Freitag vor Pfingsten statt.) Damals geschah es, daß der König dem Minister Podewils, welcher sich am 1. Juni mit einem russischen Beistand getröstet hatte, schrieb: „Die besten Alliirten, so wir haben, sind unsere eigenen Truppen.“ Ein schönes, stolzes Wort, das sich in der Schlacht bei Soor, d. 30. September, bewahrheitete; eine Schlacht, nach welcher König Friedrich seinem in Potsdam weilenden Geh.-Kämmerier Fredersdorf brieflich anvertraute: „In solch großer Gefahr und Noth bin ich mein Tage nicht gewesen.“ Am 3. October sang man in des Königs böhmischen Feldlager das Te Deum; folgenden Tages wurde bei Paroleausgabe ein Heeresbefehl verlesen, um „allen Officiers und Soldaten“ zu danken für die „abermals bei dieser Bataille erwiesene besondere Bravour, Treue und Gutwilligkeit“. Die Schlußworte lauteten: „Se. Majestät haben das gewisse Vertrauen, daß so lange einer von diesen wohlmeritirten Officiers

1*

lebt, der Ruhm der preußischen Waffen und die Ehre der Preußen und des Vaterlandes Sicherheit bestehen werden."

Vom Fridericianischen Wehr-, Nähr- und Lehrstande insgesammt konnte jetzt erkannt und anerkannt werden, in wie hohem Grade dieser König Seines Heeres Seele war. Nach Uebersendung der Soorschen Relation erwiderte der in Schlesien detachirte treffliche Dragonergeneral Graf Nassau seinem Königlichen Herrn: „Sire! . . . Ich muß gestehen, daß alle diejenigen Offiziere glücklich sind, welche an E. Kgl. Majestät einen so großen Lehrmeister haben; denn so difficil alle die vorkommenden Evenements und Obstacles: so leicht ist E. Kgl. Majestät nur möglich gewesen, dieselben zu surmontiren." — Von so geartetem Gedankenausdruck müssen wir historiographisch Notiz nehmen; denn derselbe enthält nicht eine fade höfische Schmeichelei, sondern tief empfundene Wahrheit und gehört in das Stimmungsbild, dessen wir zum vollen Verständniß eines Feldzugs oder einer Schlacht bedürfen, wenn man sich nicht auf den Nachweis strategischer Combinationen, taktischer Details und nebensächlicher Aeußerlichkeiten oder auf anekdotische Phantasiegebilde beschränkt sehen will. Sind es doch nicht lediglich Waffen, die auf dem Kriegsschauplatz translocirt werden, sondern Menschen, welche den Sieg zu erringen sich bestreben. Eisen und Blei allein thun es wahrlich nicht!

Der menschliche Geist gleicht einem Feuer, das der Nahrung bedarf. Und deshalb gedenken wir der lateinischen und französischen Klassiker, die während der Bataille am 30. September von plündernden feindlichen Husaren dem Könige geraubt wurden und die derselbe alsbald sich aus Berlin zur Erneuerung seines Feldgepäcks senden ließ. Des „Lecteur" de Catt Aufzeichnungen belehren uns über des Königlichen Feldherrn geistige Auffrischung durch Lesen guter Bücher während der kargen Feldzugsmußestunden.

Unmittelbar nach dem Siege bei Soor mußte der König, weil der Geh.-Cabinetsrath Eichel kriegsgefangen, sowie auch die Chiffres beseitigt worden und das „Ministerium der auswärtigen Affairen" fernab vom böhmischen Kriegsschauplatz functionirte, Selbst „General, Minister und Secretair gleichzeitig spielen; ein hartes Métier". (Brief an Podewils d. 6. Octb. 1745. Am 2. Octb. plagte eine Migraine. Erst am 9. d. M. trafen im Königlichen Hauptquartier die aus Berlin kommenden schweigsamen Schreibkräfte ein.)

Den schlesischen Provinzialminister Graf Münchow beauftragte der dankbare Monarch mittelst Eigenhändiger Zuschrift, kräftigst daran zu arbeiten, Geld zu schaffen und Nahrung für „**la plus brave, la plus valeureuse armée qui ait été jamais au monde**". Ein altösterreichischer Geschichtsschreiber (R. v. Arneth) bekennt: „Des Königs große militärische Begabung zeigte sich nicht allein an den Tagen der Feldschlacht, sondern auch in allem übrigen, was auf die Kriegführung Bezug hatte, trat sie immer mehr hervor."

Der in seiner Bescheidenheit wahrhaft große König antwortete auf die Glückwünsche und Lobpreisungen seines alten Lehrers Duhan wegen des Sieges bei Soor: „Vorübergehende Erfolge dürfen einen denkenden Menschen nicht mit Stolz erfüllen. Nur der Tod entscheidet über den Ruf eines Staatsmannes.“ Den Kürassiergeneral Georg Conrad Freiherr v. d. Goltz hat der König gerühmt als Hauptheilhaber am Gewinn jener Schlacht.*)

Königin Maria Theresia würdigte ihres preußischen Gegners großen Scharfsinn, seine umfassende Begabung und unausgesetzte Beschäftigung mit den ihm obliegenden Regentenpflichten; als Feldherr verbinde er hiermit stets rege Wachsamkeit, die für einen solchen ganz unerläßlich sei. — Der österreichischen Feindin unseres großen Königs können wir eine willensstarke Hartnäckigkeit bestätigen. Die Ueberrumpelung bei Soor sollte die Scharte von Hohenfriedberg tilgen; und nach der Niederlage am 30. September wurde ein neuer Anfall inscenirt. Schlesien wollte man in Sachsen und im Kernlande der preußischen Monarchie zurückerobern. Jedoch ein vierwöchentlicher Siegeszug in der Oberlausitz und nach Dresden vernichtete die Hoffnungen der Wiener Hofburg und des nach Prag geflohenen polnisch-sächsischen Alliirten. Der Preußenkönig dictirte den Frieden.**)

Schon zwei Tage nach dem (am 23. Nov. stattgefundenen) Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf konnte König Friedrich seine „getreuen Berliner und andere redliche Unterthanen“ völlig beruhigen lassen durch den Commandanten von Berlin, Graf Hacke. Sechs Tage nach des Fürsten Leopold v. Dessau entscheidendem Kesselsdorfer Schlage gratulirte Graf Hacke dem Kriegsherrn „von Grund seiner Seele zu den letztwöchentlichen Progressen . . . Es ist auch darüber in der Stadt allhier, als auch auf dem Lande eine so große Freude, die ich nicht auszusprechen vermag.“

Der Sieger von Hohenfriedberg und Soor wurde bereits am 4. November 1745, als er um 10 Uhr Vormittags von Berlin aus zu Pferde nach Potsdam kam, dort begrüßt mit dem feudigen Zuruf: „Willkommen großer König! Es lebe unser König, Vivat, Vivat, Vivat!“ Am 28. December kehrte der Königliche Schützer und Friedebringer heim nach seiner Vaterstadt Berlin. Berittene junge Kaufleute erwarteten ihn an der Britzer Heide, um an diesem Tage die Ersten zu sein, welche dankerfüllt den Landesvater bewillkommneten mit einem dreimaligen „Vivat Friedrich der Große!“

Als menschlich schön bleibt unvergeßbar: Der für wahre Freundschaft

*) Vgl. die in der Berliner Academie am 30 Mai 1748 vorgelesene Königliche Lobschrift, Oeuvres VII, 19.

**) Beiläufig sei an einen Königlichen Brief v. 26. Aug 1756 an den „Prinzen v. Preußen“ (Wilhelm) erinnert, betreffs der Gründe, welche den preuß Kriegsherrn 1756 wieder ins Feld zu marschiren nöthigten (Oeuvres XXVI, 116 und J G. Droysen's nachgelassener Bd. IV „Friedrich der Große“.)

zart empfindende Kriegsfürst vermißte schmerzlich in Berlin zwei dort während des Feldzugs 1745 aus dem Leben Geschiedene: Jordan und Keyserlingk. Er ehrte sie durch den Nachruf, sie seien ihm seine „Familie" gewesen. Um so mehr war es dem „Verwaisten" Herzensbedürfniß, noch am Abend seines festlichen Einzugs dem sterbenden Freunde Duhan in der engen kleinen Adlerstraße, seitab von dem allgemeinen Festesjubel und Lichterglanze, einen Besuch zu machen. (Duhan entschlief d. 3. Jan. 1746.)

Das schönste Friedrichs-Portrait, von Pesne's Meisterhand, 1746 in Kupfer gestochen, wurde mit der Unterschrift versehen: „Fridericus Magnus, Rex Borussiae." Minder bekannt ist, daß wenige Zeit später das Oberhaupt der katholischen Christenheit, Papst Benedict XIV., den toleranten Preußenkönig einen „großen Monarchen" nannte. Die folgenden Generationen verewigten Ihm diese Ruhmestitel. —

Es sei an dieser Stelle gestattet, hinzuweisen auf einen Ausspruch L. v. Ranke's, welcher das Heldenleben König Friedrichs des Großen bezeichnet als „unsterblich durch das, was er erreichte, die Machterhöhung des Preußenstaats, und unschätzbar durch das, was er begründete für die deutsche Nation und die Welt." Gr L

Kritische Betrachtungen über die Operationen im Feldzug 1864 bis zur Einnahme der Dannewerke.*)

(Schluß.)

2. Februar. Das II. Korps geht frühzeitig gegen die Linie Fahrdorf—Ober-Self—Klosterkrug vor, entwickelt sich mit starken Kräften vor der feindlichen Stellung und erkundet die Angriffspunkte. — Vom I. Korps geht die 13. Division in aller Frühe gegen Missunde vor, um den Uebergang hier zu erzwingen. Hält der Feind Eckernförde und die Linie Holm—Kochendorf, so ist letztere anzugreifen, um gleichzeitig mit dem zurückgehenden Feind Missunde zu gewinnen. Der Vertheidiger von Eckernförde kann dann im Rücken gefaßt werden. Der 13. Division ist das Brückenmaterial beider Korps zu überweisen. Die Kavallerie hat sofort das ganze Schlei-Ufer zu überwachen. Die geeigneten Uebergangspunkte sind gleichzeitig mit dem Angriff auf Missunde zu erkunden, so daß, wenn dieser Angriff mißlingt,

*) Siehe Dezember-Heft 1894 der „Neuen Mil. Blätter".

in der Nacht vom 2. zum 3. Februar der Uebergang weiter abwärts unternommen werden kann.

Die 6. Division marschirt in gleicher Höhe mit dem II. Korps von Groß Wittensee auf Holm, so daß sie sowohl zur Unterstützung des II. Korps herangezogen werden kann im Falle eines feindlichen Gegenstoßes, als auch der 13. Division über Missunde folgen kann.

Vom III. Korps folgen die bis zum Vormittag des 2. Februar ausgeladenen Theile dem II. Korps auf Groß-Brekendorf; ebendahin folgen Nachmittags die bis dahin ausgeladenen Truppen. So ist das II. Korps unter Heranziehung der 6. Division und von Theilen des III. Korps einem dänischen Gegenstoß gewachsen, der vielleicht mit höchstens 27000 Mann unternommen werden könnte. Das Armee-Ober-Kommando befindet sich beim II. Korps, ein Offizier des Stabes ist zur fortlaufenden Berichterstattung zur 13. Division entsendet.

Thatsächlicher Verlauf. Als Feldmarschall Wrangel am 30. Januar im Hauptquartier zu Bordesholm seine Entschlüsse faßte, lag ihm eine von Moltke verfaßte Denkschrift vor, die die Nothwendigkeit der Umgehung über die Schlei neben dem frontalen Angriff betonte. Wrangel entschloß sich, am 1. Februar die Grenze zu überschreiten. Es kann dies nur unter der Voraussetzung gebilligt werden, daß er sich auch ohne die Garde-Division für stark genug hielt, um den Angriff entschieden durchzuführen. Gerieth aber der einmal begonnene Vormarsch in's Stocken, weil man sich gegenüber einem dänischen Vorstoß nicht für stark genug hielt, oder waren die Operationen von vornherein auf soviele Tage angelegt, daß inzwischen die Garde-Division hätte aufschließen können, so trug das ganze Unternehmen den Keim des Mißlingens in sich. — Bereits am 30. Januar gab nun Wrangel seine Disposition. Am 1. Februar soll der Vormarsch beginnen. Das II. Korps geht bis zur Sorge vor, das I. auf Missunde. (Wieweit am 1. Februar? ist nicht gesagt, sondern nur mündlich gleichzeitig mit den täglichen Marschzielen bis zum 4. Februar hin verabredet worden. Besser aber wäre das Vorgehen tageweise durch Armee-Befehl geregelt worden.) Das Vorgehen des III. Korps wird auch schon angeordnet; es soll später Schanze 14 und 15 angreifen. Der Befehl fährt fort: „Nach Erstürmung der Dannewerke beginnt eine rastlose Verfolgung, bei welcher das I. Korps darnach trachten muß, dem Feind am Mühlen-Berg bei Flensburg zuvorzukommen . . . Es entsendet jedoch die 6. Division nach Hollnis, um den Flensburger Busen zu schließen und zu beherrschen und später nach dem Sundewitt und Düppel überzugehen. Das II. Korps verfolgt von Schleswig aus, den Feind unaufhaltsam zurückwerfend, längs der Chaussee. Das III. Korps geht über Hüsby, Schuby in die rechte Flanke des Gegners, läßt Flensburg rechts und geht nach Düppel". — Am 30 Januar also disponirt der Oberkommandirende schon bis nach Düppel hinein! Der ganze Verfolgungsbefehl ist völlig

verfrüht und steht auch hinsichtlich seiner energischen Ausdrucksweise mit der demnächstigen Durchführung einigermaßen in Widerspruch. Im Befehl ist ferner bestimmt ausgedrückt, daß man auf die Mitwirkung des III. Korps rechnet. Die 6. Division wäre bei Hollis übrigens geradezu in eine Sackgasse gerathen. Sie sollte über den Flensburger Busen gehen, der hier etwa 2300 m breit ist!

Die Operation am 1. Februar.

Das I Korps ging bei Levensan, Cluvensiek und über die Landwehr-Brücke über die Eider und gelangte mit den Vortruppen bis zur Linie Eckenförde—Groß-Wittensee. Der Feind gab die Linie Eckenförde—Holm auf und ging Abends auf Missunde zurück. — Gegenüber dem II. Korps, das bei Rendsburg die Eider überschritt, wichen die dänischen Vortruppen auf die Dannewerke zurück. Das Korps gelangte mit seinen Vortruppen bis zur Linie Wittensee—Owschlag—Sorgbrück. Die Brigade Dormus erreichte von Neumünster aus Noitorf (etwa 15 km). — Das Oberkommando ging nach Rendsburg und blieb dadurch von dem vorgeschobenen rechten Flügel der Armee zu weit enfernt. Gerade hier aber kam Alles auf schnelle Befehlsverbindung an.

Aufgabe: Armee-Befehl für den 2. Februar auf Grund der Lage am 1. Februar Abends unter der Annahme, daß die Brigade Dormus bis Rendsburg gelangt und sämmtliches Brückenmaterial dem I. Korps unterstellt ist (vgl. Skizze im G. S. 127).

Hauptquartier Rendsburg, 1. 2. 64, 9° A.

Armee-Befehl.

1. Der Feind ist heute mit seinen Vortruppen gegenüber dem I. Korps über Eckernförde und Holm Kochendorf auf Missunde, gegenüber dem II. Korps auf die Dannewerke zurückgewichen.

2. Das II. Korps trifft morgen 9° V. gegenüber der Linie Ober-Selk—Jagel, unter Detachirung gegen Fahrdorf, ein und entwickelt sich mit starken Kräften. Geeignete Angriffspunkte sind sofort zu erkunden; Befehl zum Angriff aber ist abzuwarten.

3. Das I. Korps (ohne die 13. Division) greift morgen 10° V. bei Missunde an, um den Uebergang zu erzwingen. Gleichzeitig ist weiter unterhalb ein geeigneter Uebergangspunkt zu erkunden, um nöthigenfalls dort in der Nacht vom 2. zum 3. Februar überzugehen. Die Aufgabe des Korps ist, nach dem Uebergang die Straße Schleswig—Flensburg vor der feindlichen Hauptarmee zu erreichen.

4. Die 13. Infanterie-Division geht morgen über Groß-Wittensee auf Holm vor, wo sie um 9° V. eintrifft und Befehl erwartet.

5. Das III. Korps tritt morgen 7° V. mit den bis dahin ausgeladenen Truppen den Vormarsch von Rendsburg nach Torfschuppen an.

6. Ich werde mich morgen von Rendsburg über Groß-Brekendorf nach Ober-Self begeben, wo ich um 9⁰ V. eintreffe. Um diese Zeit hat die 13. Infanterie-Division Relaisverbindung zwischen Ober-Self und Missunde herzustellen.

7. Die vorderen Trains können bis zur Linie Eckernförde—Sorge herangezogen werden.

gez. X.

Thatsächlich befahl nun das Oberkommando für den 2. Februar, daß das I. Korps in die Linie Eckernförde—Kochendorf—Holm, das II. bis zur Linie Hütten—Norby (östlich der Eisenbahn, das III. bis zur Sorge (westlich der Eisenbahn) vorrücken sollte. Bei Ausgabe des Befehls hatte das Oberkommando keine Kenntniß davon, daß Eckernförde bereits heute von den Vortruppen des I. Korps besetzt war und die Dänen Abends aus der Linie Holm—Kochendorf auf Missunde zurückgegangen waren. Letztere Thatsache war sogar dem Generalkommando des I. Korps unbekannt geblieben. Das wäre dann die Schuld der Vortruppen, besonders der Kavallerie. Daß aber die wichtige Nachricht betreffs Eckernförde bei Ausgabe des Befehls noch nicht in Händen des Oberkommandos war, kann seinen Grund darin gehabt haben, daß entweder der Befehl zu früh gegeben wurde, oder daß es an einer guten Verbindung gefehlt hat. Das II. Korps sollte also noch nicht eine Meile mit seinen Vortruppen vorrücken, das I. aber nur die Linie Holm—Eckernförde erreichen, um von hier aus nöthigenfalls einem dänischen Angriff in die Flanke zu stoßen (G. S. 138). Augenscheinlich fühlte man sich noch nicht stark genug. Dann hätte man aber besser die Versammlung des III. Korps hinter der Eider abgewartet, statt den Feind überall zu alarmiren und durch den vorgeschobenen rechten Flügel auf die geplante Umgehung bei Missunde aufmerksam zu machen. Man drohte mit einem Angriff, aber man führte ihn nicht aus. Hier hätte nur größte Schnelligkeit und volle Uebereinstimmung zwischen beiden Armeeflügeln zum Ziel führen können. Der Bedrohung hätte der Angriff unmittelbar folgen müssen. Daß die Brigade Dormus so weit ab blieb, war fehlerhaft; aber es konnte von der Durchführung der Operationen nicht abhalten.

Die Operationen am 2. Februar.

Als Prinz Friedrich Karl zwischen 9 und 10⁰ V. mit der Avantgarde Kochendorf erreichte, stellte sich heraus, daß der Feind diese Linie aufgegeben hatte. Das I. Korps hatte hiermit seine Marschziele schon erreicht.

Aufgabe: Entschluß des Prinzen Friedrich Karl zwischen 9 und 10⁰ V. bei Kochendorf.

Besprechung. Der Feind hatte die Linie Holm—Eckernförde ohne ernstlichen Kampf aufgegeben. Man hätte also bereits heute den Uebergang

bei Missunde erzwingen können, der nach der Verabredung in Bordesholm erst für den 3. Februar geplant war, oder, wenn er mißlang, ihn weiter abwärts in der Nacht vom 2. zum 3. Februar versuchen können. Voraussetzung hierfür aber war, daß das II. Korps heute nicht in der Linie Hütten—Norby Halt machte, sondern bis an die Dannewerke heranging, um, sei es heute, sei es morgen früh, zum Angriff vorzugehen, je nachdem der Schlei-Uebergang gelang. Blieb aber das II. Korps zurück, so konnten zwei Fälle eintreten: Entweder der Angriff auf Missunde mißlang, dann war der Feind hier vorzeitig gewarnt, oder man kam über die Schlei, dann war die dänische Armee (vielleicht 31 000 Mann ohne die rechte Flügel-Brigade, gegenüber 25 000 Mann des I. Korps) stark genug, den Rückzug zu erzwingen. Da nun der Prinz aber die Marschziele des II. Korps kannte und wußte, daß beide Korps heute noch zurückgehalten werden sollten, weil man sich noch nicht für hinlänglich versammelt hielt, so wäre es vielleicht besser gewesen, von einem Angriff auf Missunde heute abzustehen.

Thatsächlich ereignete sich Folgendes: Prinz Friedrich Karl entschloß sich zum Angriff auf Missunde, nicht aber, um überzugehen, sondern, wie er dem Oberkommando meldete, um „in den Besitz des dortigen Vorterrains oder vielleicht des Brückenkopfes zu gelangen". Erreichte man dies, so sollte der Uebergang nach wie vor erst in der Nacht vom 3. zum 4. Februar stattfinden und am 3. dem Korps ein Ruhetag gegeben werden. — Nach den von uns bereits angestellten Erwägungen müssen wir annehmen, daß man so sicher nicht zu einem großen Ergebniß gekommen wäre. — Der Angriff wurde nun durch die Avantgarde, die 11. Brigade und die Reserve-Artillerie unternommen, während die 13. Division und die 12. Brigade bei Möhlhorst und Holm stehen blieben. Man hätte wohl besser die ganze 6. Division zum Angriff herangezogen. In den Schanzen bei Missunde befanden sich 20 Geschütze. An Truppen wurden von den Dänen allmählich Infanterie-Regiment 3 (ohne eine Kompagnie) und I/18 zur Vertheidigung herangezogen. Um 3³⁰ N. wurde vom Prinzen der Angriff aufgegeben. Er meldete sogleich dem Oberkommando den Verlauf. Er habe „sich übezeugen wollen, ob der Feind bei Missunde kräftigen Widerstand leisten oder den Brückenkopf aufgeben werde". Diese Begründung können wir auf keinen Fall gelten lassen. Ein einfaches Erkundungsgefecht, in dem man 12 Offiziere und 187 Mann verlor, wäre hier nicht am Platze gewesen. Daß die Dänen sich der drohenden Umfassung an diesem wichtigen Punkt bei Missunde widersetzen würden, war unter allen Umständen vorauszusehen. An einem solchen Punkt klopft man nicht an, um zu sehen, ob „Herein!" gerufen wird. Entweder hätte man energischer und mit stärkeren Kräften angreifen sollen: dann hätte man aller Wahrscheinlichkeit nach das Defilee geöffnet; oder man hätte überhaupt von dem Angriff abstehen sollen. So aber hatte man die Operationen mit einem Mißerfolg begonnen.

Das I. Korps wurde nun Abends in Schwansen im Raume Orsumer M.—Saxtorf—Ludwigsburg—Eckernförde untergebracht. Die Kavallerie-Division war völlig zersplittert. Es war auf diesem Schauplatz schwer, Kavalleriemassen zu verwenden. Hier aber hätte man viel Kavallerie gebrauchen können, um schon Vormittags das ganze Schlei-Ufer zu erkunden und die Verbindung mit dem II. Korps herzustellen. — Das II. Korps rückte heute dem Befehle entsprechend mit den vorderen Truppen bis in die Linie Hütten—Norby, machte also nur eine geringfügige Vorbewegung, sodaß die Brigade Gondrecourt ihre bisherigen Quartiere bei Schulendamm beibehalten konnte. Die Brigade Dormus gelangte nicht weiter, als bis Büdelsdorf, sodaß das Korps eine Tiefe von etwa 1½ Meilen hatte.

Vom III. Korps wurden heute die vordersten Truppen bis an die Sorge (von der Eisenbahn bis Tetenhusen) vorgezogen. Die übrigen bereits ausgeladenen Truppen lagen dahinter bis Rendsburg, dehnten sich aber dabei in einer für den späteren Vormarsch unzweckmäßigen Weise nach Westen aus. So wurde Elsdorf mit einem Bataillon und Hohn mit einem Regiment belegt. Es fehlten heute vom III. Korps nur noch drei Bataillone, die Batterien und die Kavallerie.

Das Armee-Oberkommando brach Mittags nach Damendorf auf. Die Lage am 2. Februar Abends bezeichnet das G. (S. 152) dahin, daß „das verbündete Heer mit dem rechten Flügel die feindliche Stellung an der Schlei angegriffen hatte, um deren Widerstandsfähigkeit zu erproben, während sein linker Flügel sich dem Gegner nur langsam näherte, weil hier die Kräfte zum entscheidenden Handeln noch nicht versammelt waren". Hinsichtlich der Begründung des Angriffs auf Missunde schließt sich also das G. der Ansicht des Prinzen Friedrich Karl an. Wir haben uns über die Berechtigung eines solchen Angriffs gegen eine solche Stellung, nur „um deren Widerstandsfähigkeit zu erproben", bereits ausgesprochen, ebenso wie darüber, daß der linke Flügel zurückblieb, um sich erst zu versammeln.

Aufgabe: Entschluß des Oberkommandos für den 3. Februar auf Grund der thatsächlichen Lage vom 2. Februar Abends.

Besprechung. Das II. und III. Korps gehen früh gegen die Dannewerke vor. Der Befehl zum Angriff wird vom Uebergang des I. Korps über die Schlei abhängig gemacht. Das II. und III. Korps sind nunmehr einem dänischen Gegenstoß vollauf gewachsen; das I. Korps kann daher seine gesammten Kräfte für den Uebergang verwenden, indem es vielleicht mit einer Division und der Reserve-Artillerie morgen früh erneut bei Missunde angreift, mit der anderen Division und dem gesammten Brückenmaterial und den mitgeführten Kähnen an einem heute erkundeten Uebergangspunkt weiter abwärts vor Tagesanbruch den Uebergang versucht.

Thatsächliche Anordnungen des Oberkommandos für den 3. Februar. Auffallenderweise wurde am 2. Februar bereits um 11⁰ V.

noch von Rendsburg aus der Befehl für den 3. erlassen, ohne daß ein Grund für diese gänzlich verfrühte Befehlsausgabe zu erkennen wäre. Je größer die Truppenverbände und die Entfernungen, um so später kommen die Meldungen Abends an, um so später müssen die Befehle für den folgenden Tag gegeben werden. Napoleon pflegte daher bis Mitternacht zu schlafen und dann erst seine Befehle zu geben. Auch 1870/71 konnten die Befehle meist erst spät Abends gegeben werden. Wenn Moltke bekanntlich am 17. August „bereits" um 2⁰ A. seinen Befehl für den 18. gab, ohne daß die Lage abgeschlossen war, so zwangen ihn dazu andere Gründe.

Um 11⁰ V. am 2. Februar konnte man natürlich von dem Angriff auf Missunde nichts wissen. Da man aber von vornherein erwartet hatte, den Feind in der Linie Holm—Eckernförde anzutreffen, so wäre es angezeigt gewesen, nicht eher zu befehlen, als bis man hierüber Nachricht hatte. Der Oberkommandirende befahl nun für den 3. Februar:

„Das I. Korps setzt morgen seine Operationen gegen Missunde fort." — Dieser Befehl, der an und für sich viel zu unbestimmt ist, beruht also auf der Annahme, daß das I. Korps heute nur die Linie Holm—Eckernförde erreicht. — Das II. Korps sollte nach der Linie Jahrdorf—Jagel zu aufschließen und Alarmquartiere beziehen. — Das III. Korps sollte mit der Avantgarde die Linie Jagel—Alt-Bennebeck erreichen und das Gros dahinter in Alarmquartieren bis zur Sorge unterbringen. — Im Weiteren wurden die Kommandeure des II. und III. Korps für morgen, den 3., 4⁰ A. nach Ober-Selk bestellt, wo die Disposition für den 4. Februar gegeben werden sollte. Trotzdem erstreckt sich der Befehl unerklärlicherweise auch noch auf den 4. Februar: „Am 4. Februar 9 Uhr früh stehen das II. Korps bei Lottorf und Altmühl, das III. Korps zwischen Kropp und Wielsiek konzentrirt." — Der Angriff auf die dänische Mitte soll also am 3. noch nicht stattfinden, sondern scheint für den 4. beabsichtigt zu sein. In Damendorf war nun am 2. Februar Abends das Oberkommando von dem in Hemmelmark befindlichen Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl nur etwa 1½ Meilen entfernt und muß daher die Nachricht von dem mißlungenen Angriff auf Missunde zeitig erfahren haben. Trotzdem wurden, wie das G. (S. 153) angiebt, für das I. Korps für morgen „keine abändernden Bestimmungen erlassen". Es wird ihm also weder ein erneuter Angriff auf Missunde, noch ein Uebergang weiter abwärts aufgetragen. Eine ausreichende Erklärung hierfür vermag ich nicht zu finden. Vielleicht liegt sie darin, daß das Oberkommando schon heute sich zu der am folgenden Tag bei der Besprechung im Hahnenkrug entwickelten Ansicht bekannte, sich lediglich auf einen Frontalangriff gegen die Dannewerke beschränken zu müssen. —

Die Operationen am 3. Februar.

Das II. Korps ging dem Befehle gemäß gegen die dänische Mitte vor, warf in einem energisch und glücklich geführten Gefecht die dänischen Vortruppen bei Ober-Self und Jagel zurück und erstürmte, in richtiger Initiative über die gestellte Aufgabe hinausgehend, den Königsberg. Abends hielten die Vortruppen die Linie Fahrdorf—Wedelspang—Ober-Self—Jagel; die Gros waren dicht dahinter. Hier muß man sich mit Allem einverstanden erklären.

Das I Korps blieb, da keine weiteren Befehle eingingen, heute in seiner Stellung. Bedauerlicherweise ging somit in dieser Operationsperiode, wo Alles auf Schnelligkeit ankam, ein ganzer Tag ungenutzt verloren. Da die am 2. Februar 11 ° V. ausgefertigten Befehle des Oberkommandos jedenfalls früh bein I. Korps anlangten, so hätte man, nachdem inzwischen der Angriff auf Missunde mißlungen war, vielleicht eine Anfrage an das Oberkommando richten können. Vielleicht hätte man auch aus eigenem Antrieb den Uebergang weiter unterhalb Missunde für die Nacht vom 3. zum 4. vorbereiten können.

Das III. Korps erreichte mit der Avantgarde die Linie Wielsiek—Kl.-Bennebeck, mit dem Gros die Gegend von Kropp.

Nachmittags fand nun im Hahnenkrug im Beisein des Kronprinzen die Besprechung mit den drei Korpsführern statt Hierzu brachte der Oberkommandirende eine bereits entworfene Disposition mit, wonach in den nächsten Tagen lediglich ein Frontalangriff gegen die Dannewerk-Schanzen stattfinden sollte. Die Artillerie sollte die Vorbereitung gegen die Schanzen 10, 11 und 12 übernehmen. die demnächst vom II. und III. Korps gestürmt werden sollten. „Findet man, fährt die Disposition fort, die Schwierigkeiten aber zu groß, dann allerdings müßten einzelne Schanzen erst durch die Mittel des Belagerungskrieges zur Uebergabe genöthigt werden." — Was das I. Korps machen sollte, wird nicht erwähnt. Also statt daß man den Gegner frontal fesselte und hier zum Sprunge bereit stand, während man ihn über die Schlei umging und von seiner Rückzugsrichtung abschnitt, wollte man ihn ausschließlich frontal an seiner stärksten Stelle anfassen, um ihn im günstigsten Falle auf seine Rückzugslinie zu werfen. Ja, man hatte sogar nicht übel Lust, es auf einen Belagerungskrieg ankommen zu lassen, womit man dem Gegner den denkbar größten Gefallen erwiesen hätte. Es stand dies mit der Denkschrift Moltke's und den sonstigen von Berlin zugegangenen Weisungen, ja mit den eigenen Befehlen vom 30. Januar (s. S. 7) im Widerspruch und läßt sich auf keine Weise erklären.

Mit Recht erhoben sich daher in der Besprechung hiergegen Bedenken. Es fand ein völliger Kriegsrath statt, der zu dem entgegengesetzten Ergebniß kam, nämlich nicht eher zu einem Sturm in der Front zu schreiten, als bis



der Uebergang über die Schlei gesichert wäre. Die Folge war nun, daß, nachdem heute das II. und III. Korps vorgegangen, das I. aber unthätig stehen geblieben war, am 4. Februar umgekehrt das II. und III. abwarten sollten, inwieweit dem I. Korps der Schlei-Uebergang gelingen würde.

Die Operationen am 4. Februar.

Prinz Friedrich Karl entschloß sich zu dem sehr weit entfernten Uebergang bei Cappeln und Arnis. Hiermit erklärte sich zwar das Oberkommando einverstanden, nicht aber mit der weiteren Absicht des Prinzen, demnächst in der entscheidenden Richtung auf Flensburg vorzugehen. Es verlangte vielmehr unerklärlicherweise, daß das I. Korps nach dem Ueberschreiten der Schlei die Richtung auf Missunde nehmen solle. Dann war allerdings ein entscheidendes Ergebniß nicht zu erzielen. Vielleicht glaubte man sich noch immer nicht stark genug und wollte das I. Korps nicht soweit aus der Hand lassen. — Auch an diesem Tage geschah aber der Uebergang noch nicht. Das I. Korps blieb auch heute in seiner Stellung. Die erforderlichen Erkundungen hätte man doch am gestrigen Ruhetag hinreichend ausführen können. Die österreichische Brückenequipage wurde auch erst am 4. Abends dem I. Korps zur Verfügung gestellt. Das hätte schon viel früher geschehen müssen.

Das II. und III. Korps blieben im Wesentlichen in ihren Stellungen. Ueberall fanden vor der Front Erkundungen der Schanzen statt.

Die Operationen am 5. Februar.

Erst heute marschirte das I. Korps rechts ab und konzentrirte sich gegenüber Arnis—Rabelsund. Die Nachmittags durch den Oberst v. Blumenthal ausgeführten Erkundungen ergaben ziemlich richtig, daß bei Arnis, Cappeln und Rabelsund Infanterie stand und der ganze Wasserlauf beobachtet wurde. Die Schanzen schienen unvollendet zu sein. Die Möglichkeit genauer Erkundung lag also doch vor; dann hätte man ebenso gut auch früher erkunden können. Das Uebersetzen sollte am 6. um 4" V. beim Ellenbenger Holz und bei Espenis beginnen, die Brücke bei Arnis geschlagen werden

Für den 6 Februar hatte das Oberkommando bereits am 4. seine Befehle gegeben, obwohl keine Eile geboten war. Danach sollte am 6. um 9" V. die Beschießung der Schanzen beginnen und das II. und III. Korps zum Sturm bereitstehen. Dieser aber sollte nicht eher unternommen werden, als bis die Meldung da wäre, daß das I. Korps über die Schlei gegangen und bis Missunde vorgedrungen wäre. Es war aber keinesfalls anzunehmen, daß die Dänen sich in den Dannewerken solange halten würden, wenn ein ganzes Korps bei Arnis und Cappeln übergegangen war und auf Missunde vorging. Bis die Meldung hiervon beim Oberkommando einging und der Befehl zum Sturm gegeben wurde, hätten die Dänen reichlich Zeit zum

Abzug gehabt. Die gänzlich verfehlte Richtung des I. Korps auf Missunde ließ den Dänen ihre Rückzugsstraße frei, zumal wenn sie rechtzeitig das Defilee bei Wedelspang besetzten. Die Disposition brach also dem Angriff die Spitze ab; entscheidende Erfolge hätten nicht errungen werden können. Augenscheinlich fühlte man sich in der Front noch immer nicht sicher genug und wollte das I. Korps unmittelbar gegen die Flanke der Dannewerke heranziehen.

Heute, am 5. Februar, sah sich nun das Oberkommando veranlaßt, die bereits am 4. für den 6. gegebenen Befehle abzuändern. Hätte man die Befehle für den 6. überhaupt erst am 5. gegeben, so hätte man eine solche immer sehr mißliche Abänderung eines bereits gegebenen Befehls vermieden. Nunmehr sollten sich die Truppen am 6 Vormittags nicht mehr zum Sturm bereitstellen. Entgegen dem heutigen Gebrauch giebt das Oberkommando im Befehl auch die Erwägungen an, die es zu dem Entschlusse geführt haben, und führt die verschiedenen, möglicherweise eintretenden Fälle an, von denen, wie immer, nachher keiner eintrat Es wird gesagt: Wenn der Uebergang über die Schlei gelingt, so wird der Feind entweder seine bedrohte Stellung bei Schleswig räumen: dann sollen die Vorposten gleich folgen; oder er geht bei Schleswig zur Offensive über: dann sollen das II. und III. Korps ihre Stellung halten. — Nun wäre aber eine dänische Offensive nur denkbar gewesen, während das I. Korps seine umgehende Bewegung ausführte, also vielleicht während des Rechtsabmarsches nach Arnis und Cappeln, schwerlich aber nachdem die Umgehung gelungen war. Dann war vielmehr wahrscheinlich, daß der Feind seine Stellung räumen würde, und diese Annahme scheint auch den Kern des Befehls zu bilden. Man glaubte, daß der Schlei-Uebergang den Gegner bei Schleswig zum Rückzug veranlassen würde. Dann glaubte man den ganzen Angriff nicht nöthig zu haben. Daß der Feind zurückging, war jedoch nicht das Wesentliche, sondern daß man ihn vernichtete. Dazu mußte man ihn, sowie der Schlei-Uebergang gelang, in der Front angreifen, während das I. Korps sofort gegen die Straße Schleswig—Flensburg vorging.

Hiermit können wir die Betrachtung der Operationen gegen die Dannewerke schließen. Bereits am 4. Abends hatte de Meza den Rückzug beschlossen, der heute, den 5., nach Einbruch der Dunkelheit begann. Die erste Meldung vom Abzug langte beim Generalkommando des II. Korps am 6. Februar 4" V. an. Das II. Korps marschirte energisch vor, griff Theile des Feindes bei Oevensee an und blieb ihm bis zum Abend an der Klinge. Trotzdem entkamen die Dänen ohne allzu große Verluste am Abend des 6. bis Flensburg und zum Theil noch darüber hinaus. Der kommandirende General des III. Korps erhielt erst am 6. um 8 '⁵ V. Kenntniß vom dänischen Abmarsch. Seine Avantgarde begann um 10 '" V. den Vormarsch und stieß heute überhaupt nicht mehr auf den Feind. Das I. Korps merkte den

Abzug schon vor Beginn des Uebersetzens und konnte nun hiermit ungestört vorgehen. Auch hier erreichte man aber den Feind am 6. nicht mehr. Am 7. Februar konnte die Verfolgung noch viel weniger ein Ergebniß haben, da das Oberkommando das allein am Feind befindliche II. Korps mit Rücksicht auf seine Anstrengungen vom 6. in die zweite Linie zurücknahm und das III. Korps zur Verfolgung vorzog.

Das Ergebniß der Operationen gegen die Dannewerke vom 1. bis zum 6. Februar war also, daß der Feind sich dem Schlage entzogen hatte und in der Lage war, sich in seine Flankenstellungen, sei es nach Düppel, sei es nach Frederizia zurückzuziehen. So kam es, daß sich der Feldzug bis in den Sommer hineinzog, während er schon an der Schlei hätte ein Ende nehmen können. Der Mißerfolg ist weniger den zum Theil mangelhaften Dispositionen des Oberkommandos zuzuschreiben, als dem Mangel an Thätigkeit überhaupt. Dadurch gewinnt der betrachtete Zeitraum ein besonderes kriegsgeschichtliches Interesse für Jeden, der die preußische Kriegsgeschichte nicht nur zu dem Zweck studirt, um die Ueberzeugung zu gewinnen, wie wir's dann so herrlich weit gebracht.

Das Geheimniß der Erfolge Napoleons beruht zum großen Theil in seiner außerordentlichen Thätigkeit und Schnelligkeit. In seinem berühmten Wort „activité activité vitesse!" finden wir den Kernpunkt seiner Strategie. So war es auch 1866 und 70/71 bei uns. Noch in derselben Nacht nach dem furchtbaren Kampf bei Gravelotte—St. Privat entwarf Moltke die Befehle, die die um Metz versammelten Massen in neue Armeen eintheilten und diese für ihre neuen Aufgaben in Bewegung setzten, zur Einschließung der Armee Bazaine's in Metz und zum Kampfe gegen Mac Mahon.

Vielfach behauptet man, daß Napoleon seine Erfolge zum großen Theil dem Glück verdanke. Das Glück aber bietet jedem Heerführer ab und zu die Hand. Den Augenblick richtig zu erkennen und energisch auszunützen, war die Kunst Napoleon's wie Moltke's, und dies ist Genie, nicht Glück zu nennen. Männer wie Giulay 1859 oder Benedek aber wagten es nicht die Hand zu ergreifen, die ihnen der Zufall entgegenstreckte, und gaben dem mangelnden Glück die Schuld, die in ihnen wohl selbst zu suchen ist.

Wer handelt, giebt dem Feinde das Gesetz. Wer schnell handelt, verblüfft ihn und raubt ihm die Zeit zur Ueberlegung. So lehrt die Kriegsgeschichte unumstößlich. 186.

Chatillon-sur-Seine.

Dieser Handstreich — sagt „La France militaire" — ist wenig bekannt und verdient doch nicht, unbekannt zu bleiben. Die Erfolge bestanden in einer erklecklichen Zahl an Mannschaften, Pferden und Fahrzeugen, die den Preußen abgenommen wurden Man spricht davon nicht in den letzterschienenen Werken über 1870 — weder in dem Romagny's, noch in dem von Kardinal von Widdern. Uebrigens erklärt sich diese Unterlassung bei einem deutschen Schriftsteller sehr leicht, denn der Vorfall ist für seine Landsleute nicht sonderlich erhebend! . . . .

Metz hatte kapitulirt, die I. und II. Armee waren verfügbar geworden und diese letztere hatte den Befehl erhalten, sich gegen Orleans zu wenden, weil man das Vorhandensein einer in der Bildung begriffenen französischen Armee bei dieser Stadt vermeldete. Diese II. Armee hatte also einen Flankenmarsch auszuführen, indem dieser nach links völlig ungedeckt sich vollzog.

Das X. Korps — die linke Kolonne — hatte als Seitendeckung in Chaumont 6 Bataillone, 2 Schwadronen und 2 Batterien abgezweigt und setzte seinen Marsch auf Chatillon-sur-Seine, Tonnerre und Joigny fort.

Die General-Etappeninspektion der II. Armee. welche über 4 Landwehr-Bataillone (zu 6 Kompagnien) und 2 Schwadronen der 5. Reserve-Husaren verfügte, folgte der Bewegung und ließ sich mit der Hälfte ihrer Truppen in Troyes nieder. Ein Bataillon (Unna) des kombinirten Landwehr-Regiments 16/55 und die 2. Schwadron wurden nach Chatillon-sur-Seine unter Befehl des Oberst Lettgau vom Regiment 16/55 geschickt. Dieser Offizier kam in dem Ort am 17. November an, nachdem er eine Kompagnie (die 6.) in Chateauvillain und eine andere (die 5.) in Chaumont gelassen hatte. Nach seinem Auftrage sollte er Chatillon, den Hauptort des Departements, besetzen, die Linie Chaumont—Chatillon—Troyes wieder herstellen und gleichzeitig mobile Kolonnen entsenden, um die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten.

Da er noch eine Kompagnie nach Bar-sur-Seine abgeschickt hatte, verfügte er in Chatillon selbst nur über drei Kompagnien und eine Schwadron.

Am 18. November hatte er unter seinem Befehl 41 Offiziere, 44 Unteroffiziere, 12 Spielleute und 405 Mann seines Regiments und 200 vom (Major von Kargen vom Regiment 56) geführte Rekonvaleszenten des X. Korps, außerdem 4 Offiziere, 7 Unteroffiziere, 2 Trompeter und 80 Husaren. Beim Eintreffen der deutschen Truppen hatte die Bevölkerung von Chatillon eine stark ausgeprägte feindliche Haltung gezeigt

Es ist überflüssig, eine Beschreibung der Stadt zu geben. Bekanntlich liegt sie zu beiden Seiten der Seine und ihre Häuser bedecken das Thal hüben und drüben.

Sehen wir, welche Maßnahmen die Deutschen bei ihrer Ankunft trafen.

Die Infanterie wurde bei den Einwohnern auf beiden Seine-Ufern einquartiert; die Kavallerie richtete sich in einem großen Stall am linken Ufer ein, die Offiziere in einem Schlosse außerhalb der Stadt, die Fahrzeuge vor den Wohnungen der Hauptleute. Der Oberst stieg in der Souspräfektur ab. Eine Polizeiwache wurde in der Mairie eingerichtet, neben der Souspräfektur; sie bestand aus einem Unteroffizier, einem Spielmann, 24 Mann und sollte einen Doppelposten auf jeder der Straßen nach Montbard, Dijon und Troyes aussetzen.

Als der Oberst am Abend erfuhr, daß die Franzosen Dijon besetzt hielten, befahl er, auf der dorthin führenden Straße eine Feldwache auszusetzen, bestehend aus 1 Offizier, 2 Unteroffizieren und 30 Mann. Außerdem mußte sich ein Kavallerieposten 3 bis 4 km noch weiter vor aufstellen.

Da die Nacht vom 17. zum 18. ruhig verlaufen war, wurden dieser Posten sowie die Feldwache wieder eingezogen und die Ortswache stellte wieder die Posten an den Ausgängen.

Um 7 Uhr Morgens ging der Major von Karger mit seinen 200 Rekonvaleszenten nach Tonnerre ab. Gegen 10 Uhr Vormittags versicherten von Dijon kommende Reisende dem Obersten, daß diese Stadt in den Händen der Deutschen sei; man schenkte ihnen Glauben.

Um 3 Uhr Nachmittags hielt man einen Appell ohne Waffen ab im Beisein einer beträchtlichen Anzahl Zivilisten in Blousen. Letzterer Umstand fiel einem Offizier der aktiven Armee auf, welcher die Stelle des Bataillonsadjutanten bekleidete. Auf sein wiederholtes Drängen entschied der Oberst, daß die Ortswache während der Nacht um einen Offizierdienste thuenden Vizefeldwebel, 4 Unteroffiziere und 150 Mann verstärkt würde. Außerdem mußte die Infanterie eine Außenfeldwache wie am vorigen Abend ausstellen; jedoch sollte sie nur durch einen Unteroffizier befehligt werden. Auch die Kavallerie mußte in gleicher Weise eine Patrouille von 1 Unteroffizier und 6 Husaren abschicken. Der Offizier vom Tagesdienst, ein Landwehrleutenant, war beauftragt, die Ausführung dieser Maßnahmen zu überwachen; er mußte gleichzeitig den Truppen die Weisung ertheilen, sie sollten unmittelbar mit Tagesanbruch einrücken.

Auch die Nacht vom 18. zum 19. war ruhig.

Am 19. Morgens kehrte der feldwachhabende Unteroffizier weit vor Tagesgrauen (es war noch nicht 5½ Uhr) in die Stadt zurück und die Ortswache stellte wieder die Doppelposten an den Ausgängen aus.

Plötzlich, gegen 6½ Uhr, erschallen gleichzeitig von allen Seiten Flintenschüsse und französische Abtheilungen erscheinen auf den drei Straßen von

Montbard, Dijon und Tonnerre. Der Posten an der Mairie griff zu den Waffen, dann gab es eine namenlose Unordnung, eine Unordnung, die um so begreiflicher war, als die französischen Truppen, die Nacht benutzend, schleunigst vorgegangen waren und schon die Straßen nach Chaumont und Dijon und alle angrenzenden besetzt hielten In einem einzigen Hause — dem Hotel der Côte-d'Or — hatten sie 3 Lieutenants, 2 Offizierdienste thuende Vizefeldwebel, einen Zahlmeister und einen Arzt gefangen genommen. Der Major von Alvensleben war getödtet worden.

Indessen war es den wenigen übrigen Offizieren gelungen, ein wenig Ordnung unter den Mannschaften zu stiften, die von allen Seiten in einem Zustand größter Erregung herbeieilten. Gegen 7½ Uhr versuchten sie die Offensive zu ergreifen und die Angreifer zurückzuwerfen; aber sie wurden von einem so vernichtenden Feuer empfangen, daß sie sich schleunigst zurückziehen mußten.

Während dieser Zeit sammelte ein anderer Offizier, der Major von Bockelmann, die Nachzügler, die von allen Seiten ankamen, setzte den Garten der Marie in Vertheidigungszustand und entsandte kleine Abtheilungen nach rechts und links zum Schutze seiner Flanken. Einen Augenblick darauf versuchte er seinerseits vorzudringen; aber mit schlagendem Tambour wurde er abgewiesen.

In Folge dessen entschloß er sich zum Rückzug auf das rechte Seine-Ufer, ohne vom Angreifer verfolgt zu werden. Dieser hatte nur das Eine im Auge: Gefangene zu machen und dann sich zurückzuziehen, ohne sich weiter einzulassen, d. h. einen Handstreich auszuführen, und das war ihm geglückt.

Die Preußen hatten verloren: 12 Todte, 8 Verwundete, 120 Vermißte, 10 Pferde, außerdem an Gefangenen 3 Lieutenants, 1 Arzt, 1 Zahlmeister, 2 Offizierstellvertreter — Alles bei der Infanterie. Die Reiterei hatte verloren: 1 Offizier und 1 Husaren todt, 1 verwundet; 4 Unteroffiziere, 40 Husaren, 65 Reitpferde und 2 Zugpferde waren gefangen.

Die Deutschen blieben, ohne sich zu rühren, bis gegen 2 Uhr Nachmittags auf dem rechten Ufer. In diesem Augenblick kam ihnen Verstärkung von Chaumont, eine unerwartete Verstärkung (300 Rekonvaleszenten vom X. Armeekorps). Der Oberst befahl einigen Husaren, die ihm blieben, auszukundschaften. Binnen kürzester Frist meldeten diese, daß der etwa ein und ein halbes Bataillon starke Feind sich auf der Straße nach Montbard zurückzöge.

Wir wollen uns nicht bei den Repressalien der Deutschen aufhalten. Diese nahmen eine große Anzahl von Geißeln und erlegten der Stadt eine Kriegssteuer von einer Million auf, dann zogen sie sich auf Chateauvillain, 37 km rückwärts gelegen, zurück.

Der Handstreich war von Ricciotti Garibaldi ausgeführt. Abmarschirt mit 400 Mann von Arnay-le-Duc, nördlich von Autun, hatte er mehr als 100 km in drei Tagen zurückgelegt und hatte den Deutschen die oben angegebenen Verluste beigebracht. Dieser Zug hatte ihm nicht mehr als 6 Todte und 10 Verwundete gekostet.

Das Unternehmen hatte wunderbaren Erfolg gehabt, die Ueberraschung der Deutschen war vollständig gewesen, die hervorgerufene moralische Wirkung eine beträchtliche.

Bevor wir die Vorbereitung und Ausführung dieses so kühnen Handstreiches genauer betrachten, frischen wir eine unbekannte oder wenig bekannte Einzelheit auf. Ricciotti, in Kenntniß gesetzt von den Gewaltmaßregeln, welche die Deutschen gegenüber den Einwohnern von Chatillon ergriffen hatten, richtete einen äußerst energischen Brief, aus dem wir nachstehende Sätze herausziehen, an den Prinzen Friedrich Karl:

„. . . . Drohung gegen Drohung. Wenn Sie die Schändlichkeit begehen und Ihr verabscheuungswürdiges Vorhaben (nämlich Chatillon zu plündern und niederzubrennen) ausführen lassen, so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß ich keinen der 200 Gefangenen schonen werde, die Sie in meinen Händen wissen. . . . Da meine Brigade ausschließlich von Franktireurs gebildet wird, werden wir alle unsere Gefangenen behalten. Jedes Mal, wenn ich die Gewißheit erlangt habe, daß Gewaltthätigkeiten an den Unsrigen durch Ihre Truppen begangen sind, werde ich Auge um Auge, Zahn um Zahn verfahren."

Dieser etwas prahlerisch klingende Brief verfehlte seinen Zweck nicht, da die Geißeln unmittelbar nach Begleichung der Kontribution freigegeben wurden. . . . .

Ricciotti Garibaldi war von Arnay-le-Duc mit 400 Mann abmarschirt, die den Franktireurs Savoyens, von Dôle, der Isère und des Doubs angehörten und mit einer Abtheilung der Franktireur-Kompagnie „Die Elsässer" aus Paris. Am Abend vor dem Handstreich war eine Anzahl dieser letzteren in Zivilkleidern in Chatillon eingerückt und hatten hier Ortskenntniß erworben. Einige waren zu Ricciotti behufs Berichterstattung zurückgekehrt; die andern, welche in der Stadt geblieben waren, hatten dem waffenlosen Appell der Besatzung beigewohnt und sich dann im Hotel der Côte-d'Or versammelt. Nach dem Essen hatten sie sogar eine Unterhaltung auf Deutsch mit den billardspielenden Offizieren und sie hatten diesen unter Anderem erzählt, daß sie elsässische Kaufleute und auf der Durchreise in Chatillon wären.

Die Preußen hatten nicht die leiseste Ahnung von dem, was gegen sie angezettelt war; so war denn ihre Ueberraschung eine vollständige. Wenn die Maßnahmen zur Sicherung des Erfolges von Ricciotti gut getroffen waren, so kann man nicht dasselbe behaupten von dem, was die Deutschen vor, während und nach dem Kampfe gethan haben.

Man hat bereits gesehen, daß sie sich sehr schlecht sicherten. Während des Kampfes hatte der Oberst nicht einen Augenblick daran gedacht, sich Schritt für Schritt zu vertheidigen. Im Gegentheil: sein Denken konzentrirte sich auf die Rückzugslinie, die er bedroht, ja bereits für nahezu abgeschnitten hielt.

Dieser vorgefaßten Meinung folgend, die durch die vielfachen Hornsignale, von den Franktireurs in seiner rechten, in seiner linken Flanke, in seinem Rücken ausgeführt, noch erhöht wurde, räumte er rücksichtslos die Stadt gerade in dem Augenblick, wo die Angreifer sich schleunigst in der Richtung auf Mantbard zurückzogen, nachdem sie die Gefangenen und die Pferde nach derselben Seite schon vorausgesandt hatten.

Anlangend das Einquartierungsverfahren der Deutschen, so kann man es mindestens seltsam finden, daß sie ihre Leute bei den Einwohnern untergebracht hatten zu Einem, zu Zweien, wie es sich gerade machte und als wenn man mitten im Frieden wäre.

Was die Reiterei anbetrifft, so fand sich beinahe das ganze Detachement in einem großen Pachthofe einquartiert. Diese in gewissen Fällen vorzügliche Maßnahme war unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine namenlose Thorheit. Erstlich lag der Pachthof ungünstig, weil in dem dem Feinde zugekehrten Theil der Stadt; ferner hatte er nur einen einzigen Ausgang; endlich muß man bedenken, daß zu dieser Zeit die deutschen Reiter nur mit der Pistole bewaffnet waren. Es wäre also vernunftgemäß gewesen, mit ihnen eine, wenn auch noch so schwache Abtheilung Infanterie zusammenzulegen, um ihnen als Rückhalt zu dienen. Ein erschwerender Umstand: kein einziger Offizier war bei der Truppe untergebracht, und selbst eine gewisse Zahl von Unteroffizieren und Husaren hatte es für vornehmer erachtet, ihre Pferde im Stalle zu lassen und in den guten Betten der Einwohner zu schlafen.

Die Ueberraschung war eine vollständige. Ricciatti hatte einen Erfolg errungen, der seine Erwartungen weit übertraf. Man hat gesehen, wie der preußische Oberst eine erste Verstärkung von 300 Mann erhielt. Am Abend hatte er eine zweite erhalten und er konnte in diesem Augenblick über mehr als 900 Gewehre und etwa 25 Reiter verfügen.

Der Feind hatte seine Angriffsbewegung nicht fortgesetzt; nach viel besser: er hatte Chatillon geräumt und sich auf Mantbard zurückgezogen.

Und was that der Oberst, nachdem er die Verstärkung erhalten hatte?

Man glaubt es kaum, aber es ist so. Mittels eines Nachtmarsches von 37 km zog er sich mit seiner ganzen Mannschaft auf Chateauvillain zurück. Vielleicht trug die vom Tribunalpräsidenten in Gegenwart des Oberst abgegebene Erklärung, daß Garibaldi (der Vater) mit 10 000 Mann auf Chatillon marschirte, mit dazu bei, den Rückzug der Deutschen zu beschleunigen.



Im Ganzen: der Handstreich, sehr gut vorbereitet, kühn durchgeführt, war vollständig geglückt; er hatte greifbare Erfolge gebracht, indem er die Räumung Chatillons und eines Landstriches von 37 km Breite bewirkte.

Soweit „La France militaire". Man darf einer Antwort von deutscher Seite gewärtig sein. 8.

Nordische Lesart über deutsche Seegeltung und Gründung einer Flotte.*)

Von

Batsch,
Vize-Admiral z. D.

(Schluß.)

Noch ist die südliche Seemacht Rußlands im Pontus eingesperrt, und die nördliche in einem entlegenen Winkel des Baltischen Meeres stationirt, wo sie eine Hälfte des Jahres im Eis liegt, aber auch sonst zu entfernt ist, um außerhalb des Baltischen Meeres energisch wirken zu können.

Deshalb muß Rußland, wenn es seine Flotte außerhalb des Baltischen Meeres gebrauchen will, fremde Häfen als Winterlager benutzen. Zuweilen haben deshalb die russischen Geschwader Winterlager in Copenhagen gemacht. Die weite Entfernung der russischen Flotte und die Beschaffenheit seiner Häfen, setzten Dänemark 1801 allgemein dem englischen Anprall aus.

Der Bund der „bewaffneten Neutralität" wurde damals überfallen und hätte voraussehen können, daß es geschehen würde, wenn man nicht außerordentliche Vorkehrungen traf. Dergleichen Unglücksfälle treten aber leicht ein, wenn Politik und Kriegskunst nicht Hand in Hand gehen.

Indeß würde Rußland alle Schwierigkeiten überwinden, durch die es bis jetzt noch verhindert wird eine große Weltmacht zu sein, wenn Europa ihm jemals erlauben würde, die skandinavische Halbinsel und die Türkei zu erobern. Durch beide würde es bald in den Besitz einer großen Menge von Seeleuten kommen, es würde den Schlagbaum der Dardanellen niederreißen, seine nördliche und südliche Seemacht vereinigen; die Flotte des Schwarzen Meeres würde in Constantinopel, die des Baltischen Meeres an der hafenreichen, eisfreien und vortrefflichen Seebasis Norwegens stationiren.

*) Siehe Dezember-Heft 1894 der „Neuen Militärischen Blätter".

Constantinopel mit dem Bosporus und den Dardanellen sind Punkte, welche den östlichen und westlichen Theil der alten Welt mit einander verbinden, es hat diese alte Welt nicht einen zweiten Punkt, der politisch, militärisch und merkantil von größerer Wichtigkeit ist, und auch in der neuen Welt würde nur die Durchstechung des darischen Isthmus von größerer Wichtigkeit sein. Um jeden Preis muß deshalb Europa die Herrschaft über das mexikanische Reich erhalten. Es bildet den Mittelpunkt zwischen dem nördlichen und südlichen Amerika, zwischen dem westlichen und östlichen Ocean, beherrscht deshalb den australischen und amerikanischen Archipel und hat außer diesem Werth seiner natürlichen Lage politisch, militärisch und merkantil große Bedeutung.

Man findet derartige Centralpunkte von Reichthum und Macht auf der Erde, die niemals ihren Herrn oder Besitzer wechseln können, ohne das allgemeine politische Gleichgewicht zu stören.

Mexiko's Unabhängigkeit und die Einverleibung Constantinopels in das russische Reich würde für Europa ganz unberechenbare Folgen haben.

Man gab sich einst der naiven Hoffnung hin, Rußland werde nach dem Tode der Kaiserin Catharina seine weitaussehenden orientalischen Pläne aufgeben. Wer des Grafen La Cases und O'Meara's Schriften gelesen hat, wird sich wohl eines Besseren belehrt haben. Nach letzterem hat Napoleon ausgesprochen, daß alle Gedanken Rußlands auf die Eroberung der Türkei gerichtet seien, wie er selbst aber niemals darin eingewilligt hätte, solange er in Frankreich regierte, denn Konstantinopel in russischem Besitz werde das Gleichgewicht Europa's zerstören.

Man kann annehmen, daß der mächtige russische Adler niemals von dem Versuch ablassen wird, seine gewaltigen Fänge in das alte Byzanz hineinzusetzen, wenn eine bewaffnete Opposition sich ihm nicht entgegenstellt. Es ist überhaupt eine große Thorheit zu glauben, Pläne von solcher Wichtigkeit seien aufgehoben, während sie nur aufgeschoben sind. Ein solcher Staat giebt einen Plan, der ihm nothwendig scheint, um einem natürlichen Mangel abzuhelfen, niemals auf. Ohnehin ist die Eroberung Konstantinopels nicht bloß eine Absicht der Regierung, sondern auch eine Lieblingsidee des russischen Volkes.

Träten nun im Norden sowohl wie im Süden solche Veränderungen ein, so würde Rußland offenbar einmal die Herrschaft über die Ostsee, die Alleinherrschaft im Pontus erlangen und die Hauptmacht im Mittelmeer werden, sodann aber auch allmählich die Herrschaft über den Ozean und damit eine Art Weltdiktatur erobern. Ganz besonders würde Großbritannien durch dies russische Emporkommen bedroht werden.

Man möge nur daran denken, was alles das kleine Norwegen in der Periode seiner Selbstständigkeit von seiner maritimen Basis ausgerüstet hat; und man erwäge, was alles ausgerüstet werden kann, wenn diese so wichtige

maritime Basis in die Hände eines Reiches fällt, dessen Macht und Produktenreichthum zur Schöpfung einer großen Seemacht unberechenbar ist.

Von besonderer Wichtigkeit ist es für Europa im Allgemeinen, wie für Deutschland und England im Besonderen, daß Rußland im Süden niemals die Donau, im Norden nicht den Bosnischen Meerbusen überschreitet.

Kein Staat hat in höherem Maße den Beruf, die Fähigkeit und die Gunst der Lage, solch' gefährlichen Fortschritt zu hemmen, als Deutschland. Besonders gilt dies in Hinsicht auf die skandinavische Halbinsel, sobald nur der deutsche Bund sich im Besitz einer starken Marine befindet.

Die Länge des Weges, die Entfernung von Rußlands Hülfsquellen, das Klima, Mangel an Subsistenz- und Transportmitteln, verbieten es dem russischen Riesenreich mit einer überlegenen Heeresmacht den Tornea zu überschreiten. Will es die Halbinsel mit Uebermacht angreifen, so muß es diese auf dem kürzeren und bequemeren Seeweg dorthin führen. Ein solcher Angriff muß sich deshalb auf seine maritime Ueberlegenheit stützen. Eine solche wird Rußland aber nicht erreichen können, wenn der deutsche Bund seemächtig und sich bewußt ist, was er seiner eigenen und Europas allgemeiner Sicherheit schuldet.

Die skandinavische Halbinsel und Deutschland stehen nebeneinander in der ersten Vertheidigungslinie gegen Rußland und der eine Staat kann nicht fallen, ohne den Fall des anderen nach sich zu ziehen.

Im Bunde mit der skandinavischen Seemacht wird eine deutsche Flotte immer einen russischen Angriff auf Skandinavien verhindern, oder, im Falle ein solcher Angriff gelingt, ihn abschwächen und seine Wirkungen vernichten können.

Würde Rußland von dieser gefährlichen Operationslinie abgeschnitten, dann müssen seine Angriffsheere, sind sie klein, durch das Schwert fallen, sind sie groß, dem Hunger erliegen.

Die skandinavische Halbinsel besitzt reiche natürliche Vertheidigungsmittel, die von einer angreifenden Macht nicht leicht überwunden werden können. Auf einen kurzen Sommer folgt ein langer Winter, der sowohl die Beschaffenheit des Kriegstheaters, wie die Brauchbarkeit eines Sommerheeres verändert.

Im Winter spielen die skandinavischen Skieläufer eine viel größere Rolle, als die russischen Kosaken im Sommerkrieg; in manchen Gegenden können sie gefährliche Guerilla's werden.

Ohne Zweifel haben Europa und Asien für jetzt mehr Ursache, die stillen, aber weittragenden Pläne Rußlands am wehrlosen östlichen Ozean und seine maritime Ueberlegenheit in Ostsee und Pontus, als seine kolossale Landmacht zu fürchten.

Rußlands pekuniäre Hülfsquellen beschränken das Uebergewicht seiner

Landmacht, aber die Ueberlegenheit seiner Seemacht hält den Seeweg offen und kann zu den erfolgreichsten Eroberungen führen.

Skandinavien, Preußen, Oesterreich, der deutsche Bund und die Türkei bilden die erste Vertheidigungslinie Europa's gegen Rußland; in einem Krieg mit diesem können sie auf maritimen Beistand seitens Englands oder einer der südlichen Seemächte nicht rechnen. Denn diese sind durch ihre Kolonial-Interessen zu sehr in Anspruch genommen und in die großen Begebenheiten außer-europäischer Länder verwickelt. Zu einer schnellen und ausreichenden maritimen Unterstützung sind sie daher außer Stande.

Man möge sich nur darüber nicht täuschen, daß eine Begebenheit, wie die Unabhängigkeit Amerika's früher oder später zu großen Zerwürfnissen zwischen Europa und Amerika führen kann.

Die Unabhängigkeit Amerika's kann für beide Welttheile von weit größeren Folgen sein, als die Entdeckung. Letztere bereicherte Europa, Amerika's Goldströme setzten Geist und Industrie in Bewegung, seine Unabhängigkeit dagegen wird Europa verarmen und wird nach und nach Alles, was seine Goldströme erst in Bewegung gesetzt, ins Stocken bringen.

In den zukünftigen Kriegen um die Theilung des Welthandels und um den Rest der europäischen Wohlstandsquellen, wird Seemacht die Hauptrolle spielen. Die bisherigen Kongresse haben sich immer nur mit Europa's inneren, niemals mit seinen äußeren Angelegenheiten beschäftigt, als habe man nur Scheu vor einer Gefahr, die mit jener äußeren verglichen, ganz ohne Bedeutung ist, oder als ob man durch falsche Berechnungen und Hoffnungen geblendet wurde. Vielleicht ist die noch mögliche Rettungsstunde kurz bemessen, aber sie ist noch nicht verstrichen, wenn Europa bei Zeiten aus dem Schlummer erwacht.

Verliert man vor gegenseitigem Neid, vor Uneinigkeit, Trägheit und Gleichgültigkeit Amerika aus dem Gesicht, so kann das schwächere und ärmere Europa sicher darauf rechnen, durch die gigantischen Fußtritte seiner eigenen in den Staub getreten zu werden.

Danach erscheint die Kriegsverfassung des deutschen Bundes durchaus fehlerhaft, man mag sie geographisch, merkantil, militärisch oder politisch betrachten; auch ergeben sich aus Allem, was oben gesagt, die Vortheile, die für Deutschland, wie für Europa daraus erwachsen, wenn Deutschland seinem Beruf folgen und in die Reihe der Seemächte eintreten wollte.

Auch auf die beunruhigenden Zeichen der Zeit ist hingedeutet worden, sie sind nichts weniger als friedlich und weissagen eine Zukunft der Unruhe. Jeder Staat hat guten Grund, Untersuchungen anzustellen über die Fehler seines Militärsystems und namentlich erheischt der maritime Theil desselben größere Aufmerksamkeit, als ihm bisher zu Theil geworden Wird Amerika von Europa vollkommen unabhängig, dann wird das Meer unzweifelhaft der Hauptschauplatz europäischer Kriege.

Die hier vorgetragenen Anschauungen werden trotzdem, namentlich in Deutschland auf großen Widerspruch stoßen; ihre Ausführung würde dort mit vielen Hindernissen zu kämpfen haben. Denn die Gesichtspunkte der einzelnen Staaten des Bundes sind verschieden, sie werden zum Theil durch unzeitige Sparsamkeit, zum Theil auch durch einseitigen Militärgeist beeinflußt.

Der Theil Deutschlands, der außer Verbindung mit dem Meere ist und weder unmittelbaren Nutzen vom Seehandel hat, noch des Schutzes einer Seemacht zu bedürfen glaubt, wird schwerlich die Kosten einer Flotte billigen. Zwischen einzelnen Staaten kommt oft ein Egoismus zur Geltung, der jede allgemeine Einrichtung mit dem eigennützigen Maßstab des individuellen Vortheils mißt.

Außerdem hat die partielle und einseitige Art, wie Deutschland bisher stückweise verführt, überwältigt und unterdrückt wurde, nicht erlaubt, daß in Bezug auf die Vertheidigung Deutschlands, als eines Ganzen sich gesunde Grundsätze einbürgerten. Seekriege haben Deutschland als Ganzes noch nicht bedroht, die Wirkungen derselben werden deshalb noch verkannt. Seit der Zeit Gustav Adolph's erlebte Deutschland keine Landung und noch nie eine solche mit eigentlich feindlichem Charakter.

Deutschland hat außerdem gesehen, wie Preußen, welches einer See-Bewaffnung am meisten bedarf, sich ausschließlich mit Hülfe seiner Landmacht vergrößerte. Dies Beispiel hat auf den ersten Blick etwas Täuschendes; aber — genauer besehen — wird man bald entdecken, daß in allen den Kriegen, die Preußen zu seiner Vergrößerung führte, die Art des Kriegstheaters den Gebrauch einer Seemacht fast ganz ausschloß. Und trotzdem ist Preußen oft an seinen Beruf als Seemacht gemahnt worden und hat zu seinem Schaden erfahren, daß Gebete um den Schutz des Himmels für seine Seeküste im irdischen Leben nicht einmal hinreichend sind.

Deutschland bildet einen mächtigen Staat von 30 Millionen Menschen und ist nicht, wie das schwache Preußen, genöthigt, alle seine maritimen Objekte dem Feinde preiszugeben, um eine Landmacht hervorzurufen, die den drei mächtigen und zum Theil neidischen Nachbarn die Spitze bieten kann.

Deutschland hat nicht nur einen höheren Beruf, sondern auch eine höhere Befähigung, um außer seinem Lande auch sein Meer zu schützen. Deutschland hat im europäischen Staaten-System nicht nur einen höheren Platz, sondern auch eine wichtigere Rolle, als Preußen. Im alten deutschen Reich konnten sich die Staaten, wenn sie wollten, in ihren äußeren Beziehungen vom Ganzen trennen. Der Bund hat diese unglückselige Art von Freiheit gänzlich (?) aufgehoben. Sonderkriege müssen in Folge dessen wegfallen (?), und entsteht in Zukunft ein Krieg zwischen dem Bund und einer europäischen Macht, so müssen Angriff und Vertheidigung unbedingt (?) das Ganze umfassen.

Nun ist es im nächsten Kriege mit einer Seemacht unausbleiblich, daß

diese ihre maritimen Streitmittel in vollem Maße gegen den Bund in Anwendung bringt. In Folge dessen wird der deutsche Seehandel vernichtet, die Küsten und Flußmündungen werden blokirt Dagegen kann sich Deutschland nicht wehren, die angreifende Macht ist durch das Meer gedeckt. Die Wirkungen eines so vernichtenden Angriffs sind unvermeidlich; sie bestehen in der Verarmung der Seestädte, im Sinken der inländischen, im Steigen der ausländischen Produkte, in Verminderung der Staats- und Nationaleinkünfte, Stockung inländischen Umsatzes und inländischer Produktion, in Geldmangel und dementsprechender Einführung von Papiergeld, Vermehrung des letzteren in solchem Grade, daß innere und äußere Nahrungsquellen möglicher Weise vernichtet werden.

Man kann die Wirkungen solchen Angriffes mit denen eines Giftes vergleichen; sie werden erst nach einer gewissen Zeit sichtbar, und doch sind sie nicht weniger tödtlich, als die des Schwertes.

Zuweilen erzeugen sie so heftiges Mißvergnügen, daß ein Staat genöthigt werden kann, seine Streitkräfte zwischen inneren und äußeren Feinden zu theilen.

Das grauenhafteste Angriffsmittel ist eine See-Blokade, die im Stande ist, eine Hungersnoth zu erzeugen, und dann sind ihre Wirkungen größer und schneller, als die des Schwertes. Man hat die Anwendung eines solchen Zwangsmittels gegen ganze Völker getadelt; Regierungen, die ihre Rechnung dabei fanden, haben auf solchen Tadel keine Rücksicht genommen. Beim leidenden Theil fand der Tadel natürlich Beifall, und sicherlich befriedigt solche Angriffsart weder Ehre, noch Muth.

Daß die Blokade der französischen Küsten und die Vernichtung des ganzen dortigen Seehandels in den Revolutionskriegen ihre Zwecke nicht vollständig erreichten, muß den ungeheuren Siegen des französischen Heeres zugeschrieben werden. Durch diese erwarb sich Frankreich anderwärts Nahrungs- und Einkunftsquellen als Ersatz für die Abnahme der inneren.

Deshalb sahen sich die englischen Minister in ihren Berechnungen fortdauernd getäuscht und sahen die Hoffnungen, die sie auf den Ruin Frankreichs bauten, mehr und mehr schwinden.

Nahmen aber die Kriege jenseit der Grenzen wie unter dem Direktorium eine unglückliche Wendung, dann wurden die Folgen des Seekrieges alsobald sichtbar.

Napoleon, der die Wirkungen der See-Blokade wohl zu würdigen verstand, versuchte ihr ein Land-Blokade-System entgegenzusetzen; aber in seiner Zweischneidigkeit ward dasselbe nur ein neues Mittel zur Verarmung des Landes und in der Folge der mächtigste Anreiz für die europäische Reaktion zum Sturze der französischen Diktatur.

Kein Staat darf, wenn er irgend bedeutenden Seehandel hat, diesen preisgeben oder die Wirkungen des Seekrieges mit Gleichgültigkeit betrachten

Der in so vieler Hinsicht vom Landkrieg verschiedene Krieg auf dem Meere besitzt auch die Eigenheit, daß er am wirksamsten wird, wenn der Lärm der Bataillen vorbei ist.

Ungleichheit der Streitkräfte hat im Seekriege viel größeren Einfluß, als in dem zu Lande, weil das Meer als homogene, horizontale Fläche weder die Waffenwirkungen der siegenden Partei zu vermindern, noch ihre Bewegungen aufzuhalten vermag. Eine größere Rolle spielen noch die Luft und der Wind; sie sind neutral, und nur die Meeresströmung übt Einfluß auf die Bewegung.

Da nun im Durchschnitt der Ausfall des Kampfes der Ueberlegenheit in den Streitmitteln entspricht und dies Verhältniß auf einer horizontalen Fläche für die Uebermacht am günstigsten ist, so wird der Sieg auch meistens der Uebermacht zufallen. Das ist auch der Grund, weshalb sich im Seekriege der Schwächere nur selten mit dem Stärkeren einläßt, die geringere Macht selten mit der größeren.

Im Seekriege hat deshalb eine verlorene Schlacht bedeutsamere Folgen, als zu Lande; der Siegende prädominirt dort entschiedener, als hier. Der Kriegsschauplatz zu Lande besitzt nach einer verlorenen Schlacht immer noch so viele Schutzmittel, sowohl gegen die Bewegungen, wie gegen die Waffenwirkungen der Uebermacht, daß der Geschlagene mit Hülfe solcher Schutzmittel immer noch mit Vortheil den Kampf gegen eine mehrfach überlegene Uebermacht wagen kann. Den Ueberwundenen bietet das Land im Defensivkriege weit größere Vortheile, als das offene Meer; letzteres bietet dagegen dem Siegenden weit größere Vortheile im Offensivkriege. Immerhin giebt die größere Tüchtigkeit sowohl im See- wie im Landkriege auch das größere Uebergewicht.

Ist der Lärm der Bataillen erst vorüber, dann kann die siegende Partei am ungestörtesten die Hauptadern des Seehandels und der Wohlstandsquelle des Landes unterbinden.

In den älteren Seekriegen verstanden die siegenden Admirale sich sehr wenig darauf, den Landkrieg zu unterstützen. Theils aus Unwissenheit, theils aus eigennützigen Beweggründen versäumte sie es, dem feindlichen Lande den Gebrauch des Hauptkanales seiner Nationalkraft abzuschneiden. Es war den Admiralen der Vorzeit mehr um Seebeute und Prisengelder zu thun, als um jenen Zweck. Dazu trat eine auffallende Unkunde in der Combination gemeinschaftlicher Operationen. Die Generale verstanden nichts vom See-, die Admirale nichts vom Landkrieg; jeder handelte planlos nach seinem Gutdünken, ohne Uebereinstimmung und ohne gemeinschaftlichen Zweck. Zuweilen war man von den niedrigsten Beweggründen des Neides und Eigennutzes geleitet. Dadurch sind viele Unternehmungen mißlungen.

Man hat früher nicht immer mit der nöthigen Klarheit den Unterschied aufgefaßt zwischen der inneren und der äußeren Vertheidigung eines Staates

mit Seeküste, und der Wichtigkeit einer jeden solchen Vertheidigung insbesondere. Man hat auch nicht erwogen, wie Land und Meer zusammen auf die Erhaltung des Staates, des Volkes und auf die Kriegsführung einwirken, wie sie nur im Zusammenwirken den Erfolg der Kriegsoperationen beherrschen. Man hat sich nicht immer die Art und Weise klar gemacht, wie die wichtigsten Operationslinien, Ersatz- und Zufuhrwege, Rückzugslinien von der Natur und den Ereignissen bald dem einen, bald dem anderen Element zugewiesen werden; man hat nicht immer erkannt, wie zwei so verschiedene Elemente wie Land und Meer es sind, die Offensivmittel einer jeden Macht, bald einschränken bald ganz aufheben, und wie eine wirkliche und vervollständigte Kriegsmacht nur durch ihr vereintes Wirken hergestellt wird, sei es für offensive, sei es für defensive Unternehmungen. Endlich ist man nie tief genug in die oft sublimen Angriffs- und Vertheidigungsmittel, wie die Natur sie bietet, eingedrungen, und hat sich deshalb oftmals in der Wahl der Mittel zur Erreichung des Hauptzweckes geirrt.

Aus diesen Gründen hat es denn auch meistens an der nothwendigen Erkenntniß gefehlt, daß das Vertheidigungssystem eines Landes sich der Beschaffenheit des Klima's und der Natur des Kriegstheaters anzupassen hat, daß seine Stärke auf der richtigen Combination der natürlichen Mittel beruht, und daß die Grundzüge des Kriegsplanes sich nach der Art des Terrains zu richten hat.

Auf jedem gemischten Kriegstheater, auf dem die Herrschaft auf zwei Elementen in Frage kommt, müssen Land- und Seemacht sich gegenseitig ergänzen. Der General muß ebensoviel vom See-, wie der Admiral vom Landkriege verstehen; keiner mehr, als er bedarf, um glückliche oder unglückliche Wendungen des Krieges, sei es auf dem Land, sei es auf dem Meer, für den allgemeinen Zweck auf seinem Element auszunutzen, oder ihren üblen Folgen vorzubeugen.

Beide müssen, wenn ein Zusammenwirken erreicht werden soll, unter einem Oberkommando stehen. Um das zu erreichen, müssen aber sowohl die Schule der Feldherren, wie die militärische Gesetzgebung, noch große Fortschritte machen. Wir haben wohl eine Strategie für den Krieg zu Lande, entbehren einer solchen aber noch für den Krieg zur See; vor Allem aber entbehren wir einer solchen für den gemischten Krieg und für das große umfassendere Kriegstheater der Welt.

Vielleicht werden die Folgen der Unabhängigkeit Amerika's eine solche Strategie entwickeln. So haben wir zwar verschiedene Gesetze für See- und Landmacht, aber keins für das Zusammenwirken beider.

Vor Allem aber muß die Erkenntniß durchdringen, daß Deutschland als natürlicher Seestaat und als ein Staat, der bedeutenden Seehandel hat, einer hinreichenden tüchtigen Marine nicht entbehren und darin hinter anderen Seemächten nicht zurückstehen darf.

Vielleicht will Deutschland erst thatsächliche Beweise des Schadens abwarten, die aus dem Mangel einer Marine entstehen. Sie werden nicht ausbleiben, und dann erst werden Vernunft und böse Erfahrungen über den Widerstand und die Schwierigkeiten siegen, die bei neuen Einrichtungen niemals fehlen. Aller Anfang ist schwer!

Die Kosten der Herstellung und Unterhaltung einer Marine können nur durch Sachkundige beurtheilt werden. Aber der englische Maßstab ist, was die Kosten anbetrifft, auf Deutschland nicht anzuwenden, denn Deutschland hat alle dazu nöthigen Produkte; Rohmaterialien und Lebensbedürfnisse sind weniger kostbar als in England. Eine gleich große Marine würde, wie ich annehme, Deutschland kaum die Hälfte kosten. Es braucht auch nicht in demselben Maße wie England seine Marine in fremde Welttheile zu schicken, wo theure Unterhaltung, zerstörende Orkane und ununterbrochene Aktivität die Ausgaben einer Kampagne mehr als verdoppeln.

Rechnet man, daß ein Kriegsschiff, aus Eichenholz erbaut, in jedem 15. Jahre eine Hauptreparatur erhält und 30 Jahre dienstüchtig bleibt, so braucht nur $^1/_{30}$ alljährlich erneuert zu werden Nimmt man nun an, daß der deutsche Bund jährlich zwei Linienschiffe und eine Fregatte erbaut, so würde er in 30 Jahren eine Flotte von 60 Linienschiffen und 30 Fregatten besitzen.

Angenommen, daß die Fulton'sche Erfindung der Dampfschiffe und die Pairjan'sche Erfindung der Granat- und Bombenkanonen eine wesentliche Aenderung im Bau, in der Bewegungs- und Bewaffnungsart der Kriegsschiffe hervorbringen, dann würde eine Marine, die erst entsteht, sehr im Vortheil sein.

Mit der vorher erwähnten Stärke würde der deutsche Bund quantitativ und qualitativ die mächtigste Seemacht in der Ostsee werden und die Pläne Peters des Großen vermuthlich etwas herabmindern.

Die russische Marine würde in Stärke kaum zurückbleiben, und rechnet man 30 bis 40 Linienschiffe seitens der skandinavischen Reiche, so würde die Ostsee durch 150 bis 60 Linienschiffe vertheidigt. Das würde einigen Respekt fordern.

Würde nun das Mittelmeer und der Pontus dementsprechend bewaffnet, dann wäre einige Hoffnung auf Wiederherstellung des Gleichgewichtes zur See in Europa. Dieser Welttheil würde dann auf lange Zeit sein Uebergewicht auf dem Meere und alle damit verbundenen Vortheile zu vertheidigen im Stande sein.

Mit etwa drei Millionen Speziesthaler jährlicher Baukosten würde man reichen; und was würde diese Summe zu bedeuten haben für eine Nation von 30 Millionen Menschen?

Die Herrschaft in der Ostsee, die Sicherheit des deutschen Seehandels, innere Einigkeit, eine Barriere gegen die gefährlichen Vergrößerungspläne

Rußlands und eine Achtung gebietende Stellung im europäischen Staatensystem wäre damit verbunden. Wenige Staaten der Welt würden durch eine verhältnißmäßig so kleine Summe sich soviel erwerben können.

Eine einjährige Seeblokade der Elbe — und man denke sich die der anderen Flüsse dazu — würde dem deutschen Volk nicht nur eine weit größere Summe, sondern alles Geld kosten.

Daß die Errichtung einer deutschen Marine gegen den bisherigen Militärgeist streitet, würde anfangs ohne Zweifel die größte Schwierigkeit sein; man würde aber bald entdecken, daß ein derartiger neuer Kriegsschauplatz dem deutschen Volke neue Nahrungswege öffnet, und der niedlichste deutsche Soldat würde bald lernen, den mit Pech besudelten Matrosen als seinen Kameraden zu dulden.

Die sehr unliebsame und oft schädliche Eifersucht, die in allen Ländern zwischen See- und Landmacht stattfindet, kann für Deutschland nicht gefährlicher sein, als für andere Staaten Eine andere Benennung der Offiziersgrade würde vielleicht dazu beitragen, sie zu mindern.

Hat nun der Verfasser seinen Hauptgegenstand aus richtigen Gesichtspunkten betrachtet, so darf er mit den Worten schließen:

„Will Deutschland jemals allen Nutzen, politisch wie militärisch, aus seiner föderativen Verfassung ziehen, dann muß es dem Bundesverein ein zweischneidiges Schwert geben, gleich tüchtig zur Wehr für Deutschlands Land und Strand!"

Die Vertheidigung des Schipka-Passes.

Die Vertheidigung des Schipka-Passes bildet eine der wichtigsten Episoden des verflossenen russisch-türkischen Krieges; neben ihrer hervorragenden Bedeutung für den allgemeinen Verlauf der Operationen in der europäischen Türkei ist sie auch an sich selbst, in ihren Einzelheiten interessant. Ein gewöhnlicher Beobachtungsposten im Monat Juli wird der Schipka-Paß im Monat August zu einer Schutzmauer, welche die Kräfte des ganzen 8. Korps an sich zieht und auf welche die Blicke Aller mit Spannung gerichtet sind. Er zieht eine feindliche Armee von 40 000 Mann an sich und hält sie auf die Dauer von fast 5 Monaten fest, wodurch diese Armee den übrigen Kriegsschauplätzen entzogen und der Erfolg für unsere Truppen im Westen und Osten erleichtert wird. Das im Monat Juli an Zahl geringe und in

Anbetracht der besetzten Stellung sogar unzureichende Schipka-Detachement verwandelt sich im Laufe des Monats August und später in die Besatzung einer von 3 Seiten belagerten Position, welche Anfangs flüchtig befestigt zu einem besigten Punkte, zu einer Art Festung umgestaltet wird, die allerdings noch eine offene, wenn auch nicht ungefährdete Rückenverbindung hat. Die Thätigkeit der Besatzung nimmt den Charakter der passiven Defensive an. Der Paß selbst änderte allmählich seine Physionomie nicht nur infolge des Verlaufes der Kämpfe und der Anforderungen für die Vertheidigung, sondern auch infolge der Bedürfnisse der Besatzung selbst, die bisweilen rein wirthschaftlicher Art waren. Da sich diese Veränderungen auf die Dauer von fast 5 Monaten erstreckten, so kann man nicht umhin zu behaupten, daß die Vertheidigung in ihrem vollen Umfange (d. i. mit Einschluß des Verlaufes des Kampfes, der Thätigkeit der Garnison, deren Lebensweise und der Art der Befestignugen) ihre eigene Geschichte hat.

Der nachstehende im April-Heft des „Wajenji Sbornik“ beginnende Aufsatz ist von einem Artilleristen, der am Kampfe theilnahm, geschrieben, beschäftigt sich daher hauptsächlich mit dieser Waffe und stützt sich auf Niederschriften von Theilnehmern und das bisher veröffentlichte Material.

I.

Der Schipka-Paß bis zum 9. August.

Als in den ersten Tagen des Monats Juli das Avantgarden-Detachement in dem „Thale der Rosen“ erschienen war, nachdem es den Balkan auf dem schwerpassirbaren und von den Türken nicht beobachteten Paß von Hankiöi überschritten hatte, war der viel leichter zu passirende Schipka-Paß noch in den Händen der Türken verblieben. Nach Aussagen der Einwohner von Gabrowo diente derselbe noch kurze Zeit vor dem Feldzuge als Hauptverbindungsweg zwischen dem mittleren Theile Nord-Bulgariens mit dem Thale der Rosen. Die Interessen des Handels zwischen Gabrowo und Kasanlik hatten die türkische Regierung veranlaßt, diesen Weg gut in Stand zu halten. Bei Ausbruch des Krieges hatten die Türken vorausgesehen, daß der Schipka-Paß die günstigste Richtung gerade auf Adrianopel für uns sein und eine gute Verbindung mit dem Thale der Tundscha abgeben würde. In Rücksicht auf die Wichtigkeit dieses Ueberganges und in der Befürchtung, daß wir uns seiner bedienen würden, gab die türkische Regierung einige Monate vor dem Kriege diese Handelsstraße auf und richtete eine neue über den Paß von Elena zwischen den Städten Tyrnowa und Elena ein, auf welche sie die Bedeutung der bisherigen Straße über den Schipka übertrug. Seit jener Zeit verfiel der Weg von Gabrowo über den Schipka mehr und mehr und war nur noch einspurig zu benutzen. Wenn es auch ziemlich schwierig war, den Weg wieder in Stand zu setzen, so erschien dies doch möglich und dann war er für Artillerie und Train sehr werthvoll; aus

diesem Grunde hatte man ihn türkischerseits durch ein starkes Detachement besetzt und befestigt — nach Aussagen der Bulgaren von Beginn der Feindseligkeit 5000 Mann mit Artillerie.

Für uns Russen war es behufs Entwickelung unserer Operationen jenseits des Balkan und Herstellung der Verbindung mit dem Avantgarden-Detachement unbedingt nothwendig, den Schipka in Besitz zu nehmen. Zu diesem Zwecke hatte man beschlossen, den Paß gleichzeitig vom Süden durch Abtheilungen des Avantgarden-Detachements und vom Norden durch das Detachement von Gabrowo anzugreifen. Letztere am 3. Juli formirte Abtheilung bestand aus dem 36. Orel'schen Infanterie-Regiment, der 5. Batterie 9. Artillerie-Brigade, welche zum Angriff bestimmt waren, und 3 Ssotnjen 30. Don-Kasaken-Regiments mit 2 Geschützen 10. Don-Kasaken-Batterie. Am 5. Juli erfolgte der Angriff des Gabrowo-Detachements, welches sich aber, nachdem man sich überzeugt hatte, daß der Paß stark besetzt und befestigt war und zu seiner Wegnahme stärkere Kräfte erforderlich sein würden, damit begnügte, am Ausgang der Schlucht von den Bergen, etwa 8 Werst von Gabrowo, Stellung zu nehmen. Ein am nächsten Tage von zwei Schützen-Bataillonen vom Süden her unternommener Angriff blieb gleichfalls ohne Erfolg. Nichtsdestoweniger räumte der durch das Erscheinen unserer Truppen vom Süden her beunruhigte Feind am 7. (19.) Juli freiwillig den Paß und floh auf Bergpfaden in südwestlicher Richtung auf Kalofera, einen Theil seines Lagers, seine Verwundeten und 6 Krupp'sche, sowie 3 Berggeschütze und eine Menge Kriegsvorräthe zurücklassend. Noch an demselben Tage wurde der Schipka-Paß ohne Gefecht von einem Theile des Detachements von Gabrowo besetzt, bis zum 8. Abends folgte der Rest desselben und am 11. die übrigen Truppen.

Bevor wir zur Beschreibung der von uns besetzten türkischen Stellung übergehen, erscheint es nöthig, einige Worte über den Schipka-Paß selbst zu sagen. Der Gebirgsrücken des Balkan, welcher von Osten nach Westen sich hinzieht, theilt Bulgarien in zwei Theile, einen nördlichen und einen südlichen, einige Wege führen zur Verbindung dieser Theile unter einander über das Gebirge; dieselben eignen sich sehr wenig für Märsche gemischter Waffen; Tragethiere und besonders gebaute hochräderige Wagen können sich lediglich auf ihnen bewegen. Der am besten benutzbare Paß des Schipka liegt im Schipka-Balkan und erreicht die Höhe von 4500 Fuß über dem Meere. Die Straße von der Stadt Gabrowo nach dem Paß und weiter nach dem Dorfe Schipka führt anfangs etwa 5 Werst im Thale der Jantra ohne Steigungen hin; dann geht dieselbe über eine schmale steile Brücke auf das rechte Ufer, vom niedrigen auf das felsige, über. Durch das Thal der Jantra führt die sogenannte „Midchadowo-Chauffee" über drei steinerne Brücken mit drei Brunnen. 10 Werst von Gabrowo theilt sich der Weg, gerade aus führt derselbe nach der Ortschaft Seleno-Drewo, nach links wendet

er sich nach dem Schipka-Paß in scharf östlicher Richtung zwischen steilen Felsen auf rothem Lehm mit einer Steigung bis 20° und erhebt sich dann, nachdem er einige Biegungen gemacht hat, zur ersten Terrasse. Dieser Aufstieg ist einer der schwierigsten Theile des Weges und 2 Werst lang; er geht auf dem steilen Abhang der Berge hin und macht viele Schlangenzüge, um die herabkommenden Schluchten zu umgehen. Die erste Terrasse wird von einer ebenen Anhöhe, welche sich von West nach Ost hinzieht, gebildet — dort wurde später das Zelt des Korpskommandeurs aufgeschlagen. Von dort fällt der Weg anfangs steil in südwestlicher Richtung, um dann noch steiler zum sogenannten Telegraphenhügel anzusteigen, wo später die Telegraphenstation errichtet wurde. Dieser Aufstieg war infolge seiner Steilheit sehr schwer. Dann, nach 3 Werst schwierigen Anstieges auf felsigem Boden, erreicht der Weg einen hohen kleinen Platz, die sogenannte zweite Terrasse. Von da steigt derselbe noch 3½ Werst allmählich zur dritten Terrasse an, um sodann ein kurzes, aber sehr steiles Stück (bis 40°) zur vierten Terrasse zurückzulegen. Hier führt die Straße zwischen einzelnen Bergen hindurch, auf welchen die türkischen Befestigungen lagen. Von der Höhe, auf welcher die zweite türkische (Zentral-) Batterie lag, läuft der Weg nach einer schmalen Fläche in Richtung auf drei kleine steinerne Häuser zu, deren Bau noch nicht vollständig beendet war. Zwei derselben waren aller Wahrscheinlichkeit nach zur Wohnung für den Kommandirenden, das dritte in Hufeisenform gebaute, aber erst zur Hälfte beendete, zur Kaserne bestimmt. Jedenfalls waren diese Gebäude von den Türken für den Aufenthalt im Winter in Aussicht genommen. Die erwähnte ebene Fläche war von der sie überhöhenden Umgebung durch tiefe Schluchten, welche mit dichtem Gesträuch und altem Waldbestand bewachsen waren, getrennt. In der Mitte und rechts schloß sich der „grüne Hügel“ an, der gleichfalls dicht bewachsen war; er wurde später der „Volhynische“ genannt; über ihn führte der Weg zum „rothen Berge“. Zur Linken des Hauptweges, der später zu einer musterhaften Chaussee umgewandelt wurde, war der geböschte Platz dicht mit türkischen Hütten bedeckt, die in der Folge von uns weggerissen wurden. Etwa 300 Schritt von dem dritten Hause begann der Aufstieg zum St. Nikolaus-Berge. Der Weg wendet sich anfangs nach links, nimmt aber dann seine ursprüngliche Richtung wieder an, geht nach der Mitte des Abhanges zu und fällt dann steil nach dem Dorfe Schipka ab. Der Gipfel des Nikolaus-Berges ist ein dreieckiger gewölbter Platz, dessen Spitze nach Süden gerichtet ist. Die Grundlinie des Dreiecks beträgt 200, die Höhe etwas über 150 Saschen (1 Saschen = 2,1335 m). Der im Monat Juli von uns hergestellte Weg ging nach der östlichen Ecke des Dreiecks und begann von dort herabzufallen, indem er anfangs parallel mit dem Ostrande des Dreiecks lief.

Da die Türken unsern Angriff von Norden, d. i. von Gabrowo, her, erwarteten, so waren auch alle ihre Befestigungen auf dem Schipka mit der

Front gegen Norden angelegt. Zur Bestreichung des Aufstieges zum Nikolaus-Berge waren 2 Batterien zu beiden Seiten des Weges erbaut. Auf den Abhängen rechts und links der Batterien und hinter und über ihnen befanden sich lange Laufgräben, aus denen man den Weg auf große Entfernungen mit Etagenfeuer bestreichen konnte. Am nördlichen Abfall des Nikolaus-Berges oberhalb des Hohlweges lagen ebenfalls Laufgräben, welche ermöglichten, sowohl die Abhänge des Berges selbst, als auch diejenigen des Volhynischen und des waldigen Hügels unter Feuer zu nehmen. Auf der Höhe des Berges war eine geradlinige Brustwehr mit feldmäßigem Profil augenscheinlich zu dem Zwecke angelegt, als letztes Reduit zu dienen. Von ihr wurde der ganze östliche Abhang des Nikolaus-Berges und der ganze Weg bis zu den türkischen Häusern und weiter noch bis zur „runden Batterie" unter wirksamem Gewehrfeuer gehalten. Durch 2 Geschütze oberhalb der Brustwehr konnte auch noch eine Artillerie-Wirkung, wenn auch mit etwas beschränktem Schußfeld, erreicht werden. Diese Brustwehr diente uns später als Rückentraverse zum Schutze der Batterie Nr. 1 gegen den rothen und den waldigen Berg, brachte uns aber dabei den Nachtheil, daß der Feind sein Feuer korrigiren konnte. Dies waren die Befestigungen, welche von den Türken zur Vertheidigung des an sich so starken Punktes des Schipka-Passes hergestellt worden waren.

In Rücksicht auf alle diese Verhältnisse, sowie in Betracht des Umstandes, daß bei dem ungeheuren Vorrath an Patronen und Geschossen ein sehr starkes Gewehr- und Geschützfeuer längere Zeit unterhalten werden konnte, erscheint es unverständlich, warum die Türken nicht versuchten, die von der Natur so begünstigte und von ihnen stark befestigte Stellung zu vertheidigen. Man kann nur annehmen, daß das moralische Element der Besatzung, welche sich durch das unerwartete Erscheinen unserer Truppen im Süden im Thale der Tundscha umgangen wähnte, vollständig vernichtet war. Die Natur an sich setzte hier den Bewegungen des Angreifers unüberwindliche Schranken, während sie die Vertheidigung erleichterte Der Anmarsch von Gabrowo war nur auf der Straße und theilweise rechts und links derselben möglich, dann begannen zur Seite steile Felsen, auf welchen es kaum möglich war, auf irgend eine Weise geordnet fortzukommen und außerdem waren diese Abhänge noch von dem Feuer der oben erwähnten Batterien und Laufgräben beherrscht. Ferner ist in Betracht zu ziehen, daß eine Annäherung des Angreifers von der Ortschaft Seleno-Drewo bei infolge der großen Entfernung bis zur feindlichen Stellung sehr schwierig war, und unter dem wirksamsten Feuer des Feindes lag, sodaß auch von hier aus nur unter großen Verlusten angegriffen werden konnte. Der einzige Angriff, welcher auszuführen war, konnte von der Seite des rothen Berges über den grünen und die Anhöhe, erfolgen, die später den Namen der „Volhynischen" trug nach dem Regimente, welches sie im Monat August besetzt hielt. Innerhalb der Stellung befanden

sich 2 Brunnen, der eine in der Schlucht am Fuße des Berges, welcher die [illegible]-Anhöhe mit dem Fuße des Nikolaus-Berges verbindet, der zweite bei der runden Batterie und der dritte bei den türkischen Kasernen. Bei ihrem [illegible] Abzuge von Schipka hinterließen uns die Türken ihre Kranken und Verwundeten, sowie auch ihre Trophäen aus den für uns ungünstig verlaufenen Gefechten des 5. und 6. Juli — die abgeschnittenen Köpfe von Mannschaften des Regiments Orel, der Schützen und der Plastunen. Außerdem überließ uns der Feind sein Lager (Hütten und Zelte), mit den darin befindlichen Gerätschaften und Proviant-Vorräthen, ferner 6 Feld- und 3 Berg-Geschütze, sowie eine große Menge Pulver und Kriegsvorräthe. Die Hütten wurden sehr bald als Heizmaterial verwendet, während unsere Truppen die Zelte ziemlich lange im Gebrauch behielten. Diese türkischen konischen Doppelzelte schützten sehr gut gegen Regen und Kälte, sie ließen sich sehr leicht und rasch aufschlagen und widerstanden dem Winde sehr gut. Eine Anzahl warmer Decken war auch zurückgelassen worden, während das übrige Hab' und Gut von den Bulgaren weggeschleppt wurde. Weit werthvoller waren aber die Geschütze und die Kriegsvorräthe für uns. Auf dem Platze, wo sich in der Folge Batterie Nr. 1 erhob, standen 5 Kruppsche 8 cm Geschütze. Sie waren nach dem Dorfe Schipka gerichtet und ohne künstliche Deckung aufgestellt; augenscheinlich waren sie von den Türken dorthin geschafft worden, um gegen den Angriff des General Gurko verwendet zu werden. Alle diese Geschütze waren vollständig unversehrt mit Ausnahme eines, bei welchem der Aufsatz fehlte. Die bei den Geschützen befindlichen Protzen waren mit Munition gefüllt. In dem Magazin auf dem Nikolausberge fand sich eine bedeutende Menge geladener Granaten, Pulvers und Kästen mit Granaten vor, von denen eine große Anzahl Granaten für die Berggeschütze enthielt, wie sich später zeigte. 80 Stück Kartätschen für Kruppsche Geschütze waren vorhanden. Von den 3 Berggeschützen war nur eines mit dem Verschluß versehen, indessen ohne Aufsatz, den beiden anderen fehlten sowohl die Verschlüsse als die Aufsätze. Bei den „rothen Häuschen" fand man noch ein Kruppsches 8 cm Geschütz ohne Verschluß und Aufsatz vor. Ersterer wurde nach einigen Tagen infolge der Angaben eines gefangenen türkischen Artilleristen aufgefunden. Ueber 500 Granaten für die Feld- und etwa 3000 für die Berggeschütze, sowie eine sehr große Anzahl Patronen für Peabody-Martini und Snider-Gewehre waren zurückgelassen worden. In den rothen Häuschen waren an verschiedenen Stellen ganze Haufen von Patronenkästen aufgethürmt, das Pulvermagazin in der runden Batterie war mit dergleichen vollständig, das auf dem Nikolaus-Berge halb gefüllt.

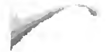
Am 8. Juli sollte die Vertheilung der Truppen in der Stellung stattfinden, es war indessen nöthig, einen Theil nach dem Dorfe Schipka zu entsenden, um diese Ortschaft von den Tscherkessen zu säubern und den Paß vor einem unvermutheten Angriff zu schützen. Ein Theil der Truppen befand

sich noch in Grabowo; es wurde deshalb die Organisation der Vertheidigung der Stellung nur in allgemeinen Zügen von dem Führer des Schipka-Detachements, General Skobeljew, angeordnet. Es wurde bestimmt, daß die eine Hälfte des Orel'schen Regiments den Nikolausberg, die andere die Stellung bei den türkischen Häusern besetzen sollte. In Rücksicht darauf, daß vermuthlich ein feindlicher Angriff nur von dem Dorfe Schipka und Beredok her zu erwarten war, wurde beschlossen, besonders den östlichen Abfall des Nikolausberges mit starken Kräften zu besetzen und wurden dort auch alle türkischen Geschütze aufgestellt. An den übrigen Punkten des Berges wurde nur Infanterievertheidigung eingerichtet. Der Aufstieg war so schwierig und wurde von verschiedenen Seiten her so wirksam bestrichen, daß man nur Beobachtungsposten aufstellte; später machte sich die Besetzung derselben durch 2 Kompagnien nöthig. Zur Bedeckung der gußstählernen Krupp'schen Geschütze wurden 2 Kompagnien bestimmt, welche rechts derselben an der Krümmung des Weges, rechts der türkischen Brust, zu lagern hatten; 1 Kompagnie kam links der letzteren. Diese 3 Kompagnien konnten den ganzen östlichen Abfall des Nikolausberges bestreichen, mit Ausnahme eines kleinen im todten Winkel befindlichen Theiles gegenüber den „Stahlgeschützen", zu dessen Bestreichung das eine gebrauchsfähige türkische Berggeschütz an dem Ende der türkischen Brustwehr aufgestellt wurde. Die türkischen Stahlgeschütze hatten eine Batterie zu bilden, um den Anmarsch gegen den Ostabhang des Nikolausberges und die vorliegenden Höhen unter Feuer zu nehmen. 2 Kompagnien wurden in diesem Abschnitt als Reserve bestimmt. Die Vertheidigung des Nikolausberges hatten nach der anfänglichen Vertheilung der vorhandenen Truppen 7 Kompagnien mit 6 Feld- und 1 Berggeschütz zu übernehmen, wozu für die Infanterie Gräben, für die Geschütze Einschnitte herzustellen waren. Für die rückwärtige Stellung bei den rothen türkischen Häusern blieben die übrigen Kompagnien mit Ausnahme von zwei bei den Trains zurückgelassenen und die 5. Batterie der 9. Artillerie-Brigade verfügbar. Dieser rückwärtigen Stellung wurde durchaus kein ernstlicher Charakter beigemessen, denn wenn der Feind überhaupt die Verwegenheit haben sollte, den Schipka-Paß anzugreifen, was nach allgemeiner Ansicht undenkbar war, so konnte dies doch auf keinen Fall bez. des Theiles der Stellung am Nikolausberge der Fall sein. Nichtsdestoweniger wurde die türkische runde Batterie für 4 Geschütze der 5. Batterie zur Bestreichung des östlichen Abhanges des Nikolausberges vorgerichtet und, da auch von der anderen türkischen Batterie ein Theil des östlichen Abfalles sichtbar war, so hielt man es für angezeigt, die übrigen 4 Geschütze der 5. Batterie dort aufzustellen. Die beiden Batterien sollten durch Logements für 2 Kompagnien der allgemeinen Reserve gedeckt werden. Die Kavallerie des Detachements (2 Ssotnjen Kasaken) hatte durch Aufstellung von Beobachtungsposten auf den umliegenden Höhen dasselbe vor Ueberraschungen zu sichern.

Die Ausführung der vorstehend erwähnten Arbeiten erfolgte mit dem allmählichen Eintreffen der übrigen Truppenabtheilungen am 11., 12., 13. und 14. Juli (a. St.). Jede Kompagnie stellte in dem ihr zur Vertheidigung angewiesenen Abschnitt einen Laufgraben her, den sie Nachts besetzte. (Der Ausdruck Laufgraben ist hier nicht in der vollen Bedeutung des Wortes zu verstehen, welches man in der Befestigungskunst zu gebrauchen pflegt.) Des Tags über befanden sich die Kompagnien zum Theil in ihren eigenen, zum Theil in den türkischen Zelten oder Hütten und ließen in den Gräben nur eine Tageswache zurück. Zum Batteriebau wurden täglich als Unterstützung für die Artillerie je eine Kompagnie für jede der Batterien auf der rückwärtigen Stellung und zwei Kompagnien für die Batterie auf dem Nikolausberge befehligt. Die Batterien wurden unter Aufsicht der Offiziere gebaut, welche in ihnen zu befehligen hatten. Die Stellung wurde bezüglich der Kommandoführung in zwei Theile getheilt und jeder derselben wieder in Unterabschnitte. Der Nikolausberg bildete die vordere Stellung und zerfiel in drei Abschnitte: 1. denjenigen bei der Stahlbatterie, 2. denjenigen bei den Felsen und 3. denjenigen bei dem türkischen Pulvermagazin; letzterer war nur im äußersten Nothfall zu besetzen. In den Abschnitten befehligten die ältesten Kompagniechefs. Die vordere Stellung war dem Kommandeur des 3. Bataillons Regiments Orel übergeben. Die andere Stellung, welche die Bezeichnung „Zentralstellung" erhielt, zerfiel in die Abschnitte bei der „runden" und bei der anderen türkischen, sogenannten Zentralbatterie; der Kommandeur des Orel'schen Regiments führte den Befehl. Einer Anordnung des General Skobelјew zufolge waren die türkischen Stahl- und das eine brauchbare Berggeschütz in Verwendung zu nehmen und erhielt der Lieutenant Kisnjewski 28 Mann vom Regiment Orel, welche er in der Bedienung dieser Geschütze auszubilden hatte.

Am 14. Juli trafen der Generaladjutant Fürst Swjatopol-Mirski und General Skobeljew in der Stellung ein und besichtigten auch die Stahlbatterie. Vom nächsten Tage an wurde Mittags 12 Uhr täglich aus der Batterie ein Schuß abgegeben, wozu sich aus allen Theilen der Stellung Neugierige, Offiziere und Soldaten, einfanden. Die Schüsse erfolgten abwechselnd aus den verschiedenen Geschützen, am häufigsten nach Klein-Berodok, mitunter nach dem „Zuckerhut". Dieses Schießen, das anfangs für ein Amüsement gehalten wurde, hatte indessen ernste Zwecke; man mußte die ungeübten Mannschaften in dem Schießen mit scharfer Munition unterrichten, die Entfernungen nach den verschiedenen Punkten festlegen, an denen der Feind Batterien errichten konnte und sich mit den Leistungen dieser Geschütze bekannt machen, da keine Schußtafeln vorgefunden wurden.

Als Anfang der zweiten Hälfte des Monats Juli das Gerücht von einem Vormarsch der Türken gegen den Schipka erging, wurden zu den erbeuteten Geschützen noch 3 Feuerwerker, 3 Bombardiere und 4 Kanoniere



der 5. Batterie befehligt und war mit ihrer Hülfe Ende Juli die Mannschaft in ihrer Bedienung vollständig ausgebildet. Besondere Mühe machte diejenige des Berggeschützes, für welches kein Aufsatz vorhanden war.

In den ersten Tagen nach dem Eintreffen der Truppen machte die Einrichtung der Biwaks eine Hauptthätigkeit derselben aus. Keine dieser Arbeiten wurde indessen mit besonderer Eile betrieben; man legte ihnen fast gar keinen Werth bei, denn man betrachtete die Stellung lediglich als eine vorübergehend besetzte, auf welche ein Angriff seitens der Türken in Anbetracht der Anwesenheit unseres Avantgarden-Detachements im Thale der Tundscha sehr wenig wahrscheinlich und geringen Erfolg versprechend schien.

Allenthalben war nur die eine Ueberzeugung vorhanden: das sind überflüssige Arbeiten, vergebliche Mühen — wir werden bald zum Angriff übergehen. Dieselben schritten deshalb nur ganz langsam vor; sie wurden außerdem sehr erschwert durch den felsigen Boden und durch den Umstand, daß der größte Theil der Kompagnien während der Nacht den Sicherheitsdienst versehen und deshalb Tags über nur sehr allmählich gearbeitet werden konnte. Ein Mitte Juli vom Höchstkommandirenden entsendeter Adjutant, ein Ingenieurkapitän Laskowski, welcher den Auftrag hatte, die Schipka-Stellung zu befestigen, machte zuerst auf das Irrige der herrschenden Ansichten aufmerksam. Er legte klar, daß ein Anmarsch des Feindes mit starken Kräften gegen die Stellung sehr wahrscheinlich sei; daß unser Avantgarden-Detachement in Folge der unglücklichen Operationen bei Plewna werde zurückgehen müssen, um die Uebergänge über den Balkan zu besetzen, und daß die Stellung durch einen Theil von dessen Truppen noch verstärkt werden müßte. Jedenfalls würde dann der nachdrängende Feind den Schipka-Paß als den wichtigsten mit starken Kräften angreifen. Nun kam in die Arbeiten ein anderes Leben; man war sich nun klar, daß die Stellung unter allen Umständen besser, als dies bisher erfolgt war, befestigt werden mußte. Man arbeitete die Batterien und Schützengräben, wie sie bisher projektirt waren, aus und legte neue für eine Batterie und acht Kompagnien an. Auf den Felsen am südlichen and südwestlichen Abhang des Nikolausberges wurden Logements für je eine Kompagnie erbaut, von welchen die Annäherung zu den Felsen zu bestreichen war. Alle Anstrengungen, tiefer als einen Fuß in den Boden zu dringen, erwiesen sich als vergeblich; die Logements erhielten deshalb ein ungenügendes Profil von ½ Fuß Tiefe und 3 Fuß Breite des Grabens und 1 Fuß Höhe, sowie 4 Fuß Stärke der Brustwehr. Da das ausgegrabene Erdreich für die Bildung einer genügend starken Brustwehr nicht ausreichte, so glich man die vorwärts des Grabens geworfene Erde zunächst aus und warf auf sie andere, von den türkischen Laufgräben entnommene, auf welche man Strauchwerk legte und auf dieses wieder eine Schicht Erde schüttete. Auf diese Weise erhielt man zwar keine dauerhafte, aber doch zunächst genügend hohe und starke Brust-

wehr, welche vor den Geschossen Deckung bot. Für die Krupp'schen Geschütze wurde eine Horizontalbatterie gebaut, welche den Namen „Stahlbatterie" erhielt. Ihre Brustwehr hatte eine Höhe von 2½ Fuß und erreichte nicht eine Stärke von 10 Fuß, welche sich gegen die Felsen hin noch verringerte. Die Geschütze feuerten über Bank, an ihren Seiten waren kleine Gräben ausgehoben. Zur Deckung der rechten Flanke der Batterie war ein nicht sehr hohes Epaulement aufgeworfen. Links der Stahlbatterie waren für einige Kompagnien Schützengräben ausgehoben, von denen man den östlichen Abhang des Nikolausberges, einen Theil des Kammes vor der Stahlbatterie und den Aufstieg zum Nikolausberg bestreichen konnte. Die Abmessungen dieser Infanteriestellung waren dieselben wie diejenigen der auf den Felsen errichteten. Die Arbeiten gingen allmählich vor sich, bis zum 20. Juli waren etwa die Gräben und Batterien für die Truppen des Detachements und seiner Verstärkungen fertig gestellt. Rechts der Stahlbatterie wurde eine Stellung für eine Kompagnie hergerichtet. Da der felsige Untergrund nur eine Ausgrabung von ½ Fuß Tiefe gestattete, so wurde die Brustwehr aus Steinplatten (ausgetrockneter Lehm mit grobem Kies) und großen Steinen, die man aus den Felsen herausschlug, gebildet. Platten und Steine, welche bald von ganz regelmäßiger, bald von unregelmäßiger Form waren, fand man in großer Zahl auf den Felsen, aber doch nicht in genügender Menge und mußte deshalb mit besonderen Hülfsmitteln sich des steinigen Bodens des Berges bedienen, indem man mit Brechstangen, Hacken und Hauen große Stücken festen Lehmbodens, der sich in der Nähe der Biegung des Weges vorfand, abgrub. Wenn sich der Boden nicht abtrennen ließ, brachte man ihn durch Anbrennen trockenen Reißigs, das man durch Glimmen große Hitze entwickeln ließ, zum Springen. Es war dies eine mühselige Arbeit, an die man aber gehen mußte, weil keine anderen Hülfsmittel zur Verfügung standen. Auf diese Weise wurde mit nicht geringer Mühe die Brustwehr auf eine Höhe von 2 und eine Stärke von 3 Fuß gebracht. An einigen Stellen waren auf die Brustwehr Steinplatten von 2 Zoll Stärke und 1½ bis 2 Fuß Länge und Breite gelegt. Die Zwischenräume zwischen den Lehmklumpen wurden mit Erde ausgefüllt. Diese steinerne Brustwehr (die „Mauer", wie sie genannt wurde) versah ihren Zweck lange und gut als Deckung gegen Infanteriefeuer, durch auf sie fallende Granaten stürzte sie später ein und die Steinsplitter verwundeten die Mannschaften. In der Zentralstellung waren die Befestigungsarbeiten in etwas starkeren Abmessungen ausgeführt, da der Boden leichter zu bearbeiten war und man aus den Thälern Rasen herbeischaffen konnte. Auf dem Felsen vor der runden Batterie wurde eine Infanterie-Vertheidigung für zwei Kompagnien hergestellt, von welcher man einen großen Theil des Abhanges vor jener Batterie und des nordöstlichen des Nikolausberges unter Feuer nehmen konnte. Die runde Batterie wurde aus einer früheren türkischen Brustwehr

hergestellt, an deren Flanke man eine Horizontalbatterie für vier Geschütze anbaute. Dieselbe wurde aus herbeigeschafftem Material (Rasen, Erde und Steinen) hergestellt und hatte eine Höhe von 2 Fuß und eine Stärke von 14 Fuß; da sie sich an die türkische Brustwehr anschloß, entstand eine Befestigung in Form einer unregelmäßigen Redoute, welche ihren Ausgang nach der Straße zu hatte. Zur Bestreichung des Vorgeländes der runden Batterie und der Stahlbatterie wurde auf dem Gipfel des Hügels die Zentralbatterie zu vier Geschützen gebaut. Die Brustwehr wurde aus dem auf dem Platze selbst vorgefundenen Material hergestellt und hatte eine Stärke von 7 und eine Höhe von 2 Fuß. Der Raum auf dem Hügel war sehr beengt, die Geschütze hatten daher kaum 1 Saschen Abstand von einander. Die Batterie hatte einen kleinen Vorgraben von 5 Fuß Breite und 2 Fuß Höhe. Auf dem Abhang vor derselben wurden für zwei Kompagnien Logements ausgehoben. Alle diese Arbeiten waren bis zum 20. Juli ausgeführt. Als seit diesem Tage zuverlässig bekannt war, daß das Avantgarden-Detachement sich nach dem Balkan zurückzog und ein Theil seiner Truppen das Schipka-Detachement verstärken würde, wurden Befestigungen für 8 Geschütze und 8 Kompagnien neu erbaut. In Rücksicht auf die wahrscheinlichen Angriffsrichtungen des Feindes wurden die bereits angelegten Befestigungsarbeiten ergänzt.

Ueber die Angriffsrichtungen des Feindes gingen die Ansichten auseinander. Die Einen behaupteten, daß der Angriff auf den Nikolausberg von Klein-Beredok her erfolgen werde, weil der östliche Abhang des Berges am leichtesten zu ersteigen sei; Andere glaubten, daß der Feind von Südosten her angreifen werde, weil der Abhang mit dichtem Gebüsch bewachsen sei und daher die Verluste geringere sein würden, wieder Andere waren der Ansicht, der Angriff von Sseleno-Drewo gerade in den Rücken unserer Stellung geführt werden müßte, um unserm Detachement den Rückzug nach Gabrowo abzuschneiden. Die wahrscheinlichste Angriffsrichtung ging indessen vom rothen über den waldigen Berg nach den rothen Häusern (den türkischen Kasernen.) Es empfahl sich deshalb das Hauptgewicht nicht auf die Vertheidigung des Nikolausberges sondern auf diejenige des Höhenzuges, welcher sich dem rothen Berge zuwendete, also auf welchem die rothen Häuser und die Centralbatterie lagen, zu übertragen. Die Führung der Hauptvertheidigung in dieser Centralstellung war auch noch aus dem Grunde von Vortheil, weil der Rücken gedeckt und aus dem Nikolausberge ein vorgeschobenes Fort gemacht wurde, welches für den Fall einer Wegnahme durch den Feind konzentrisch von der Hauptstellung aus unter Feuer gehalten werden konnte. Infolge dieser Erwägungen wurden denn auch in der Zeit vom 20. bis 27. Juli die entsprechenden Arbeiten vorgenommen.

Vor Allem wurde zur Anlage von noch 2 Batterien auf dem Nikolaus-

berge geschritten in Rücksicht darauf, daß man von dort das ganze Vorgelände und die Felsen bestreichen konnte. Diese neue Batterien wurden zunächst nur „angefangen", ihre Fertigstellung aber der Artillerie überlassen, welche sie mit ihren Schützen zu besetzen hatte. 100.

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg in Ostasien.*)

(Fortsetzung.)

[Nachdruck verboten.]

Der Sieg der japanischen Nordarmee unter Yamagata bei Kiulen (25. Oktober) öffnete den Japanern den Eingang in das Gebiet des chinesischen Reiches und verpflanzte den Krieg in die südliche Mandschurei, im Besonderen in die Provinz Ljao-tong. Letztere ist von Europäern bis jetzt wenig bereist worden und deshalb nur ungenau in ihren geographischen und kulturellen Eigenthümlichkeiten bekannt. Die gründlichste Schilderung hat unser großer deutscher Chinaforscher Freiherr v. Richthofen, im zweiten Bande seines klassischen Werkes „China" (Berlin 1882) gegeben. Hiernach ist Ljao-tong von Nordosten nach Südwesten von einer Reihe mächtiger, mauerartig aufgebauter Granitketten, gleichsam einer natürlichen Schutzwehr Nordost-Chinas gegen Korea hin, durchzogen. Das Gebirge ist schwach bevölkert, dürftig bebaut, wenig bewaldet, vielfach felsig und unwirthlich. Die Straßen sind etwas besser wie in Korea, erheben sich aber kaum über die Beschaffenheit steiniger, steiler Karrenwege, welche für schwerere Truppenfahrzeuge recht schwierig zu bewältigen sind. Die mittlere Kammhöhe beträgt 1200 bis 1500 m, besonders hervorragende Gipfel sind bei dem mauerartigen Charakter des Gebirges ebensowenig vorhanden, wie scharf eingeschnittene Pässe. Von der Mündung des Yalu aus, wo die Japaner zuerst mandschurisches Gebiet betraten, führt längs der Nordküste der Korea-Bucht eine Straße über Taku-schan und Talien-wan bis zur äußersten Südwestspitze der Halbinsel Ljao-tong nach dem Kriegshafen Port-Arthur (340 km), welcher längs der Ostküste des Golfes von Ljao-tong ebenfalls durch einen fahrbaren Weg über die verkehrsreichen Hafenplätze Fu-tschu und Gai-ping mit dem wichtigsten Küstenpunkte der Mandschurei Yu-tsi, dem Hafen von Niu-tschuan,

*) Siehe Dezember-Heft 1894 der „Neuen Militärischen Blätter

verbunden ist. Beide Straßenzüge sind gleichzeitig Telegraphenlinien. Außer den beiden Küstenstraßen bestehen mehrere für die japanische Offensive nach der inneren Mandschurei wichtige Verbindungen quer über das Gebirge:

1. Taku-schan—Ju-jang-ting—Gai-ting (150 km),
2. Kulien—Scho-li-djang—Hai-tscheng—Niu-tschuan (245 km),
3. Scho-li-djang—Lan-tsu-schang—Ljao-jan—Mukden (160 km).

Letztgenannte Verbindung führt über die Paßhöhe Mothian (1200 bis 1300 m) und stellt die wichtigste Verkehrsader von Korea nach Mukden, der bedeutenden Hauptstadt der südlichen Mandschurei, dar. Während das Gebirge im Innern der Provinz Ljao-tong arm, öde und kahl ist, bietet die breite Thalniederung des Ljao-to, in welcher Mukden und Niu-tschuan liegen, dicht bevölkerte, mit Reis und Getreide wohl bebaute Gegenden, ein begehrenswerthes Ziel des japanischen Vormarsches. Ueber die klimatischen Verhältnisse der südlichen Mandschurei bestehen verschiedene Ansichten. Richthofen, welchem wir als Autorität in dieser Hinsicht das Wort lassen, giebt für die Gegend von Niu-tschuan im Januar eine mittlere Temperatur von — 12, im April von + 8,6, im August von + 24,1, im Oktober von + 10,3, im Dezember von — 7° C an. Der Hafen von In-tsi an der Mündung des Ljao-ho, 25 km südlich Niu-tschuan, ist meist von Ende November bis Anfang März durch Küsteneis geschlossen. Da die winterliche Temperatur in den Bergen des Inneren sicherlich noch um ein Beträchtliches niedriger ist als in der tiefer gelegenen Thalebene des Ljao-ho, so wird es erklärlich, daß es das Bestreben des japanischen Nordheeres sein mußte, möglichst schnell, jedenfalls vor Einbruch des strengen Frostes und der Schneestürme, die mandschurische Ebene zu erreichen, ganz abgesehen davon, daß der Besitz der wichtigen und reichen Städte Mukden und Niu-tschuan einen nachhaltigen Druck auf die Widerstandskraft Chinas ausüben würde.

Aus der Darstellung der Natur der mandschurischen Grenzgebirge geht hervor, daß es einer schlagfertigen oder wenigstens einigermaßen geordneten chinesischen Heeresabtheilung nicht schwer fallen konnte, den Japanern an der Schwelle der Mandschurei sehr nachhaltigen Widerstand zu leisten. Allein der Zustand des bei Kiulen geschlagenen Heeres unter General Sung war ein trostloser. Die Flüchtlinge gelangten in voller Auflösung bis Mukden und Niu-tschuan, überall mordend und plündernd, so daß die Bevölkerung des flachen Landes in die Berge floh und von dem Vormarsch der Japaner die Errettung vor den Gräuelthaten ihrer Landsleute sehnlich erhoffte. Obwohl noch in den letzten Tagen des Oktober nicht unbeträchtliche Verstärkungen aus Mukden für das chinesische Nordheer eintrafen, verstand es General Sung keineswegs, seine Streitkräfte zusammenzuhalten, um dem Feind einheitlich entgegenzutreten. Augenscheinlich herrschte unter den chinesischen Führern offene Zwietracht, namentlich wollten sich die Führer der mandschurischen Reiterei den chinesischen Generalen nicht unterordnen. Die ohnehin

ganz nothdürftig ausgestatteten Truppen litten bittersten Mangel an Allem. Das geschlagene chinesische Nordheer ging von Kiulen in zwei Richtungen zurück: der linke Flügel, etwa 9000 Mann, über Fen-huan-tscheng auf Mukden bis zur Paßhöhe von Mothian, der rechte, ungefähr 5000 Mann unter General Ma, über Taku-schan auf Gai-ping bis zur Paßhöhe von Ju-jang-ting. General Sung selbst scheint in Niu-tschuan aus frischen, allerdings schlecht bewaffneten Truppen eine Art Reserve, vermuthlich eine Abtheilung von 8000 bis 10000 Mann, zusammengerafft zu haben, die er in der ersten Woche des November bis in die Nähe von Gai-ping vorführte, um von hier aus in den später zu schildernden Entscheidungskampf um Port Arthur einzugreifen. Diese Bewegung, auf welche wir gelegentlich der Einschließung von Port Arthur zurückkommen werden, gewährt insofern ein ausnahmsweises und erwähnenswerthes Bild, als hier zum ersten Mal ein chinesischer Führer entschlossen und selbstständig den Versuch wagte, in den Gang der Kriegsereignisse einzugreifen, wenngleich dieses Vorgehen der allgemeinen Lage nach wirkungslos bleiben mußte.

Ihrer bisherigen Kriegführung getreu, die nichts unbedacht auf's Spiel setzte und in engem Zusammenhang mit allen Nebenumständen zu rechnen suchte, rückte die japanische Nordarmee überaus behutsam in die Mandschurei ein. Marschall Yamagata, der bewährte Eroberer Koreas, behielt gleichzeitig die Leitung der Operationen in dem mandschurischen Grenzgebiet und die militärische Verwaltung des immer noch unruhigen, einer festen Hand dringend bedürftigen Koreas. Vorgreifend sei bemerkt, daß gerade die Niederhaltung Koreas unverhältnißmäßig bedeutende Streitkräfte fesselte. Die erste japanische Armee scheint mindestens die Infanterie einer Division in Korea belassen zu haben, wozu noch ganz beträchtliche Verstärkungen traten, welche zu Anfang November in Fusan und Chemulpo gelandet wurden. Ende November standen mindestens 20000 Mann Japaner auf koreanischem Boden mit dem Zweck, die rückwärtigen Verbindungen zu schützen und das Land in Ruhe zu erhalten. Das Selbstgefühl und die Abneigung gegen die Fremden scheinen erhebliche Theile des koreanischen Volkes zum Widerstand gegen die Japaner, welche dem Lande bessere Zustände und freiheitlichere Verhältnisse zu bringen versprochen hatten, angestachelt zu haben. Ende Oktober wurde zu Chemulpo der Vizepräsident des koreanischen Staatsraths, welcher in dem von Japan gewünschten Sinne die Verwaltung des Landes führte, auf offener Straße ermordet. Im November fanden blutige, ernste Zusammenstöße zwischen den Aufständigen der beiden koreanischen Südwestprovinzen und den japanischen Etappentruppen bezw. den koreanischen Regierungstruppen statt, ohne daß es letzteren gelang, die Ruhe in dem von schwerer Kriegsnoth heimgesuchten Lande völlig wiederherzustellen. Im Uebrigen richteten die Japaner, die sich in dieser Hinsicht ein nicht geringes Organisationstalent zeigten, auf

Korea neben der Scheinherrschaft des Königs eine eigene Verwaltung ein, welche in An-tsju*) ihren Sitz hat und sich im Verhältniß des Vorschreitens des Nordheeres auf das chinesische Gebiet ausdehnte. Im Uebrigen legten die Japaner in allen Küstenplätzen Koreas und des besetzten Theiles der Mandschurei — so in Hwang-tsju und Wi-tsju — bedeutende Magazine an und stellten schon im Oktober durch reichliche Zufuhr den Bedarf für den Winter bereit. Das ganze Verhalten der Japaner in Korea machte auf die europäischen Augenzeugen einen vortheilhaften Eindruck. „Das energische Auftreten Japans und die überraschende Entfaltung seiner militärischen Leistungen gelegentlich der Okkupirung Koreas sind geeignet, die Sympathien der Unparteiischen auf seine Seite zu bringen. Mittelst von Zeit zu Zeit eintreffender Dampfer wird der Proviant, sowie der Kohlenbedarf der Kriegsschiffe ergänzt, so daß das okkupirte Land in keiner Weise durch die Japaner bedrückt wird; auch ist kein einziger Fall bekannt, daß die Bevölkerung durch die Soldaten in irgend einer Weise belästigt worden wäre."**) Aus dem von der japanischen Nordarmee bis Anfang Dezember besetzten Gebiete wird berichtet, daß die japanische Heeresleitung sofort eine eigene Landesverwaltung einsetzte und die fälligen Steuern einzog, sonst aber Lieferungen nur gegen Baarzahlung ausschrieb, wodurch sehr schnell mit Hülfe der gewinnsüchtigen chinesischen Handelsleute beträchtliche Vorräthe für die Zwecke der japanischen Kriegführung bereit gestellt wurden.

Das japanische Nordheer — zwei Divisionen oder, da reichlicher Nachersatz eingetroffen war, 27000 Mann — ging nach dem siegreichen Gefecht von Kiulen zunächst in westlicher Richtung längst der Küste vor und erreichte am 30. Oktober den wichtigen Hafenplatz Taku-schan an der Mündung des Da-jan-ho. Hier ergab sich die Nothwendigkeit einer Theilung des Heeres, um die in verschiedenen Richtungen zurückgegangenen Chinesen zu verfolgen und Boden in Feindesland zu gewinnen. Generallieutenant Nodsu, welcher vom Marschall Yamagata den Oberbefehl über die in der Mandschurei stehenden Theile des Nordheeres übernommen hatte, entsandte die Division Tatsuma von Taku-schan in nördlicher Richtung, um die auf der Paßhöhe von Mothian gemeldeten feindlichen Streitkräfte zu schlagen und die Hauptstraße nach Mukden zu öffnen. Die Division stieß bei Fan-huan-tscherg auf schwachen, bei Scholi-djang auf stärkeren Widerstand, erbeutete mehrere Geschütze und verfolgte den Feind bis zum Städtchen Lau-tsu-schang am Aufstieg zum Mothianpaß, welcher stark vom Gegner besetzt und anscheinend mit Feldwerken befestigt zu sein schien. Mit Rücksicht auf die Vorgänge bei der linken Flügeldivision des japanischen Nordheeres, welche zu langsamem Vorgehen und bald darauf zum Halten gezwungen worden war, blieb auch

*) Einer der bedeutendsten Orte Nordkoreas an der Straße Pjöng-jang—Wi-tsju.

**) Aus dem Bericht des Korvettenkapitäns Grafen Baudissin, Kommandanten S. Maj. Kanonenbootes „Iltis".

Satsuma abwartend vor dem Mothianpasse stehen, um zu gegebener Zeit den Angriff zu unternehmen

Mit der Division Osaki brach Nodsu am 6. November von Taku-schan auf und ging im Thal des Da-jan-ho aufwärts gegen Ju-jan-ting vor mit der Absicht, bei Gai-ting die Meeresküste und demnächst längst dieser Niu-tschuan zu erreichen. Die mit Ziegelmauern umgebene, in starker, wohl zu vertheidigender Stellung gelegene Stadt Ju-jang-ting war von 5000 bis 6000 Chinesen unter General Ma besetzt. Als die Avantgarde der Division Osaki am Abend des 17. November in der Nähe des Ortes eintraf. Die Japaner eröffneten am 18. früh gegen die Umfassung der Stadt ein wirksames Geschützfeuer, entwickelten gegen Mittag die Infanterie zum Angriff und waren am Abend ohne erheblichen Verlust im Besitz der feindlichen Stellung. Die Chinesen ließen es dem Anschein nach auf eine ernsthafte Entscheidung gar nicht ankommen, sondern entzogen sich dem feindlichen Stoß durch fluchtartigen Abzug. Auf dem Kampfplatz sollen einige hundert todte Chinesen gefunden worden sein, auch fielen 5 Geschütze in die Hände der Sieger. Am folgenden Tag besetzte die japanische Avantgarde den Paßübergang westlich der Stadt, wo die Truppen aus zwingenden Gründen, welche sich aus der strategischen Gesammtlage des Feldzugs ergaben, bis auf Weiteres Halt machten. —

Während die japanische Nordarmee im Norden der Provinz Ljao-tong den Kamm des Gebirges theils schon erreicht hatte, theils zum Ueberschreiten desselben bereit stand, vollzog sich im äußersten Südwesten der Halbinsel Ljao-tong, bei der Seefestung Port Arthur, die entscheidendste Handlung im ganzen bisherigen Verlauf des Feldzuges.

Die Halbinsel Ljao-tong, in deren nördlichem Theile die soeben kurz geschilderten Kämpfe sich abgespielt haben, springt, indem sie die beiden nördlichen großen Einbuchtungen des Gelben Meeres (die Korea-Bai und den Golf von Ljao-tong) scheidet, in Gestalt eines langgezogenen Dreiecks auf eine bedeutende Strecke nach Südwesten hin vor. Das Rückgrat dieser mächtigen Landzunge wird von einem hohen, felsigen, dünn bevölkerten Gebirgszuge gebildet, welcher im Vorgebirge Ljao-tje-schan endet und über die inselreiche Meeresstraße von Petschili hinweg in den Bergen der Provinz Schan-tung fortsetzt. An den Rumpf der Halbinsel Ljao-tong ist in verjüngter Form eine zweite schmale Halbinsel, Kian-tung, angegliedert, deren Küsten vielfache Einbuchtungen, zum Theil solche mit engen Einfahrten, zeigen. So liegt an der Ostküste die Bucht von Talienwan und ihr gegenüber, nur durch eine 3000 m breite Landenge getrennt, an der Westküste diejenige von Kinchow, beides treffliche Ankerplätze und geeignete Landungsstellen. 55 km südwestlich dieser Landenge, fast am äußersten Ende der ganzen Halbinsel liegt der noch vielgenannte Doppelhafen Port Arthur.*)

*) Siehe September-Heft 1894 der „Neuen Militärischen Blätter". D. L.



Noch Mitte der siebenziger Jahre befand sich da, wo heute die ausgedehnten, reich entwickelten Werkstätten und Magazine von Port Arthur liegen inmitten einer armen, unbeachteten Küstenlandschaft, das kleine Fischerdorf Luschun-ko. 1878 begann der regsame Vizekönig Li-Hung-Chang, wohl in voller Erkenntniß der Wehrlosigkeit Chinas, Anstalten zur Verstärkung der Flotte zu treffen und schuf zunächst eine Reihe von Küstenbefestigungen, welche sowohl den Zugang zum Mittelpunkt des Reiches sperren als auch für die Flotte Stützpunkte und Arsenalplätze werden sollten. Etwa 1880 wurde von englischen und französischen Ingenieuren im Dienste Li-Hung-Chang's bei Luschun-ko der Bau eines Kriegshafens im großen Maßstabe in Angriff genommen. Port Arthur von den Engländern kurzweg Li von den Chinesen zu Ehren des Bauherrn genannt. Nach fast zwölfjähriger Arbeit und unter einem Aufwand von 15 Millionen Tael (= 75 Millionen Mark) war dieses Lieblingswerk Li-Hung-Chang's 1892 soweit vollendet, daß man im Falle eines Krieges auf einen trefflich gelegenen, widerstandsfähigen strategischen Stützpunkt und auf einen durchaus gesicherten Kriegshafen zur Ausführung etwaiger Herstellungsarbeiten an Kriegsschiffen rechnen zu dürfen glaubte.

Der Ort Port Arthur ist nach chinesischer Weise eng und winkelig zusammengebaut und mag 4000 bis 5000 Zivileinwohner zählen. Letztere sind vorwiegend Kaufleute, welche den Ort, wo im Frieden 6000 Mann zu garnisoniren und stets einige Tausend Arbeiter thätig zu sein pflegen, mit Lebensbedürfnissen versehen, denn die Umgebung bietet keinerlei Hülfsmittel; sogar das Trinkwasser ist an dem sumpfigen Ufer nicht immer leicht zu beschaffen. Port Arthur liegt auf einer Landenge zwischen zwei tief eingeschnittenen Buchten, von denen die östliche die größere und wichtigere ist Die Einfahrt in diese Bucht ist 200 bis 300 m breit und durch fortwährende Baggerungsarbeiten für Schiffe von 9 m Tiefgang fahrbar, doch ist dieselbe gegenwärtig für größere Schiffe nur zur Zeit der Fluth zugänglich. Bei Süd- und Südwestwinden thürmt sich die mächtige See, welche an allen Küsten des Gelben Meeres gewaltige Brandungen wirft, so hoch empor, daß das Aus- und Einlaufen durch die enge Hafeneinfahrt selten thunlich ist. Das innere Becken ist geräumig, aber verschlammt und kann nur durch ununterbrochene Arbeit brauchbar erhalten werden. Das westliche Hafenbecken hat ebenfalls eine sehr schmale, flache Einfahrt, ist aber im Uebrigen räumlich so eingeschränkt, daß es nicht als Ankerplatz einer größern Anzahl von Kriegsschiffen dienen kann.

Port Arthur ist der einzige große Kriegshafen Nordchinas. Er enthält ein Torpedodepot mit sämmtlichen Werkstätten für die Schußfertigmachung der Torpedos, große Magazine für Munition und Sprengstoffe, mächtige Steinkohlendepots, ein See-Arsenal und ein Trockendock. Das Arsenal soll als Reparatur-Arsenal dienen und umfaßt alle zur Vornahme größerer Reparaturen an Schiffen und Maschinen nothwendigen Werkstätten. Das

Dock ist zur Zeit das einzige längs der ganzen chinesischen Küste. Der Gesammteindruck der Anlagen ist der, daß hier mit großem Geschick eine Reparaturstätte der Kriegsflotte geschaffen worden ist, wo letztere zur Erhaltung ihrer Schlagfertigkeit sich zu neuem Kampf zu retabliren vermag. Strategisch betrachtet, sind die nautischen Eigenschaften von Port Arthur so wenig günstig, daß dieses als Kriegshafen im eigentlichen Sinne für den unmittelbaren Gang des Seekrieges doch nicht diejenige Rolle spielen kann, welche es seiner Lage nach beanspruchen könnte und die ihm für gewöhnlich ohne Weiteres beigemessen wird. Die sumpfigen Innenhäfen verbieten den Aufenthalt eines größeren Geschwaders, während die engen, zu gewissen Zeiten unzugänglichen Einfahrten zwar die Abschließung durch die Küsten-Batterien und die Sperrung durch Torpedos ungemein erleichtern, dafür aber andererseits der in Port Arthur befindlichen Flotte die freie Bewegung und die Möglichkeit jederzeitiger Offensive entziehen, die doch für den Erfolg im Seekriege unabweisbar erforderlich ist. Durch diesen Mangel, welcher aus dem Gang der Ereignisse offenbar geworden ist, sinkt zweifelsohne der strategische Werth von Port Arthur, dem in der Anordnung der nordchinesischen Küstenvertheidigung eine gewichtige Stellung beigemessen worden ist. Im Verein mit dem 160 km südöstlich von Port Arthur an der Nordostspitze von Schan-tung gelegenen, übrigens noch nicht ganz vollendeten Kriegshafen Wei-hai-wei sollte Port Arthur die Einfahrt in den Golf von Petschili und damit zugleich Tientsin bezw. Peking schützen. Selbstverständlich kann diese Aufgabe nur in offensivem Sinne gelöst werden, und da die nautischen Verhältnisse von Port Arthur, wie wir gesehen, ein überraschendes, zuverlässig sicheres Vorbrechen keineswegs gestatten, ist die Wahl von Port Arthur für diesen Zweck zweifellos eine nicht ganz glückliche zu nennen. Dagegen findet eine vom Geist der Offensive beseelte chinesische Flottenführung in der Nähe von Port Arthur, gestützt auf die dortigen Anlagen, einen geeigneten Ankerplatz in der Bai von Talienwan, von wo aus die soeben angedeutete Aufgabe mit besserer Aussicht auf Erfolg gelöst werden kann. Allerdings gehörte hierzu eine schlagfertige und intakte Flotte, an welcher es bekanntlich China seit der Niederlage an der Yalu-Mündung in materieller wie in moralischer Hinsicht gebrach. Aber gerade weil die chinesische Nordflotte in der Seeschlacht vom 16. September empfindlichen Schaden genommen hatte und der Retablirung dringend bedürftig geworden war, mußte der chinesischen Oberleitung — falls mit dem Bestehen einer solchen überhaupt gerechnet werden darf — die Erhaltung von Port Arthur angelegen sein. Noch mehr Bedeutung aber hatte der Besitz dieses Hafens für die Japaner. Wollten letztere den Krieg in das Herz des chinesischen Staatswesens, nach Peking, tragen, so mußte ihre Flotte Herrin des Golfes von Petschili werden. Da aber die Seeverbindung vom nächsten japanischen Hafen (Nagasaki) nach Taku, dem Hafen von Tientsin, nicht weniger als 1500 km beträgt, so

konnten die Japaner eines gesicherten Zwischen- und Ruhepunktes nicht entbehren, der zugleich der Ausgangsort zum Vorgehen in den Golf von Petschili wurde und der japanischen Flotte alle Hülfsmittel zur Erhaltung ihrer Schlagfertigkeit und Seetüchtigkeit gewährte.

Hierin beruht der für beide kriegführenden Mächte unvergleichliche Werth von Port Arthur, und wird es erklärlich, daß die nächste entscheidende Periode des Krieges sich in den Kampf um den Besitz von Port Arthur zusammendrängte, und daß die Einnahme dieses Platzes durch die Japaner einem entscheidenden Schlage gleich kam.

Der Bedeutung von Port Arthur durchaus entsprechend, hatte China sich seit mehreren Jahren bemüht, die Widerstandsfähigkeit des Hafens nach Möglichkeit zu verstärken.*) Ursprünglich von französischen Ingenieuren mit leichten Werken versehen, wurde Port Arthur seit 1890 durch den ehemals deutschen Hauptmann v. Hannecken mit modernen Vertheidigungsmitteln ausgestattet. Die Stadt, die beiden Innenhäfen und die in letzteren befindlichen Docks werden durch einen Kranz von Höhenzügen umrahmt, welche sich etwa 150 bis 200 m über den Wasserspiegel des Hafenbeckens ziemlich jäh erheben. Diese Höhen sind mit sieben, nach anderen Angaben mit neun Küstenbatterien gekrönt, deren hohe Lage die wirksame Bestreichung der Hafeneingänge gestattet, ohne daß die Batterien selbst von der See aus wirksam unter Feuer genommen werden können. Die eigentliche Einfahrt in den Osthafen sollte kurz vor Ausbruch des Krieges durch vier Panzerthürme, deren jeder ein schweres Schnellfeuergeschütz enthalten sollte, geschützt werden, doch kam die Ausführung dieser Absicht nicht mehr zu Stande. Im Verein mit einer fast vollkommenen Torpedosperre waren somit der Hafen und die Stadt gegen die Seeseite hin genügend geschützt, wenigstens konnte eine Landung in unmittelbarer Nähe nicht erfolgen, während eine Wirkung der Schiffsgeschütze gegen die bedeutend überhöhenden Küstenbatterien nicht zu erwarten war.

Dagegen bot ein Vorgehen von der Landseite her mehr Aussichten auf Erfolg Unmittelbar nördlich der Stadt Port Arthur befindet sich ein ausgedehnter Süßwassersee, an dessen Ufern die werthvollsten Theile der ganzen Anlage, die Torpedomagazine und das Arsenal mit den Werkstätten liegen. Die einzelnen Arbeitsstätten sind durch Schienenstränge für Pferdebetrieb unter einander verbunden; zur Beleuchtung kommt electrisches Licht zur Verwendung. Den Abschluß nach Norden bildet, etwa 1000 Yards = 900 m vom Rande der Fabrikanlagen entfernt, eine Hügelkette von 120 bis 200 m

*) Bei dem Mangel an zuverlässigen Karten des Kriegsschauplatzes sind die Einzelheiten der Befestigungsanlagen von Port Arthur nicht ersichtlich, um so mehr, als die vorliegenden Beschreibungen sehr von einander abweichen und augenscheinlich die vorhandenen Anlagen mit den geplanten, zur Zeit des japanischen Angriffs noch nicht vollendeten Bauten zusammenwerfen.

Höhe. Hieran schließt sich landwärts ein zerklüftetes meist kahles Hügelland, dessen höchster Kamm vielfach felsige Bildungen trägt. 55 km nordöstlich von Port Arthur verengt sich, wie bereits erwähnt, die Halbinsel zwischen den Buchten von Talienwan im Osten und Kinchow im Westen auf 3000 m, so daß hier sowohl die natürlichen Landungsstellen des Angreifers, als auch der strategisch wie taktisch gegebene Abschluß für den Vertheidiger liegen, falls letzterer Port Arthur auf der Landseite überhaupt vertheidigen muß.

Zur Zeit, als China mit einer ernsten Bedrohung durch die Japaner rechnen mußte, waren die Küstenbatterien von Port Arthur mit 50 Krupp'schen Geschützen neuer Anfertigung von 15 bis 24 cm Kaliber armirt. Daneben sollen in diesen Werken 10 bis 20 Schnellfeuerkanonen englischer und amerikanischer Systeme, wahrscheinlich zur unmittelbaren Hafenbestreichung, vorhanden gewesen sein. Die Werke selbst sind in einfachster Art aus Erde geböscht mit bombensicheren Unterständen und Munitionsräumen, im Uebrigen aber ebenso verwahrlost, wie das kostbare Geschützmaterial selbst. Vornehmlich hatten die Chinesen die Widerstandskraft von Port Arthur seewärts gerichtet, während die Landfront ganz ungenügend ausgerüstet war. Der bereits genannte Höhenzug nordöstlich der Stadt, der dieser beim Angriff von Land her den letzten Schutz bot, war nur mit leichten Erdwerken und mit einigen, nach altchinesischer Art aus Ziegelmauern errichteten Befestigungen besetzt, deren Widerstandskraft selbst dem Feuer aus Feldgeschützen gegenüber fragwürdig war. Die Buchten von Kiuhow und Talien-wan sollten durch einige Batterien — anscheinend waren es 30 Geschütze älterer Art — von dem Höhenrücken zwischen den beiden Buchten aus geschützt werden; die genannten Orte selbst waren nicht zur Vertheidigung eingerichtet.

Alles in Allem waren Werke wie Armirung sowohl ihrer Gruppirung wie ihrer Ausrüstung nach schwerlich zu längerem Widerstand befähigt, wenn der Angriff auf dem Lande geführt wurde und der Angreifer gleichzeitig über die Herrschaft zur See gebot.

Am 18. Oktober, an welchem Tage der japanische Herrscher die Kammern eröffnete, hielt er eine Heerschau über die zweite Armee unter Marschall Oyama bei Hiroshima ab, überall begeistert von den Truppen wie vom Volk begrüßt, denn ganz Japan blickte mit hoher Siegeszuversicht nach den bereits errungenen Erfolgen den Thaten seines zweiten Heeres entgegen. In der Nacht zum 19. erfolgte mit großer Schnelligkeit die Einschiffung und am Nachmittag des 19. lief die Transportflotte mit 31000 Mann, geleitet von 35 Kriegsschiffen, aus. Die Fahrt ging längst der Koreanischen Westküste, wo aus Verpflegungsrücksichten und zur Aufnahme von Steinkohlen der Hafen von Hwang-tsju an der Mündung des Taidongang angelaufen wurde, nach der Elliot-Gruppe, 140 km nordöstlich von Port Arthur. Zum

Schutz dieser Fahrt, welche Angesichts einer thätigen und kampfbereiten chinesischen Flotte nicht ohne Gefahr gewesen wäre, war das Geschwader des Grafen Ito bereits am 16. Oktober nach der Straße von Petschili abgefahren, um etwaigen feindlichen Unternehmungen von Port Arthur oder von Wei-hai-wei her rechtzeitig entgegen zu treten. Allein die chinesischen Kriegsschiffe blieben thatenlos im schützenden Bereich ihrer Küstenbatterien und wagten nicht einmal den Versuch einer Störung des japanischen Transportes.

Marschall Oyama entschloß sich zu einer Landung in der Bai von Talienwan und entsandte gleichzeitig einen Theil seiner Streitkräfte unter Bedeckung einer Geschwaderabtheilung um die Südwestspitze von Ljao-tong herum zur Landung in der Bucht von Kinchow. Die Landung vollzog sich ohne Zwischenfall, so daß am 2. November bereits 20000 Mann ausgeschifft waren. Die beiden feindlichen Telegraphenleitungen längs der Küsten der Halbinsel wurden sofort unterbrochen; insbesondere war die Zerstörung der Telegraphenverbindung zwischen Port Arthur und Niu-tschan für die Chinesen empfindlich, denn sie sahen sich hierdurch von jeder Verbindung mit der Heimath abgeschnitten, da eine Kabelleitung von Port Arthur nach Taku oder Wei-hai-wei fehlerhafterweise nicht besteht.

Der chinesische Kommandant von Port Arthur verfügte über 7000 ziemlich gut bewaffnete und leidlich ausgebildete Soldaten; hierzu traten 5000 bis 6000 neu eingestellter Mannschaften, die weder geübt noch hinreichend ausgerüstet waren. Die schweren Batterien scheinen anfänglich mit den Mannschaften der im Hafen liegenden Kriegsschiffe besetzt worden zu sein und waren nach Abfahrt dieser Schiffe nur noch nothdürftig bedient. Zur Verstärkung der Besatzung hatte man sogar die Dock- und Arsenalarbeiter, ja selbst die bürgerliche Bevölkerung, welche unter den Ausschreitungen der zuchtlosen chinesischen Soldaten schwer litt, herangezogen. Im ganzen scheinen 13000 bis 15000 Bewaffnete, darunter allerdings sehr zweifelhafte Elemente, an der Vertheidigung theilgenommen zu haben. Zur Zeit der japanischen Landung waren Seitens der Chinesen 3000 Mann nach Talienwan, 1000 Mann nach Kinchow entsandt; offenbar eine viel zu geringe Streitmacht, um den Japanern auch nur einige Schwierigkeiten bei der Ausschiffung zu bereiten.

Die Japaner traten bereits am 5. November, wahrscheinlich durch Kavalleriepatrouillen, in Fühlung mit der Armee Yamagata's. Zur Deckung der Unternehmung gegen Port Arthur wurde eine gemischte Abtheilung — anscheinend eine Brigade mit einigen Batterien — schon in den ersten Novembertagen in nördlicher Richtung entsandt. Dieselbe besetzte die Handels- und Hafenstadt Fu-tschu an der Westküste von Ljao-tong und hatte hier wiederholt Vorstöße der bei Gai-ping stehenden chinesischen Streitkräfte Sung's abzuweisen, bis die bereits geschilderten siegreichen Gefechte des japanischen Nordheeres eine Bedrohung des Angriffs auf Port Arthur von Niu-tschuan

her hinfällig machten.*) Am 6. fiel Talienwan, am 7. Kinchow in die Hände der Japaner; die Chinesen zogen sich ohne nennenswerthen Widerstand, ihre Batterien preisgebend, fluchtartig auf Port Arthur zurück. Die Gefechte an diesen Tagen, welche den japanischen Truppen nur geringe Verluste brachten, gaben bereits Zeugniß von der Kopflosigkeit der chinesischen Führung und von der erschütterten Verfassung der Truppen.

Zum weiteren Vorgehen gegen Port Arthur blieben, nach Abzug der Deckungstruppen, 1½ Divisionen und die Spezialwaffen für Belagerungszwecke — im Ganzen 18000 bis 20000 Mann — verwendbar. Das Hauptquartier Oyamas kam am 7. November nach Kinchow. Der weitere Vormarsch vollzog sich in dem menschenleeren, vielfach zerklüfteten, an Hülfsmitteln armen Lande vorsichtig und demgemäß langsam; vermuthlich hat die Fortschaffung der schweren Geschütze in dem auf den Höhen steinigen, längs der Küsten sumpfigen Gelände nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten bereitet. Die Hauptangriffsfront wurde, wie wir schon in der kurzen Charakterisirung der Lage und Umgebung von Port Arthur angedeutet haben, von Nordwesten her genommen, denn hier boten sich die geringsten Terrainschwierigkeiten und war die Widerstandsfähigkeit des Platzes offenbar am schwächsten. Der Anmarsch vollzog sich derart, daß die rechte, von Kinchow längs der Westküste vorgehende Kolonne eine Division, die linke Abtheilung, welche sich von Talienwan längs der Ostküste in Bewegung setzte, nur eine Brigade stark war. Ueber die Vertheilung der schweren Artillerie liegen Angaben bis jetzt nicht vor.

Am 18. November ging die vordere Infanterielinie der Japaner, in Schützengräben geduckt, auf 800 bis 1000 Meter an die befestigte Hügelkette nordöstlich von Port Arthur heran, welchem ein gewaltsamer Angriff mit Rücksicht auf die immerhin wirksamen chinesischen Batterien bereits in den Anfängen zum Stehen gekommen war. Dagegen wurde am 19. und 20. die chinesischen Werke durch überwältigendes Feuer zum Schweigen gebracht, so daß der am 21. eingeleitete, am 22. durchgeführte Angriff der Infanterie ohne große Verluste gelang und bis zum Abend des letztgenannten Tages die nördlichen Batterien, die Arsenal- und Dockanlagen mit allem Zubehör und schließlich die Stadt in die Gewalt der Japaner brachte. Die Küstenbatterien, die eigentliche Stärke von Port Arthur, waren beim Kampf um dieses so gut wie gar nicht betheiligt, sondern blieben auf gelegentliche Kanonaden mit den vor der Einfahrt liegenden japanischen Kriegsschiffen beschränkt. Auch die japanische Flotte war bei der Entscheidung nur in zweiter Linie thätig, indem sie sich auf die Absperrung der Häfen um Port Arthur und auf die Beobachtung der Küste von Schan-tung beschränkte. Es hatte

*) Die Ereignisse bei Fu-tschu, namentlich die Thätigkeit der Heeresabtheilung Sung's, ist bisher wegen gänzlichen Mangels an Berichten nicht hinreichend geklärt, so daß dieser Theil der Vorgänge nachträglicher Ergänzung bedarf.

sich nämlich bereits in den ersten Tagen des November herausgestellt, daß das chinesische Nordgeschwader, welches in der Schlacht an der Yalumündung gefochten, zwar zunächst in Port Arthur Schutz gesucht hatte, dann aber rechtzeitig aus diesem Hafen ausgelaufen war, um auf der Rhede von Wei-hai-wei vor Anker zu gehen. Hier verblieb die chinesische Nordflotte, von den japanischen Geschwadern überwacht thatenlos und scheint trotz mehrfacher Versuche der Japaner, sie auf die hohe See zum Kampf zu locken, nichts gethan zu haben, um den Gegner die Herrschaft über das Meer streitig zu machen oder wenigstens die Verbindungen der japanischen Einschließungstruppen zu bedrohen.

Die Japaner erbeuteten in Port Arthur 12 Schiffe, worunter sich einige Hafendampfer und ein in Reparatur befindliches Torpedoboot befanden. Hierzu kamen 15000 Tonnen Steinkohlen, 4000 Tonnen Eisenschienen und als Hauptsache die unberührt erhaltenen Einrichtungen und Maschinen des Arsenals und vor Allem, das den Japanern willkommene Trockendock. Geschütze wurden etwa 90 vorgefunden; die noch vorhandenen Vorräthe an Reis und sonstigen Lebensmitteln waren nicht unbedeutend, denn der Platz war noch auf mehrere Wochen mit Proviant versehen.

Von Gefangenen meldet der japanische Bericht nur wenig und deutet an, daß mehrere Tausend Chinesen theils auf Schiffen, theils sogar zu Land nach Westen entkommen seien. Wie dies möglich war, erklärt sich nicht ohne Weiteres aus der Lage der Dinge und bedarf näherer Aufklärung. Meldungen aus Schanghai besagen, daß die japanischen Soldaten bei der Erstürmung der letzten Werke vor Port Arthur einige hundert Gefangene niedergeschossen hätten. Amtliche japanische Blätter haben daraufhin ihren Bedauern über diese Ausschreitung Ausdruck gegeben, zugleich aber versichert, daß die Chinesen sowohl bei Pjöng-jang als auch bei Talienwan und Port Arthur japanische Offiziere und Soldaten, welche in ihre Hände gefallen waren, unter grausamen Qualen hingeschlachtet hätten. Diese Thatsachen sind auch von nichtjapanischer Seite ausdrücklich bestätigt worden und erklären sich schon daraus, daß mehrere hochgestellte Führer ihren Truppen Geldbelohnungen für abgeschnittene japanische Köpfe zugesichert haben. Schließlich bleibt zu bemerken, daß die Chinesen in Port Arthur, wohl durch das feindliche Artilleriefeuer eingeschüchtert und in der Erkenntniß ihrer hilflosen Lage, sich schaarenweise ergaben, so daß bei den immer noch ziemlich barbarischen Gebräuchen der ostasiatischen Kriegsführung bei manchem japanischen Unterführer vielleicht die Anschauung sich geltend gemacht haben mag, die Zahl der Gefangenen, welche für Japan eine Last zu werden anfingen, nicht ohne Noth zu vergrößern. Es sei indessen nochmals ganz besonders betont, daß die Augenzeugen aller Nationen die Mäßigung und die Zucht der japanischen Truppen rühmend hervorhoben, während sich die sogenannte alte chinesische Kultur ganz unzweifelhaft als eine alte Barbarei herausgestellt hat.

Die chinesische Besatzung von Port Arthur hat den Japanern ihren Sieg nicht sonderlich erschwert, denn die Vertheidigung war, durchaus der allgemeinen Kriegsführung entsprechend, mattherzig und kraftlos. So konnte der kaiserliche Erlaß, welcher den Marschall Oyama und dessen Truppen beglückwünschte, mit Befriedigung den Umstand hervorheben, daß der große Erfolg mit verhältnißmäßig geringem Verlust erkauft worden war.

Mit Recht durchbrauste auf die Kunde von der Einnahme von Port Arthur stürmischer Siegesjubel ganz Japan, denn abgesehen von der moralischen Wirkung der Eroberung dieses als ganz besonders widerstandsfähig bezeichneten Platzes ergab sich für Japan ein gesicherter Stützpunkt zur Fortführung der Operationen auch während des Winters. Im Norden standen die Avantgarden der ersten japanischen Armee dicht vor Mukden und Niu-tschwang, im Süden war Port Arthur, der einzige Kriegshafen Nordchinas, in der Gewalt des zweiten japanischen Heeres. Die Flotte des Grafen Ito beherrschte den Golf von Petschili. Der Krieg war an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt, wo die Aussichten für China gänzlich hoffnungslos geworden waren und letzteres vor die Nothwendigkeit sich gestellt sah, dem Sieger weitgehende Friedensvorschläge anzubieten. Gerade die Einnahme von Port Arthur hatte die Ohnmacht Chinas in grellstem Lichte gezeigt und durfte Japan die begründete Berechtigung geben, seine Bedingungen zu erweitern und empor zu steigern.

(Fortsetzung folgt.)

Die französisch-italienische Alpen-Grenze und ihre Vertheidigung.*)

Mancherlei politische Vorgänge, von denen wir nur an die Abtretung Savoyens und Nizzas an Frankreich, ferner an die Besetzung Roms durch die Italiener und deren Verdrängung aus Tunis erinnern wollen, haben in den letzten Jahrzehnten die bisher freundlichen Beziehungen zwischen beiden Völkern getrübt; namentlich aber hat der maßlose Ton der chauvinistischen französischen Presse redlich das Seinige gethan, das mit Recht gesteigerte Nationalgefühl der Italiener schwer zu verletzen und die Spannung zwischen

*) Für das Studium der Arbeit genügt die Karte des Andree'schen Hand-Atlas.

den beiderseitigen Regierungen nicht allein zu verschärfen, sondern auch auf die breiteren Schichten der Bevölkerung zu übertragen und eine tiefgehende Verstimmung zwischen diesen beiden Nationen romanischen Stammes zu erwecken. Die patriotische Opferwilligkeit des italienischen Volkes und seiner Vertreter wurde viele Jahre lang dadurch zu den höchsten Leistungen entflammt.

Die Möglichkeit eines Krieges mit dem westlichen Nachbar, dem nicht allein die nordwestliche Alpengrenze, sondern nicht minder auch die langgestreckten Meeresküsten des italienischen Festlandes offen standen, mußte erwogen werden, wobei die drohende Gefahr in unverhältnißmäßig kurzer Zeit die großartigen Fortschritte Italiens auf allen Gebieten der Landesvertheidigung zeitigte. Mit Anspannung aller Finanzkräfte des Landes wurde eine Armee und Flotte geschaffen, deren Achtung gebietende Stärke, Organisation, Bewaffnung, Kriegsbereitschaft und Kriegstüchtigkeit Italiens neu geschaffener Großmachtstellung entspricht, dasselbe bündnißfähig macht, dabei aber auch der Sicherung der Landesgrenzen und des Küstengebietes durch Befestigungsanlagen und weitere Entwicklung des noch in seiner Kindheit befindlichen Eisenbahnnetzes die ausgedehnteste Sorge zugewandt.

In dem Bewußtsein, daß das Land aus eigener Kraft dem mächtigen Nachbar niemals gewachsen sein werde, suchte und fand die italienische Regierung den Anschluß an den Bund der Zentralmächte, Deutschland und Oesterreich, mit welchen beiden sie die gleichen Friedensinteressen, mit dem ersteren außerdem der Gegensatz zu Frankreich verband und auch in Zukunft immer verbinden wird, da die Interessen beider Länder auf keinem Gebiete zuwider laufen. Dennoch konnte nicht ausbleiben, daß die zu tragende Rüstung mit der Zeit einem Theile der Bevölkerung zu schwer wurde, zumal sie oppositionellen Elementen und den Parteigängern französischer Interessen eine willkommene Handhabe boten, um die militärische Entwickelung Italiens zu hemmen, dasselbe womöglich von dem Dreibunde loszulösen.

Wie die Verhandlungen des italienischen Parlamentes wiederholt bewiesen haben, sind die ersteren Bestrebungen nicht ohne Erfolg geblieben, um so mehr ist für alle Angehörigen der beiden anderen verbündeten Nationen die Kenntniß seiner Wehrkraft in offensiver und defensiver Richtung von Interesse. Sie ist es für jene in demselben Maße wie die gleichartigen Verhältnisse auf Seiten ihres westlichen und östlichen Gegners; sie ist es für die deutsche Armee insbesondere, weil diese aller Voraussicht nach berufen sein wird, wenn dereinst der große schon so lange drohende Krieg entbrennen sollte, an der Seite der tapfern italienischen Armee den Erbfeind zu bekämpfen.

In diesem Falle muß, nach Lage der politischen Interessen und der entsprechenden Gruppirung der europäischen Mächte, Deutschland voraussichtlich im Osten an der Seite Oesterreichs den Kampf mit Rußland aufnehmen, im

Westen wird es, im Bunde mit Italien, mit dem größern Theile seiner Feldarmee den Heeren Frankreichs gegenübertreten.

Eine Cooperation beider Armeen ist nach Lage der beiderseitigen Operationslinien ausgeschlossen, da das neutrale Gebiet der Schweiz und des nördlichen Theiles von Savoyen dieselben scheidet. Die Vereinigung könnte höchstens, nachdem die Entscheidung lange gefallen, also zu spät, im Innern Frankreichs, südlich von Paris vielleicht auf der Linie Orléans-Bourges, angestrebt werden. Ueberhaupt wird durch das italienische Bündniß Deutschland bei weitem nicht in dem Maße entlastet; wie dies vielfach angenommen wurde. Dagegen durfte, wie wir im Laufe unserer Betrachtungen nachweisen werden, eine französische Invasion über die Alpen nach Italien durch das Bündniß dieses letzteren Staates mit Deutschland zur Unmöglichkeit werden.

In welchem Verhältnisse die oben erwähnte Theilung der deutschen Streitkräfte stattzufinden haben würde, läßt sich nicht annähernd ermessen; in Anbetracht der Vereinzelung der verbündeten Armeen, des schwierigen Aufmarsches der italienischen, der überall hindernd entgegentretenden französischen Grenzbefestigungen und der Leistungsfähigkeit der französischen Armee ist indessen wohl anzunehmen, daß Deutschland in erster Linie nicht weniger als 13—14 Armeekorps, Italien etwa 10 Armeekorps, an Feldtruppen, ausschließlich Reserve- u. s. w. Truppen, wird aufstellen müssen.

Dies ist der Grund, weshalb viele französische Militairschriftsteller mit bemerkenswerther Nichtachtung bestehender Verträge von vornherein annehmen, daß wahrscheinlich weder Deutschland noch Italien sich an die Neutralität der Schweiz oder des nördlichen Savoyens kehren, sondern unter Verletzung des Gebiets der erstern, über Schaffhausen und Lausanne bei Pontarlier sich zu gemeinsamen Operationen die Hand bieten würden.

Obgleich strenggenommen die Juragrenze nicht in den Rahmen unserer Betrachtungen gehört, halten wir dieserhalb für nöthig, dieselbe kurz zu streifen, vorzugsweise um diese nach jeder Richtung unhaltbaren, der deutschen Loyalität und Gewissenhaftigkeit so wenig entsprechenden Unterstellungen in das richtige Licht zu stellen. Einer besondern Widerlegung wird es dann überhaupt kaum bedürfen.

Frankreich grenzt im Südosten in einer Länge von 200 km (Luftlinie) an die Schweiz, in einer Ausdehnung von 280 km an Italien. Uns beschäftigt, der uns gestellten Aufgabe entsprechend, vorzugsweise der letztere Theil, doch können wir des Zusammenhanges wegen und aus früher erwähnten Gründen auch die schweizer Grenze nicht vollständig außer Betracht lassen.

Dieselbe erstreckt sich von Delle bis zum Durchbruche der Rhône durch das Grenzgebirge unterhalb Genfs. Sie kreuzt den Lauf des Doubs bei St. Ursanne und folgt diesem Flusse bis Marteau, von wo ab sie die südlichsten Ausläufer des Jura begleitet.

Gegen Westen senken sich die Vorberge des Juragebirges allmählich zum Flußthale der Saône, auf deren rechtem Ufer die Berge des Ballon d'Alsace, der Faucille, des Plateaus von Langres, die Berge der Côte-d'Or, von Charolais, Maconnais, Beaujolais und Lyonnais wieder steiler ansteigen.

Das Land ist den Operationen größerer Armeen wenig günstig, dagegen für den kleinen Krieg, wie der zweite Theil des Feldzuges 1870/71 gezeigt, wie geschaffen.

Nördlich Pontarliers ist das Grenzgebiet am zugänglichsten; 10 Straßen und 3 Eisenbahnlinien — Marteau-Loele, Pontarlier-Lausanne und Pontarlier-Neufchâtel — letztere in tiefen Schluchten den Jura kreuzend, verbinden die Flußthäler zu beiden Seiten des Gebirges.

Der nördliche Theil wird durch die Festung Belfort, die Befestigungen bei Montbéliard und auf den Lomontbergen vollständig gesichert, der mittlere durch das Sperrfort bei Pantillon geschützt. Außerdem können die Berge von Chaumont durch provisorische Werke leicht zur Vertheidigung eingerichtet werden.

Pontarlier selbst deckt die beiden Pässe von Verrières und Jougne. Die beiden Straßen, welche hindurchführen, treffen bei Cluse zusammen und werden durch 3 Sperrforts bei Joux, dem vom obern und untern Larmont, vertheidigt. Das Fort St. Antoine sichert die Stellung bei Pontarlier gegen Umgehung von Süden.

Die Straßenzüge, welche über die Berge von St. Cergues und der Faucille führen, treffen an den Höhen von Rousses zusammen und setzen sich auf dem Lous le Launier fort. Sie werden durch die Sperrforts von Rousses und Risoux vertheidigt. Außerdem können die Höhen der Faucille oberhalb Michoux mit geringer Mühe durch Feldbefestigungen recht widerstandsfähig gemacht werden.

Der Engpaß von Ecluse, welchen die Rhone beim Durchbruche durch das Gebirge zwischen dem Mont Credoz und Mont Vuache bildet, wird durch das gleichnamige starke Fort gesperrt.

Südlich des Passes von Ecluse tritt die italienische Grenze mehr als 60 km von den gegen Süden bis zur Rhône sich fortsetzenden Vorbergen des Jura zurück.

In zweiter Linie deckt Besancon, welches deshalb zu einem großen verschanzten Lager umgewandelt wurde, die französische Grenze gegen die Schweiz. Die bedeutenderen Werke seiner Außenlinie liegen in einem Umkreise von 37 km. Sie sind:

Im Nordosten das Fort Chailluz, welches das Gelände zwischen Doubs und Oignon unter Feuer zu halten gestattet, zugleich die Vertheidigung des gleichnamigen Waldes unterstützt.

Das Fort Chatillon, welches das Flußthal des Oignon und den Straßenzug von Vesoul und Pont-sur-Saone, das Fort Benoit, welches den

untern Lauf des Doubs und den Raum zwischen dem Flusse und dem Walde von Chailluz bestreichen.

Die Ostfront wird durch die Forts von Montfaucon, Rolland und Fontain, die Westfront durch die Forts Planoise, Du Mont-Boucon und Justice gedeckt.

Die Schweiz und der nördliche Theil Savoyens, die Bezirke Chablais und Faucigny, sind durch die Verträge vom Jahre 1815 neutralisirt, eine Aenderung hinsichtlich der beiden letzten Gebiete ist, gelegentlich ihrer Abtretung an Frankreich im Jahre 1860, nicht eingetreten. Im Kriegsfalle dürfen daher keine Befestigungsanlagen daselbst vorgenommen werden, auch hat dann die Schweiz das Besatzungsrecht im ganzen Gebiete. Aus diesem Grunde mußten, als vor einer Reihe von Jahren die Franzosen auf dem Mont-Salève bei Genf Arbeiten vornahmen, welche auf Errichtung von Vertheidigungsstellungen schließen ließen, diese auf den Widerspruch der Schweiz sofort eingestellt werden.

Die Vertheidigungsfähigkeit der französischen Grenze gegen Italien hat durch die im Jahre 1860 stattgehabten Gebietsabtretungen erheblich gewonnen, denn auf der ganzen Strecke zwischen dem Genfer See und Ligurischem Meere wurde sie bis an den Gebirgskamm vorgeschoben und mit Ausnahme des Kleinen St. Bernhard gelangten sämmtliche Paßübergänge in französischen Besitz.

Der Vormarsch durch das Rhonethal über Lausanne auf Montarlier würde die italienische Armee auf die drei Alpenstraßen über den St. Gotthard, den Simplon und den Großen St. Bernhard verweisen, welche 50 und 80 km untereinander entfernt sind, also eine gegenseitige Unterstützung der einzelnen Kolonnen ausschließen. Erstere wird allerdings von der Eisenbahn begleitet, deren Leistungsfähigkeit ist aber eine so geringe, daß sie zur Beförderung eines Armeekorps 20 Tage gebraucht. Letztere ist zum Theil nur Saumpfad und für Fahrzeuge demzufolge unpassirbar. Die Vereinigung der verschiedenen Kolonnen im Rhonethale würde ebenfalls unter wenig günstigen Verhältnissen stattfinden müssen und in der schweizer Armee wie in den Befestigungsanlagen auf dem Gipfel des St. Gotthard, bei Martigny und St. Maurice nicht zu unterschätzende Hindernisse für den Weitermarsch finden. Wie endlich die französischen Vertreter dieses Invasionsplanes, falls er wirklich ernsthaft gemeint sein sollte, sich die Sicherung dieser Operationslinie von mehr als 300 km Länge (in der Luftlinie gemessen) und des Nachschubes unter den angedeuteten Verhältnissen im Alpengebiete denken, ist schwer verständlich. Anscheinend hat ihnen die prompte Fertigstellung der Eisenbahnlinien Ivrea—Aosta, Novara—Domodossola und Chivasso Casale, deren Kopfstationen Aosta und Domodossola allerdings nur einen Tagemarsch vom Gipfel des Großen St. Bernhard und Simplon entfernt liegen, Beklemmungen verursacht.

Vom Genfersee bis zum Meere wird, wie jede bessere Karte es verdeutlicht, die Alpengrenze von zehn fahrbaren Straßen durchkreuzt, von denen drei von Eisenbahnlinien begleitet werden.

Diese zehn Invasionslinien können in vier Gruppen getheilt werden, von denen jede einzelne ein besonderes Operationsgebiet bildet, weil sie mehr als 40, 60 und 100 km von einander entfernt sind und jede Verbindung unter ihnen fehlt. Es sind dies:

1. das obere Savoyen (Chablais und Faurigny),
2. das Flußgebiet der Isère,
3. das Flußgebiet der Durance,
4. die Seealpen.

Der erstgenannte Landstrich ist aus den bereits früher entwickelten Gründen — neutrales Gebiet — von vornherein als Operationsgebiet ausgeschlossen. Nur der Vollständigkeit halber erwähnen wir die dortigen drei Straßen, welche vom Schweizer Gebiet, aus dem Rhonethal nach Westen an die Ufer des Genfersees, in die Thäler der Dranse und Arve führen.

Die nördlichste, die große Straße nach Genf, wird von der Eisenbahn begleitet; die beiden andern, die Straßen über den Col des Montets und den Col de Morgin in die Thäler der Arve (Chamounix) und Dranse, sind sehr schwierig und für größere Truppenmassen nicht geeignet.

Die Engpässe von Martigny, St. Maurire, Maillerie und Thonon erleichtern die Sperrung dieser Straßen.

Wir wenden uns nunmehr demjenigen Theile der französisch-italienischen Grenze zu, welcher in einem Kriege der beiden Nachbarstaaten für den Aufmarsch der Armeen und den Beginn der Operationen von der größten Bedeutung ist.

Im Flußgebiete der Isère sind drei Straßen vorhanden:

1. die Straße aus dem Thale der obern Isère von Moutiers über den kleinen St. Bernhard in das Thal von Aosta — der Dora Baltea;
2. die Straße und Eisenbahn über den Mont-Cenis, aus dem Thale der Maurienne (Arve) in das der Dora Riparia, von Modane nach Susa;
3. die Straße über den Col de Lautaret und den Mont-Genèvre, aus dem Thale der Romanche nach Césanne, im Thale der Dora Riparia;

im Flußgebiete der Durance:

1. die Straße aus dem Thale der Durance über den Mont Genèvre in das Thal des Chisone, von Briançon über Césanne und Fenestrella nach Pinerolo;
2. die Straße aus dem Thale der Ubaye über den Col de Larche in das Thal der Stura, von Barrelonette nach Cuneo;

in den Seealpen:

1. die Straße von Nizza über den Col di Tenda in das Sturathal nach Cunea;
2. die Straße und Eisenbahn von Nizza über Mentone, am Meeresufer entlang, nach Genua.

Eine elfte Straße endlich, welche noch den Flußgebieten der Durance und Isère gemeinschaftlich angehört, führt von Grenoble bezw. dem Thale des Drac über den Col Bayard oder den Col de la Croix Haute über Gap in die Thäler der Durance und von hier aus zum Mont-Genèvre oder zum Col de Larche.

Wenn man Chambéry, Grenoble, Gap und Nizza als Endstationen der für einen Aufmarsch der französischen Armee an der italienischen Grenze in Frage kommenden Eisenbahnlinien annimmt, so würden die Operationen der französischen Armee, von einer Grundlinie von 240 km Länge ausgehend, beim Ueberschreiten der Grenze, zwischen dem kleinen St. Bernhard und dem Col di Tenda, sich bereits bis auf 195 km genähert haben, bei der Entwickelung aus den Gebirgsthälern in die Linie Ivrea—Cuneo aber auf einer Grundlinie von 120 km, von der rechten bis zur linken Flügelkolonne, stehen und mit jedem weiteren Tage des Vormarsches sich zur Entscheidungsschlacht immer enger konzentriren.

Allerdings sind, mit Ausnahme von Nizza, diese Endstationen immer noch zwischen 70 und 90 km von der Grenze entfernt, denn auf die Leistungsfähigkeit der über diese angenommenen Endpunkte hinausgehenden Eisenbahnen des Maurienne (Mont Cenis) und des Durance-Thales wird wenig zu rechnen sein.

In letzter Beziehung liegen die Verhältnisse auf italienischer Seite ähnlich, dagegen wird eine Invasion in der Richtung von Osten nach Westen durch die Divergenz der Marschstraßen sehr benachtheiligt. Die in den Seealpen belegenen Straßen können aus diesem Grunde überhaupt nicht in Frage kommen, zumal unter Umständen die, wie wir später sehen werden, vielleicht überlegene französische Flotte, jedenfalls aber die Befestigungen von Nizza deren Benutzung unmöglich machen. Die südlichern Straßen im Flußgebiet der Durance werden voraussichtlich einem Seitenkorps zugetheilt werden müssen, um die linke Flanke der Hauptarmee gegen Nizza und Toulon zu decken. Für diese letztere würden mithin nicht mehr als vier Straßen verfügbar bleiben, ihre Heersäulen, von einer Operationsbasis von 100 km Länge ausgehend, im Moment der Grenzüberschreitung 80 km von einander entfernt sein und in den Thälern der Isère und des Drac mit einem Abstande von 100 km, der rechten von der linken Flügelkolonne eintreffen.

Die drei Straßen im Flußgebiete der Isère sind durch schwer zugängliche Gebirgsmassen von einander geschieden, sodaß die auf ihnen vorgehenden

Heersäulen keine Verbindung untereinander zu halten vermögen, bis sie in der Po-Ebene oder im Thale der Isère sich vereinigen.

Die Straße über den kleinen St. Bernhard ist an der Landesgrenze nur 50 km von der nächsten — über den Mont-Cenis — entfernt, auf französischer Seite nähern sie sich in der Nähe der Einmündung in das Thal der Isère bis auf 20 km, auf italienischer Seite entfernen sie sich dagegen beim Austritte in die Ebene bis auf 90 km.

Auf italienischer Seite vertheidigt das starke Fort Bard mit dem neuerbauten Fort d'Albard zwischen Aosta und Ivrea die beiden vom Großen und Kleinen St. Bernhard in das Thal der Dora Baltea führenden Straßen. Weitere Befestigungsanlagen befinden sich auf dem Kleinen St. Bernhard. Die dortige Stellung ist in der Front sehr widerstandsfähig, kann aber auf Seitenpfaden umgangen und, wenn die Alpenjäger jene nicht sperren, im Rücken bedroht werden.

Jenseit der italienischen Grenze beherrschen die Befestigungsanlagen bei Albertville einerseits den Ausgang der Thäler von Parantaise (obere Isère) und des Doron, andererseits unterstützen sie die Vertheidigung des Gebirgsstockes von Les Beauges.

Sie bestehen aus den Forts Du Mont und von Villars, welche gegen den Thalkessel der Isère und, das Thal weiter aufwärts, gegen die Arly- und Isèrebrücken gerichtet sind, dem Fort de l'Estal mit Anschlußbatterien gegen das Thal von Arly und dem Fort de Tamié gegen den gleichnamigen Paß mit der Straße über Faverges nach Les Beauges.

Wichtiger sind die beiden andern Straßen dieser Region, aus den Thälern der Dora Riparia und des Chisone über den Mont-Cenis und den Mont-Genèvre in das Arc- bezw. das Romanchethal. Auf italienischem Gebiete nur etwa 30 km von einander entfernt und durch mehrere Saumpfade nebst der großen Straße Césana—Susa untereinander verbunden, werden sie an der Grenze durch den Ambingletscher bis auf 45 km geschieden. Auf französischer Seite verbreitert sich das zwischen beiden Thälern liegende Gebirge. Kurz vor der Einmündung in das Isèrethal, zwischen Grenoble und Chambéry, beträgt die Entfernung beider Straßen 70 km. Außer der Straße von Galibier, in der Nähe des Isèrethales, fehlt jede Zwischenverbindung.

An der Straße von Susa nach Turin sind einige Sperrforts neu angelegt, zu fernern Neubauten wurden schon für das Etatsjahr 1888/89 drei Millionen vom italienischen Parlament bewilligt, sollen indessen noch nicht lange beendet sein. Andere Befestigungen befinden sich bei Exilles und auf dem Mont-Cenis. Letztere liegen auf dem Plateau und bestehen aus dem alten, befestigten Hospiz, einem neuen starken Fort auf der Corna Rossa und zwei Batterien, La Cassa und La Roncia. Sie beherrschen die alte und die neue Straße über den Mont-Cenis vollständig. Ein anderer ziemlich

guter Weg führt indessen über den Col Clapier ebenfalls direkt nach Susa; auf eine dritte von den Franzosen neu gebaute Fahrstraße, vom Col de l'Echelle auf Frejus, werden wir noch zurückkommen.

Im Arc-Thale befindet sich in der Nähe der Ausmündung des Mont Cenis-Tunnels die alte piemontesische Festung Esseillon, welche in neuerer Zeit mehrfach verstärkt ist, und Modane. Ferner wurde südlich St. Michel de Maurienne auf dem Mont Télégraphe schon vor mehreren Jahren ein neues Sperrfort gebaut.

Diese drei Vertheidigungsstellungen beherrschen die Eisenbahn, die Tunnelmündung und die große Straße in ihrem oberen Laufe, das Fort Télégraphe zugleich die Straße nach Galibier. Die Einmündung in das Isère-Thal zwischen Chambéry und Albertville wird durch die Position von Chamousset—Aiguebelle vertheidigt. Sie besteht aus den Forts von Anson und dem Mont Perché auf dem rechten und dem Mont Gilbert auf dem linken Arc-Ufer.

Die Straße aus dem Romanche-Thal über den Col du Lautaret, Briançon und den Mont Genèvre in das Thal des Chisone über Pinerolo nach Turin wird an einer der engsten Stellen des tief eingeschnittenen Chisone-Thales, welche viele günstige Vertheidigungsstellungen bietet, durch das sehr starke Sperrfort von Fenestrella gesichert. Dasselbe besteht aus mehreren Werken, welche etagenförmig über den Chisonegrund an den Felswänden aufgebaut sind, und der Stadtbefestigung

Bei Césanne vereinigt sich die Straße mit derjenigen des Thales der Dora Riparia, welche über Susa nach dem Mont Cenis führt. Sie steigt von hier ab zur Höhe des Mont Genèvre, dessen Plateau ein Dorf mit 360 Einwohnern trägt. Dasselbe liegt, obgleich auf italienischem Gebiete, bereits im Feuerbereiche des Fort Gondrau der Festung Briançon. Auf französischer Seite beherrscht zunächst die Festung Briançon die Straße über den Mont Genèvre und den Col du Lautaret. Zwischen Briançon und Grenoble befinden sich im Thale der Romanche nur noch zwei Defensivstellungen, am Pas des Ardoisières an der Straße von Galibier und am Pas de la Séchilienne, östlich Vizille.

Außer diesen drei Hauptstraßen müssen wir noch zwei Nebenstraßen erwähnen, welche aus dem Thale der Durance über den Col Bayard und den Col de la Croix-Haute in das Thal des Drac führen. Diese Straßen bieten indessen in dem gebirgigen Landestheile, den sie durchschneiden, erhebliche Schwierigkeiten, so daß sie für größere Truppenkorps schwer benutzbar sind.

Grenoble ist das Hauptbollwerk der ganzen Alpenregion. Es liegt am Einflusse der Romanche in die Isère auf deren linkem Ufer und wurde erst in neuerer Zeit zu einem Hauptwaffenplatze mit detachirten Forts umgebaut. Die Forts von Bourcet und Murier beherrschen das Isère-Thal gegen Chambery, das Fort von St. Aynard vertheidigt die Nordfront gegen die

Berge der Grande-Chartreuse, die Forts Montavie und Quatre-Seigneurs die Stadt gegen Süden und die niedrigen Höhenzüge zwischen Isère und Romanche. Das Fort Comboies bestreicht das Thal des Drac.

Die nördlichste der zum Flußgebiete der Durance gehörigen Straßen, vom Mont-Genèvre übr Césanne nach Fenestrella im Thale des Chisone, trifft auf dem Mont-Genèvre mit der südlichsten der zum Flußgebiete der Isère gehörigen drei Straßen zusammen. Auf französischem Gebiete scheiden sie sich bis auf 60 km, doch bestehen zwischen beiden die bereits erwähnten Verbindungen über den Col Bayard und den Col de la Croix-Haute. Gesichert wird diese Straße auf der italienischen Seite durch die schon erwähnten Forts, auf französischer Seite durch die Festung Briançon, weiter unterhalb an der Einmündung des Guil in die Durance durch das Fort Mont-Dauphin. Weiter oberhalb an diesem Flüßchen liegt das Fort Queyras zur Deckung der rechten Flanke gegen die in das Thal des Guil führenden Saumpfade.

Die zweite Straße zum Thale der Durance über den Col de Larche von Cuneo nach Barcelonette ist, zwischen Cuneo und Pinerolo gemessen, etwa 60 km von der nördlicheren entfernt, nähert sich derselben indessen von der Grenze an und trifft 50 km weiter westlich mit ihr zusammen. Sie wird im Thale der Stura durch das italienische Fort Vinadio gesperrt, auf französischer Seite durch die Befestigungen von Tournoux oberhalb und das Fort St. Vincent unterhalb Barcelonette vertheidigt. Eine Strecke von 4 bis 5 km Länge dieser Straße soll für Truppenfahrzeuge noch nicht benutzbar sein.

Tournoux ist neuerdings durch die Batterien de la Roche, de la Croix, du Ballon Claus und Cugeret verstärkt, welche letztere beiden den Platz gegen den Col de Vars und de Pelouse zu decken bestimmt sind.

St. Vincent hat in der Batterie du Chendon und dem Fort Colbas Neubauten erhalten, welche die Nebenstraßen zur Stura, zur Tinea und zum Bachelard vertheidigen.

Südwestlich und südlich von Barcelonette übernehmen die Forts Sisteron, Colmars und Entrevaux, an der Durance, dem Verdon und dem Var gelegen, den Grenzschutz

Die genannten beiden Hauptstraßen dieser Region durchschneiden einen armen, wenig zugänglichen Landstrich, treffen zudem auf keine Angriffsobjekte von strategischer Bedeutung, sie können daher wohl für eine französische Invasion nach Italien wichtig werden, für eine italienische Offensive dagegen nur als Marschstraßen für ein Seitenkorps zur Deckung der linken Flanke Verwendung finden.

Auf der Grenzlinie der beiden soeben besprochenen Operationsgebiete und in unmittelbarer Nähe der italienischen Grenze liegt der Schlüssel des französischen Alpengebietes, die Festung Briançon. Sie würde der Stützpunkt aller eventuellen Angriffs- und Vertheidigungsoperationen in dieser Gegend sein. Briançon beherrscht die beiden Straßen über den Mont-

Genèvre zum Thale der Romanche und der Durance, zugleich die Eisenbahn über den Mont-Cenis, und bedroht die Flanken der übrigen. Es ist weniger als einen Tagemarsch vom Col de l'Echelle entfernt, welcher den italienischen Eingang in den Mont-Cenis-Tunnel bei Bardonnecchia beherrscht und ebenso weit von der wichtigen befestigten Stellung auf dem Col de l'Assietta, auf der Wasserscheide zwischen den Thälern der Dora Riparia und des Chisone, welche die Straßen in beiden Thälern, die Eisenbahn im ersteren und die Forts bei Exilles und Fenestrella dominirt. Im Jahre 1882 ist von französischen Genietruppen eine für Artillerie benutzbare Gebirgsstraße vom Col de l'Echelle bis in die Nähe von Frejus hergestellt, um von hier aus die Tunnelmündung auf der italienischen Seite unter Feuer nehmen zu können. Endlich ist Susa in zwei, Turin in drei Tagemärschen zu erreichen.

Aus so schwerwiegenden Gründen hat man die Befestigungen von Briançon ganz bedeutend verstärkt. Die alte Enceinte mit dem Fort du Chateau und die alten, bis 12 km vorgeschobenen Werke, die Redouten des Salettes, Fort Dauphin, Frers-Tites, Randouillet, d'Anjou und die Redoute Point du jour sind beibehalten und folgende Werke neu ausgebaut:

im Osten:

1. die Position von Gondran; sie besteht aus den Ouvrages A. B, C, D du Gondran et ligne des batteries (acht an der Zahl), welche sich übereinander erheben, darunter eine am Mont-Janus zur unmittelbaren Beherrschung des Passes über den Mont-Genèvre, eine am südlichen Vorsprunge des Berges gegen das Dorf Cervières;
2. die Position de l'Infernet, und zwar Fort Infernet mit einer Vertheidigungslinie zum Anschlusse an die Werke von Fort Gondran und mit einer weiter zurückgezogenen Batterie;

im Süden:

die Position de la Croix de Brétagne; sie besteht aus dem gleichnamigen Fort und einer Reihe von Batterien — Ligue de la grande Maye — und wird durch eine tiefliegende Batterie gegen Cervières flankirt; außerdem sind zwei Werke gegen den Weg nach Fort Queyras und den Paß von Ânes und eine Batterie gegen die Südabhänge des Infernet gerichtet;

im Norden:

das Olivenfort; es beherrscht die Straße vom Col de l'Echelle und mehrere Saumpfade, welche eine Umgehung der Festung ermöglichen.

Vom Col de Larche bis zum Col di Tenda wird die Alpengrenze allein durch Saumpfade gekreuzt, welche größtentheils vom Stura-Thale ausgehen und im Thale der Tinea oder der Visubia münden und leicht überwacht werden können.

Die Straße über den Col di Tenda wird durch die Befestigungen auf dem Plateau de l'Aution und deren gegen die Roja und den Bevère ge-

richteten Nebenwerke gedeckt. Um diese wichtige Stellung für alle Fälle zu sichern, ist in dem benachbarten Penra Cava eine Kaserne für die Besatzung erbaut.

Die Straße de la Cornice wird durch das Fort Grammont und Befestigungen auf dem Mont-Agel, welche sich an die Befestigungen von Nizza anschließen, gesichert.

Die beiden Straßen über den Col di Tenda und de la Cornice sind durch die Straße von Breil nach Ventimiglia verbunden. Letztere ist aus diesem Grunde, soweit sie französisches Gebiet berührt, im Zustande des Saumpfades belassen.

Die Straße über den Col di Tenda ist von der nächstliegenden Straße des Durancethales, vom Col de Larche, etwa 70 km entfernt, nähert sich derselben auf italienischem Gebiete schnell, bis sie bei San-Dalmazzo im Sturathal mit ihr zusammentrifft.

Die Straße längs der Meeresküste weicht von der allgemeinen Richtung aller übrigen Alpenstraßen, welche mehr oder weniger auf Turin sich richten, ab und folgt neben der Eisenbahn der Küste.

Nizza ist das Vertheidigungszentrum dieses Abschnittes und wurde aus diesem Grunde zu einem großen Waffenplatze mit sechs detachirten Forts ausgebaut. Von diesen deckt das Fort Tête de Chien die Straße von la Cornice, das Fort von Revère und die Batterie de la 'Drette bestreichen den Raum zwischen dieser und der Straße nach dem Col di Tenda. An dieser Straße, 15 km vor die Stadtbefestigung vorgeschoben, liegt das Sperrfort Barbonnet. Es lehnt sich an die Werke des Plateaus von Aution. Das Fort Aspremont an der Einmündung der Vesubia in den Var, die Forts von Picearvet und von Beauma-Negra, 20 km von Nizza, an der Vereinigung der Tinea und des Var, decken diese beiden Flußthäler und die linke Flanke der Hauptbefestigung.

Die fortifikatorischen Bauten am unteren Var und die Werke von Esterel und des Maures sichern die Westfront von Nizza.

Nach dem „Esercito italiano" sind die Arbeiten zum Bau von drei neuen Forts, davon eins am Var schon im Jahre 1890 verdungen und hat der Bau eines vierten, auf dem Mont Gras, begonnen. Ueber den Zeitpunkt ihrer Fertigstellung fehlen zuverlässige Angaben.

Das Fort von Antibes hat lediglich den Zweck, die Eisenbahn zu sperren. Neueren Nachrichten zufolge soll es eingehen.

Den 60 km westlich von Nizza liegenden, stark befestigten Kriegshafen von Toulon in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen, überschreitet unsere Aufgabe.

Lyon, nach der Bevölkerungszahl — es zählt 350 000 Einwohner — nächst Paris die zweite Stadt, ist zugleich das Vertheidigungszentrum des südöstlichen Frankreich. Auf dem linken Ufer der Rhone, an der Einmündung

der Saone in die erstere gelegen, an deren rechtes Ufer die Berge von Beaujolais, Charolais Vivarais hart herantreten und sie von dem westlich angrenzenden Flußgebiete der Loire scheiden, beherrscht Lyon die nach Südosten zum Laufe der Isère sich ausdehnende Hochebene, deren Fortsetzung gegen Norden bei Lyon durch die Rhone von dem südlichen Theile geschieden wird. Der nördliche Theil, welcher zwischen den genannten Gebirgszügen und dem Jura die Verbindung mit dem nördlichen Frankreich vermittelt, wird hier durch die Gebirge und den am Westabfall des Jura zur Rhone fließenden Ain bis auf 50 km eingeengt. Bis in die nächste Nähe der Festung Lyon ist dieser Theil der Ebene zwischen Ain, Saone und Rhone mit zahlreichen Seenbildungen bedeckt, welche sich im Norden bis in die Nähe von Chatillon ausdehnen, den Verkehr beschränken und die Annäherung an die Festung erschweren.

Lyon beherrscht die größere Zahl der bedeutenderen Eisenbahnen und Verkehrsstraßen nach dem mittleren Frankreich, welche gleich den erwähnten Wasserstraßen im Bereiche der Festung zusammenlaufen; es ist der Hauptstapelplatz für den Handel des südöstlichen Frankreich.

Seit dem Jahre 1840 ist die Stadt befestigt. Ihre Werke lagen aber dem Hauptwalle zu nahe, so daß neuerdings ein zeitgemäßer Umbau und die Anlage detachirter Forts nöthig wurde. Die bedeutenderen derselben sind:

im Nordwesten: das Fort du Mont-Verdun mit Anschlußbatterien auf dem Mont-d'Or, welche zugleich als Zitadelle der Festung dienen; sie beherrschen die ganze Ebene von Anse und das Thal der Saone;
im Westen: die Werke von Bruissin und Paillet;
im Südwesten: das Fort von Cote-Lorette und die Batterien von Montcorin und Champillard;
im Osten: die Forts Feyzin, Corbas und Bron;
im Nordosten: das Fort Vanzia.

Diese Werke werden noch durch einen zweiten Fortsgürtel im Westen, welcher im Bau ist, und durch eine Anzahl neuer Forts im Osten verstärkt werden. Letztere sollen die Wirkungssphäre der Festung nach dieser Richtung erweitern, sie sind indessen noch nicht begonnen.

Die Befestigungen von Lyon erstrecken sich gegenwärtig auf einen Umkreis von 60 km. Seine Besatzung ist auf 60 000 Mann veranschlagt.

Wir ersehen aus vorstehenden Ausführungen, daß Frankreich ganz in derselben Weise, wie dies an seiner Ost- und Nordostgrenze geschehen, sich auch gegen Italien in erster Linie, neben der Festung Briançon, durch eine große Zahl von Sperrforts und befestigter Stellungen, in zweiter Linie dahinter durch mehrere größere Festungen: Besançon, Grenoble, Nizza, und in dritter Linie durch einzelne bedeutende Waffenplätze ersten Ranges und Lagerfestungen: Langres, Lyon, Toulon, zu sichern sucht.

Welche Truppenmengen durch die Besatzung aller dieser Befestigungssysteme der Feldarmee entzogen werden, vermögen wir annähernd zu erkennen, wenn wir an obige Angabe erinnern, daß die Besatzung von Lyon auf 60 000 Mann berechnet ist, und dem hinzufügen, daß nach der augenscheinlich sehr optimistisch gehaltenen Berechnung des Generals Chabaud la Tour allein zur Besetzung von Paris 130 000 Mann, darunter 30 000 Mann der Feldarmee, erforderlich sind, und daß hierbei die für eine offensive Vertheidigung — ohne welche auf Erfolg nicht zu rechnen — nöthige Armee noch nicht berücksichtigt ist; letztere müßte mindestens dieselbe Stärke haben, wie sie für die Besetzung der Werke erforderlich ist, dagegen einen größeren Prozentsatz von Linientruppen enthalten.

Hierbei dürfen wir nicht übersehen, daß in einem Kriege Frankreichs gegen das mit Italien verbündete Deutschland die sämmtlichen Grenzbefestigungen von Haus aus armirt und mehr oder weniger vollzählig besetzt werden müssen, was hinsichtlich der der Grenze näher liegenden nur auf Kosten der Linientruppen, insbesondere der Festungsartillerie, geschehen kann. In den Festungen der zweiten, jedenfalls aber der dritten Linie wird dagegen im Laufe der ersten Wochen nach der Kriegserklärung für die Ausbildung von Hülfsmannschaften der anderen Waffen für die Festungsartillerie Sorge getragen werden können. (Geschieht jetzt schon im Frieden auch in den Grenzfestungen.)

Allerdings scheint man, soweit die Infanterie betroffen wird, gelegentlich der Neuformation der 18 Regionalregimenter Nr. 145 bis 162 auf diesen Umstand Bedacht genommen zu haben, denn man hatte dieselben nicht den Armeekorps einverleibt, sondern über deren normalen Etat hinaus, überzählig, zugetheilt und sämmtlich in die Festungen und befestigten Plätze der Ostgrenze verlegt, neuerdings aber theilweise ebenfalls in Brigade- und Divisions-Verbände zusammengefaßt und dürfte deren Vereinigung zu einem neuen Armeekorps-Verbande in der VI. Region bevorstehen.

Diese Erwägungen im Vereine mit den reißenden Fortschritten auf artilleristischem Gebiete — Brisanzgeschosse — sind wohl die Veranlassung gewesen, daß der französische Kriegsminister de Freycinet mit Zustimmung des obersten Kriegsrathes erst im Februar 1889 der Abgeordnetenkammer einen Gesetzentwurf, die Auflassung einer Anzahl fester Plätze und die Neueintheilung anderer betreffend, vorgelegt und die Zustimmung des Parlaments erlangt hat.

Danach sollen Lyon, Grenoble, Nizza und die Grenzwerke in Savoyen und den niederen Alpen fortbestehen bleiben, nur Vitry le Français und Auxonne sind zur Auflassung, Antibes, wie oben bereits erwähnt, zum Eingehen bestimmt.

Ein Vergleich mit der fortifikatorischen Sicherung der Grenze von Seiten Italiens fällt, wie aus dem früher Gesagten ersichtlich geworden,

natürlich zum Nachtheile dieses letzteren Staates aus. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß diese neue Großmacht mächtig vorwärts strebt und, wie sie auf allen anderen Gebieten zur Steigerung ihrer Wehrkraft und Sicherung ihrer nationalen Selbstständigkeit Großes geleistet hat, so auch hinsichtlich des Schutzes ihrer Grenzen Vieles nachholen wird, was für den Augenblick wegen mangelnder Geldmittel nicht durchführbar war. Ein Blick auf die Parlamentsverhandlungen vom Dezember 1888 genügt, um diese Fürsorge festzustellen. In den letzten beiden Jahren sind indessen Finanzverlegenheiten die Veranlassung gewesen, daß die Ausgaben für militärische Zwecke auf das äußerste Maß eingeschränkt wurden.

Wir haben bereits früher erwähnt, daß vor vier Jahren 3 Millionen Lire für Befestigungsanlagen in den Alpen vom Parlament bewilligt wurden, und aus dem Etat für 1889/90 ersehen wir, daß abermals 14½ Millionen für Küstenvertheidigungszwecke und 10½ Millionen für Sperrforts, deren spezielle Bestimmung vorläufig noch der allgemeinen Kenntniß sich entzieht, beantragt wurden. Sogar aus der Mitte der Mitglieder des Parlaments wurde seiner Zeit ein Antrag auf Befestigung der Städte Neapel, Palermo, Messina, Livorno, Genua und Venedig eingebracht.

Ferner hat sich Italien schon seit langer Zeit in anderer Weise, durch Errichtung einer der Natur und örtlichen Verhältnisse des Alpengebietes kundigen Elitetruppe, der Alpenjäger, den gebotenen Grenzschutz zu schaffen gesucht.

(Fortsetzung folgt.)

Strategisch-taktische Aufgaben.

II.*)

Dem General-Major Z., Kommandeur des Süd-Detachements, war, als sich der Infanterie-Vortrupp seiner Avantgarde halbwegs Malmaison-Vernéville befand, der Operationsbefehl seines Gegners für den heutigen Vormittag eingehändigt, der durch ein glückliches „Ohngefähr“ dem Bataillon in St. Privat in der Frühe heute zugegangen war.

1. Beim Durchlesen dieses Befehls fühlte General Z. Befriedigung. Weshalb?

Er erkennt, daß der Feind — d. h. der Führer der Entsatztruppen —

*) Siehe Dezember-Heft 1894 der „Neuen Militärischen Blätter“.

für seine offen dargelegten Aufgaben und Zwecke weder ganz klare, noch ganz sachgemäße Anordnungen getroffen hat und daß er seine an sich nicht bedeutende Ueberlegenheit durch Detachirungen zersplittert.

Er will nicht erst eins, das wichtigste Ziel erreichen, nähmlich die Zertrümmerung der Einschließung, sondern gleichzeitig die Nebenzwecke, (die ihn bei Erreichung des ersten von selbst zufallen würden), und läßt sich so verführen, das Schlimmste zu thun, was eben ein Führer thun kann, — nämlich: ohne zwingenden Grund Truppen abzuzweigen. Man kann mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß die gegen Conflans entsendeten Truppen: ein Bataillon, eine Schwadron, zwei Geschütze und ein Zug Pioniere, — dem wichtigen Kampfe um die Festung selbst entzogen bleiben werden! Und sodann: schon im Voraus wird bestimmt, ohne Rücksicht auf die sich erst entwickelnde Lage, daß nach dem Ueberschreiten der Orne an der Brücke bei Auboué ein Bataillon und $^2/_3$ Pionier-Kompagnien nebst Brückentrain belassen werden sollen!

Und was soll das befohlene Zerstören der Orne-Brücken, in dem doch zunächst angenommenen Falle, daß das Unternehmen gegen Conflans glückt; was soll die Maßnahme, daß die dorthin gesandte kleine Abtheilung gerade bis Valleroy zu marschiren hat, um von dort „die Verbindung mit der Division wieder herzustellen", als ob diese jemals abreißen dürfte! — — —

„Die Tornister der Infanterie" sind zu fahren, also die des Bataillons und doch auch wohl diejenigen des Zuges Pioniere sind zu fahren! Was liegt dafür wohl für ein zwingender Grund vor? Und ob sich die erforderlichen 18 zweispännigen Wagen so nebenbei noch in Briey finden lassen werden? — —

Des Ferneren ist befohlen, daß die vorgeschobene Eskadron in Auboué „erst bei Tagesanbruch" gegen Doncourt u. s. w. „zu patrouilliren" hat, als ob ihr nicht selbstredend die ausgedehnteste Aufklärung, die unablässige auch während der Nacht nicht ruhende Erforschung des Gegners abläge! — —

2. Was ordnet General Z. an, nachdem er des Feindes Befehl kennen gelernt?

Da ist nicht viel anzuordnen und vor allen Dingen zum Glück nichts Wesentliches zu ändern. Das Detachement bleibt im Marsche; hat es doch Aussicht, den Gegner bald nach dem Ueberschreiten des Engweges von Auboué zu fassen, oder ihm, während er zum Angriff auf St. Privat sich anschickt, in der Flanke unbequem zu werden. Die erfolgte Zutheilung einer Batterie zur Avantgarde gewährt das Mittel, dem Feinde Aufenthalt, Zeitverlust zu bereiten und ein Ueberrennen der vorderen Abtheilungen zu verbieten.

Also: General Z. reitet mit dem Avantgarden- und dem Abtheilungskommandeur bis zur Infanterie-Spitze oder noch weiter vor und beordert dorthin auch den zeitweiligen Führer des Gros, den Oberst des 19. In-

fanterie=Regiments. Ein Offizier wird zum Kommandeur des Ulanen=Regiments Nr. 6 vorgeschickt, der diesen orientiren und dann die Absendung einer telegraphischen Benachrichtigung, nöthigenfalls einer Unteroffizierpatrouille der Ulanen nach Conflans veranlassen soll, daß und welche feindlichen Truppen gegen den Belagerungspark in Marsch gesetzt sind, und daß vom Süd=Detachement keine Hülfe geleistet werden kann.

Der feindliche Befehl selbst ist dem Oberkommando der Einschließungsarmee schleunigst zuzustellen, nach bescheinigter Kenntnißnahme des Generals Z.

3. Was ist von unserem heutigen Standpunkt, nach den bei uns geltenden Auffassungen bezw. Vorschriften, an dem Befehl des Feindes (des Nord-Detachements) im Allgemeinen und im Besonderen auszusetzen?

So lautete die dritte zur Lösung gestellte Frage.

Die Antwort ist in den wesentlichsten Dingen schon unter Nr. 1 gegeben.

Es erfolgt eine Nachlese. Man halte es nicht für übertrieben, für kleinlich, wenn dabei auf scheinbar oder wirklich unbedeutende Dinge eingegangen wird. Wir wollen den Sinn für Kritik solcher Befehle anregen: die Kameraden, die zur Leitung von Friedensübungen berufen werden sollten, danken uns diese Mühe gewiß! Und vor Allem lernen wir doch — für den Ernstfall.

Also nun die Nachlese! Wir bitten, den Wortlaut des Befehls des Nord=Detachements, wie solcher im Dezember=Heft 1894 mitgetheilt worden, zur Hand zu nehmen.

Zur „Truppen=Eintheilung" ist zu bemerken: es ist nicht ersichtlich, welche (Vorposten-) Truppen in und bei Auboué stehen. Die Truppen der Avantgarde sind waffenweise aufzuführen; die Marschordnung zu bestimmen ist Sache des Avantgardenkommandeurs (F.=O. Ziff. 38). Beim „Gros" fehlt der Zusatz: „gleichzeitig Marschordnung".

Es empfahl sich, die Batterien des Gros*) hinter dem vordersten Bataillon desselben marschiren zu lassen, um so mehr, als bereits ein ganzes Infanterie=Regiment in der Avantgarde sich befand.

Zu Ziffer 1 des Divisions=Befehls, in welcher obenein die Angabe vergessen worden ist, daß der Belagerungspark in Conflans sich befindet, vergleiche man die Felddienst=Ordnung Ziffer 39.

Es war vielleicht angebracht, einen Zug Kavallerie mit dem Unternehmen und der Beobachtung gegen Conflans zu betrauen; aber es lohnte sich nicht, dies im Befehl zu sagen und die Expedition durch die Ziffer 3 geradezu in den Vordergrund zu drängen. Kräfte und Aufmerksamkeit waren ausschließlich dem Ausfall= bezw. Entsatzkampfe zuzuwenden!

Uebrigens ist Ziffer 3 des Befehls viel zu lang und konfuse und fordert

*) Diese waren nach Ziffer 79 der F.=O. zu bezeichnen mit: I. Abtheilung Feld=Art.=R. Nr. 9 ohne 2. und $^1/_3$ I. Batterie.

Dinge von höchst zweifelhafter Zweckmäßigkeit. So z. B. wird gesagt: „Das 1. Bataillon u. s. w. . . . . marschiren von Briey nach Conflans.“ Die Worte: „von Briey“ können oder müssen vielmehr selbstverständlich fortfallen, dagegen fehlt der Sammelort und die Sammelzeit.

Dieser ganze Zug gehörte überhaupt nicht in den Divisions-Befehl — wenn er nun doch einmal stattfinden sollte —, sondern mußte durch schriftliche oder persönliche Sonderinstruktion, an den Bataillonskommandeur gerichtet, erledigt werden; in dem Befehl konnte nur ein kurzer Vermerk darüber aufgenommen weden!

In Ziffer 2 wird der Vormarsch „der Division“ nach (besser: „auf“) Ste. Marie-aux-Chênes angeordnet; es ist aber gemeint: „der Avantgarde“. Es war zu sagen:

2. Die Avantgarde marschirt um 6" M. über Auboué auf . . .

3. Das Gros folgt nach 15 Minuten . . . oder: auf 1 km Abstand.

Konfuse und wunderbar sind in Ziffer 4 des Befehls die hier eigenthümlich hinterherhinkenden Anordnungen über die Kavallerie. Das mußte doch schon im Befehl für die Vorposten 2c. am Tage vorher geregelt sein! Uebrigens eine nette Verwendung der Reiterei: da wird ja die Division ordentlich in's Dunkel hineingeführt werden!

Inhaltlich ist Ziffer 5 des Befehls oben schon abgedruckt; man lese Ziffer 34 der F.-O.

In Ziffer 6 des Divisions-Befehls ist gesagt, daß der Kommandeur sich „während des Vormarsches“ (diese drei Worte können fortbleiben) „bei der Avantgarde“ befinde. Nun, diese hat aber eine erkleckliche Länge, die Zwischenräume zwischen den Unterabtheilungen eingerechnet, und deshalb empfahl es sich, die Ortsbestimmung genauer zu treffen: beim Haupttrupp — oder: bei der Infanterie des Vortrupps.

Ueber die „große Bagage“ muß jedenfalls Befehl gegeben werden, event. auch für Munitionskolonnen und Trains (siehe F.-O. Ziffer 37 und 38).

Für Uebungszwecke sei schließlich noch auf die F.-O. Ziffer 53 A, letzter Satz, hingewiesen. 127.

III.

Gegen Abend des 13. August rückt das Infanterie-Regiment Nr. 146 in das Barackenlager von Hammerstein ein, woselbst es die 5. Eskadron Husaren-Regiments Nr. 19 vorfindet, welche am 14. August (mit untergelegter Kriegsidee) die Marschquartiere Kramok und Stolzenfelde erreichen soll.

Der Schwadronschef stellt für eine Felddienstübung, die nicht allzuweit aus seiner Marschrichtung abweicht und nicht zu viel Pferdekräfte beansprucht, für den 14. August Vormittags zwei Züge zur Verfügung, und der etats-

mäßige Stabsoffizier P. des Infanterie-Regiments 146 erhält nunmehr, Abends 8", den Befehl, zwischen den (älteren) Hauptleuten A. und B. am 14. August Vormittags eine taktische Uebung stattfinden zu lassen.

Truppen: das 1. Bataillon und die 9. Kompagnie = 5 Kompagnien im Ganzen,
2 Züge Husaren.

Eine vorherige Erkundung des Geländes ist nicht mehr angängig. Der Eskadronschef meint, — Flurschäden dürfen natürlich nicht gemacht werden! — daß sich zwischen Hausfelde und Gotzkau Gelegenheit zum Zusammenstoß der Abtheilungen auf minderwerthigem bezw. bereits abgeerntetem Boden finden würde

Nach diesen Gesichtspunkten sind die Aufgaben für die Hauptleute A. und B. zu entwerfen!

Dem Oberstlieutenant steht dafür nur die in Betracht kommende Generalstabskarte, Sektion 160: „Friedland in Westpreußen", zur Verfügung.

Es herrscht große, trockene Hitze.

(Außer den Entwürfen zu Aufgaben): welche Befehle für die Uebung giebt Oberstlieutenant P. sonst noch? 127.

Korrespondenz.

Deutschland.

(Das gefechtsmäßige Einzelschießen der Infanterie.*)

Betreibt man einen Dienstzweig mit besonderem Interesse, so lernt man über denselben auch gern die Ansicht eines Dritten kennen, wenngleich ich grundsätzlich den Standpunkt theile, daß unsere Vorschriften, mit Verständniß durcharbeitet und überdacht, mehr Nutzen stiften, als sämmtliche Broschüren und Hülfsbücher.

So griff ich denn, trotz vorgerückter Abendstunde, zum Oktober-Heft 1894 der „Neuen Militärischen Blätter", als ich unter Inhalt das gefechtsmäßige

*) Als Entgegnung auf den Aufsatz im Oktoberheft 1894 der „Neuen Militärischen Blätter" eingesandt D. L.

Einzelschießen der Infanterie verzeichnet fand. Die in dieser Abhandlung enthaltenen Aeußerungen entsprechen meines Erachtens nicht sämmtlich den Schießvorschriften, manche scheinen mir auch geeignet, die klaren Ziele der Schießvorschriften zu verdunkeln. Schon die Erläuterung des Zweckes des Einzelschießens deckt sich nicht vollständig mit 131 der Schießvorschriften, ebensowenig die auf S. 270 angegebenen drei Punkte für die Besichtigung mit 37,5 der Schießvorschriften. Besonders an der zuletzt genannten Stelle kann die bestimmte Ausdrucksweise leicht die Meinung erwecken, als fordern die Schießvorschriften eine derartige Besichtigung. Auf S. 273 ist der Stellung der Aufgaben ein längerer Passus gewidmet, ein auch in anderen Abhandlungen beliebtes Thema! In den neuen Schießvorschriften steht von „Aufgabestellen" nichts, und in der That, Aufgaben sind nur dazu geeignet, Verwirrung in den Köpfen der Mannschaften anzurichten und die klaren Ziele der Schießvorschriften zurücktreten zu lassen. Ein Gleiches ist der Fall bei der immer noch beliebten Methode, die Treffwahrscheinlichkeitsgrenzen und somit die Ueberlegung des Mannes, ob er schießen soll oder nicht, eine Hauptrolle spielen zu lassen; die Schießvorschrift verlangt dies nicht, sondern verwirft es!

Wissen muß der Schütze, ob er sich in der Vertheidigung, im Vor- oder Zurückgehen befindet, weil er hiernach sein Verhalten einzurichten hat; damit ist die „Aufgabestellung" erledigt; Alles Andere besorgt die Scheibenaufstellung und das Gelände. In der eingehendsten Behandlung des Benehmens des Mannes und des einzelnen Schusses liegt der Werth dieser Uebung allein.

Wie der Kompagnie-Chef es möglich machen soll, die Vorbildung für das Einzelschießen allein zu übernehmen, ist mir unerfindlich; er müßte dann eben jeden Mann selbst ausbilden, denn in der Ausbildung als Schütze liegt die Vorbereitung zum Einzelschießen, eine andere Vorbildung giebt es nach den Vorschriften nicht.

Ein Gedanke berührt mich sympathisch: auf S. 272 heißt es: Vielleicht würden für die Mannschaften dieser Truppentheile (d. h. die kein Einzelschießen abhalten konnten) besondere Uebungen auf bewegliche und verschwindende Ziele, auf den Schulschießständen geschossen lehrreicher sein (als das Abtheilungsschießen). Für „vielleicht" kann man wohl getrost „jedenfalls" setzen.

In dieser Ueberzeugung möchte ich überhaupt diesen Gedanken dahin erweitern, daß die Rekruten die erste Uebung des Einzelschießens, gegen gefechtsmäßige Ziele bei unangesagten Entfernungen auf dem Scheibenstand erledigen. Bespricht man, wie Ziffer 134 der Schießvorschrift im ersten Absatz dies vorschreibt, die einzelnen Thätigkeiten des Mannes vor dem Schusse, fällt somit jede Ueberraschung weg, so kann von einer größeren Gefährdung des Hinterlandes und Nebengeländes als beim Schulschießen nicht die Rede sein. Der Rekrut hat bei der ersten Uebung soviel Neues zu lernen und zu beachten, daß man von dem Gelände, dem die weiteren

Uebungen selbstverständlich bleiben, ohne jeglichen Schaden absehen kann. Bei der großen Zahl der Rekruten kann eine Ueberhastung in der Ausbildung und eine Uebermüdung des Lehrpersonals nur dadurch vermieden werden, daß man in der Wahl und in der Anzahl der Schießtage, wenigstens für die erste Uebung unbeschränkt ist. Wird die erste Uebung so erledigt, so ist der Rekrut für die zweite Uebung gründlich vorbereitet, der Lehrer braucht sich nicht mit Nebensächlichem zu beschäftigen und hat so, da nur die Hälfte von Mannschaften schießt, doppelt Zeit gewonnen. Eine Erhöhung der Zahl der Patronen von 10 auf 12 scheint aber durchaus wünschenswerth, für 4 Ziele sind 10 Patronen zu wenig, wenn man die gemachten Fehler berichtigen lassen und ein Treffergebniß erzielen will; wie oft findet der Mann auf kleine Ziele erst beim dritten Schuß das richtige Abkommen. Bei 12 Patronen kann man auf jedes Ziel — 4 Ziele sind wohl unbedingt nöthig — 3 Patronen verwenden und somit ein besseres Ergebniß erzielen, was das Vertrauen heben würde, zudem ist der Mann gezwungen mit zwei Rahmen zu arbeiten, für die Ausbildung ein nicht zu unterschätzender Vortheil. 133.

Frankreich.

Unser letzter Bericht über Frankreich findet sich im Juni-Heft 94 der „Neuen Militärischen Blätter" und inzwischen ist des militärisch Bemerkenswerthen immerhin so viel passirt und angeordnet und geschrieben, daß nur mit kurzen flüchtigen Strichen diesmal das ohne eigene Schuld Versäumte, der Zeitfolge gemäß nachgeholt werden kann, soweit wie das Papier reicht.

Der Tod und die Altersgrenze haben im vergangenen Jahre der französischen Armee mehrere der bedeutendsten Generale genommen; so Ferron, Davout, demnächst folgen am 23. Januar 95 der Großmeister der Kavallerie, Gallifet, und de Cools im Mai 95. Es bleiben auch ferner, über die Altersgrenze hinaus, Saussier und Billot. Eingerückt sind als Korpskommandeure Coiffé, Négrier (erst 55 Jahre, von glänzender Laufbahn), und Pierron (als Militärschriftsteller mit Recht von bedeutendem Rufe).

Vom 5. bis 20. September haben im nordöstlichen Abschnitt von Paris unter Leitung des Gouverneurs, General Saussier, sehr ausgedehnte Festungsmanöver stattgefunden, über deren Ergebniß, wie über die Herbstmanöver wir noch berichten werden.

Die mit großer Heftigkeit bis zum letzten Augenblick umstrittene Frage der Pontonniere ist inzwischen auch gelöst. Durch das Gesetz vom 29. Juni 94 gingen die beiden Regimenter Artillerie-Pontonniere ein, der Brückendienst wird fortan von der Genietruppe versehen, zu welchem Zwecke zwei neue Genie-Regimenter errichtet wurden. Auch zwei Artillerie-Regimenter und 28 fahrende Batterien sind neu errichtet.

Einen ganz gewaltigen Fortschritt hat man in den Einrichtungen und Maßnahmen, welche die Durch- und Fortbildung der Reserve-Offizierie betreffen, gemacht. Das Reglement vom 23. März 94 verdient Anerkennung und Aufmerksamkeit, auch, und besonders in Deutschland, woselbst dieser Gegenstand trotz alledem und alledem bis heute noch nicht einheitlich und gründlich genug geklärt und geregelt ist.

Die Instruktionsschulen, die nunmehr für die Reserve- und Territorial-Offiziere eingerichtet sind, sollen diese Offiziere zu den Stellungen, welche sie während der Uebungen einnehmen, vorbereiten, ihre Ausbildung dauernd fördern und in ihnen den Korpsgeist rege halten, indem sie häufig Berührung mit den Kommandeuren erhalten, unter deren Führung sie im Frieden und Kriege stehen. Das Instruktions-Jahr umfaßt nun grundsätzlich die Zeit vom 1. November bis 1. August. Der theoretische Theil dauert bis zum 1. April, Unterricht findet einmal wöchentlich und zwar des Sonntags Vormittags statt; dann tritt der praktische Theil in sein Recht, wobei die nöthigen Truppen zur Verfügung gestellt werden. Bei den Uebungen ist Uniform zu tragen, der „Schulbesuch" kann in Zivilkleidung abgemacht werden. Offizieren, die im Kriegsfall beritten sind, werden, soweit angängig, Reitpferde gestellt.

Gelderleichterungen durch billigere Eisenbahn-Fahrgelder werden bewilligt.

Die Schulen werden den entsprechenden Truppentheilen und Dienstzweigen des aktiven Heeres angehängt, z. B. bei der Infanterie sind Direktor bezw. Lehrer der Oberstlieutenant, der das Reserve-Regiment befehligt, ein Bataillonskommandeur und verschiedene Hauptleute und Lieutenants.

Man muß abwarten, wie weit die Schulen in Blüthe bleiben; denn der Besuch ist am letzten Ende doch ein durchaus freiwilliger, und die Franzosen kennen den Ausdruck „Strohfeuer" doch sachlich ganz gut!

Einen elegisch-humoristisch-sarkastischen Stoßseufzer über die Vorträge, die im Laufe des Winters innerhalb der Offizierkorps der Regimenter gehalten werden, veröffentlicht ein „Fußjäger" in der „France militaire". Es seien einige seiner Beschwerden hier wiedergegeben, zum Trost für deutsche Offiziere, die diese Zeilen verständnißinnig lesen werden. Also der „chasseur à pied" sagt u. A.:

Gerade in dieser Winterzeit sind die Offiziere, zumal die jüngeren, durch den Rekrutendienst am meisten in Anspruch genommen. Wenn sie in strenger Kälte täglich fünf bis sechs Stunden im praktischen Dienst waren, eine Stunde Instruktion gehalten haben, dann sollen sie, nach dem Essen, sich noch daran setzen, einen Vortrag auszuarbeiten? Das ist in der That zu viel verlangt! Sie kommen denn auf einen Vortrag: „Ueber die Ausbildung im Schießen", „Ueber Entfernungsmesser", ja, dann „Ueber die Ostgrenze", die einen breiten Buckel hat! Und Jahr aus Jahr ein hört mit unerschütterlichem Ernste" dasselbe Offizierkorps dieselben Vorträge an! Die Stabsoffiziere ragen, vermöge ihrer Größe, aus dem Strudel ungefährdet

heraus, die Hauptleute sind gespalten in die, welche ihres Alters wegen doch nicht mehr avanciren, und die jungen „Fanatiker", die aber auch bald erliegen unter dem Schwergewicht ihres wenig aufmerksamen Zuhörerkreises!

Der Fußjäger schlägt vor — und es bedarf der Vorschlag einer scharfen Prüfung: der Kriegsminister schicke jährlich dem Regimentskommandeur neue Fragen und Gegenstände, die von den Offizieren zu behandeln wären; die Sorge, die Vortragenden auszuwählen, überlasse er dem Regimentskommandeur! — —

Ein anderes Bild!

„L'Avenire militaire" vom 1. Juni 1894 entsendet folgenden Stoßseufzer: Wir haben seit gestern einen neuen Marineminister, Felix Faure. Man muß den Wunsch hegen, daß schwierige Verhältnisse ihn nicht auf die Probe stellen. Es ist zu bedauern, daß Frankreich, welches so viele Millionen ausgiebt, nicht so reich an Admiralen ist, daß es einen Mann an die Spitze seiner Seestreitkräfte stellen könnte, der zu Hause in der Seestrategie, bewandert in allen Fachkenntnissen, aus seinem Personal und Material den meisten Nutzen zu ziehen im Stande wäre. Wenn der Krieg ausbricht, dann wird die Thatsache: „ein Zivilminister steht an der Spitze der Flotte" vielleicht Hunderte von Millionen kosten! —

In derselben Zeitungsnummer kann man lesen: „Der Kommandeur des VIII. Armeekorps erfährt, daß in einigen Regimentern die Gemeinen ihre Unteroffiziere nicht grüßen. Er erinnert an . . . die bestehenden Vorschriften und macht die Kommandeure auf genaue Befolgung aufmerksam. Jeder Korporal, der nicht die Ehrenbezeugung von jedem Gemeinen verlangte, würde sich strenger Bestrafung aussetzen."

Dabei drängt sich uns die Erinnerung auf an den berühmten Erlaß des kommandirenden Generals des XII. französischen Armeekorps, Generals Saint-Mars, einen Erlaß, der seiner Zeit die Runde durch die Blätter gemacht, viel Anfechtung erlitten, viel Freunde gefunden hat, unter letzteren „La France militaire", die den Erlaß nennt: „unter unscheinbarem Aeußeren ein Stück hoher Philosophie und ein Meisterwerk von feinfühliger Kritik, von Schärfe und von Geschmack".

Also: „wie muß man militärisch grüßen"?

Antwort des General Saint-Mars: „Der militärische Gruß ist offen oder geschlossen; letzteres, wenn man mit den geschlossenen Fingern, die Maus der hohlen Hand nach innen gedreht, an die Kokarde zu fassen scheint, das rechte Auge verdeckend, den Ellenbogen tief. So grüßen einige fremde Armeen. Er ist offen, wenn man die offene rechte Hand an die rechte Seite der Kokarde legt, die Finger und den Daumen gestreckt und geschlossen, die Maus der Hand nach vorwärts gedreht, breit wie eine Fahne im Winde, den Ellenbogen hoch. Das ist eine vornehme und kriegerische Bewegung, die gekennzeichnet wird durch die offene Hand, das Sinnbild der Gesetz-

mäßigkeit. Das ist der Gruß der französischen Armee.“ Es folgt noch eine Druckseite Erklärung und Beschreibung, woraus nur noch nachfolgende Stellen entnommen werden sollen: „Der Gruß ist eine Höflichkeit, die bezeigt, nicht ein Säbelhieb, der ausgetheilt werden soll. . . . Der Blick, der nach dem Reglement ihn begleiten soll, muß auch ein liebenswürdiger und freier sein. Wenn ein guter Soldat und ein guter Vorgesetzter den Gruß mit einander tauschen, kreuzen sich ihre Augen und tauschen gleichzeitig einen Blitz gegenseitiger Zuneigung. Das ist das Zeichen, an dem man die bis in ihre Tiefe hinein disziplinirten Truppen erkennt.“ . . .

Wir werden noch einmal auf denselben famosen General kommen, der sich auch der Regiments-Handwerkstätten in philosophisch-soldatischer Weise angenommen hat!

Das provisorische Felddienst-Reglement vom Sommer 1894 ändert die Verwendung der Kavallerie sehr bedeutend, soweit der Aufklärungs- und Sicherungsdienst in Betracht kommen Das neue französische Reglement theilt nämlich die Kavallerie einer Armee in drei große Haufen: in die Reiterei der ersten Linie (Aufklärung, selbstständige Divisionen), in die der zweiten Linie (Brigaden des Korps), endlich in die der dritten Linie (Sicherungskavallerie, die den Infanteriekolonnen beigegeben ist). Für die vorderste Linie gelten folgende Vorschriften: Auskundschaftung durch Offizierpatrouillen, welche in der That allein die für diese Aufgabe nöthige Eignung und Erfahrung haben werden; Unterstützungstrupps dieser Linie, gebildet von Theilen, wahrscheinlich von Schwadronen, Einheiten von ausreichender Stärke, um überall durch das Netz der feindlichen Patrouillen durchzustoßen; schnelle und mächtige Einwirkung der Kavallerie der ersten Linie auf die feindliche Linie, um sie auf ihre Infanterie zurückzuwerfen und dann durch eine weite gewaltsame Erkundung die Nachrichten zu ergänzen, die man schon durch den Aufklärungsdienst gewonnen hat.

Auch die Aufgabe der Korps-Brigaden ist eine gänzlich veränderte. Sie sind nicht mehr dem Armeekorps zugetheilte Sicherungskavallerie und bleiben nicht mehr mit den Infanterie-Kolonnen verwachsen.

Sehr richtig läßt man diese Aufgabe erfüllen durch einige von diesen Brigaden abgezweigte Schwadronen (Kavallerie der dritten Linie). Man giebt den Brigaden die ihnen nöthige Freiheit um Terrain zu gewinnen und besonders um der Kavallerie der ersten Linie zu Hülfe zu kommen, deren Kraft und Thatkraft sie im Augenblick der ersten Reiter-Zusammenstöße verdoppeln werden, für welche der Sieg von ungeheurer Wichtigkeit ist.

Man sieht, daß die französische Reiterei auf dem besten Wege ist, ersten Ranges zu werden! — —

Wir schließen, indem wir berichten, daß im Betreff der Sichtbarkeit der Farben in Paris besondere Versuche gemacht worden sind. Zur Bezeichnung

der Sichtbarkeit der Farben auf große Entfernungen wählte man die Zahlen 1 bis 8 so, daß 8 den gänzlichen Mangel an Sichtbarkeit bezeichnet. Es wurde für zweckmäßig erachtet, anzugeben, wie sich die Zahlen bei hellem und bei düsterem Wetter und bei Nacht stellen. Auf 600 Meter Entfernung ergab sich: Bei hellem Wetter ist Weiß am sichtbarsten (1), dann kommt das Husarenblau (Hellblau) (2), Krapproth (3), Grün (4), Grau und die Farben von dürrem Laub sind beinah unsichtbar und erhielten Ziffer 7, Dunkelblau erhielt Ziffer 6. Bei trübem Wetter ändert sich nichts bei Weiß, Blau, Grün und Braun, das Husarenblau wird weniger sichtbar (3), ebenso Kraapproth (4), dagegen wird Grün sichtbarer (3). Bei Nacht waren die Ergebnisse die gleichen, wie bei trübem Wetter, nur daß Weiß unsichtbar wird und von Ziffer 1 auf 8 übergeht. Die Farben der deutschen und italienischen Infanterie (eisengrau und dunkelblau) wurden auf 6 klassificirt, in Frankreich erhielt man in Folge rother Käppis, des dunkelblauen Kapots und der krapprothen Hosen die Durchschnittsziffer $4^1/_2$. Man meint aber, daß sich in Wirklichkeit für die französische Infanterie der Nachtheil geringer stellen wird, weil man von den rothen Hosen nur das Stück zwischen dem untereren Theil des Kapots und dem oberen Theil des Halbstiefels sieht und dieses schon nach den ersten Märschen meist so schmutzig ist, daß das Leuchten der Farbe aufhört. Das Leuchten der Kürasse, Helme und Säbel ist hierbei nicht berücksichtigt. Das Brüniren derselben ist unter allen Umständen zu empfehlen. 8.

England.

(Die Organisation der Admiralität und der Arsenale Englands im Vergleich zu der französischen.)

Es ist für die englische Marineverwaltung charakteristisch, daß sie dafür Sorge zu tragen verstanden hat, die verschiedenen Grade der Verantwortlichkeit innerhalb der Marine festzustellen und in hohem Maße das Räderwerk der Verwaltung derselben zu vereinfachen. Die Organisation der französischen Marineverwaltung beruht auf einer Art systematischen Mißtrauens, während im Gegentheil das Vertrauen die Basis des englischen Systems bildet, ein Vertrauen, welches die Initiative anregt und den Beamten der verschiedenen Grade hinreichende Freiheit der Aktion gewährt, um unnütze Korrespondenzen zu vermeiden, ohne jedoch eine strenge Kontrole auszuschließen, die derart organisirt ist, daß sie verhindert, daß ihre Maßnahmen neben denjenigen der Kontroldienstzweige doppelt zur Anwendung gelangen und die letzteren in Nichts behindert, so daß Konflikte vermieden werden.

Die französische Marine unterliegt in allen Stufen dem Regime der Kommissionen; die eine Art derselben, die berathenden Kommissionen, sind dem Marineminister beigegeben und ihr anonymes Eingreifen trägt in hohem

Grade dazu bei, die Verantwortlichkeit desjenigen, dem die Entscheidung obliegt und der meistentheils nur die beiderseitigen Entscheidungen homolog gestaltet, um sich durch die Ansicht der Kommissionen decken zu können, in beträchtlichem Maße zu verringern. Die auf Grund eines vom Marineminister aufgestellten Programms entworfenen Schiffsbaupläne der Ingenieure werden hierauf dem Arbeitsrath vorgelegt, revidirt und auf Grund seiner Ansichten modifizirt, die sich zuweilen widersprechen, da der Wechsel der Mitglieder dieser Kommission die Majorität derselben häufig ändert. Der Minister, der den aus diesen auf einander folgenden Umgestaltungen hervorgehenden Plan genehmigt, ist dem Gesetz nach, den Kammern gegenüber verantwortlich. Allein es bleibt fraglich, ob der mit dem Bau beauftragte Ingenieur oder derjenige, der den Plan dazu entwarf, oder der Direktor des Baumaterials oder der Arbeitsrath dem Minister gegenüber verantwortlich ist. Als Folge davon stellen sich Mangel eines einheitlichen Gedankens beim Entwurf der Fahrzeuge, Langsamkeit in der Vorbereitung des Entwurfs und mehrfache und häufig sich widersprechende, im Laufe der Arbeiten eintretende Veränderungen heraus.

Die andere Art der Kommissionen, die lokalen, haben thatsächlich häufig, vorbehaltlich der höheren Genehmigung, selbständige Entscheidungen zu treffen, wie z. B. die Abnahme-Kommissionen, in vielfachen Richtungen wirkende Kommissionen, die die Zeit der verschiedenen Beamten in einem Grade in Anspruch nehmen, daß dieselben nicht an allen, zu denen sie berufen werden, Theil zu nehmen im Stande, sondern genöthigt sind, sich durch Beamte untergeordneten Ranges in ihnen vertreten zu lassen. Diese Kommissionen haben keine Verantwortlichkeit und sie funktioniren unter so unbestimmten Verhältnissen, daß zuweilen außergewöhnliche Kommissionen zum Befund über ihre Entscheidungen zusammen berufen werden müssen. Während der für die Wirksamkeit dieser Kommissionen erforderlichen Zeit werden die Lücken nicht ergänzt und die Vorräthe mangeln bei unvorhergesehenem Bedarf.

In der englischen Armee ist ein hoher Beamter der Zentraladministration damit beauftragt, die Schiffsbaupläne zu entwerfen und ihre Ausführung zu überwachen. In jedem Hafen ist ein Beamter mit sämmtlichen Abnahmen beauftragt und trägt die Verantwortlichkeit für dieselben. Die einzige höhere Kommission mit weitgehenden Befugnissen ist der Rath der Lords der Admiralität. Das Kabinetsmitglied, dessen Funktionen mit denen des französischen Marineministers übereinstimmen, führt den Titel „Erster Lord der Admiralität". Demselben stehen als Mitarbeiter vier Lords der Flotte und ein Lord und Mitglied des Parlaments unmittelbar zur Seite. Jeder von ihnen hat die allgemeine Leitung eines ganz bestimmten Ressorts des Dienstes und ist dem ersten Lord verantwortlich, allein sie vereinigen sich mit ihm in einem Rath zur Prüfung der großen Marinefragen, und es besteht unter ihnen die für die Einheitlichkeit der Dienstzweige erforderliche Uebereın-

stimmung. Außerdem hat der, falls der erste Lord zur Pairskammer gehört, dem Hause der Gemeinen angehörende Parlamentssekretär (und vice versa) die Verantwortlichkeit gegenüber dem ersten Lord der Finanzen der Admiralität und betreffs der Geschäfte, mit denen ihn der erste Lord der Admiralität beauftragt. Endlich versieht der permanente Sekretär die Funktionen eines General-Sekretärs. Der erste und der zweite Lord der Flotte theilen sich in die Organisation, die Bewegung, das Personal und die Mobilmachung der Flotte betreffenden Fragen, d. h. diejenigen Fragen, welche den größten Theil des Geschäftsbereichs des französischen allgemeinen Admiralitätsstabes und der Leitung des Personals bilden. Der dritte Flottenlord oder Lord-Kontroleur hat die Leitung alles dessen, was die Arsenale und die Schiffsbauten betrifft; dem jüngeren Flottenlord sind die Verwaltungsdienstzweige, wie die Transporte, der Gesundheitsdienst, der Proviant- und Bekleidungsdienst, das Besoldungswesen, die Gehälter und Pensionen unterstellt. Der Zivil-Lord des Parlaments ist mit den Kontrakten und Handels-Abschlüssen der Zivildienstzweige bis auf die technischen betraut, welche vom Lord-Kontroleur ressortiren. Jeder dieser großen Dienstzweige theilt sich wieder in eine gewisse Anzahl von Departements. Was die Verwaltung und den Dienst der Arsenale betrifft, so fällt dem Geschäftsbereich des Lordkontroleurs die Zentralverwaltung zu. Dieselbe umfaßt 7 Sektionen, die von dem mit dem gesammten technischen Theil betrauten Hilfskontroleur und dem Direktor der Schiffsbauten, dem mit der Verwaltung der Arsenale betrauten Direktor der Werfte, dem Chef-Ingenieur, dem Direktor der Artillerie und des Torpedowesens, dem Vorstande der Magazine, einem Artillerie-General, dem Direktor der Approvisionirung und dem Inspekteur der Ausgaben geleitet werden. Die Direktion der Arsenale ist völlig unabhängig von der Funktion des Höchstkommandirenden. Demselben untersteht die Mobilmachung und der Befehl über die Schiffe der Flottenreserve, die unter der Aufsicht und Kontrole des Höchstkommandirenden in den Arsenalen verbleiben, eine Kontrole, die sich auf diesen Dienstzweig allein erstreckt. Dem Ober-Intendanten des Arsenals, der in Portsmouth, Devonshire und Chatam den Grad eines Kontre-Admirals, in Sheerneß und Pembroke den eines Schiffskapitains bekleidet, untersteht die Direktion des Arsenals und der in die Werftreserve gestellten Schiffe.

Was das Arsenal selbst betrifft, so umfaßt dasselbe weder Zweige des Artilleriedienstes, noch des Proviant- und Bekleidungswesens. Alles, was die Artillerie-Arbeiten betrifft, ist in Woolwich konzentrirt, welches die zur Armirung der Fahrzeuge erforderlichen Geschütze denselben sendet und die Geschütze zur Reparatur erhält. Für den Proviant und die Bekleidung existiren besondere selbstständige und unter die Aufsicht eines Zivil-Intendanten gestellte Magazine, der von der Zentralverwaltung ressortirt. Dem Arsenal sind daher hauptsächlich die Konstruktionen, die Reparaturen und die Armirung

zugewiesen. Der Intendant, in dessen Händen die gesammte Leitung des Arsenals zentralisirt ist und der sie in wirksamer Weise ausübt, wird von einem Zivilgehülfen, der aus dem Korps der Konstrukteure hervorgegangen ist, unterstützt und derselbe ist, ohne die Autorität der Leitung zu besitzen, der eigentliche permanente Inspekteur der Zweige des Konstruktionswesens. Einem Kapitän zur See, einer Art Generalstabschef, liegt Alles, was die Bewegungen und den militärischen Theil betrifft, ob. Die übrigen Leiter des Arsenaldienstes sind der mit der Gesammtheit der Konstruktionen und der Schiffsrümpfe betraute Chefkonstrukteur, der mit der Konstruktion und der Einstellung der Maschinen beauftragte Chefingenieur (oder Chefmechaniker), der Hafenmagazinevorstand, der über alle im Arsenal eingehenden Materialien Buch führt, der Kassirer und der Chef des Rechnungswesens. Es ist überraschend, wie alle diese zur gemeinsamen Arbeit zusammenwirkenden Dienstzweige ohne irgend welchen verlorenen Nutzeffekt mit einem Minimum von Förmlichkeiten funktioniren. Nichts wird dabei vernachlässigt, was zu einer beständigen Kontrole und rascher Ausführung beitragen kann. Wenn man zuerst das Arsenal betritt, ist man erstaunt, in demselben eine Anzahl von Wohnungen anzutreffen. Dieselben sind: das Haus des Intendanten, das des Kapitäns zur See und Generalstabschefs, sowie diejenigen der Chefs der verschiedenen Dienstzweige und selbst mehrerer ihrer Mitarbeiter. Dank dieser Installation an Ort und Stelle, in unmittelbarer Nähe der Dienstzweige, die sie zu leiten haben, entsteht kein Zeitverlust, ist die Ueberwachung eine beständige und regere, ist der Intendant den Arbeiten näher und verfolgt sie daher in beständiger Weise.

Die maschinelle und Werkzeugs-Einrichtung wird beständig mit den vervollkommnetsten Maschinen versehen, woraus beträchtliche Vortheile, hinsichtlich der Schnelligkeit und Billigkeit der Arbeiten resultiren. Die Transporte werden durch innere, mit den großen Bahnlinien verbundene Schienenwege vermittelt, was ebenfalls zur Ersparniß und schnellen Beförderung beiträgt. Man findet daher in den englischen Arsenalen die zahlreichen Kähne nicht, welche in den französischen Arsenalen verkehren und eine große Anzahl alter Matrosen absorbiren und überdies sehr kostspielig werden, ebensowenig die Hülfsdienstzweige der Feuerwehr, der Wachtleute 2c. Die Polizei des Arsenals wird von dem Policemen vom Dienst der Königin versehen, der zu demselben Korps wie diejenigen von London (mit Ausnahme der City) gehört. Diese Policemen sind mit dem Feuerwehrdienste betraut, der in den französischen Flottenarsenalen so viele müßige Feuerwehrleute beansprucht.

An Stelle des Formalismus, in welchem die von allem Exekutivdienst isolirten und daher die Bedürfnisse und Schwierigkeiten fast nicht kennenden Beamten der französischen Zentralverwaltung leben, erscheinen die Chefs des englischen Admiralitätsdienstes häufig, um sich an Ort und Stelle von dem Fortschritt der ihnen zugewiesenen Dienstzweige zu überzeugen. Diese Prüfung

an Ort und Stelle gestattet ihre Anordnungen zugleich praktischer, gestattet in kurzen Besprechungen auf Grund des Augenscheins die Fragen zu lösen, welche lange Korrespondenzen erfordert hätten und hält die Einheitlichkeit der Anschauungen zwischen der leitenden Zentralverwaltung und den Exekutivbeamten aufrecht.

Aus der vorstehenden Schilderung der Organisation der Admiralität und der Arsenale Englands im Vergleich zu der französischen, dürfte hervorgehen, wie weit einfacher, praktischer und daher wirksamer die erstere im Verhältniß zur letzteren gestaltet ist, und daß das französische System der Zentralisation und der Kontrole in der Marine-Verwaltung als nicht frei von erheblichen, immer deutlicher hervortretenden Mängeln zu erachten ist, deren Beseitigung die zur Zeit tagende Marinekommission unter ihre Ziele aufgenommen haben dürfte. 175.

Literatur.

Vor dreißig Jahren. Lose Tagebuchblätter aus dem Feldzug gegen Dänemark. Von R. Wille, Königl. preußischer Generalmajor z. D. Berlin 1895. Verlag von Carl Siegismund.

Der durch seine Schriften rühmlichst bekannte Herr Verfasser schildert uns in diesem Buch seine Theilnahme und Erlebnisse im Feldzuge 1864. Wir gestehen, daß wir den hier gegebenen Schilderungen von Beginn bis zu Ende mit großem Interesse gefolgt sind und sie gern gelesen haben. Keine trockener, langathmigen Kapitel, sondern kurzer, gedrungener, mit gutem Soldatenhumor gewürzter Styl macht das Buch zur angenehmsten Lektüre, so daß wir die „Losen Tagebuchblätter“ allen Kameraden, und nicht nur diesen, sondern sie überhaupt allseitig zu lesen dringend empfehlen wollten. Die Schlußbetrachtungen widmet der Herr Genreal gewissermaßen seiner Waffe, der Artillerie, namentlich der Feldartillerie, und wir sagen mit ihm: „Ein Rückblick auf die Zustände vor 30 Jahren genügt!“ 300.

Dilthey's militärischer Dienst-Unterricht für Einjährig-Freiwillige bei der Ausbildung zu Reserveoffizieraspiranten, sowie zum Gebrauch für Letztere und für Offiziere des Beurlaubtenstandes der deutschen Infanterie. Bearbeitet von O. von dem Knesebeck, Hauptmann und Kompagniechef. Mit vielen Abbildungen im Text und zwei Steindrucktafeln.

Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn. Preis: M. 3,—, gebunden M. 3,50.

Unter Berücksichtigung aller bis auf die neueste Zeit ergangenen Bestimmungen enthält dieses Handbuch die gesammte Dienstkenntniß eines Offizieraspiranten und Offiziers des Beurlaubtenstandes der Infanterie, und zwar um so vollständiger, als in dieser (der 25. Auflage) auch Betrachtungen über das Feuergefecht, ein Ueberblick über die Kampfesweise der anderen Waffen und auch ein Beispiel aus dem Felddienst (mit Plan) zum anschaulichen Unterricht über die wichtigsten Lehren der Felddienst-Ordnung angeführt sind. Das Buch bekundet lobenswerthen Fleiß und ist durchaus sachgemäß zusammengestellt. Ein alphabetisches Sachregister am Schluß erleichtert ein Nachschlagen ganz wesentlich.

Die Wirkung der Feldgeschütze 1815 bis 1892. Zugleich Band III des Werkes: Die Entwickelung der Feldartillerie in Bezug auf Material, Organisation und Taktik. Mit besonderer Berücksichtigung der preußischen und deutschen Artillerie und mit Benutzung dienstlichen Materials hergestellt von Müller, Generallieutenant. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn. Preis: M. 13,—, gebunden M. 14,—.

Ein neues, wir gestehen es, mit ganz enormem Fleiß bearbeitetes Werk hat uns der Herr Verfasser mit diesem 3 Band seiner so hervorragenden Arbeit: „Die Entwickelung der Feldartillerie“ gegeben. Wir staunen über die Fülle des hier Geschaffenen, Interessanten, Belehrenden und für uns zu Lernenden, was der Herr Verfasser ermöglicht, indem er es uns bietet. Besonderes Interesse geben die Schlußbetrachtungen — Aussichten für die Zukunft und Rückblicke. Das Gesammtwerk des Herrn Generallieutenant Müller, des genauesten Kenners seiner Waffe, ist ein werthvoller, oder besser gesagt, der werthvollste Bestandtheil in der Literatur der Artillerie. Viele Anlagen, Tabellen und Skizzenblätter enthält auch dieser 3. Band. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß das Werk: „Die Entwickelung der Feldartillerie“ allen Militär-Bibliotheken einverleibt und überall mit Interesse gelesen werden wird, ein Erfolg, den es wahr verdient. H.

Die Metalle und ihre Legirungen im Dienste der Heere und der Kriegsflotten. Eine Uebersicht der Haupteigenschaften, Darstellungswege und Verwendungen metallischer Materialien, soweit solche zum Gebrauch in der Kriegstechnik zu Wasser und zu Lande geeignet befunden werden. Für Offiziere des Land- und Seedienstes, Kriegsbaumeister und alle Ingenieure, die sich mit der Anfertigung von Kriegsmaterial befassen, vom metallurgischen Standpunkt zusammengestellt von Dr. Ernst Friedrich Dürre. Mit 1 Tafel und 43 Figuren im Text. Hannover 1894. Verlag von Helwig.

Der Herr Verfasser ist durch eigene Anschauung und Praxis wie auch durch manche Beziehungen zu Werkstätten für Waffen- und Kriegsmaterial dies- und

jenseits des Meeres in den Stand gesetzt, mit der Kriegstechnik hinlänglich vertraut zu sein, wie uns sein Vorwort besagt. Der lehrreiche Inhalt des Werkes, zu dem übrigens ein gründliches Studium erforderlich ist, so wie es ein solches erfordert hat, gliedert sich in zwei Abtheilungen, deren erste „Das Eisen und die Eisenfabrikate", die zweite „Die übrigen Metalle und ihre Legirungen" behandelt. Das Buch ist ein ganz hervorragender Beitrag zur Information über unsere Waffentechnik, namentlich über die Verwendung des Eisens in derselben, und wird Vielen daher ein sehr willkommenes Lehrbuch sein. 300.

Die für den Unterricht auf den Königl. Kriegsschulen und auf Veranlassung der Generalinspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens ausgearbeiteten und im Verlage von E. S. Mittler u. Sohn (Berlin 1894) erschienenen

1. **Leitfaden für den Unterricht in der Dienstkenntniß** (6. Auflage)
2. **Leitfaden für den Unterricht in der Waffenlehre** (7. Auflage)
3. **Leitfaden für den Unterricht in der Feldkunde** (8. Auflage)

werden fortgesetzt durch den reichen Inhalt bei kurzer sachlicher Darstellung, unentbehrliches Instruktionsmittel für jeden Kriegsschüler sein. Aber auch zur Vorbereitung für die Kriegsakademie können diese Leitfaden als Mittel zur Wiederholung nur empfohlen werden. H.

Sanitation and Health. By colonel Reginald C. Hart V C. R. E. London 1894. William Clowes and sons.

Die kleine Schrift, namentlich für die in Indien befindlichen Truppen bestimmt, enthält eine Menge zur Erhaltung der Gesundheit gegebenen Rathschläge und Vorsichtsmaßregeln gegen die klimatischen Einflüsse. J.

Die Erziehung der Compagnie. Winke für jüngere Kommandeure von einem älteren Kompagniechef. Leipzig 1895. Verlag von Zuckschwerdt u. Möschke.

Diese Arbeit verräth die ganze Mühe und Sorge welche der Herr Verfasser der Ausbildung seiner Kompagnie gewidmet hat. Die „Winke" sind ein vortrefflicher Rathgeber für die Handhabung der Disziplin und namentlich des inneren Dienstes bei den jetzt schwierigen Verhältnissen der zweijährigen Dienstzeit und empfehlen wir die sehr fleißige Schrift als besonders beachtenswerth. H.

Uebersichts-Karte der Dislocation des k. u. k. österr.-ungar. Heeres und der Landwehren im Jahre 1894—95. Verlag der kartograph. Anstalt G. Freitag u. Berndt in Wien. Preis Fl. 1.20.

Diese im Maße 1 : 1500000 in Farben hergestellte Karte giebt ein übersichtliches, dabei deutliches Bild der Heeresdislokation von Oesterreich-Ungarn.

Als charakteristische Signaturen für die verschiedenen Truppen- und Waffengattungen wurden deren Kopfbedeckungen gewählt und überdies die Kommanden

und Truppengattungen in verschiedenen Farben dargestellt, so, daß dieselben auf den ersten Blick zu unterscheiden, einzelne Kommanden, Regimenter, Bataillone 2c. außerordentlich leicht aufzufinden sind.

Der hieraus resultirende praktische Werth der Karte im Verein mit dem Interesse, welches der Wehrmacht und ihren Einrichtungen allerarten entgegengebracht wird, bieten die Gewähr, daß diese Karte eine freundliche Aufnahme finden werde.

Rangliste der kaiserl. deutschen Marine für das Jahr 1895. (Abgeschlossen am 30. November 1894.) Auf Befehl S. M. des Kaisers. Redigirt vom Marinekabinet. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

Enthält die genaue Zusammenstellung sämmtlicher zur Marine gehörigen Kommandobehörden und Stäbe, Offiziere, Kadetten und Deckoffiziere, der Offiziere für die Schutzgebiete und eine Liste Seiner Majestät Kriegsschiffe, sowie ein alphabetisches Namensverzeichniß und eine Erklärung der Bezeichnung der in der Rangliste vorkommenden Orden und Ehrenzeichen.

Lehrgang der französischen Sprache. Von Dr. Püttmann und Dr. Rehrmann, Professoren am Königl. Kadetten-Korps. II. Theil. Französisches Lehr- und Uebungsbuch. Unter besonderer Berücksichtigung des Kriegswesens bearbeitet von Dr. Püttmann. Dritte vermehrte Auflage. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn.

Wie sich die „Neuen Militärischen Blätter" schon wiederholt günstig über den zweiten Theil des Lehrganges der französischen Sprache ausgesprochen haben, so kann das Urtheil wiederum so lauten, daß derselbe eine praktische, verständnißvolle Auswahl, Verwerthung vortrefflichster Quellen und einen reichhaltigen Inhalt bringt, Vorzüge, die das Buch von selbst empfehlen und es zu einem besonders guten Mittel zur angenehmen und bequemen Erlernung und Pflege der französischen Sprache machen. 300.

Meyer's Konversations-Lexikon. Band VII.

Ausgestattet mit allen Vorzügen, die dem „Großen Meyer" die führende Stellung auf dem Gebiete der encyklopädischen Literatur zuerkennen, liegt der soeben erschienene siebente Band der fünften Auflage vor uns. Welch eine Fülle des Belehrenden aus allen Wissensgebieten birgt nicht allein dieser Band. Da finden wir, um nur Einiges herauszugreifen, die werthvollen geographisch-geschichtlichen Artikel: „Griechenland" (Alt- und Neu-), „Großbritannien" (mit den neuesten statistischen Angaben) und „Grönland", der bis auf die neuesten Forschungsergebnisse ausgedehnt worden ist. Aus der Literaturgeschichte verdient vor Allem der Artikel „Goethe" hervorgehoben zu werden, ein biographisches Meisterstück, mit reichhaltiger Uebersicht der Goetheliteratur. Auch die neue Handhabung der öffentlichen Gesundheitspflege und der Gewerbehygiene in dem

Rahmen einer gemeinverständlichen Darstellung hat in dem gegenwärtigen Bande ihren Platz gefunden. Auf durchaus modernem Standpunkt stehen die physiologischen Arbeiten über das Gehirn (mit neuen Abbildungen) — das Gehör, wie über den Geruch und das Gesicht. Das Gebiet der Naturwissenschaften ist hervorragend vertreten durch die äußerst zeitgemäße Abhandlung über die Gletscher, mit Abbildungen der interessantesten Gletscherphänomene und einer prachtvollen Karte einiger berühmter Gletscher in verschiedenen Ländern. Größern geologischen Aufsätzen von allgemeinem Interesse, sämmtlich in großartiger Weise illustrirt, begegnen wir sonst noch unter den Stichwörtern: „Gang" (mit einer Farbendrucktafel der Erzlagerstätten) — „Gebirgsbildung" (mit Tafel) — „Gesteine" (mit farbiger Wiedergabe mikroskopischer Dünnschliffe). Erwähnt seien schließlich noch die der Bedeutung der technologischen und verwandten Wissenschaften für die Gegenwart entsprechend angepaßten Artikel über Gase — Gewebe (mit Abbildungen) — Gold — der orientirende Ueberblick über die Graphischen Künste — Getreide (Bau, Produktion, Preise).

Die Illustrationsbeilagen, unter denen sich auch diesmal die technologischen durch Reichhaltigkeit und zweckmäßige Ausführung hervorthun, weisen größtentheils neue Abbildungen auf und sind, neben ca. 300 Textillustrationen, durch eine ansehnliche Reihe neuer Tafeln vermehrt worden.

Universum. Illustrirte Familienzeitschrift (Alfred Hauschild).

In gewohnter glänzender Ausführung bringt das 7. Heft eine Reihe hochinteressanter Aufsätze, darunter von besonderem Interesse einen mit zahlreichen Illustrationen geschmückten Beitrag „Aus dem Innern des Reichstagspalastes", aus welchem der Leser ein erfreuliches Bild von der Beschaffenheit und Ausstattung der inneren Räume nach ihrer praktischen und künstlerischen Bedeutung gewinnt.

Kleine Mittheilungen.

— „Zwei Schlachtenwerke." Von J. v. Pflugk-Harttung. Hastig überwuchert das Tagesleben die Erinnerung. Noch ist kein viertel Jahrhundert dahin und schon ist der gewaltige Krieg von 1870/71, das erschütternde Ringen zweier Völker vielfach nahezu vergessen, zu einer blos geschichtlichen Thatsache geworden. Es sollte nicht so sein: die höchste Waffenthat, die bedeutendste Kraftleistung der Deutschen sollte uns immer neu belebt und vergeistigt, immer als unvergängliches Vorbild verjüngt werden.

Wohl die folgenschwersten Ereignisse des Krieges waren die Schlachten bei Mars-la-tour (Rezonville) und Sedan. Jene, die blutigste von allen, leitete diese ein und führte in weiterer Linie zur Kaiserkrone. Für beide bietet Berlin das denkbar beste, das Augenscheinlichste in zwei Panoramen, eines unter der Leitung Antons von Werner entstanden, das andere ein Werk Detailles und Neuvilles, eines also deutsche, das andere französische Arbeit.

Diese Kunstwerke, von berufensten Händen ausgeführt, mögen uns hier beschäftigen, sowohl einzeln, als im Vergleich mit einander.

Im Sedan-Panorama ist die Stellung des Zuschauers gedacht am Abhange des Höhenzuges, der das rechte Maasthal begrenzt. Man hat dadurch einen Ueberblick über die Anfänge der Hochfläche einer- und die Maas andererseits: ihren jenseitigen Bergen, die Gegend von Sedan bis zur großen Flußschleife bei St. Menges.

Die Haupthandlung vollzieht sich längs und auf der Höhe; es ist der große französische Reiterangriff gegen die deutsche Infanterie. Theils gerade auf den Beschauer los, theils schräge links und rechts von ihm kommen die dicken Massen der Chasseurs d'Afrique auf ihren durchweg weißen Pferden herangesprengt und werfen sich auf die dünnen Reihen preußischer Jäger. Diese schleudern ihnen aus nächster Nähe die erste vernichtende Salve entgegen. Ihre Wirkung wirft Alles darunter und darüber Die Reitermengen ballen sich theilweis zu Knäueln von liegenden, fallenden, sich bäumenden, galoppirenden, zurückscheuenden Pferden. Vereinzelte Reiter haben die Jäger durchrissen oder sind seitwärts vorüber gejagt, stürmen an der Bataillonsmusik entlang und fallen den Füsilieren in die Hände, welche eilends die Höhe erklimmen. Links neben den Jägern ist Infanterie in den Kampf der Front getreten, oder steht im Begriff, ihn mit aufzunehmen, während im Hintergrunde vom Pulverdampfe theils verdeckt immer neue Schwadronen heranbrausen.

An die vordere Schützenkette der Jäger reiht sich eine Batterie, die den Feind mit Kartätschen begrüßt, aber schon sind einzelne Reiter eingedrungen. Und um die Lage noch gefährlicher zu machen, zeigen sich seitwärts und hinter den Kanonen, zugleich seitlich von den vor dem Beschauer befindlichen Jägern, die Köpfe und Helme französischer Kürassiere, eben den Bergrand überragend. Hauen sie von der Flanke her ein, so ist keine Hülfe zur Stelle, denn die Infanterie ist noch nicht heran und weiter bergab tobt auch schon der Kampf.

Hier hat eine Jägerkompagnie Karree gebildet, deren Vorderlinien anreitende Husaren mit todtbringendem Feuer empfangen. Die hintere Reihe der gegen die Chasseurs und Kürassiere aufmarschirten Jäger hat Kehrt gemacht und beschießt die Husaren von seitwärts, die Höhe hinunter, während sie gegenüber, von unten herauf, durch die Schützenkette preußischer Infanterie bestrichen werden.

Diese Schützenkette erstreckt sich in Absätzen bis zur Maas und wird unten im Thale von neuen Kavalleriemassen angefallen. Hinter den Schützen nahen in Abständen die geschlossenen Abtheilungen der Infanterie im Sturmschritte. Bereits ist ein Theil der Reiterei nach den Maaswiesen durchgebrochen und befindet sich

schon im Rücken der Infanterie. Doch auch er entgeht nicht dem Verhängnisse. Deutsche Dragoner greifen ihn an und drängen ihn zurück und zur Seite, den Kugeln des Fußvolkes entgegen. Diejenigen, welche seitwärts auszubiegen suchen, gerathen in ein gefährliches Flankenfeuer und rennen gerade auf ein anrückendes Infanterie-Bataillon los, oder zersprengen sich in einen Hohlweg, der sie auf die deutsche Hauptstellung führt, wo sie erbarmungslos zusammengeschossen werden.

Allmählich geht das wilde Kampfgetümmel über in eine anmuthige Hügellandschaft, welche stillen Frieden athmet. Nur aus weiter Ferne erkennt man die Pulverwolken der Geschütze und aus der Stadt Sedan steigt dichter Rauch empor, während die zur Festung führenden Brücken und die Straßen in derselben dicht gedrängt voll Menschen erscheinen.

Anlage und Ausführung des Bildes beruhen nicht auf Einzelheiten, sondern auf der Gesammthandlung, in welche die Episoden geschickt verarbeitet sind, aber doch immer so, daß diese sich nicht herausdrängen, sondern stets Theile des Uebrigen bleiben. Anschaulich wird dem Beschauer die Wucht, das Ueberraschende, Sinnverwirrende eines großen Reiterstoßes, die vernichtende, niederschmetternde Wirkung dünner Infanteriereihen vor Augen geführt und er dadurch wie mithandelnd erregt. Es ist, wie wenn eine daherbrausende Lawine an schmaler Felsmauer zerschellt. Mannichfach und doch klar greifen die Einzelheiten ineinander, wirksam sind sie gegenseitig verwerthet, nichts bleibt vereinzelt, Jedes steht zum Anderen in Beziehung. Hat man links und rechts den Eindruck, der Anprall werde scheitern, so befürchtet man in der Mitte, vor und neben den Kanonen, er könne wenigstens vorübergehend Erfolg haben. Aber diese Gefahr ist nur angedeutet und erscheint wie ein erst drohendes Gewitter, unberechenbar in der Wirkung.

Als weiterer Vorzug des Bildes darf das naturwahre Einordnen der Schlacht in die Landschaft gelten, die Thatsache, daß die Gruppen immer im Rahmen der Landschaft bleiben, ohne sich vorzudrängen.

Das Schwierigste, aber auch für die kundige, die starke Hand das Dankbarste der Schlachtenmalerei ist ein Reiterkampf. Hier kann ein Künstler zeigen, was er vermag: die gewaltsamen Bewegungen, schwierigen Stellungen und Verkürzungen, mancherlei Farben, Töne und Stimmungen in Pferden und Menschen. Diese Schwierigkeiten sind namentlich im Knäuel des Vordergrundes meisterhaft gelöst: Alles verwirrt und doch das Einzelne kenntlich und übersichtlich.

Nur wenige Male, wie z. B. bei den zwei sich bäumenden Pferden, möchte man über das richtige Verhältniß zu ihren Reitern rechten, das zusammenbrechende Pferd des Generals erscheint zu lang, der eine Reiter, der unmittelbar vor dem Feuer hält, fällt durch seine Gemüthsruhe auf und dergl. Doch das sind Dinge, die auf verschiedener Meinung, etwaig anderer Auffassung beruhen.

Durchweg kann man nur die gestellten und überwundenen Schwierigkeiten bewundern. Manche Einzelheiten und Gruppen sind herrlich, so der Rittmeister im Vordergrunde, eine echt französische, vornehme Erscheinung, der stürzende General, die beiden, unwillkürlich den Kopf einziehenden Chasseurs im Vordergrunde, der

Kürassieroffizier, der seiner Schwadron mit dem Säbel winkt, der voransprengende Husarenoffizier und Anderes. Dieselbe Meisterschaft zeigt die Infanterie, wie einige der verkürzt im Schützengraben liegenden Jäger, Leute der Jägermusik, der fromme und ruhige Hauptmann Nolte neben dem Jägerkarree, der Offizier vor der chargirenden Infanterie-Kompagnie neben dem Karree: er steht etwas niedergebückt, mit der Hand abwinkend, eine unwillkürliche Stellung vor lauter scharfgeladenen Gewehren. Vortrefflich sind auch einige Jäger im Karree, wie sie nach dem Gewehr sehen, um die Ecke gucken, ob sie bald zu Schusse kommen &c. Ueberall sorgsames Durchdenken und bezeichnende Feinheiten.

Zu diesen gehört das Charakteristische sowohl der Nationalitäten wie der Einzelheiten. Nicht zum wenigsten gerade auf französischer Seite finden sich vortreffliche Typen, vom Eleganten bis zum Niedrigen, hier z. B. der alkoholisirte, weit vorgerittene Troupier mit grauem Schnurrbart. Gerade von den Franzosen ist diese Objektivität anerkannt worden, z. B. im „Figaro" und anderen Blättern. Nirgends zeigt sich Beleidigendes für den Feind, im Gegentheil, sein eigentliches Wesen kommt im stürmischen Anpralle zum Ausdruck.

Wie die Gestalten sind die Uniformen behandelt. Es ist z. B. sorgfältig unterschieden: das deutsche Infanteriegewehr mit festanliegendem und die Jägerbüchse mit losem Riemen. Auch der schlechte Zustand der französischen Armee wurde nicht übersehen, so kommen die Husaren nicht in schönem Paradeanzuge, sondern tragen theilweise rothe Infanteriemützen.

Selbst Erheiterndes wurde gegeben, sofern es in solchem Augenblicke angänglich erscheint. Es beruht auf dem Musikkorps, dem man deutlich ansieht, daß es mehr für Konzerte als für das Kampfgewühl eingerichtet ist. Zum Knäuel zusammengedrängt, haben die Tapferen das Seitengewehr gezogen, schauen zwar grimmig, aber keineswegs sonderlich furchterregend darein.

Weniger gefallen hat uns ein theilweise zu pastoses, dekoratives Behandeln der Jäger im Vordergrunde, auch die Röcke dieser Truppe kamen uns etwas dunkel und farblos vor, wodurch sie denen der Infanterie ähnlicher erscheinen, als sie in Wirklichkeit sein dürften, andererseits aber aus dem grünen Rasen klarer hervortreten, als sie es sonst gethan hätten.

Sehr sauber sind durchweg wieder die entfernteren Gruppen, z. B. die Reiter bei den Kanonen, die Kürassiere im Thale, das Gedränge auf den Brücken und in den Straßen. Im Thale erkennt man sofort, es mit Kürassieren in der Gesammtheit zu thun zu haben, und blickt man mit dem Operngucker schärfer hin, so glaubt man deutlich Reiter und Abtheilungen zu unterscheiden. Weniger genügte uns dagegen die weiße Pferdereihe hinter dem General Gallifet bei den beiden Pappeln, doch ist hier zu erwägen, daß eine Reihe weißer Pferde in der Entfernung eine Detailbehandlung ziemlich unmöglich macht.

Die Landschaft ist ebenfalls mit großer Sorgfalt ausgeführt, ist naturwahr und klar, aber da an einem wolkenlosen September-Mittage keine Lichteffekte vorkommen, so macht sie sich etwas eintönig. Der Maler hat dem insofern abzuhelfen gesucht,

als er die Bäume möglichst dunkel hielt und sie dadurch aus Feld und Wiesengrund besser abhob. Die Verkürzung den Berg hinunter ist vortrefflich, so daß man wirklich den Eindruck erhält, hier gehe es zu Thal. Schön steht auch Sedan in der Landschaft mit seinen dicken Rauchwolken. Dagegen läßt sich zweifeln, ob im Hochsommer die Wiesen so saftiggrün sind, wie sie uns vorgeführt sind.

Durchaus zu loben ist das vorsichtige Verfahren mit dem Pulverdampfe. Ihm wurde nicht zu viel Raum gegeben, er aber malerisch verwendet, um die Gruppen, zumal die Deutschen von den Franzosen abzuheben, was ungemein die Uebersichtlichkeit erhöht.

Auch muß betont werden, daß auf das Kunstmittel von Blut und Leichen möglichst verzichtet ist. Der Vorderkampf stellt die Wirkung des ersten Schusses dar. Da gab es noch keine liegenden Todten und Verwundete, sondern diese sammelten sich auf deutscher Seite erst beim Vorrücken gegen Infanterie und Artillerie. Es kommt zur Geltung, was ein Offizier sagte: das Schlachtfeld sah sehr jungfräulich aus. Oder wie Kaiser Wilhelm I. sich äußerte: in solcher Schlacht geht es ordentlich zu.

Es ist bekannt, wie A. v. Werner selber das Schlachtfeld bereist und an Ort und Stelle Skizzen gemacht hat, daß er mit dem alten Moltke und mit den in Betracht kommenden Offizieren verhandelte, um möglichst genau festzustellen, wo sich die Truppenkörper um 2 Uhr, der Zeit des Vorganges, befanden. Selbst die Darstellung der Musik geschah nach Angabe betheiligter Leute. Das Bild ist somit genauer, wie das Generalstabswerk. Nirgends wurde zu Gunsten der Wirkung auf Wahrheit verzichtet. Nur eines bemerkten wir, daß der Jägerhauptmann Nalte an der Ecke, gewissermaßen außerhalb des Karrees steht, während die Offiziere bei einem solchen in die Mitte zu treten pflegen. Doch das ist Kleinigkeit.

Angenehm berührt es auch, nicht einen hohen General oder sonstigen Würdenträger irgendwo im Vordergrunde zu finden, wo er sich zwar schneidig ausnimmt, sich in Wirklichkeit aber sicherlich nicht befunden hat. Es dürfte dies hervorzuheben sein, weil man Werner als „Hofmaler" hinzustellen liebt.

Die Darstellung erscheint so naturwahr, daß früher die Offiziere hinzugehen pflegten, um durch sie das Bild einer großen Schlacht zu erhalten, den Eindruck, eine wie kleine Infanteriemenge genügt, um den Anprall von 36 Schwadronen abzuweisen.

Man sieht dem Gemälde nicht an, daß verschiedene Kräfte daran thätig gewesen, und doch ist es so. Während Werner den Entwurf lieferte, das Ganze zusammenbrachte, die Oberleitung behielt, änderte und umstellte und die feineren Sachen mehr oder weniger ausführte, lieferte Röchling wesentlich die Infanterie, Koch die Reiterei und Bracht die Landschaft, von anderen Mitarbeitern abgesehen.

(Fortsetzung [Rezonaille] folgt.)

Kleine Mittheilungen über: A. Inländische Zeitschriften.

1. Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine. Nr. 279 Dezember 1894. Berlin, Verlag von A. Bath. Inhalt: Springende Punkte in der heutigen Erziehung und Ausbildung unserer Infanterie. Von Bläukner, Oberstlieutenant z. D. — Die russische Reiterei und ihre Aufgaben der Kavallerie-Detachementstaktik im Balkan-Feldzug von 1877/78 und die russische Kavallerie-Division im Zukunftskriege. (Schluß.) — Improvisirte Befestigungen. Von R. Wagner, Oberstlieutenant a. D. — Zur Erinnerung an den Helden von Labischin. — Ueber die Umformung der russischen Ingenieurtruppen. — Militärisches aus Rußland.

2. Marine-Rundschau. Berlin, Mittler u. Sohn. Heft 11. Dez. 1894. Inhalt: Die Vermessungsthätigkeit S. M. S. „Möve" in Ostafrika 1891 bis 93. — Welche Taktik gestattet die beste Ausnutzung der Kräfte, welche in den jetzt vorhandenen Kriegsschiffen und deren Waffen (Geschütz, Ramme, Torpedo) enthalten sind und wie wirken sie bestimmend auf Flotten, Gruppen und einzelne Schiffe ein. (Fortsetzung.) — Aus den Berichten S. M. Schiffe an das Oberkommando der Marine.

3. Professor Dr. G. Jäger's Monatsblatt. Zeitschrift für Gesundheitspflege und Lebenslehre. Stuttgart. Nr. 12. Dezember 1894. Inhalt: Das Behring'sche Diphtherie-Heilmittel. (Schluß.) — Die Wohnungshygiene. (Schluß.) — Wetter und Mondkalender.

B. Ausländische Zeitschriften.*)

1. Streffleur's österreichische militärische Zeitschrift. Dezember 1894. VI. Heft. Inhalt: Friedens- und Kriegsmoral der Heere am Ausgange des 19. Jahrhunderts. Von E. v. B—k. — Form und Geist. Von M. v. Schönowsky, k. k. Lieutenant. — Kartographische Studien. Von K. Schikowsky, k. k. Oberst des Generalstabskorps. — Blätter und Blüthen.

2. Mittheilungen aus dem Gebiet des Seewesens. Herausgegeben vom K. u. K. hydrographischen Amt in Pola. Nr. 12. Dezember 1894. Inhalt: Ueber die besten taktischen Methoden zur Ausnutzung des Gefechtswerthes von Schiffen und deren Waffen (Artillerie, Ramme und Torpedo) im Kampfe zwischen Flotten, Gruppen und einzelnen Fahrzeugen. — Die Fortschritte des Schiffspanzer- und Marine-Artilleriewesens im Jahre 1893. — Ein Aluminium-Torpedoboot. — Ueber Harveyfirung starker Panzerplatten. — Das dänische Marinebudget 1895/96. — Ueber das Bersten des Luftreservoirs eines Whitehead-Torpedos. — Streichungen aus der französischen Flottenliste. — Stapellauf des italienischen Panzerdeck-Kreuzers „Calabria" und des französischen Kreuzers 3. Kl. „Descartes". — Petroleum-briquetts. — Neue Eintheilung der italienischen Kriegsflotte. — Der Weiterbau des Panamakanals. — Ein moderner Frachtschooner. — Warmlauf- und Feuer-

*) Es sind hier nur Schriften deutscher Sprache aufgeführt.

melder. — Stapellauf des deutschen Kreuzers 4. Kl. „Geier". — Armirung französischer Postdampfer. — Geplante Flottenvermehrung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Kleine Mittheilungen. — Literatur.

3. Organ der militärwissenschaftlichen Vereine. Herausgegeben vom Ausschusse des militärwissenschaftlichen Vereins in Wien. 4. Heft. 1894. Inhalt: Die Konserven, deren Werth für die Verpflegung operirender Armeen und deren Fabrikationsverfahren. Von Fr. Walter, k. k. Hauptmann im Artilleriestabe. — Der Militärarzt als Erzieher in den Militär-Bildungsanstalten. Vortrag von Dr. E. Hollerung, k. k. Regimentsarzt. — Militärische und technische Mittheilungen.

4. Schweizerische Monatsschrift für Offiziere aller Waffen. Unter Mitwirkung höherer Offiziere der Armee herausgegeben von Oberst H. Hungerbühler. Heft 11. November 1894. Inhalt: Vorbemerkung. — Zur Heeresreform. — Ueber den Militärorganisations-Entwurf 1893. — Ein kurzes Wort über zukünftige leichte Infanterie in der Schweiz. — Einige Vorschläge zur Organisation unseres Trainwesens. — Unsere Offiziersbedienten. — Kleinere Mittheilungen.

5. Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. Herausgegeben von Oberst F. C. Bluntschli. Nr. 11. November 1894. Inhalt: Bei deutschen Manövern. — Die deutsche Feldbefestigungs-Vorschrift 1893. — Das eidgenössische Militärbudget pro 1895. — Dressur und Abrichtung. — † Oberst Theodor de Vallière.

C. Wochenschriften,

welche wöchentlich ein- resp. zweimal erscheinen.

1. Militär-Wochenblatt. Bringt Personenveränderungen in der deutschen Armee; im „Nichtamtlichen Theil" Aufsätze, Besprechungen und kleine Mittheilungen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. (Zweimal wöchentlich.)

Beiheft Nr. 11. Inhalt: Georg Derfflinger. Bruchstück seines Lebensbildes. Aus dem Nachlaß des Professors Dr. Ernst Fischer.

2. Deutsche Heereszeitung. Bringt möglichst schnelle und zuverlässige Berichte über die kriegerischen Verwickelungen der Gegenwart, sowie das Wissenswertheste aus der militärischen und politischen Presse, so daß der Leser jederzeit ein möglichst vollständiges Bild über die militärischen Zeitverhältnisse gewinnen kann. Berlin S.W., Militär-Verlag R. F. Felix. (Zweimal wöchentlich.)

3. Militär-Zeitung. Organ für Reserve- und Landwehr-Offiziere des deutschen Heeres. Bringt größere Aufsätze, welche auch für alle Linien-Offiziere von Interesse sind, Besprechungen, Umschau in der Militär-Literatur und kleine militärische Mittheilungen. Berlin, R. Eisenschmidt. (Wöchentlich.)

4. Allgemeine Militär-Zeitung. (Darmstadt.) Bringt interessante Artikel aus allen Gebieten der Militär-Literatur, Nachrichten aus allen Ländern, Kritiken, Besprechungen von Schriften und Anzeigen. Darmstadt, E. Zernin. (Wöchentlich zweimal.)

5. Deutsches Adelsblatt. Wochenschrift für die Aufgaben des christlichen Adels, veröffentlicht in seinem ersten Theil (I) alle Bekanntmachungen, Sitzungs-Berichte u. s. w. der deutschen Adelsgenossenschaft, während der zweite, allgemeine Theil (II) weitere Artikel und Mittheilungen enthält. Buchh.-Kamm.-Verlag Berlin S.W., J. A. Stargardt. (Wöchentlich.)

6. Deutscher Sport. Organ für Pferdezucht und Rennsports in Deutschland, erscheint jeden Donnerstag und Sonntag; vom 1. April bis 1. November täglich. Vertritt die Interessen des gesammten Rennsport und bringt unter der Rubrik: „Pferdemarkt" Anzeigen, welche sowohl dem Rennmann, wie Jedem, der auf den Gebrauch des Pferdes angewiesen ist, stets eine Gelegenheit geben, eine Auswahl von Material zu finden, oder solches geeigneten Konsumenten anzubieten. Berlin, Georg Ehlers.

7. Technische Zeitungs-Korrespondenz. Görlitz, Verlag von Richard Lüders (Patent-Bureau). Erscheint einmal wöchentlich. Bringt interessante technische Notizen, enthält ein technisches Feuilleton, Mittheilungen über wichtige, neue Patente und verschiedene technische Neuerungen, auch von militärischem Interesse.

—

Verzeichniß eingegangener neuer Werke.

1. **Unsere alten Alliirten.** Szenen und Typen aus dem Friedensleben der russischen Offiziere. Nach russischen Originalen deutsch von A. v. Drygalski. Berlin 1894. Verlag von R. Eisenschmidt.

2. **Der Einjährig-Freiwillige und Offizier des Beurlaubtenstandes der Infanterie.** Seine Ausbildung und Doppelstellung im Heer und Staat. Ein Lehr- und Lernbuch für Einjährig-Freiwillige, Reserve- und Landwehr-Offiziere, für jüngere Linien-Offiziere, sowie für Avantageure und Fähnriche. Herausgegeben von Max Menzel, Hauptmann und Kompagniechef im Infanterie-Regiment von der Marwitz (8. Pommersches) Nr. 61. Nach den neuesten Vorschriften behandelt. Mit 16 Tafeln in Federzeichnung und 4 Anlagen. Berlin 1895. Verlag von R. Eisenschmidt.

3. **Die französische Armee im Krieg und Frieden.** Von Moriz Exner, Oberstlieutenant z. D. und Vorstand des Königl. sächsischen Kriegsarchivs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Berlin 1894. Verlag von E. S. Mittler u. Sohn.

4. **Die Uniformen und Fahnen der deutschen Armee.** Zweite Abtheilung. Die Abzeichen der militärischen Grade. Siebente Auflage. Verlag von M. Ruhl in Leipzig.

5. **Schlachten-Atlas des neunzehnten Jahrhunderts vom Jahre 1828 bis 1885.** Pläne aller wichtigen Schlachten, Gefechte, Treffen, Belagerungen &c. Nach authentischen Quellen. 38. und 39. Lieferung. Nr. 4: Deutsch-dänischer Krieg 1848 bis 1850; Sturm auf Friedrichstadt. Nr. 5: Russisch-türkischer Krieg 1828 bis 1829; Erstürmung von Kars. Nr. 6: Erstürmung von Achalzyk. Nr. 7: Schlacht bei Kainly. Verlag von Paul Bäuerle, Leipzig — Wien — Iglau.

—

Der Inseratentheil erscheint in Verbindung mit den „Neuen Militärischen Blättern" am 1sten jeden Monats

Inseratentheil der „Neuen Milit. Blätter"

Insertions-Gebühr für die 2gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig

Alleinige Inseraten-Annahme in der Expedition der „Neuen Militärischen Blätter", Berlin W., Winterfeldtstraße 26, Gartenhaus 1



Die Bedeutung der Truppenzahl.

Eine kriegsgeschichtliche Studie.

Die Truppenzahl ist einer der Faktoren, welche den Ausgang jedes Kampfes und somit den des Krieges bestimmen. Die Kriegsgeschichte zeigt, daß der Werth desselben in den verschiedenen Kriegsabschnitten gewechselt hat. — „Die Ueberlegenheit an Zahl ist stets Hauptmittel zum Siege gewesen", schreibt Clausewitz; in der Neuzeit hat sich, im Streite der Meinungen über die Bedeutung von Zahl und Güte, der Grundsatz immer mehr Geltung verschafft, daß die Güte der Truppen an Werth mehr gewonnen habe, als die Zahl.

Dieser wechselnde Einfluß, den man der Truppenzahl zubilligt, läßt sich nur aus dem stets schwankenden Werthe der anderen, den Erfolg mitbestimmenden Faktoren: Führung, Ausbildung und Bewaffnung erklären. Je mehr diese letzteren bei zwei Armeen sich gleichen, um so entscheidender muß der Unterschied der Zahl sein; aber doch nicht in höherem Grade, als es z. B. die Führung sein wird, wenn Zahl, Ausbildung und Bewaffnung die gleichen sind. Die Ueberlegenheit auf einem Gebiete kann nur bis zu einem gewissen Grade die Unterlegenheit auf dem anderen ausgleichen. Es sind also diesem Ausgleich Grenzen gezogen, die festzulegen aber unmöglich ist. Eine Untersuchung nach dieser Richtung hin müßte, je genauer sie geführt würde, um so mehr sich in rein theoretische Gedanken verlieren. Nur die Kriegsgeschichte vermag praktische Auskunft darüber zu geben, in wie weit die Zahl von den anderen Eigenschaften beeinflußt und ersetzt werden kann; mehrfach zeigt sie das Bild, wie eine Armee, mit Recht ihrer Ueberlegenheit auf einem dieser Gebiete vertrauend, große Erfolge erringt, welche so lange dauern und sich steigern, als die Bedeutung des die Ueberlegenheit begründenden Faktoren nicht überschätzt wird. Dann aber tritt der Augenblick ein, wo der Werth aller anderen Eigenschaften zu Gunsten jener einen nicht mehr genügend berücksichtigt wird. Diese vermag die Unterlegenheit, den Minderwerth jener nicht mehr auszugleichen; es kommt zur Katastrophe und nach dieser zu einem meist frühen Wechsel der Anschauungen. War es vorher die Zahl, so wird es jetzt vielleicht die Ausbildung, welche mit allen Kräften gefördert wird und in der man das einzige, sichere Mittel zum Erfolge erblickt. Zahl und Ausbildung sind aber zwei sich widersprechende Faktoren und auch die Führung steht in gewissem Gegensatz zur Zahl; so ist es erklärlich, daß es einer nicht geringen Urtheilskraft, ja Kunst bedarf, alle

gleichmäßig zu fördern, eine Kunst, welche nur wenige Feldherren und Staaten verstanden haben.

Friedrich den Großen hinderten seine beschränkten Mittel, eine an Zahl gleich starke Armee den Gegnern entgegenstellen zu können. Für das, was ihm auf diesem Gebiete fehlte, boten überlegene Führung und Ausbildung ihm mehr als Ersatz; sie gaben ihm einen Ueberschuß an Kraft. Dabei verkannte der König keineswegs den Werth der Zahl. Er begann jeden seiner Feldzüge mit einer stärkeren Armee, wie den vorhergehenden: den ersten schlesischen Krieg mit 30 000 Mann, den zweiten mit 80 000 Mann, den siebenjährigen Krieg mit 150 000 Mann. Auch die Ueberlegenheit seiner Führung beruhte zum wesentlichen Theil darin, daß er es verstand, an entscheidender Stelle mit möglichst großer Zahl aufzutreten. Trotz alledem war der Große König am Schluß des siebenjährigen Krieges auf dem Punkte angelangt, wo Führung, Ausbildung und Bewaffnung seine geringe Truppenzahl nicht mehr auszugleichen vermochten. — Den Gegensatz bildet Napoleon I., der, im Vergleich zu Friedrich II., über unbeschränkte Massen verfügte und durch Führung und Zahl ersetzte, was seiner Armee an Ausbildung abging; aber auch dies nur so lange, wie Kriegsgewohnheit die fehlende Ausbildung ergänzte. — Das russische Heer der Neuzeit hat die Möglichkeit, das, was ihm etwa an Ausbildung fehlt, durch die Zahl zu ersetzen; ein Fehler aber wäre es, im Vertrauen auf diese die Fortbildung der anderen Faktoren zu vernachlässigen: doppelt würde die Armee hier verlieren, was sie dort gewonnen hätte.

Die Unterschiede in der Bewaffnung, welche einer Armee bis in die neueste Zeit eine Ueberlegenheit geben konnten, die man für groß genug hielt, um auf sie bauend den Krieg zu wünschen, sind jetzt nicht mehr vorhanden. Erfindungen der Waffentechnik werden schnell Gemeingut aller der Armeen, welche auf den Namen einer solchen „ersten Ranges" Anspruch machen; es ist auch nicht anzunehmen, daß in absehbarer Zeit ein Umschwung in diesem Gleichgewichtszustande eintreten könnte, daß neue Erfindungen der Armee eines Staates eine bedeutende Ueberlegenheit über die seiner Nachbarn auf längere Zeit geben könnten. Im Grade der Ausbildung sind große Unterschiede bei den verschiedenen Armeen ebenfalls nicht mehr vorhanden; die Ziele, die man sich bei der Ausbildung der Truppe und der Führer gesteckt hat, sind überall die gleichen. Auf rein geistigem Gebiete zeigt der gegenwärtige Stand der Kriegslehre, daß bei allen Armeen fast die gleichen Ansichten und Lehren maßgebend sind, sodaß die Kriegführung nach gleichen Grundsätzen voraussichtlich verfahren wird. So ist auf allen Gebieten ein Zeitpunkt der Ruhe, ein Ausgleich der Unterschiede und Gegensätze eingetreten. Nur in Bezug auf die Festsetzung der Truppenzahl ist bisher von einem Stillstande keine Rede. So lange für die beste Bürgschaft des Friedens eine möglichst starke, zahlreiche Armee gilt, so lange der „moderne Staat",

nur gestützt auf eine solche, stillschweigend mit ihr drohend, das Recht erwirbt, als Hüter des Weltfriedens zu gelten, so lange wird die Zahl zunehmen und an Bedeutung gewinnen. Diese Steigerung ist gerechtfertigt, sobald und solange sie nicht auf Kosten eines anderen Faktoren geschieht. Sie muß endlich aber auf dem Punkte anlangen, wo ihre Weiterbildung unmöglich wird, weil sie die Grenze erreicht hat, welche ihr die Bevölkerungsziffer setzt. Daß dann im günstigen Falle eine Rückbildung, im schlimmen ein Rückschlag eintreten wird, wie dies die Kriegsgeschichte in ähnlichen Lagen zeigt, erscheint gewiß.

Im Folgenden soll versucht werden, die Bedeutung und den schwankenden Werth der Truppenzahl in den Hauptabschnitten der neueren Kriegsgeschichte darzustellen, um auf Grund der geschichtlichen Bedeutung der „Zahl" die Frage beantworten zu können, welchen Einfluß die Zahl auf Kampfeshandlung und Kriegsentscheidung in Zukunft haben wird.

Die Truppenzahl ist in erster Linie von dem Wehrsystem des Staates stets abhängig gewesen, und zwar derart, daß mit der Vervollkommnung dieses die Zahl stetig zugenommen hat. Zur Zeit Friedrich des Großen war der Soldat Eigenthum des Herrschers; die Armee wurde auf Kosten der Krone angeworben, ausgerüstet und unterhalten. Diese Mittel waren verhältnißmäßig beschränkt, mit ihnen auch die Stärke der Armee. Der einzelne Soldat stellte ein Kapital vor, dessen Verlust einen direkten, pekuniären Schaden bedeutete und der bei dem Werbesystem weit schwerer zu ersetzen war, als zur Zeit Napoleons und der allgemeinen Wehrpflicht. Erst Napoleon beginnt durch Anwendung der Konskription die Volkskraft heranzuziehen. Nur so war die große, sprungweise Steigerung der Truppenzahl möglich, mit deren Zunahme der Werth des einzelnen Mannes abnimmt. Dieser ist leicht zu ersetzen, er wird schärfer ausgenutzt, rücksichtsloser eingesetzt, und Anforderungen werden an ihn gestellt, die früher unbekannt waren. — Die Neuzeit hat in der allgemeinen Wehrpflicht das Mittel gefunden, die Wehrkraft des Volkes ganz und voll auszunutzen; die Armeen haben eine früher nie geahnte Stärke erhalten. Die modernen Heere weisen Zahlen auf, gegen welche die stärksten Aufgebote Napoleons klein erscheinen, die Friedrichs verschwinden. Ist auch der Werth des einzelnen Mannes noch mehr gesunken, so ist doch der Möglichkeit des Ersatzes durch die Bevölkerungszahl eine Grenze gezogen. Volkskriege, in welchen von Beginn an die kräftigsten Theile der Nation eingesetzt werden, zwingen andererseits aber dazu, mit dem Leben dort zu geizen, wo dies möglich ist, mehr als dies früher der Fall war; denn der Ersatz der Verluste kann niemals die Güte dieser erreichen. Je bessere Kräfte das erste Aufgebot umfaßt, um so minderwerthiger muß der Ersatz sein. Wie wichtig aber gerade bei der heutigen Kriegführung es ist, aus den ersten Kämpfen siegreich hervorzugehen, wird später noch dargestellt werden.

Die Zahl der zu Gebote stehenden Kräfte beeinflußt vor Allem die Art der Kriegführung, ihre Kraft und ihre Dauer. Dieser Satz scheint auf den ersten Blick eine Bestätigung in der Kriegsgeschichte nicht zu finden. Denn gerade große Feldherren haben sich dadurch ausgezeichnet, daß sie Ausnahmen von den theoretischen Regeln machten und den Grundsatz nicht befolgten, nach welchem überlegene Zahl eine der ersten Vorbedingungen zur offensiven Kriegführung ist. Friedrich begann seine Kriege, trotz unterlegener Zahl, angriffsweise; die Gründe für diese offensive Kriegführung lagen zum Theil auf nicht militärischem Gebiete; die Möglichkeit, sie mit Erfolg durchzuführen, gaben ihm seine überlegene Führung, Bewaffnung und Ausbildung. Die Stufe militärischer Leistungen, auf der seine Gegner standen, war so niedrig, daß ein Genie wie das Friedrichs auf diesen Gebieten eine gewaltige Ueberlegenheit entwickeln konnte. Bis zum Jahre 1760 etwa vermochte diese, wenn auch nicht immer, die fehlende Zahl zu ersetzen; mit 100 000 Mann führte der König den Feldzug gegen 260 000 Mann siegreich zu Ende. Dann aber, nach dieser äußersten Kraftanstrengung, ist der Punkt erreicht, wo die Ueberlegenheit von Führung und Ausbildung nicht mehr so groß ist, daß sie die fehlendr Zahl ausgleichen, geschweige denn einen Ueberschuß an Kraft dem Könige geben kann. Bei Leuthen schlug Friedrich mit 30 000 Mann 80 000 Oesterreicher; drei Jahre später gelang es ihm, nur unter ungeheuren Anstrengungen und Verlusten mit 40 000 Mann 64 000 Mann bei Torgau zu schlagen; in der folgenden Zeit hat der König es oft auf eine Entscheidung nicht ankommen lassen, trotzdem das Zahlenverhältniß sich nicht wesentlich zu seinen Ungunsten verschoben hatte. Nicht plötzlich kann sich ein solcher Umschwung vollziehen; aber je mehr einerseits sich des Großen Königs Armee erschöpft und der Verlust der Kerntruppen die Einstellung mangelhaft ausgebildeten Ersatzes nothwendig macht, je mehr auf der anderen Seite des Königs Gegner von ihm lernen und ihre Truppen sich an den Krieg gewöhnen, um so mehr gleichen sich alle Unterschiede aus. Die Ueberlegenheit der Zahl kommt immer mehr zur Geltung; selbst Friedrichs Siege vermögen das nicht zu hindern und nur ein glückliches Zusammentreffen politischer Umständr verhindert die überlegene Zahl, den endgiltigen Sieg zu erringen.

Napoleon fand in der Größe der ihm verfügbaren Truppenmassen das Mittel, sich die Ziele seiner Kriegführung weiter zu stecken. Er besaß in seinen ersten Feldzügen nicht nur wie Friedrich die Ueberlegenheit in Führung und Ausbildung, sondern auch in der Zahl. So vermag er, noch ausgeprägter als jener offensiv zu verfahren. Erst als bei seinen Gegnern die Zahl in demselben Verhältniß zugenommen hat, als die Ueberlegenheit des Kaisers in Führung und Ausbildung sich mindert, tritt auch hier — wie einst bei Friedrich — der Uebergang von der Offensive zur Defensive ein.

Die Kriege der Neuzeit zeigen, daß bei Beantwortung der Frage: ob Angriffs- oder Vertheidigungskrieg, neben den Eigenschaften der Armee und des ganzen Volkes die Zahl ausschlaggebend ist. Die deutsche Heeresleitung führte 1870 den Krieg von Beginn an angriffsweise, gestützt oder doch unterstützt durch die Ueberlegenheit der Zahl. Die strategische Offensive wurde aber — wiewohl andere Umstände sie zeitweise unterbrachen — auch im zweiten Theil des Feldzuges nicht aufgegeben, als die republikanische Armee an Zahl der deutschen überlegen war. Denn die Truppenzahl vermochte nicht das zu ersetzen, was dieser Armee an Führung, Ausbildung und auch Kriegserfahrenheit fehlte. Während die Energie der Kriegführung also mit Steigerung der Zahl zugenommen, hat die Dauer der Kriegführung sich in demselben Verhältniß vermindert.

Friedrich II. hielt es für seine Pflicht als Staatsmann und König, mit den Mitteln seines Staates hauszuhalten. Die geringe Truppenzahl und die Schwierigkeiten des Ersatzes zwingen ihn, in einem oft Monate langen Hinhalten der Entscheidung den günstigsten Augenblick für eine solche abzupassen. Bei dem Mangel an Reserven und der Unmöglichkeit von Neuformationen in unserem Sinne war der Ausgang jedes Kampfes für die Entscheidung des ganzen Feldzuges von Einfluß. Je mehr des Königs Gegner ihm gewachsen werden, um so dringender wird die — durch die geringe Zahl erzwungene — Nothwendigkeit des Abwartens. Aus solchen Gründen verzichtet der König 1761 auf die Möglichkeit, seine beiden Gegner getrennt zu schlagen, er geht der Entscheidung aus dem Wege, statt sie, wie bisher, zu suchen: er bezieht das Lager von Bunzelwitz. Um so höher ist es daher anzuschlagen, wenn der König mit seinen beschränkten Mitteln dennoch an dem Grundsatze festhielt: „Die Niederwerfung des Gegners durch die Schlacht ist das Hauptmittel zur Erreichung des Endzweckes des Krieges".

Napoleon, frei von jenen Fesseln, rücksichtslos im Verbrauch des Menschenmaterials, mit der Möglichkeit, seine Verluste jederzeit durch neue Konskriptionen ersetzen zu können, vermag erst das Prinzip der jederzeit auf Entscheidung gerichteten Kriegführung zur vollen Geltung zu bringen.

Die Massenaufgebote, welche die Kriege der Neuzeit zeigen und wie sie in erhöhtem Maße zukünftige Kriege zeigen werden, entziehen den Theil des Volkes, in welchem sich die Volkskraft recht eigentlich verkörpert, ihrem Beruf und dem Erwerbsleben.

Unabhängig von dem Orte, an welchem die Kriegshandlungen sich abspielen, müssen nicht nur dem unterliegenden, sondern auch dem siegreichen Theile Summen von Nationalwohlstand verloren gehen, welche selbst die größten Waffenerfolge nicht werden ersetzen können. Mit der Truppenzahl ist aber auch die Bedeutung jeder Waffenentscheidung gewachsen; ihre Wirkung wird sich nicht nur auf einen weiteren Raum, sondern auch auf längere Zeit erstrecken. Schlachten, die in wenigen Stunden sich entscheiden, sind unmöglich,

ebenso ausgeschlossen ist aber auch ein „siebenjähriger Krieg". Die Rücksichten auf das eigene Land zwingen den großen König als Staatsmann — oft allerdings gegen seine Ueberzeugung als Feldherr — die Entscheidung hinauszuschieben. Dieselben Gründe zwingen in der Jetztzeit, ohne den Einfluß politischer Rücksichten auf den Gang des Krieges leugnen zu wollen, dazu, die Entscheidung jederzeit zu suchen und zu beschleunigen! So haben sich mit dem Anwachsen der Zahl nicht die Ziele der Kriegführung, wohl aber ihre Art, ihre Kraft und ihre Dauer geändert.

Die Truppenzahl beeinflußt ferner die Leitung und Gliederung der Armee.

Friedrich's Heer, groß für die damalige Zeit, klein im Vergleich zu den späteren Massenheeren, bildete ein abgeschlossenes Ganzes. Die Art, wie diese Armee entstanden — Werbung, Ausländer — machte ein stetes Zusammenhalten derselben nothwendig. Dies wurde durch die Magazinverpflegung ermöglicht, welche wiederum nur bei der geringen Truppenzahl damals durchzuführen war. Das Heer bildete eine Einheit, in der Hand eines Führers, des Königs. Die 40 000 oder 60 000 Mann starke Armee wurde mit einfachem Kommandowort zur Schlacht und in der Schlacht geführt. Diese konnte immer sorgfältig vorbereitet werden, da man die eigenen Kräfte und die des Gegners zu überblicken vermochte. Fehler, welche der Gegner machte, konnte man schnell erkennen und ausnutzen, die eigenen ebenso leicht verbessern. So erreichte es Friedrich in der Schlacht bei Soor durch einen kühnen, taktischen Entschluß, aus einer überaus kritischen Lage binnen einer halben Stunde zum Erfolge zu gelangen. Die Schlachtenleitung beschränkte sich auf die Aufstellung und das Ansetzen der Armee; beides bereitete die Entscheidung vor, welche in wenigen Stunden stets gefallen ist; wo sie mißlangen, z. B. bei Kollin, war auch die Schlacht verloren.

Die Armee Napoleons zählte zu der Zeit, da sie auf ihrem Höhepunkt stand, etwa 100 000 bis 200 000 Mann; sie bedurfte, ihrer Zusammensetzung wegen, dieser Ueberwachung, des dauernden Zusammenhaltens nicht mehr. Schon die Armee der ersten französischen Republik war bei dem Mangel an Kriegsvorräthen, durch die jeden Volkskrieg auszeichnende rücksichtslose Energie des Handelns auf die Hülfsquellen des Landes angewiesen. Napoleon machte den durch die Noth entstandenen Grundsatz zu seinem eigenen. Mit dem Aufgeben der Magazinverpflegung und der grundsätzlichen Anwendung der Requisition wurde der größte Theil des Heerfuhrwesens unnöthig, so daß mit der Vermehrung der Zahl diejenige der Trains keineswegs gleichen Schritt hielt. So wurde der Werth der größeren Zahl durch ihre Beweglichkeit noch erhöht und die Armee hatte trotz ihrer Stärke mehr Freiheit der Bewegung, als Friedrichs Heer sie je besessen. Die Leitung dieser Armee von

einer Stelle aus war allerdings noch möglich; aber um sie dauernd in der Hand der Führung zu erhalten, macht die Zahl eine Gliederung in strategische Einheiten: Armeekorps nothwendig. Die durch ihre Truppenzahl bedingte Tiefengliederung hat ein langsameres Einsetzen der Kräfte zur Folge. Es ist weniger die Einleitung des Kampfes, als die Leitung in demselben, welche mit Hülfe der in Massen zurückgehaltenen Reserven den Ausschlag giebt. Daß die Einleitung der Schlacht und selbst die eines Feldzuges noch nicht von weittragender Bedeutung war, zeigt u. A. der des Jahres 1809, wo es Napoleon gelang, die Fehler im strategischen Aufmarsch in verhältnißmäßig kurzer Zeit auszugleichen.

Die Truppenzahl „moderner" Heere schließt ihre direkte Leitung von einer Stelle aus. In enger Vereinigung gehalten oder zum Vormarsch auf wenige, nahe aneinander gelegene Straßen gesetzt, würden diese Massen nicht im Stande sein, ihre Kräfte rechtzeitig zur Schlacht zu entwickeln. Die Möglichkeit des Gebrauchs und der Ausnutzung derselben macht ihre Gliederung in einzelne Gruppen-Armeen nothwendig. Diese müssen bei der nothwendigen, räumlichen Trennung eine gewisse Selbstständigkeit haben; sie lassen sich durch „Befehle", die von den Ereignissen überholt würden, nicht mehr leiten. An deren Stelle treten „Direktiven", welche den Armeen nur als Richtschnur für die Erreichung des Gesammtzweckes dienen, ihnen aber Freiheit in der Art der Ausführung lassen. Die Schlachtenführung tritt zurück vor der Kriegführung. Bei der heutigen Truppenzahl sind Fehler in der Anlage, sei es taktisch in der zur Schlacht oder strategisch beim ursprünglichen Aufmarsch, nicht wieder gut zu machen. Damit gewinnen die vorbereitenden Handlungen an Bedeutung, ebenso wie, mehr als je, die ersten großen Schlachten maßgebend für den Erfolg des Krieges sein müssen; so z. B. 1870 die Schlachten an der Grenze und um Metz. Die Trennung der Heerestheile erschwert die Einfachheit und Einheit der Operationen, die nur durch die strategische Anlage erreicht werden können. Die Größe der Truppenzahl steigert somit die Schwierigkeiten der Leitung; der Erfolg hängt von dem Zusammenwirken mehrerer Führer ab. Daraus folgt unmittelbar, daß mit der Truppenzahl auch der Werth der Thätigkeit und Selbstständigkeit der Unterführer gewachsen ist. Friedrich II. bedurfte keiner Unterführer im heutigen Sinne. Für ein Heer von dieser Stärke genügte ein Führer und das war der König selbst. Er hatte seine Armee immer „in der Hand"; Selbstthätigkeit der Unterführer war hier unnöthig, ja nachtheilig; denn sie würde den Plänen des Führers, bei welchen Befehl und Ausführung sich unmittelbar folgten, vorgegriffen haben. Auch waren die den Unterführern unterstellten Theile, sowohl ihrer Zahl, als ihrer Zusammensetzung nach, zur Durchführung selbstständiger Kämpfe nicht befähigt. Der König erreichte dadurch den Vortheil, daß der Kampf nur dort entstand, wo er ihn suchte. Alle Schlachten, die er schlug, waren „vorbereitete"; allein

die von Liegnitz kann auf den Namen einer „Begegnungsschlacht“ Anspruch machen, eine Folge der ihr vorausgegangenen Nachtmärsche.

Die Größe der Armee Napoleons macht naturgemäß ihre Leitung schwieriger; aus dem einfachen Entschluß und Befehl entwickelt sich ein zusammengesetzter Plan zur Einleitung und Durchführung der Operationen und der Schlacht Um an allen Orten des erweiterten Kriegsschauplatzes sich ausgleichende und ergänzende Erfolge zu erzielen, wären Unterführer nothwendig gewesen. Die absichtliche Vernachlässigung der Pflicht des Kaisers, sich solche heranzubilden, strafte sich zunächst dadurch, daß dort, wo der Kaiser Heerestheile getrennt operiren läßt, diese geschlagen werden.

Selbstständige Naturen — und solche müssen Unterführer stets sein — duldete aber der Charakter des ersten Napoleon nicht neben sich. Der Kaiser konnte, trotz seiner rastlosen Thätigkeit nur zum Theil und nur so lange diesen Mangel an Führern ausgleichen, als die Armee eine gewisse Stärke nicht überschritt 100 000, auch 200 000 vermochte Napoleon von einer Stelle aus zu leiten und er erreichte durch diese Art der Leitung, sowie durch die Bestimmtheit seiner Befehle noch den Vortheil, daß er — wie einst Friedrich — die Schlacht nur dort schlug, wo er sie wollte. Bei dem Versuch aber in gleicher Weise mit 500 000 Mann zu verfahren, scheiterte selbst ein Napoleon.

Bei den Massenheeren der Neuzeit sind die Erfolge der besten Oberleitung zum großen Theil abhängig von der selbstständigen Thätigkeit der Unterstützung durch die Unterführer. Die nothwendige räumliche Ausdehnung der Massen giebt der Thätigkeit der Unterführer aller Grade einen früher nicht gekannten Einfluß auf den Ausgang der Schlacht und der Operationen. Mit der Ausbreitung des Schlachtfeldes und Operationsgebietes, welche der Führer beherrschen soll, hat auch die Wahrscheinlichkeit von Irrthümern und falschen Auffassungen zugenommen; auch hier vermag nur die gesteigerte Thätigkeit der Unterführer einen Ausgleich herbeizuführen. Die Gefahren, welche immer mit dieser nothwendigen Selbstständigkeit verbunden sein werden, sind bekannt; die ernsteste ist die, daß der Kampf auch dort begonnen wird und dann durchgeführt werden muß, wo die oberste Heeresleitung ihn nicht beabsichtigt. Die Augustschlachten im Feldzuge 1870 sind — ausgenommen St. Privat — durchweg Begegnungsschlachten, eröffnet durch die Selbstthätigkeit eines Unterführers, meist gegen die Absicht der Leitung. Aufgabe dieser muß es dann sein, sich schnell in die unvermuthete Kriegslage zu finden und Nutzen aus ihr zu ziehen. Einfachheit und Einheitlichkeit der Kriegshandlung, welche von jeher die Grundlage erfolgreicher Kriegführung gebildet haben, sind jetzt weit schwerer zu erreichen als früher; sie dennoch zu erreichen, muß das dauernde Bestreben der Leitung und der Führung sein.

Unbeeinflußt von der Größe der Truppenzahl hat in den Kriegen von Friedrich II. bis zur Gegenwart der Grundsatz seine Bedeutung behalten:

alle Kräfte zur Schlacht zu vereinigen. Die Schwierigkeiten aber, diesem Grundsatze gemäß zu handeln, haben sich mit Zunahme der Zahl gesteigert. Taktisch und strategisch ist ein Wechsel in der Art und Ausführung nothwendig geworden; die Mittel haben gewechselt, das Ziel ist geblieben: immer, besonders aber bei absoluter Unterlegenheit, an entscheidender Stelle mit möglichst starken Kräften aufzutreten. Strategisch erstrebte Friedrich II. diese Ueberlegenheit durch das Zusammenhalten seines Heeres; dies war nothwendig, ebenso wie die Vereinigung etwa getrennter Kräfte weit ab vom Feinde, um nicht vereinzelt geschlagen zu werden. Denn diesen Theilen fehlte, ihrer Zahl und ihrer Zusammensetzung nach, die Möglichkeit, selbstständig einen längeren Kampf zu führen. Napoleon erstrebte dasselbe Ziel, die rechtzeitige Vereinigung möglichst starker Kräfte, durch die auf einer Operationslinie, in entscheidender Richtung vorgeschobenen Massen. Die Ausbreitung im Raum nutzte der Kaiser wohl insofern aus, als er den strategischen Aufmarsch — wie z. B. 1805 — so einrichtete, daß ein Theil seiner Kräfte auf eine strategische Flanke des Gegners gerichtet war. Dann aber wurden, im Fortschreiten der Operationen, die getrennten Theile vor der Entscheidung vor dem Schlachtfelde gesammelt. Die Massen waren noch nicht so groß, daß die für ihre Verpflegung und Unterbringung nothwendige Ausbreitung ein getrenntes Vormarschiren der einzelnen Heerestheile bis auf das Schlachtfeld nothwendig gemacht hätte. Die Truppenzahl zwang noch nicht dazu, die Gefahren und Schwierigkeiten einer möglichst späten Vereinigung auf sich zu nehmen; auch wäre bei dem Mangel an Unterführern, welchen der Kaiser sehr wohl empfand, die Gefahr, getrennt geschlagen zu werden, größer gewesen als die Vortheile, welche eine strategisch günstigere Vereinigung geboten hätte. Dieser Führung, welche ein gesichertes, rechtzeitiges Zusammenfassen der Kräfte erreichte, gelang es in den Hauptschlachten — Dresden ausgenommen — mit überlegener oder doch nur wenig unterlegener Zahl zu schlagen. Dort, wo dies mißlang, so bei Belle-Alliance, Leipzig, fehlte der Erfolg.

Die Kriegführung der Neuzeit geht davon aus, daß die Anhäufung der Massen an und für sich als ein Uebelstand angesehen werden muß, den möglichst lange hinauszuschieben Aufgabe der obersten Führung ist; es ist der Ausnahmefall, welcher eintreten muß, sobald die Entscheidung unmittelbar bevorsteht, und der schnell aufgehoben wird, sobald diese gefallen. Die Möglichkeit, die heutigen Massen unterzubringen und zu verpflegen, zwingt dazu, mit den einzelnen Armeen getrennt zu operiren; sie können dies ohne Gefahr, da sie in sich die Kraft zur Führung selbstständiger Kämpfe haben. Auch auf diesem Gebiete hat die Truppenzahl moderner Heere dazu geführt, neue Wege zu suchen, um zum alten Ziele zu gelangen.

Es wird als das System der Moltke'schen Strategie bezeichnet: Die Vereinigung räumlich getrennter Armeen auf dem Schlachtfelde. Taktisch

fand Friedrich der Große das Mittel, die örtliche Ueberlegenheit der Zahl zu erreichen. in der „schrägen Schlachtordnung", dem Zurückhalten eines Flügels, um den anderen desto stärker machen zu können. Nach dem mißglückten Flügelangriff bei Prag suchte der König nach einem neuen Angriffsverfahren; so entwickelte sich aus der Kriegserfahrung der schräge, besser gesagt, Echelon-Angriff. Sein erster, allerdings mißglückter Versuch ist bei Kollin, der erste gelungene bei Leuthen.

Bei der auf engem Raum fechtenden Armee genügte der Erfolg auf einem Punkte des Schlachtfeldes, um die ganze Gefechtslinie hineinzuziehen und den Ausgang zu entscheiden. Napoleon erreichte die taktische Ueberlegenheit an entscheidender Stelle durch den Massenstoß seiner zunächst zurückgehaltenen Reserven. In der Neuzeit wird dasselbe Ziel durch die „Flügelschlacht" erstrebt, welche eine natürliche Folge der nothwendigen, größeren Ausdehnung ist. Das konzentrische Vorführen der räumlich getrennten Heerestheile auf das Schlachtfeld kann nicht zu einer einheitlichen Kampfeshandlung führen. Die Entscheidung wird sich vielmehr aus einer Summe von Theilerfolgen zusammensetzen. Bei der langen Dauer der Kämpfe ist das rechtzeitige Eingreifen in die Schlacht weniger von Zeit und Raum, als vielmehr von dem Zusammenwirken zu gleichem Zwecke abhängig. So ist es, strategisch und taktisch, bei Friedrich das Zusammenhalten, bei Napoleon das Zusammenfassen, in der Neuzeit das Zusammenwirken der Kräfte, welches den Schlachtensieg vorbereitet. Auch der Einfluß der Festungen auf die Kriegsführung hat sich mit Zunahme der Zahl verschoben. Die geringe Truppenzahl des friedericianischen Heeres machte es unmöglich, Festungen, welche die Operationen einengten oder hinderten, einzuschließen und daneben diese weiterzuführen. Ein einfaches Außerachtlassen war aber ebenfalls ausgeschlossen, da die Besatzungen eine, im Vergleich zu den Feldheeren, immerhin beachtenswerthe Stärke hatten. So bleibt nur die Belagerung übrig, und ganze Feldzüge werden um den Besitz einer Festung geführt. Die Stärke der Armee Napoleons reichte schon hin, den Festungen diese Bedeutung zu nehmen, zumal ihre Stärke und ihr Werth mit der Zunahme der Zahl keineswegs sich in gleichem Maße vermehrt hatten. Sie gestatteten die im Operationsgebiet liegenden Festungen einzuschließen und mit der Hauptarmee entscheidender Richtung weiterzuoperiren. Hat auch in der Neuzeit mit der Vergrößerung der Truppenzahl die der Festungen gleichen Schritt gehalten, so vermag doch der Besitz einer Festung bei der Art der heutigen Kriegführung nicht mehr entscheidend zu sein, wenn in ihr nicht der Schwerpunkt des politischen Lebens oder der Ausgangspunkt der Landesvertheidigung liegt. Die heutige Truppenzahl gestattet nicht nur mit einer Beobachtung der Festungen sich zu begnügen, sondern sie zwingt auch durch die Nothwendigkeit energischer Kriegführung dazu, die Vernichtung der im offenen Felde stehenden Kräfte als erstes Ziel zu erstreben. Diese sind die Mittelpunkte feindlicher

Macht und nur ein energisches Vorgehen gegen sie vermag die Entscheidung schnell herbeizuführen.

Auch die Bedeutung der rückwärtigen Verbindungen hat sich mit der Truppenzahl verändert; je geringer die Zahl, um so unabhängiger von jenen wird eine Armee operiren können.

Friedrichs Heer war auf die Magazinverpflegung angewiesen, wodurch zusammenhängende Operationen höchstens auf eine Entfernung von sieben Tagemärschen möglich waren. Innerhalb der Reichweite der Magazine aber hatte die Armee große Freiheit der Bewegungen. Sie konnte ihre Verbindungen verhältnißmäßig leicht und ohne große Gefahr aufgeben, denn die geringe Zahl gestattete diese schnell wieder aufzusuchen; auch machte die Schwerfälligkeit des Gegners Operationen gegen die Verbindungen nicht gefährlich. Bei Mollwitz, bei Kollin und bei Zorndorf focht der Große König mit vollkommen verwandter Front.

Die Größe der Armee Napoleons hätte die Bedeutung der rückwärtigen Verbindungen mehr erhöhen müssen, als es thatsächlich der Fall war, wenn der Kaiser nicht in seinem Requisitionssystem das Mittel gefunden hätte, sich im Gegensatz zu seinen Gegnern von Depots und Verbindungen verhältnißmäßig frei zu machen. Allein diese Vortheile müssen sich mit Zunahme der Zahl stetig vermindern. In den ersten Feldzügen gab die Leichtigkeit, mit der sich der Kaiser von seinen rückwärtigen Verbindungen frei machte, ihm eine starke Ueberlegenheit; der Feldzug von 1812 scheiterte — trotz besonderer, allerdings unzureichender Vorbereitungen — nicht zum wenigsten dadurch, daß Napoleon die Schwierigkeiten nicht genügend würdigte, welche mit der Verpflegung einer 500 000 Mann starken Armee und der Erhaltung ihrer Verbindungen verknüpft sind.

Bis in die Neuzeit sind diese Schwierigkeiten immer mehr gewachsen, nicht nur dadurch, daß die Vermehrung der Zahl die Vereinigung solcher Massen auf engem Raum ihre Ernährung erschwert, sondern mehr noch durch den schnelleren Verlauf der Kriegshandlungen und den erhöhten Verbrauch an Menschen und Hülfsmitteln. Es haben also die rückwärtigen Verbindungen einen erhöhten Einfluß auf die Kriegführung erworben, deren Energie und stetes Streben nach der Entscheidung das Aufgeben der Operations- und Verbindungslinien nur bei überlegener Zahl gerechtfertigt erscheinen läßt. Als die deutsche Armee 1870 am 18. August mit verkehrter Front schlug, hatte sie nicht nur eine starke Ueberlegenheit, sondern sicherte auch noch ihre Verbindungen durch abgesonderte, starke Kräfte.

Aus der Gegenüberstellung des Werthes und des Einflusses, welchen in den wichtigsten Abschnitten der neueren Kriegsgeschichte die Truppenzahl gehabt hat, ergiebt sich zunächst, daß mit ihrem Anwachsen auch ihr absoluter Werth gestiegen ist. Aber während die anderen, ausschlaggebenden Kräfte ihren Werth in sich selbst besitzen, sind bei der Zahl erst deren Verwendung

und Gebrauch, welche die Größe ihres Einflusses bedingen und bestimmen. Die Schwierigkeiten der Führung sind mehr noch gewachsen, als der Werth der Zahl. Zwar ist „das Anwachsen der Heeresstärken keine vereinzelte Erscheinung der Kulturentwicklung.“ Es sind in der Neuzeit zwei Kriegsmitel hinzugetreten, welche die Kriegführung eines Friedrich und Napoleon entbehren mußte: Eisenbahn und Telegraph. Raum und Zeit werden durch sie verkürzt. Die Verpflegung und Erhaltung der heutigen Massen, ihre Versammlung und ihr Aufmarsch werden durch den Gebrauch der Eisenbahnen wesentlich erleichtert, ja überhaupt erst möglich gemacht. Die Leitung räumlich weit getrennter Heere von einer Stelle aus, das nothwendige, zielbewußte Zusammenwirken aller Kräfte. die Einheit der Kriegshandlung gewährleistet allein der Telegraph. Der Feldzug von 1866 wurde bis zum 1. Juli von Berlin aus geleitet; die Armee Werder erhielt 1870 vor der Schlacht an der Lisaine ihre Befehle aus Versailles. So gleichen Eisenbahn und Telegraph bis zu einem gewissen Grade die Schwierigkeiten der Leitung der Massen aus; aber das Gleichgewicht zwischen dem Werthe von Zahl und Führung wird durch sie nicht hergestellt.

Die Folgerungen, welche aus der vorstehenden kriegsgeschichtlichen Untersuchung zu ziehen sind, lassen sich etwa in den nachstehenden Sätzen zusammenfassen: In den Kriegen Friedrich des Großen ist die Truppenzahl von verhältnißmäßig geringem Einfluß auf den Ausgang des Kampfes und des Krieges; trotzdem gelangte der große König nicht zu einer Unterschätzung der Zahl. Gestützt auf überlegene Führung, Ausbildung und Bewaffnung vermag er, mit bedeutend unterlegener Zahl, seine Kriege siegreich zu Ende zu führen.

Napoleon hat, im Gegensatz zu Friedrich, den Werth der Zahl überschätzt. Es gelingt seiner überlegenen Führung mit der „Masse“ Erfolge zu erringen, so lange Ausbildung oder Kriegsgewohnheit derselben Leben verleihen; er unterliegt, sobald die Zahl allein den Ausschlag geben soll.

Die Strategie Moltkes hat es vermieden, einen jener, den Erfolg bestimmenden Umstände den Vorzug einzuräumen. Sie würdigte den Werth der Zahl, ohne ihn zu überschätzen. Durch die gleichmäßige Fortbildung und Ausnutzung aller Faktoren, dadurch, daß ihr Einfluß und ihre Bedeutung im natürlichen Gleichgewicht gehalten wurden, erreichte sie ihre großen Erfolge Diese zeigen, daß die Zahl zwar ein gewaltiger Faktor ist, daß ihre Bedeutung aber erst zur Geltung kommt, wenn die Führung, vertrauend auf Ausbildung, Bewaffnung und Geist der Truppen es versteht, die Schwierigkeiten des Gebrauchs der Massen zu überwinden.

Hat auch die Truppenzahl und ihr Werth bis in die Neuzeit eine Steigerung erfahren, so lehrt doch die Entwicklung ihrer kriegsgeschichtlichen Bedeutung, daß in nicht zu ferner Zeit der Höhepunkt dieser Steigerung erreicht sein wird. Der Zustand der Ruhe, welcher bereits auf den anderen militärischen

Gebieten eingetreten ist, muß dann auch hier, an Stelle der Vermehrung der Zahl eintreten; nicht freiwillig, sondern erzwungen durch die Thatsache, daß eine weitere Vermehrung unmöglich ist, weil eben alle waffenfähigen Männer zum Kriegsdienste herangezogen sind. Da aber Stillstand gleichbedeutend mit Rückschritt ist, so kann man mit Sicherheit voraussagen, daß mit dem Moment, wo die Zahl nicht mehr gesteigert werden kann, auch ihre Bedeutung, ihre Herrschaft vorübergeht, um einem der anderen Faktoren die ausschlaggebende Stelle einzuräumen.

Wo eine Armee ihrer Vervollkommnung nach einer Richtung hin die Grenze gesteckt sieht, über die hinauszugehen ihr nur Nachtheile bringen muß, da soll sie frühzeitig mit offenen Augen diesem kommenden Umschwunge entgegensehen, um von ihm nicht überrascht zu werden. Eine Armee, die auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen will, darf nicht durch die Umstände und den Wechsel getragen werden, sondern sie muß diese sich selbst unterthan machen. Nur Ueberlegenheit führt zum Siege; ist diese in der Zahl nicht mehr zu finden, so muß sie rechtzeitig auf anderen Gebieten angestrebt werden. — Das Gleichgewicht der Bedeutung aller erwähnten Faktoren, welches die Strategie Moltkes kennzeichnete, ist durch das Anwachsen der Zahl gestört worden. Diesen Satz kann man sehr wohl aussprechen, ohne in der „Zahlenwuth" den Grund für diesen Wechsel zu sehen; es ist vielmehr der natürliche Entwickelungsgang, welcher hierhin führen muß. Es hieße die Lehren der Kriegsgeschichte mißachten, wenn man annehmen wollte, daß diese zukünftige Wandlung ein Uebergehen zum „Milizheer" sein könnte, daß also die Zahl auf Kosten der Ausbildung erhalten bleiben würde. Wie wenig die beste Führung mit solchen Armeen leisten kann, lehrt ebenfalls zur Genüge die Kriegsgeschichte. Weit natürlicher wird sich der Umschwung gestalten, welcher das Uebergewicht in Ausbildung und Führung legt und die Zahl vermindert. Es ist ein Jahrhundert her, daß Militärschriftsteller — unter ihnen in erster Linie Tempelhoff und Montalembert — die Idee vertraten, es gäbe eine gewisse Heeresstärke, eine Normalzahl, über die hinaus die überschießende Kraft mehr nachtheilig als nützlich wäre. Damals bei Armeen von 100 000 oder 200 000 Mann konnte man solchen Ideen wohl jede Berechtigung versagen; das Anwachsen der Zahl läßt sie heute weniger sonderbar erscheinen. Vor 50 Jahren schrieb Jomini: Wenn die gesellschaftliche Ordnung ein ruhigeres Aussehen gewinnt, wenn die Nationen anstatt um ihr Dasein zu kämpfen, sich nur um relative Interessen schlagen, um das europäische Gleichgewicht zu behaupten, dann . . . wird es möglich sein, die Armeen auf einen Stand zu bringen, welcher gewisse Grenzen innehielte. Dann würde man . . . mit Armeen von 80 bis 100 000 Mann auf ein System zurückkommen sehen, welches die Mitte hielte zwischen den vulkanischen Einbrüchen Napoleon's und dem unbeweglichen System „des letzten Jahrhunderts". Bisher ist eine Aenderung wie sie Jomini als

erste Vorbedingung einer „allgemeinen Abrüstung" fordert, nicht eingetreten; im Gegentheil: Die nächsten Zukunftskriege müssen mehr noch wie die vergangenen Kämpfe um's Staatendasein geführt werden. An die Möglichkeit einer friedlichen Abrüstung, einer freiwilligen Verminderung der Zahl zu denken, ist ein Unding. Der Staat, welcher als der erste in diesem Sinne vorginge, würde sicher auch das erster Opfer dieser seiner „humanen Bestrebungen" sein.

Was aber der freie Wille nicht vermag, das kann und wird der Gang der Geschichte bewirken. In dem gewaltigen, ja gewaltsamen Anwachsen der Zahl, liegt auch der Keim zum Untergang ihrer Herrschaft. Friedenszeiten werden solchen Umschwung nicht bringen; immer sind es große Kriege gewesen, die große Veränderungen hervorgerufen haben. Sich auf diese vorzubereiten wird die nächstliegende und wichtigste Aufgabe der obersten Leitung einer Armee sein müssen. Diese muß unter Festhaltung der erreichten Zahl und Ausbildung, die Ueberlegenheit in der Führung erstreben.

A. M.

Die Vertheidigung des Schipka-Passes.*)

(Fortsetzung.)

Wegen Mangel an Platz konnte die Brustwehr nur eine Länge von 2½ Saschen (5,3 m) erhalten, einschließlich der kurzen zurückgebogenen Flanken. Infolge dessen war der innere Raum dieser Batterie sehr beengt. Die Höhe der Brustwehr betrug 2½ bis 2 Fuß, ihre Stärke 5 Fuß. In den Winkeln, welche von den angesetzten Flanken gebildet wurden, waren kleine, 1 Fuß tiefe, 2 Fuß breite und 4 Fuß lange Gräben ausgehoben. Da man infolge des felsigen Bodens nicht über ½ Fuß tief sich eingraben konnte, mußte das Material für den Bau dieser Brustwehr zum Theil von den türkischen Brustwehren entnommen werden. Auf dem südwestlichen Abhang wurde eine Batterie zu vier Geschützen, oder vielmehr zwei Logements für je zwei Geschütze hergestellt, die durch einen kleinen Wall von 2½ Saschen Länge mit kleinen Gräben verbunden wurden; von dem einen derselben konnte in südlicher, von dem andern in südwestlicher Richtung nach dem rothen Berg geschossen werden. Die Höhe der Brustwehr betrug 2½,

*) Siehe Januar-Heft 1895 der „Neuen Militärischen Blätter".

die Stärke 4 Fuß; in jedem der Logements befanden sich zwei kleine, 1 Fuß tiefe, 3 Fuß breite und 5 Fuß lange Gräben. Zur Verstärkung der Stahlbatterie wurden an ihrer rechten Flanke ein Emplacement für 2 Geschütze hergestellt, dessen Länge 2 Saschen, dessen Höhe nicht ganz 2 Fuß betrug und dessen Brustwehrstärke von 10 Fuß allmählig nach dem Felsen zu abnahm. Zur Seite jeden Geschützes wurden kleine Gräben von 6 Fuß Länge und 3 Fuß Tiefe und Breite ausgehoben. Bei der Central-Batterie wurde während dieser Tage die Stärke der Brustwehr auf 12 Fuß erhöht und diese mit Rasenstücken bonettirt, um die Bedienungsmannschaft besser gegen Gewehrschüsse zu sichern. Außerdem wurde in den, den Rücken bildenden Theil des Hügels eine Ausschachtung gemacht, durch welche die Geschosse aus dem türkischen Pulvermagazin getragen werden, da dieses rückwärts der Batterie lag. An der runden Batterie wurde zur türkischen Brustwehr eine Geschützbank für zwei Geschütze angeschüttet.

Diese Arbeiten waren noch nicht vollständig beendet, als auf dem Schipka-Paß ein Theil der zur Verstärkung bestimmten Truppen ankam. Es waren dies einige Kompagnien der bulgararischen Opoltschenie (4. Druschine) und die 2. Batterie der 9. Artillerie-Brigade, welche auf dem Rückzuge von Kasanlik am 21. Juli in dem Dorfe Schipka eingetroffen waren, indessen die Höhe des Schipka-Passes nicht hatten erreichen können, weil der Weg nach dem Nikolaus-Berge von den Lastwagen der flüchtenden Bulgaren vollständig verfahren war. Die beiden Kompagnien rückten nach zwei Tagen wieder ab zur Besetzung des Dorfes Schipka. Die Batterie wurde vertheilt, — 2 Geschütze besetzten das Logement auf dem rechten Flügel der Stahlbatterie (die „4. Zugsbatterie"), 2 Geschütze das auf den Felsen (die „kleine Batterie"), 4 Geschütze dasjenige auf dem südwestlichen Abhange (die „große Batterie"). Der größere Theil der Protzen und der Munitionswagen wurde hinter der türkischen Brustwehr hinter der Stahlbatterie auf dem Abhange des Nikolaus-Berges aufgestellt. Dort waren sie mehr oder weniger vor dem feindlichen Feuer gedeckt. Der einzige Platz, welchen man vollständig gegen feindliche Schüsse gesichert halten konnte, war das kleine Thal am Nordhange des Nikolaus-Berges; dieses wurde von einem Zuge des 14. fliegenden Artillerie-Parkes eingenommen, welcher im Vormarsche von Tirnowa über den Schipka-Paß begriffen, aber dort angehalten worden war, als der Rückmarsch des Avantgarde-Detachements begonnen hatte. Die Pferde wurden auf dem Abhange unterhalb der Munitionswagen angekoppelt, die Mannschaften schlugen ihre Zelte hinter den Geschützen auf, wo auch die Offiziere blieben. Bei einer am nächsten Tage ausgeführten Besichtigung der Geschützstellungen fand der Batteriekommandeur alle Deckungen, sowohl für die Geschütze als für die Mannschaften, vollständig ungenügend. Da er mit seiner geringen Zahl von Mannschaften die nöthigsten Arbeiten nicht vornehmen konnte, wandte er sich an den Kommandeur der Stellung mit

der Bitte, ihm Arbeiter von der Infanterie zu stellen. Dieselbe wurde indessen abgeschlagen, weil angeblich die Infanterie mit ihren eigenen Befestigungsarbeiten während des Tages und mit dem Sicherungsdienst während der Nacht beschäftigt sei und außerdem die ausgeführten Arbeiten von den mit der Leitung der Arbeiten betraut gewesenen Ingenieuroffizieren für ausreichend befunden worden wären. Infolge dieser Verhältnisse mußte die gesammte Mannschaft der Batterie einschließlich aller Fahrer zum Batteriebau herangezogen werden. Glücklicherweise verfügte man außer dem etatsmäßigen Schanzzeug auch noch über türkisches, welches auf dem Wege nach Kasanlik erbeutet worden war; auch lieh die Infanterie einen Theil ihres Materials.

Innerhalb der vier Tage vom 23 zum 26. Juli a. St. wurden die Gräben für die Bedienungsmannschaft verbreitert und verlängert, die Brustwehr bis zu drei Fuß erhöht und verstärkt durch Erde und Rasen, welche den türkischen Brustwehren entnommen wurden; auch wurden die Flanken der Werke verlängert. Auf dem Abhange zwischen der Runden und der Zentral-Batterie wurden einige Reihen Wolfsgruben angelegt, indessen so wenig glücklich, daß sie gar kein Annäherungshinderniß bilden konnten. Von größerem Werthe hätten die Verhaue werden können, welche am rothen Berge und um diesen herum an der Straße angelegt wurden, die umgeschlagenen Bäume wurden indessen leider später von den Truppen aufgebraucht. Ende Juli wurden auch Fladderminen nach Anregung des Kommandeurs der Stahlbatterie (Unterlieutenants Kisnemski) gelegt; in den türkischen Pulvermagazinen fand sich eine große Menge überflüssigen Pulvers, in der Nähe eines der rothen Häuser aber Telegraphendraht, welcher von der über den Paß führenden Linie abgenommen war, vor. Man befestigte ein Reibschlagröhrchen an das eine Ende eines langen Drahtes und legte dieses in die Mine, während man den Draht unter einer aus Brettern gebildeten Rinne zum Schutze gegen Störungen nach rückwärts führte. Am 9. August wurde eine solche Mine entzündet und fügte dem Feinde auch Schaden zu.

Das Ende Juli eintretende Regenwetter verhinderte die Beendigung der Befestigungsarbeiten, die Truppen mußten sich Deckung und Schutz gegen die Witterung schaffen. Schon damals zeigten sich Krankheitserscheinungen unter den Leuten, die aber durch energische Maßregeln seitens der Kommandeure beschränkt blieben. Das „Bergfieber“, welches sich besonders bei Leuten aus ebenen Gegenden rasch entwickelte, heilte man durch den Genuß von Chinin; ernster waren die Erkrankungen an Dysenterie, eine Folge des Schlafens auf bloßer Erde oder vielleicht des übermäßigen Genusses des kalten schönen Quellwassers, welcher veranlaßt wurde durch die anfangs überreiche und gute Nahrung in der kräftigen Gebirgsluft und den Organismus störte. Als es nach dem 1. August wieder wärmer wurde, verminderten sich auch die Krankheitsfälle. Die Befestigungsarbeiten konnten ebenfalls

wieder aufgenommen werden, man hielt dieselben aber für ausreichend und besserte nur die von dem Regenwetter verursachten Schäden aus. Es veränderte sich nichts in dem äußeren Ansehen der ganzen Stellung, Zelte, Biwak, Befestigung und Wachdienst, Alles blieb seit dem 23. Juli unverändert. Indessen veränderten sich die äußeren Umstände. Schon in der zweiten Hälfte des Monats Juli begann die Uebersiedelung der Bulgaren aus Jenisagra, Eskisagra und deren Umgebung nach dem nördlichen Bulgarien. Die Mehrzahl dieser Flüchtlinge wendete sich mit ihrem ganzen Hausrath über den Schipka-Paß. Bis zu diesem Zeitpunkt war es Niemandem in den Sinn gekommen, daß die Türken einen Versuch machen könnten, den Paß von dieser Seite anzugreifen, und man war sicher, daß ein solcher Angriff vollständig mißlingen müßte, wie dies ja mit dem von den beiden Bataillonen der 4. Schützen-Brigade am 6 Juli unternommenen geschehen war. Man war fest davon überzeugt, daß die Stellung nur vorübergehend besetzt sei und dann die Vorwärtsbewegung über den Balkan bevorstehe. Die Flüchtlinge indessen versicherten, daß eine große Armee unter Suleiman-Pascha ihnen folge und der Feind bald den Schipka-Paß erreichen werde. Die Auswanderung der Bulgaren nahm eine sehr große Ausdehnung an; es flohen nicht nur einzelne Familien mit ihrer Habe und ihrem Vieh, sondern ganze Ortschaften. In den ersten Tagen des Monats August nahm die ganze Bewegung den Charakter einer vollständigen eiligen Flucht an, die Flüchtigen hatten schon keine Zeit mehr gehabt, etwas zu retten und nur ihre Familien bei sich. Die russischen Soldaten benahmen sich sehr menschenfreundlich gegen diese Unglücklichen, gaben ihnen Wasser, theilten ihren Zwieback und ihre Essensportion mit ihnen, und zwar nicht, weil sie mit ihnen sympathisirten, sondern lediglich aus der dem Volke angeborenen Gutherzigkeit.

Da die Versorgung der Flüchtlinge mit Wasser auf dem Passe eine Anhäufung derselben nicht nur innerhalb der Vertheidigungsstellung, sondern auch eine Versperrung der Straße bis Gabrowo zur Folge hatte, verbot der Kommandeur dieselbe. Ebenso wurde auch die Versorgung von Lebensmitteln an diese Leute untersagt, welche die vorhandenen Vorräthe zu erschöpfen drohte. Trotzdem fanden unsere gutherzigen Leute Mittel und Wege, den Armen zu helfen. Es gab aber auch rührende Bilder zu sehen; dort trug ein Sohn seine alte, kranke Mutter, eine Frau, welche vor Erschöpfung kaum fortkonnte, schleppte ihre zwei Kinder, oder ein hungerndes, müdes Weib führte ihren von den Baschibozuks verwundeten Mann mühselig an der Hand, während sich ihr wimmerndes Kind an ihren Kleidern festhielt. Viele der Flüchtigen trugen äußerliche Merkmale ihrer durch die Baschibozuks erlittenen Foltern und Verwundete jeden Alters und beider Geschlechter waren unter ihnen. Der Anblick solcher Szenen entflammte unsere Mannschaften gegen deren Urheber. In ihrer Angst beeilten sich die Flüchtigen, aus den

Thälern heraufzukommen, sobald sie aber unsere Stellung erreicht hatten, verschwand ihre Furcht, sie beruhigten sich und hielten sich für sicher unter unserem Schutze. Dies trug nicht wenig zur Erhöhung des Selbstbewußtseins der Besatzung bei.

Am 6. August Abends erfuhr man von den flüchtenden Bulgaren, daß der Feind in Kasanlik eingerückt war, und am Morgen des nächsten Tages erblickte man die feindliche Armee. Jeder, der dienstfrei war, kam nach dem Nikolaus-Berge, um sich ein noch nie erblicktes Schauspiel zu betrachten. Feindliche Kolonnen, eine nach der anderen, kamen aus Kasanlik und formirten sich nicht weit von dem Orte in einer Linie. Zu welchem Zwecke dieser Aufmarsch erfolgte, konnte man sich nicht erklären. In dieser Aufstellung verblieb die türkische Armee etwa zwei Stunden. Die Schätzungen der Stärke der Armee liefen sehr auseinander, man rieth von 50 000 bis 100 000 Mann. Als der Feind sich wieder in Kolonnen setzte und eine Avantgarde mit sechs Geschützen formirte (diese Zahl ließ sich durch das Binocle feststellen), taxirte man diese auf 6000 Mann, da nach Aussagen der bulgarischen Opoltschenie auf 1000 Mann je ein Geschütz zu rechnen war. Der Feind marschirte durch das Thal der Rosen, seine Hauptkräfte zogen sich bei dem Dorfe Scheinowo zusammen. Im Laufe der Nacht wurden die Ortschaften in der Umgegend angezündet.

Am 8. August Morgens rückte der Feind gegen das Dorf Schipka. Der Kommandeur der 2. Batterie (Oberstlieutenant Drosdowski) erhielt nun von dem Kommandeur der Stellung, Generalmajor Stoljetow, den Befehl, mit seinen Geschützen zu feuern, um zu verhindern, daß derselbe das Dorf angreife. Vergeblich suchte der Oberstlieutenant dem Kommandeur klar zu machen, daß die Entfernung viel zu groß sei (sie betrug 6 Werst = 6,6 km), daß die Geschütze durch die große Elevation höchstens beschädigt werden könnten und die Granaten doch nicht ihr Ziel erreichen würden. Da der General auf der Ausführung seines Befehls bestand, so wurden von der „kleinen Batterie“ einige Schüsse abgegeben, welche den Feind nicht erreichten, indessen doch die Veranlassung waren, daß sich ein Theil desselben hinter dem Abhang bei Klein-Beredok deckte, während von dem anderen das Dorf Schipka besetzt wurde, von wo die 4. bulgarische Druschine nach der Anhöhe des Passes zurückging. Bald nach der Besetzung zündete der Feind das Dorf an, der entstehende Rauch lagerte sich über das ganze Gelände zwischen Beredok und Schipka. Obwohl die Feuersbrunst einige Male verlöschte, entzündeten sie doch die Türken wieder. Gegen Abend änderte sich der Wind, hörte dann ganz auf und es verzog sich der Rauch. Nun sah man im Thale die Biwakfeuer des Feindes brennen. Diesseits wurden alle Sicherungsmaßregeln verstärkt, an verschiedenen Orten sekrete Posten ausgestellt und die Besetzung der Logements für die Nacht verdoppelt. In den Batterien wurde der Dienst verstärkt und Geschosse herbeigeschafft, sowie

bereit gemacht. Während die einzelnen Befehlshaber alle zweckmäßigen Anordnungen trafen, unterblieben andere, allgemeine und nicht minder wichtige. Man ließ die Zelte, Pferde, die Fahrzeuge, die Küchen alle an denjenigen Orten, an welchen sie bisher sich befunden hatten.

Gegegen 10 Uhr Abends erfolgte oben auf dem Nikolaus-Berge Alarm. Man hörte Leute rufen: „Die Türken kommen!“ In den Schützengräben nahm man die Gewehre in die Hand, die große und die kleine Batterie luden mit Kartätschen. Einige erwarteten den Feind mit Ungeduld, andere kaltblütig, noch andere durchaus nicht mit Ruhe Der Alarm war falsch; jedenfalls waren einige herumschwärmende Tscherkessen auf die Schützenkette, welche die bulgarische Druschine auf der halben Höhe des Berges ausgestellt hatte, gestoßen, hatten ein Feuergefecht veranlaßt, das man oben auf den Felsen gehört hatte, und waren dann wieder verschwunden. Am nächsten Morgen wurde die 4. Druschine zurück in die Reserve hinter die türkische Brustwehr auf den Nikolaus-Berg genommen, wo sie eine Stellung angewiesen erhielt. An demselben Abend traf aus Gabrowo das 2. Bataillon Regiments Orel ein, eine Meldung über die unumgänglich nöthig gewordene Verstärkung der Besatzung in Folge des Vorgehens von Suleiman-Pascha mit seiner ganzen Armee gegen den Schipka-Paß wurde an das Korpskommando abgesendet.

Mit dem Eintreffen des 2. Bataillons Regiments Orel und der bulgarischen Druschine erreichte das Detachement eine Stärke von 5000 Mann mit 27 Geschützen, zu denen noch am 7. August die 2., 3. und 5. bulgarische Druschine mit der 2. Gebirgs-Batterie kamen. Diese Truppen hatten den Ansturm einer 30 000 Mann starken Armee unter Suleiman-Pascha aufzuhalten.

Der Kampf am 9. (22.) August.

Am 9. August Morgens waren auf dem Schipka-Paß zur Stelle:

15 Kompagnien des Orel'schen Infanterie-Regiments,
5 Druschinen bulgarischer Opoltschenie (Landsturm),
die 2. Batterie der 9. Artillerie-Brigade (8 9-Pfünder),
„ 5. „ „ 9. „ (8 4-Pfünder),
6 Gußstahl- und 1 Gebirgsgeschütz (türkische),
4 Geschütze der 2. Gebirgs-Batterie,
½ Ssotnje des Donischen Kasaken-Regiments Nr. 30,
1 Ssotnje bulgarischer Reiter und
1 Pionierkommando.

In der vorgeschobenen Stellung auf dem Nikolaus-Berge befanden sich

das 3. Bataillon Orel'schen Regiments (Oberstlieutenant Chomenko),
die 2., 3. und 5. Druschine der bulgarischen Opoltschenie (Flügeladjutant Oberst Fürst Wjasemskij),

6 Gußstahlgeschütze (5. Batterie, Unterlieutenant Kisnjewski) in der Stahlbatterie,

1 Gebirgsgeschütz links der Stahlbatterie in besonderem Stand (Bombardier Miroschnikow 5. Batterie).

Die Geschütze der 2. Batterie 9. Artillerie-Brigade waren, wie schon oben erwähnt, vertheilt, nämlich

2 Geschütze (4. Zug unter Fähnrich Malüschew) in dem Logement an dem rechten Flügel der Stahlbatterie,

2 Geschütze (Stabskapitän Peunow) in der „kleinen Batterie“ auf den Felsen,

4 Geschütze in der „großen Batterie“ (Lieutenant Senkowitsch) am südwestlichen Abhang.

Der Kommandeur der 2. Batterie, Oberst Drosdowski, hielt sich beim 4. Zuge auf.

In der Zentralstellung befanden sich:

5 Kompagnien 1. Bataillons Orel'schen Regiments (Oberstlieutenant Kunitzki),

4 Geschütze der 5. Batterie 9. Artillerie-Brigade in der Zentral-Batterie (Stabskapitän Polikarpow),

4 Geschütze derselben Batterie in der „runden Batterie“ (Stabskapitän Iwanowski), ebendaselbst auch der Batteriekommandeur, Oberstlieutenant Bjenetzki.

Die allgemeine Reserve bildeten

die 7., 8. und 2. Schützen-Kompagnie Orel'schen Regiments (Major Katrutza),

die 1. und 4. Druschine bulgarischer Opoltschenie (Flügeladjutant Oberst Graf Tolstoi),

4 Berggeschütze.

Die Infanterie der Reserve befand sich auf einem Vorsprunge am nördlichen Abhang des Nikolaus-Berges, die übrigen Truppen hinter der runden Batterie. Der Verbandplatz war bei den „rothen Häuschen“ eingerichtet. Die Protzen standen zum Theil hinter den Batterien, zum Theil abgesondert hinter der türkischen Brustwehr und der runden Batterie, die Munitionswagen längs des Weges am nördlichen Abhang des Nikolaus-Berges.

6 Uhr Morgens wurde vom Nikolaus-Berge aus bemerkt, daß sich stärkere feindliche Massen in dem Thale östlich vom Dorfe Schipka sammelten, daß auch einzelne Abtheilungen gegen Berćook emporstiegen. Um dieselbe Zeit ging auch das bei letzterem Orte stehende Kasaken-Piket nach den Stahl-

Batterien herauf zurück. Die mit den Kasaken eintreffenden Bulgaren (Flüchtlinge) sagten einstimmig aus, daß stärkere türkische Kräfte gegen Beredok im Anmarsch seien. Dem Kommandanten der Stellung, General Stoljetow, wurde sofort Meldung gemacht. Bald zeigten sich Türken auf der Höhe von Beredok und begannen eine Batterie zu bauen. Lieutenant Kisnjewski (Stahlbatterie) eröffnete sofort das Feuer; nach dem ersten Schusse verschwanden die Türken, erschienen aber sofort wieder; sie wiederholten dies auch nach dem zweiten Schusse. Die „kleine Batterie“ und der 4. Zug schossen eben dahin. Die Entfernung war nicht bekannt, man schätzte sie auf 900 Saschen (1900 m). Die Stahlbatterie kannte die Verhältnisse der türkischen Geschütze nicht in entsprechender Weise und die kleine Batterie und der 4. Zug mußten auch erst eine entsprechende Anzahl Schüsse abgeben, ehe sie sich eingeschossen hatten. Es gelang daher trotz unseres Feuers den Türken, gegen 8 Uhr ein Geschütz in Stellung zu bringen, auch eröffnete der Feind von dem Abhange bei Beredok und von dem Wege nach dem Dorfe Schipka her Infanteriefeuer, das in Folge der großen Entfernung wirkungslos war und augenscheinlich nur dazu dienen sollte, die Aufmerksamkeit unserer Artillerie von dem Batteriebau abzulenken. Trotzdem die Stahlbatterie, die kleine Batterie und der 4. Zug ihr Feuer auf das eine in Stellung gebrachte türkische Geschütz richteten, gelang es ihnen doch nicht, dasselbe zum Schweigen zu bringen. Gegen 9 Uhr stieg der Feind mit starken Kräften in mehreren Linien mit dichten Schützen voran von Beredok herab. Die Kolonnen entwickelten sich und eröffneten über die Schützenlinie hinweg ein starkes Feuer, das wie Hagel wirkte und zeitweilig durch Salven unterbrochen wurde. Inzwischen war auch schon das zweite türkische Geschütz in Thätigkeit getreten. Unsere Artillerie nahm nunmehr das Feuer gegen die feindliche Infanterie auf. Da die Stahlbatterie keine Schrapnels hatte, feuerte sie mit Granaten. Trotz unseres lebhaften Feuers blieb der Feind im Vorgehen und kam, nachdem er bis über den Sattel herabgestiegen war, in den todten Winkel der Stahlbatterie. Als die Türken hierauf den Abhang des Nikolaus-Berges hinaufstiegen, wurden sie von dem starken Feuer der Stahlbatterie und des 4. Zuges in der Front und der Zentral- und der runden Batterie in der Flanke überschüttet. Die beiden letzteren Batterien hatten ihr Feuer schon früher eröffnet, als sie bemerkten, daß das Feuer der Zentralbatterie nach dem Ueberschreiten des Sattels durch die Türken schwächer wurde. Die ersten Tabors wurden von dem Feuer zersprengt, aber neue Massen kamen von Beredok herab, welche starke Schützen entwickelt hatten und ununterbrochen feuernd den abschüssigen Abhang des Nikolaus-Berges heraufkletterten; sie kamen in die linke Flanke der Stahlbatterie oder richtiger gesagt, auf die Stelle zu, an welcher das eine türkische Gebirgsgeschütz des Bombardier Miroschnikow sich befand. Um diese Zeit — gegen 9 Uhr

Morgens — zog der Kommandirende der Stellung aus der Reserve die 1. und 4. Druschine der Opoltschenie, die 1. Schützen- und die 4. Linien-Kompagnie des Orel'schen Regiments in die vordere Linie, und zwar die 1. und 4. Druschine, sowie die 4. Linien-Kompagnie links der Stahlbatterie, die 1. Schützen-Kompagnie rechts derselben. Von diesem Augenblick an wirkte auch unser Infanteriefeuer entscheidend. Jedesmal, wenn die Angreifer die Höhe erreichten, wurden sie nach Abgabe einiger Salven wieder in den todten Winkel zurückgetrieben, wo sie in das Granat-Kartätschfeuer der runden Batterie geriethen. Nach großen Verlusten gingen sie nach der Anhöhe von Beredok zurück, aber neue Kolonnen gingen vor und rissen die Zurückgegangenen mit sich. Auch sie wurden abermals durch unser Feuer in Unordnung gebracht.

Nachdem die Stahlbatterie und der 4. Zug den Feind nicht bis an das Gebirgs-Geschütz herangelassen hatten, richteten sie ihr Feuer nach dem Abhang des „Zuckerhutes“ (einer Höhe weiter links von Beredok), von wo aus große Massen von Türken nach der Einsattlung herabzumarschiren fortfuhren; dennoch vermochte die Wirkung weder der Granatkartätschen des 4. Zuges noch der Granaten der Stahlbatterie dies Vorgehen des Feindes aufzuhalten, die zerstreuten Kolonnen wurden durch frische ersetzt. Unter dem Feuer der Runden und der Central-Batterie erlitten dieselben ungeheuren Schaden, aber nichts destoweniger strebten sie ihrem Ziele, dem Berg-Geschütz, zu, d. i. demjenigen Theile der Stellung zu, dessen Besitz sie den ganzen Nikolausberg beherrschen ließ.

Während dieser Zeit wurde ununterbrochen von Beredok und der Anhöhe links (dem Zuckerhut) ein lebhaftes Infanteriefeuer geführt. Der ganze Abhang war in Pulverdampf gehüllt, welcher von dem auf die Stahlbatterie und den östlichen Hang des Nikolausberge gerichteten Gewehrfeuer herrührte. Die Verluste in den Batterien waren zu dieser Zeit keine großen. Die feindlichen Schützen konnten infolge des Pulverdampfes die Geschützbedienung nicht sehen und feuerten augenscheinlich ohne zu zielen, gegen den Berg. Aber in den Infanteriedeckungen waren die Verluste durch dieses Infanteriefeuer beträchtlicher, weil die Profile der Logements zu geringe waren.

Da die „kleine Batterie“ zu diesem Zeitpunkte kein Ziel unmittelbar vor sich hatte, feuerte sie nach dem Zuckerhute, aber bald zeigten sich auf der Fläche in halber Höhe des Aufstieges dichte Kolonnen des Feindes, denen eine doppelte Schützenlinie voranging. Sie zogen sich nach rechts und links auseinander, augenscheinlich in der Absicht, die Felsen anzugreifen. Die Schützen eröffneten ein lebhaftes Feuer auf die Felsen, das bald durch die sich hinter denselben entwickelnden geschlossenen Abtheilungen noch verstärkt wurde, indem diese über die Köpfe der Schützen hinwegschossen. Die diesseitigen Schützen-Kompagnien (die 3. — Kapitän Peter — auf dem Felsen

und die 1. — Stabskapitän Rosow — an der Chaussee) konnten der großen Entfernung wegen (650 Saschen 1170 m) zunächst nicht feuern; es empfing aber die kleine Batterie die Angreifenden mit Granatkartätschen in der Front und ein Geschütz von der großen Batterie in der Flanke. Infolge des Feuers dieser 3 Geschütze gelangte der Feind nicht bis an die Felsen, sondern bog zum Theil links in das Gebüsch, zum Theil rechts in den Hohlweg ab. Hinter diesen erschütterten Abtheilungen zeigten sich frische und dirigirten sich von Neuem gegen die Felsen; aber als sie die Hälfte der Entfernung etwa zurückgelegt hatten, wurden sie von den Schützenkompagnien und der kleinen Batterie so lebhaft beschossen, daß sie im Laufschritt nach dem Abhang, zum Theil in den Hohlweg rechts zurückgingen, von wo sie durch Salven unserer Batterien und Schützen vertrieben wurden, nachdem sie noch versucht hatten, gegen die Stahlbatterie vorzugehen. Sie standen nun von weiteren Angriffen in dieser Richtung ab.

Stabskapitain Peunow konnte nun sein Feuer wieder nach Klein-Beredok richten, wo die Türken inzwischen schon das vierte Geschütz in Stellung gebracht hatten. Mit dem Abweisen der Infanterie-Angriffe beschäftigt, hatten unsere Batterien der Etablirung der feindlichen Geschütze bei Beredok sich nicht widersetzen können, auch war das Feuer derselben, einige Beschädigungen an unsern Brustwehren abgerechnet, ohne Wirkung. Als aber nach dem ersten Angriffe der Türken auf die Felsen ihre Batterie bei Beredok ihr Feuer auf die kleine Batterie konzentrirte, mußte diese ihr antworten; trotzdem beobachtete Stabskapitain Peunow den südlichen Abhang und schickte zeitweilig eine Granatkartätsche nach dem Platze vor der Abstufung.

Während dessen war es den feindlichen Abtheilungen gelungen, in dem Hohlwege herauf und am südwestlichen Abhange der großen Batterie gegenüber herauszukommen. Unverzüglich schoß dieselbe mit Granatkartätschen auf sie; die feindlichen Schützen warfen sich indessen in den Gebüschen, die bis auf 150 Saschen an die Batterie heranreichten, nieder und eröffneten ein lebhaftes Feuer. Es gelang, alle Versuche derselben, über die abgeholzte Strecke an die Batterie heranzukommen, durch das Feuer des 1. Zuges der Batterie (Lieutenant Senkowitsch) abzuweisen. Einige größere Abtheilungen zogen sich durch das Gebüsch zum Hohlwege rechts herum und erschienen plötzlich unerwartet ziemlich nahe vor dem 3. Zuge (Fähnrich Graß). Der Angriff wäre beinahe schon von Erfolg gekrönt gewesen, als die Türken plötzlich zögerten und anhielten, ein Theil der vordersten Leute gab Salven auf die Batterie ab, die nun mit Kartätschen feuerte; die 11. Kompagnie Orel'schen Regiments gab Salven ab, worauf der Feind nach dem Hohlwege zurückstob.*)

*) Es hieß, daß die dort angelegten Fladderminen den Feind zum Stutzen gebracht hätten.

Es war gegen 11 Uhr Vormittags. Das Infanteriefeuer des Feindes war keinen Augenblick unterbrochen worden. Den östlichen Abhang überschütteten die von Beredok her kommenden Geschosse, von der Chaussee aus wurden die Felsen beschossen und von dem Gesträuch rechts des Weges der ganze südwestliche Abhang. Die über die Stahlbatterie hinweggehenden Geschosse fielen auch auf die Felsen, die über die Logements auf die Felsen fliegenden trafen den östlichen Abhang; schließlich erreichten die auf die große Batterie gerichteten Schüsse auch noch verschiedene andere Theile der Stellung. Es war somit schon während dieser Zeit der Nikolaus-Berg von drei Seiten her unter Gewehrfeuer genommen. 100.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rekrutirungsergebnisse in Frankreich.

Die bedeutende Steigerung, welche die deutsche Wehrkraft im Jahre 1893 erfahren hat, erregte selbverständlich die höchste Aufmerksamkeit in Frankreich und veranlaßte sowohl in der Volksvertretung, wie auch in der Presse zahlreiche Erörterungen über die Möglichkeit, das hierdurch entstandene Mißverhältniß zwischen der französischen und der deutschen Wehrkraft auszugleichen. Infolge der geringeren Bevölkerungszahl und vor allem der im Verhältniß zur Bevölkerungszahl geringeren Zahl von Geburten sind in Frankreich die Rekrutirungsergebnisse bisher nicht derart gewesen, daß man an die Möglichkeit glauben konnte, Deutschland auf dem von ihm eingeschlagenen Wege zu folgen. Eine Einführung der zweijährigen Dienstzeit erschien daher zunächst aussichtslos, da man nicht, wie in Deutschland, in der Lage war, entsprechend mehr Rekruten einzustellen, um die Friedenspräsenzstärke auf derselben Höhe zu erhalten oder gar noch zu erhöhen. Nur vereinzelt tauchte daher der Vorschlag zur Einführung der zweijährigen Dienstzeit auf und dann nur in der erkennbaren Absicht, der großen Masse durch Aussicht auf Erleichterung der öffentlichen und persönlichen Lasten zu schmeicheln und Popularität zu erhaschen.

Immerhin boten sich einige Mittel, um die Rekrutirungsergebnisse zu heben.

Der Kriegsminister Mercier wies zu Anfang des Jahres 1894 in den

Verhandlungen mit der Armeekommission der Deputirtenkammer auf die übertrieben große Zahl derjenigen Leute hin, die dem sogenannten Service auxiliaire, dem Hülfsdienst, zugewiesen würden. Außer den zum Dienste mit der Waffe Ausgehobenen wird nämlich in Frankreich eine Anzahl von Militärpflichtigen, die zum Dienst mit der Waffe nicht tauglich sind, aber im Mobilmachungsfalle zu Hülfsdiensten als Magazin-Arbeiter, Pferdetransporteure, Handwerker, Lazarethgehülfen, Ordonnanzen u. s. w. verwendbar sind, hierfür ausgehoben, im Frieden jedoch zu keinem Dienste herangezogen. Diese Kategorie nun, sagte Mercier, wachse von Jahr zu Jahr heran, sie umfasse zwischen 1873 und 1889 durchschnittlich jährlich 26 000 Mann, von 1890 bis 1892 aber bereits 38 000 und ist seit 1893 auf 44 500 gestiegen. Zweifellos seien die Aushebungskommissionen bei der ärztlichen Untersuchung in der Berücksichtigung kleinerer Fehler zu weit gegangen. Zur Hebung der Friedenspräsenzstärke dürfe jedoch kein Mittel vernachlässigt werden. Die Hülfsquellen des Landes müßten voll ausgenützt werden. In dieser Hinsicht unterzog der Kriegsminister die Vorschrift über die ärztliche Untersuchung der Militärpflichtigen einer Revision. Es können hiernach im Frieden Rekruten in die Sektionen der Verwaltungsarbeiter und Schreiber, beim Train und auch in die Regimenter eingestellt werden, wenn sie zwar die zum Dienst mit der Waffe erforderliche unbedingte Tauglichkeit nicht besitzen, jedoch hinreichend brauchbar für solche Dienste sind, für die man zur Zeit eine große Anzahl Soldaten zum Schaden ihrer Ausbildung verwendet (Kriegsministerielle Verfügung vom 15. 3. 1894).

Diese Bestimmungen erlitten von vornherein vielfache Anfeindungen. Es ist bekannt, daß in Frankreich die Zutheilung zum Service auxiliaire sehr oft nichts als ein mehr oder weniger verstecktes Mittel bildete, sich der Dienstpflicht zu entziehen. Wiederholt klagte man militärischerseits über die Nachsichtigkeit der bürgerlichen Mitglieder der Aushebungskommission. Diese Möglichkeit, sich dem Dienst zu entziehen, wurde nun für 1894 vielen abgeschnitten. Sie versäumten es nicht, in Zeitungen Lärm darüber zu erheben, daß man nunmehr in Frankreich wahre Mißgeburten in die Armee einstellen wolle und daß man, um die Zahl zu erhöhen, die Güte der Armee herabsetze.

Inzwischen sind im Sommer 1894, wie alljährlich, von der Regierung die amtlichen Rekrutirungsergebnisse für 1893 (compte rendu sur le recrutement de l'armée en 1893) bekannt gegeben worden. Sie betreffen den im Herbst 1893 eingestellten Jahrgang 1892 (in Frankreich wird der Jahrgang nicht nach dem Einstellungsjahr benannt, sondern nach dem Jahre, in dem die Vorbereitung zur Aufstellung der alphabetischen Listen beginnt, d. h. in dem die Militärpflichtigen ihr 20. Lebensjahr vollenden. Die Einstellung erfolgt abweichend von unserem Verfahren, im folgenden Jahr,

in dem die Militärpflichtigen ihr 21. Lebensjahr vollenden, also ein Jahr später, als bei uns.)

Es befinden sich im Jahre 1893/94 unter den Fahnen die Jahrgänge 1890, 1891, 1892.

Hiervon sind die Jahrgänge 1890 und 1891 außergewöhnlich schwach, da sie die in den Feldzugsjahren 1870 und 1871 geborenen Militärpflichtigen umfassen. Dem gegenüber hat sich die Hoffnung der Franzosen erfüllt, daß der Jahrgang 1892 wieder eine normale Stärke erreichen würde. Die Zahl der Eheschließungen und Geburten hatte sich nach dem Feldzug außerordentlich vermehrt, wie sich aus statistischem Material nachweisen läßt.

Der Jahrgang 1892 ergab nun für die Landarmee:

Zu dreijährigem Dienst Ausgehobene	142 948
„ zweijährigem „ „	9 865
„ einjährigem „ „	59 887
Zusammen:	212 700
Hierzu: Freiwillige	19 615
Algerisches Kontingent	3 049
Im Ganzen:	235 364

Dem Service auxiliaire wurden 44 569 zugetheilt; 2 999 Freiwillige traten in die Flotte, 4 128 Freiwillige in die Kolonialtruppen (Marine-Infanterie und Artillerie) ein. Letztere dürfen bekanntlich infolge des Gesetzes vom 30. 7. 93 nur Freiwillige, keine Ausgehobenen einstellen. Da die Zahl der Freiwilligen aber nicht hinreicht, um den Bedarf zu decken, so ist man genöthigt, von dem gesetzlich gestatteten Mittel Gebrauch zu machen und den fehlenden Bedarf der Landarmee zu entnehmen. Dies bedeutet daher eine Schwächung der Landarmee um mindestens 6000 Mann.

Während man nun im Juli 1894 in den Kammern mit den Budgetberathungen für 1895 beschäftigt war und die Höhe des Voranschlags durch Ersparnisse verringern wollte, setzte der Kriegsminister auseinander, daß man für das Jahr 1895 eine Erhöhung des Kontingents um 35 000 Mann im Vergleich zu 1894 vorsehen müsse. Es bezieht sich dies hauptsächlich darauf, daß im Herbst 1894 der schwache Jahrgang 1890 ausgeschieden ist und an dessen Stelle der Jahrgang 1893 mit starken Ergebnissen getreten ist, was eine erhebliche Erhöhung der Friedenspräsenzstärke für 1894/95 bedeutet.

Soweit bis jetzt bekannt geworden, ergiebt der Jahrgang 1893 für die Landarmee:

Zu drei- und zweijährigem Dienst Ausgehobene	125 477
„ einjährigem „ „	109 611
Zusammen:	235 088

Die deuxième portion von 36 000 Rekruten, von der nachher die Rede sein wird, ist bereits hierbei unter den Einjährigen aufgeführt.

Nimmt man die Stärke der Freiwilligen und des algerischen Kontingents, die nicht bekannt sind, auf rund 20 000 bezw 3000 an, so ergiebt sich insgesammt die Zahl 258 088 gegenüber Jahrgang 1892: 235 364.

Ferner berechnete Mercier die Wirkung der oben erörterten Maßregeln zur Verminderung des Service auxiliaire auf eine Erhöhung des einzustellenden Kontingents um 20 000 Rekruten.

Die Gesammterhöhung des Kontingents betrage also für das Jahr 1895 55 000 Mann. Für eine dementsprechende Erhöhung der Friedenspräsenzstärke reiche aber das Budget nicht aus. Er habe sich daher entschließen müssen, die dauernde Erhöhung des Kontingents für 1895 auf 6000 Mann zu beschränken. Die anderen 49 000 Rekruten würden nur so zur Einstellung gelangen, daß eine entsprechende Anzahl von unter der Fahne befindlichen Mannschaften entlassen würde.

Diese Lösung ist überraschend. Es war eine alte Klage, daß die Rekrutirungsergebnisse nicht hinreichten, um die erforderliche Friedenspräsenzstärke zu erreichen. Umgekehrt jetzt: man hat zuviel Rekruten! „zuviel“ nämlich mit Rücksicht auf das Budget, nicht mit Rücksicht auf die Stärke der einzelnen Truppentheile, die noch immer unzureichend sind, wenn man die deutschen Verhältnisse in Vergleich zieht. Der Kriegminister befindet sich also in einer Verlegenheit, die er sich selbst geschaffen hat.

„Die er rief, die Geister, wird er nun nicht los.“ Er muß daher auf den größten Theil des Mehrbetrags, der durch das diesjährige Kontingent erreicht wird, verzichten, und wie er früher nach Mitteln suchte, um die Friedenspräsenzstärke zu erhöhen, so muß er jetzt suchen, sie zu verringern.

Wiederum taucht unter Hinweis auf Deutschland der Vorschlag der zweijährigen Dienstzeit auf, dem aber sofort entgegen gehalten wird, daß Deutschland die zweijährige Dienstzeit nicht deshalb angenommen hat, um die Friedenspräsenzstärke zu verringern.

Man schien ferner zu beabsichtigen, die gesetzliche aktive Dienstzeit bestimmter Kategorien, des Trains, der Lazarethgehülfen, der Verwaltungsarbeiter u. s. w., abzukürzen. Man könnte damit eine größere Anzahl von Rekruten ohne Steigerung der Friedenspräsenzstärke unterbringen. Es verlautete in der Presse, daß ein entsprechender Gesetzentwurf des Kriegsministers in Aussicht stände.

Zunächst hat jedoch der Kriegsminister zu dem einfachen Mittel gegriffen, die alte Einrichtung einer deuxième portion wieder in's Leben zu rufen. Bekanntlich wurde nach dem alten Wehrgesetz von 1872 neben dem größeren Theil des Kontingents, der zu fünfjähriger Dienstzeit einberufen wurde, ein kleinerer Theil, die sogenannte deuxième portion, nur zu einjährigem Dienst eingestellt. Die alte französische Vorliebe für lange Dienst-

zeit und „vieux soldats“ hatte damals zur Einführung der fünfjährigen Dienstzeit geführt. Aber selbst die Finanzkraft Frankreichs reichte nicht aus, um alle Wehrpflichtigen auf fünf Jahre zum aktiven Dienst einzustellen. Daher die Inkonsequenz einer deuxième portion. Das Wehrgesetz vom Jahre 1889 beseitigte zwar diese Ungleichheit vor dem Gesetz, beließ aber dem Kriegsminister für den Fall, daß durch die Rekrutirungsergebnisse die jährlich durch das Budget zu bewilligende Friedenspräsenzstärke überstiegen werden sollte, die Befugniß, einen Theil des Kontingents nach einjähriger Dienstzeit zu entlassen Thatsächlich bedeutet dies nichts Anderes, als die alte deuxième portion. Von dieser Maßregel machte der Kriegsminister nunmehr Gebrauch, indem er einerseits von dem im Herbst 1894 einzustellenden Jahrgang 1893 einen Theil der zu drei- bezw. zweijährigem Dienst Ausgehobenen nur zu einjährigem Dienst einstellte, andererseits von den unter den Fahnen befindlichen Jahrgängen 1891 und 1892 einen Theil vorzeitig entließ.

Durch Verfügung vom 1. September 1894 hat der Kriegsminister angeordnet:

1. Daß von den zu drei- und zweijährigem Dienst ausgehobenen 161 477 Rekruten des Jahrgangs 1893 nur die première portion von 125 477 Mann ihre drei- bezw. zweijährige Dienstzeit ableisten, dagegen die deuxième portion von 36 000 Mann nur zu einjährigem Dienst eingestellt werden sollte.

2. Daß am 8. November 1894 25 000 Mann des Jahrgangs 1891 und 36 000 Mann des Jahrgangs 1892 vorzeitig entlassen werden sollten.

Die Auswahl sollte in allen Fällen nach der Loosnummer geschehen.

Kaum war jedoch diese kriegsministerielle Verfügung veröffentlicht worden, als aus der Truppe heraus sich eine lebhafte Opposition bemerkbar machte. Da in Frankreich die Unteroffizierstellen bekanntlich nur zum Theil mit Kapitulanten besetzt sind, so beraubte die vorzeitige Entlassung eines starken Theiles der Jahrgänge 1891 und 1892 die Truppe der erforderlichen Unteroffiziere und erschwerte die Ausbildung des im November 1894 eingestellten Jahrganges 1893. Es fällt dies umsomehr in's Gewicht, als der Jahrgang 1893 besonders stark ist. Es lag aber dem Kriegsminister daran, den Jahrgang 1893 in seiner vollen Stärke einzustellen, um die Zahl der ausgebildeten Mannschaften, die in der Reserve für die Mobilmachung erforderlich sind, zu erhöhen.

Der Kriegsminister sah sich daher genöthigt, seine Verfügung vom 1. August durch eine Verfügung vom 10. September abzuändern, ein Fall, der in Frankreich nicht zu den Seltenheiten gehört und der Presse natürlich Anlaß zu der schärfsten Kritik des im Kriegsministerium herrschenden Geschäftsganges gab. Es sollten nunmehr die 25 000 Mann des Jahrgangs 1891, wie bisher bestimmt, im Herbst 1894 vorzeitig entlassen werden,

von den 36 000 Mann des Jahrgangs 1892 aber nur ein Theil, nämlich 12 000 Mann, am 8. November 1894, der Rest, 24 000 Mann, erst im April 1895 vorzeitig entlassen werden. Auf diese Weise, so hofft der Kriegsminister, werde die Truppe in der schnellen und guten Ausbildung des Jahrgangs 1893 nicht behindert werden.

Die Friedenspräsenzstärke des französischen Heeres wird somit von der Rekruteneinstellung bis zum April 1894 um 24 000 Mann über die vorgesehene Zahl erhöht werden und damit eine bisher noch nicht erreichte Ziffer ergeben.

Es ist merkwürdig, wie zäh in Frankreich an alten Begriffen festgehalten wird. Schlagworte, wie deuxième portion, vieux soldats kehren immer wieder, wenn man sie durch das Gesetz bereits längst für beseitigt halten sollte. So macht noch neuerdings der Antrag de Montfort's, gemeine Soldaten zur Kapitulation zuzulassen und damit eine Art Mustersoldaten, die geliebten vieux soldats zu schaffen, viel von sich reden. Die Armeekommission der Deputirtenkammer hat sich sogar seinerzeit für eine nähere Prüfung des Antrags entschieden.

Stets hatte man geglaubt, daß der Kriegsminister kaum je in die Lage kommen würde, von der Befugniß einer vorzeitigen Entlassung, die ihm das Gesetz gab, Gebrauch zu machen. Die ewige Klage betraf immer die geringen Stärken.

Nun es doch geschehen, ist zweierlei hierbei von Bedeutung.

Zunächst geht auch Frankreich aus finanziellen Gründen nicht bis zur äußersten Konsequenz seines im Wehrgesetz enthaltenen Grundsatzes, daß jeder Taugliche eingestellt, d. h. zur vollen gesetzlichen dreijährigen Dienstzeit, eingestellt werden soll, soweit ihm nicht gesetzliche Gründe zur Seite stehen, wonach er nach ein- bezw. zweijähriger Dienstzeit entlassen werden kann.

Ferner ist im Grunde das in Frankreich angewandte Mittel, das Budget mit den wachsenden Rekrutirungsergebnissen in Einklang zu bringen, dasselbe wie in Deutschland, nämlich die Verringerung der Dienstpflicht. Aendert man das Verhältniß zwischen den zu dreijährigem Dienst Ausgehobenen einerseits und den zu zwei- und einjährigem Dienst Ausgehobenen andererseits, wie es sich bei dem Jahrgang 1892 beispielsweise darstellt (s. S. 122), noch weiter zu Ungunsten der Dreijährigen, entläßt man ferner, wie es jetzt geschieht, von den unter der Fahne befindlichen Jahrgängen eine weitere Anzahl nach zwei- bezw. einjährigem Dienst, so ergiebt sich eine solche Ungleichheit der Dienstzeit, eine solche Durchbrechung des Gesetzes von der allgemeinen dreijährigen Dienstpflicht, daß demgegenüber die in Deutschland erfolgte grundsätzliche Einführung der zweijährigen Dienstzeit nur einen großen Fortschritt bedeutet.

Thatsächlich hat auch die zweijährige Dienstzeit in Frankreich bereits viele Anhänger und schon sind entsprechende Anträge bei der Kammer ein-

gegangen. Theils entspringen diese Vorschläge aber aus den in Frankreich in starkem Maße vorhandenen Streben, alle deutschen Militäreinrichtungen nachzuahmen, theils gehen sie, wie schon erwähnt, von Deputirten aus, die durch die Aussicht auf Verminderung der Lasten sich bei ihren Wählern beliebt zu machen suchen.

Die Einführung der zweijährigen Dienstzeit würde in Frankreich davon abhängen, ob man in der That eine andauernde Steigerung der Rekrutirungsergebnisse erwarten kann, so daß bei zweijähriger Dienstzeit eine Verminderung der Friedenspräsenzstärke nicht eintreten würde.

Wenn nun der im Jahre 1894/95 noch unter der Fahne befindliche schwächere Jahrgang 1891 durch einen normalen Jahrgang ersetzt sein wird, so wird allerdings eine gleichmäßige Stärke von dann ab erwartet werden können, schwerlich aber eine fortlaufende Steigerung der Rekrutirungsergebnisse. Dies läßt sich aus dem Verhältniß zwischen Geburten und Todesfällen statistisch mit Sicherheit erweisen. Dies Verhältniß ändert sich mit ziemlicher Regelmäßigkeit allmählich immer mehr zu Ungunsten der Geburten. Der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle wird immer geringer.

Auch der jetzige Erfolg des Kriegsministers, der auf einer stärkeren Heranziehung des Service auxiliaire beruht, hat seine Grenzen und auch seine Bedenken. Die Zahl der Rekruten ist zwar gestiegen, aber es befindet sich darunter auch eine Anzahl nur bedingt Tauglicher.

Soweit bis jetzt zu übersehen, kann man daher wohl sagen, daß Frankreich sich zur gesetzlichen Einführung der zweijährigen Dienstzeit wahrscheinlich nicht verstehen wird. Legt man die bis jetzt vorgekommenen stärksten Aushebungsergebnisse, diejenigen des Jahres 1894 (Klasse 1893), soweit sie bekannt sind, zu Grunde, so beträgt die Stärke eines vollen Jahrgangs (einschließlich algerisches Kontingent, aber ausschließlich Freiwillige) rund 238 000 Mann.

Nehmen wir ferner den günstigen Fall an, daß man, wie vielfach verlangt wird, die gesetzliche Berechtigung zur einjährigen Dienstzeit auf die zur Unterstützung ihrer Familie unentbehrlichen Militärpflichtigen, die sogenannten soutiens de famille, sowie auf die Studirenden der Hochschule beschränkte. Vielleicht könnte man die Zahl der zu einjährigem Dienst Ausgehobenen auf diese Weise um fast Zweidrittel (also etwa auf rund 25 000) heruntersetzen und den übrigen Theil auf zwei Jahre einstellen. Ebenso könnte man die jetzige Berechtigung der zweimal Zurückgestellten, nur ein Jahr zu dienen, aufheben.

Man würde dann bei zweijähriger Dienstzeit folgende Friedenspräsenzstärke erreichen:



Aelterer Jahrgang (nach Abzug von 25 000 Einjährigen und des ebenfalls nach einem Jahre zu entlassenden algerischen Kontingents) rund	210 000 Mann
Jüngerer Jahrgang rund	238 000 „
Dazu Effectif permanent (Freiwillige, Kapitulanten, Geworbene)	125 000 „
im Ganzen	573 000 Mann.

Hierbei sind aber die ursprünglichen Aushebungsstärken, ohne Berücksichtigung des vor und bei der Einstellung, sowie im Verlaufe der Dienstzeit entstehenden Abgangs, zu Grunde gelegt. Ebenfalls ist die bereits erörterte Nothwendigkeit von Abgaben an die Marine-Infanterie und Artillerie nicht berücksichtigt. Wir müssen daher von obiger Summe mindestens etwa 8%, d. h. rund 45 000 Mann abziehen und erhalten dann:

eine muthmaßliche Friedenspräsenzstärke von . . 528 000 Mann.

Wir werden sehen, daß hiermit die thatsächliche Friedenspräsenzstärke von 1895 nicht erreicht wird, noch weniger die von 1896 (nach Ersatz des schwachen Jahrganges 1891 durch den voraussichtlichen starken Jahrgang 1894).

Auch ist kaum anzunehmen, daß man ohne einen starken, äußeren Zwang, wie ihn etwa durch den Verlust eines Feldzuges ausüben könnte, sich entschließen würde, die Berechtigung zum einjährigen Dienst in der vorgeschlagenen Weise einzuschränken. Thatsächlich hat die jetzt herrschende Strömung eine entgegengesetzte Richtung. Immer häufiger treten Gesetzentwürfe auf, um die Vortheile einer verkürzten Dienstzeit auf immer weitere Kreise auszudehnen; immer mehr wird der Grundsatz der allgemeinen und gleichen Dienstpflicht durchbrochen.

Zum Schluß sei den bisherigen Berechnungen gegenüber noch auf die thatsächliche zeitige Friedenspräsenzstärke der französischen Landarmee hingewiesen.

Es hat seine besondere Schwierigkeiten mit der genauen Feststellung dieser Ziffer. Die Budgetziffern sind unzuverlässig und entsprechen nicht der wirklich unter den Fahnen befindlichen Heeresstärke. Die Angaben in der Presse, in den Verhandlungen der Kammern und der Kommissionen schwanken und widersprechen sich sehr oft. Zur Zeit führt in dieser Angelegenheit der Berichterstatter für das Militärbudget in der Deputirtenkammer, Jules Roche, das Wort, der augenscheinlich das Bedürfniß hat, viel von sich reden zu machen. Indem er versichert, die Frage gründlich studirt zu haben, behauptet er, daß die Stärken der Kompagnien, Eskadrons und Batterien durchaus unzureichend seien. Einerseits leide darunter die Friedensausbildung, andererseits im Mobilmachungsfall die Anzahl der in die einzelnen Einheiten aus der Reserve einzustellenden Ergänzungsmannschaften viel zu groß gegenüber den aktiven Mannschaften. Erstere wären gegenüber den letzteren völlig in der Ueberzahl.

Demgegenüber behauptete der Kriegsminister, daß die Friedenspräsenzstärke 505 000 Mann betragen müsse, wenn man alle Einheiten auf diejenige Stärke bringen wolle, die sie nach dem Kadresgesetz von 1875 haben müssen. Eine solche Friedenspräsenzstärke und sogar noch mehr sei aber zur Zeit erreicht. Wenn nun trotzdem manche Infanterie-Truppentheile eine so geringe Stärke besäßen, so sei der Grund hierfür in dem verstärkten Etat der Grenztruppen („troupes de couverture") zu finden. (Diese Verstärkung ist nämlich auf den Etat der Truppen im Innern des Landes in Anrechnung gebracht, sodaß diese manchmal um etwa $1/3$ ihrer Etatsstärke vermindert werden mußten. Das Verhältniß der Reservisten zu den aktiven Mannschaften würde daher $7/12$ in der kriegsstarken Kompagnie betragen.) Damit alle Truppentheile auch im Inneren ihre gesetzmäßige Stärke erhielten, sei eine Friedenspräsenzstärke von 540 000 Mann erforderlich. Diese zu erreichen, sei das Streben des Kriegsministeriums. Im Winter 1894/95 werde man aus den schon erörterten Gründen (Aufschiebung der vorzeitigen Entlassung eines Theiles vom Jahrgang 1892) sogar rund 560 000 Mann unter den Fahnen haben. (Diese Friedenspräsenzstärke ist natürlich nur als eine vorübergehende zu betrachten. Ende November 1894 gab Mercier die Stärke sogar noch höher, auf 570 000 Mann an.)

Hiermit, so meinte der Kriegsminster, könne man sich im Lande beruhigen. Im Jahre 1896 hoffe er, daß alle Infanterie-Kompagnien trotz der Verstärkung der Grenzkompagnien auf die etatsmäßige Stärke von 125 Köpfen gebracht würden. Aber auch augenblicklich seien die Stärken der Einheiten durchaus nicht so unzulänglich und die Kompagnien seien durchaus keine Skelett-Kompagnien, wie Jules Roche behauptet habe.

Es scheint nun, als ob man aus den Verhandlungen folgende Berechnung der unter den Fahnen befindlichen Heeresstärke ableiten könnte:

Bisher	503 000 Mann
1895	509 000 „
(Die Friedenspräsenzstärke 1895 soll die von 1894 um 6000 Mann übersteigen.)	
1896	540 000 „
(Weitere Erhöhung um 31 000 Mann.)	

Hiernach hätten bis jetzt 37 000 Mann an der etatsmäßigen Stärke der einzelnen Truppentheile gefehlt und damit würden die Klagen des Berichterstatters Jules Roche als nicht unberechtigt erscheinen. Es scheint jedoch, als wenn wir es bei diesen Zahlen im wesentlichen nur mit finanziellen Ziffern zu thun hätten.

Aus den Angaben des Kriegsministers über die augenblickliche Friedenspräsenzstärke ergaben sich nämlich durch Berechnung andere Zahlen.

Nach einer in der Kammer Ende November 1894 gemachten Angabe beträgt die Friedenspräsenzstärke im Winter 1894/95 . . 570 000 Mann

Ziehen wir davon ab (am 1. April 1894 zu entlassen)	24 000 „
so erhalten wir	546 000 Mann

als Friedenspräsenzstärke für 1895.

Ferner gab Mercier im November 1894 folgende Aufstellung derjenigen Friedenspräsenzstärke, die erreicht würde, wenn die von ihm ins Werk gesetzten vorzeitigen Entlassungen nicht durchgeführt würden. Es seien nach der Herbstentlassung 1894 unter den Fahnen:

vom Jahrgang 1891 noch	109 000 Mann
„ „ 1892 „	126 000 „
Hierzu das Effectif permanent (Freiwillige, Kapitulanten, Geworbene und dergl.)	125 000 „
Algerisches Kontingent (Jahrgang 1893) . . .	3 000 „
Die Rekruten des Jahrgangs 1893 (im Herbst 1894 einzustellen, s. S. 123)	235 000 „
Gesammtstärke	598 000 Mann.
Zieht man von dieser Summe die Zahl der im Herbst 1894 vorzeitig zu Entlassenden ab, so ergiebt sich	598 000 Mann
ab: vom Jahrgang 1891	25 000 „
„ „ „ 1892	12 000 „
Friedenspräsenzstärke im Winter 1894/95	561 000 Mann
und nach Abzug der am 1. April 1895 zu entlassenden weiteren 24 000 Mann des Jahrgangs 1892	24 000 „
Friedenspräsenzstärke 1895	537 000 Mann

Hiernach schwanken die Zahlen für die

Friedenspräsenzstärke im Winter 1894/95 zwischen 561 000 und 570 000 Mann,

sowie nach Durchführung der vorzeitigen Entlassung vom 1. April 1894 für die

Friedenspräsenzstärke im Jahre 1895 zwischen 537 000 und 546 000 Mann

Hierbei ist jedoch zu beachten, daß einerseits die Verluste nicht berechnet worden sind, welche von der augenblicklichen Heeresstärke im Verlaufe des Etatsjahres durch Tod, Invalidität und sonstigen Abgang entstehen und die mittlere Jahresstärke erheblich herunterdrücken, andererseits der jüngste Jahrgang mit seiner vollen Aushebungsstärke von 235 000 Mann angesetzt ist. Soweit bekannt geworden, mußten hiervon bei der Einstellung gleich 4500

als unbrauchbar entlassen werden. Erfahrungsmäßig ist der Abgang in der Regel noch viel stärker.

Hiernach wird man nicht erheblich fehlgehen, wenn man die Friedenspräsenzstärke des französischen Heeres im Jahre 1895 auf rund 540 000 Mann berechnet. Hiermit wäre thatsächlich die vom Kriegsminister erst für 1896 in Aussicht genommene Stärke erreicht, die es ermöglichte, allen Truppentheilen die gesetzlich vorgeschriebene Etatsstärke zu geben und außerdem die Grenztruppen auf ihrem bisherigen erhöhten Etat zu behalten.

Inwieweit später noch eine weitere Erhöhung der Friedenspräsenzstärke zu erwarten ist, kann zur Zeit noch nicht übersehen werden. Im Verlaufe der Budgetberathungen in diesem Winter hat sich die Möglichkeit größerer Ersparnisse bei dem Kapitel Fourage herausgestellt. Der Kriegsminister hat es bei der Armeekommission durchgesetzt, daß diese Ersparnisse ihm zur Verfügung gestellt werden, um die im Herbst 1895 zu entlassende deuxième portion des Jahrgangs 1893 (36 000 Mann) noch bis zum 1. Januar 1896 unter den Fahnen zu behalten. Auch verlautet, daß die für den April 1895 vorgesehene Entlassung der 24 000 Mann des Jahrgangs 1892 nur eventuell stattfinden werde und daß sie jedenfalls erheblich eingeschränkt werden soll, um den bis dahin eingetretenen Abgang auszugleichen.

Zweifellos wird in Frankreich der Frage der Friedenspräsenzstärke zur Zeit eine große Bedeutung beigelegt. Es entspringt dies der in Frankreich weit verbreiteten Befürchtung, die Deutschen beabsichtigten im Kriegsfalle eine Art strategischen Ueberfalls. Dieser Gedanke wird neuerdings wieder ausgesprochen in dem interessanten Bericht, den die Armeekommission der Deputirtenkammer über den bereits erwähnten Gesetzesvorschlag des Grafen von Montfort vorgelegt hat. Heutzutage, so heißt es darin, da fast alle europäischen Staaten bemüht sind, die Zahl ihrer Soldaten zu erhöhen, würde Frankreich verloren sein, wenn der Satz richtig wäre, daß die Macht auf der Zahl beruhe. Vielmehr müsse Frankreich, nachdem es hinsichtlich der Zahl den weiteren Wettstreit aufzugeben gezwungen sei, den Erfolg vornehmlich in der Tüchtigkeit der Truppe suchen. Durch die von Montfort in Vorschlag gebrachte Kapitulation gemeiner Soldaten solle den Truppentheilen ein Stamm altgedienter Soldaten verschafft und damit ein soliderer Halt gegeben werden. Das beste Element hierfür würden die zahlreichen Elsaß-Lothringer abgeben, die in Frankreich dienen möchten. Gerade die Elsaß-Lothringer hätten ehemals die besten Freiwilligen für die französische Armee geliefert. Der Hauptzweck der vorgeschlagenen Maßregel sei aber der, die Grenztruppen (troupes de couverture) zu verstärken. Es sei zweifellos, daß die ganze Anstrengung der Deutschen sich neuerdings darauf richte, ihre Grenzgarnisonen zu verstärken, die Etats dieser Truppentheile zu erhöhen und sie in jeder Beziehung für eine plötzliche Verwendung in Stand zu setzen, ohne die Reserven abzuwarten. So seien die Angriffstruppen bereits im

Frieden mobil und versammelt. Hiergegen müsse man vor Allem auf eine Erhöhung der Friedenspräsenzstärke besonders bei den Grenztruppen bedacht sein, da die Friedensarmee von einem Tage zum andern berufen sein könne, allein den ersten, fürchterlichen Stoß auszuhalten, der unter Umständen entscheidend sein würde. —

Aehnliche Gedanken wie in diesem Kommissionsbericht sind im Verlaufe des letzten Jahres zahlreich in der Presse aufgetreten. Jedenfalls wird die Furcht vor dieser eingebildeten Gefahr das Ihrige dazu beitragen, um eine Herabsetzung der Friedenspräsenzstärke, wie sie mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit in Frankreich verknüpft wäre, zu verhindern. Einige zündende Schlagworte in der Kammer, ein lebhaftes Phantasiebild der Gefahren eines strategischen Ueberfalles würden genügen, um eine Verringerung der Friedensstärke unmöglich zu machen. 186.

Die französisch-italienische Alpen-Grenze und ihre Vertheidigung.*)

(Fortsetzung.)

Es ist das Verdienst des Generals Ricotti, welcher im Jahre 1872 die Alpentruppen aus Stämmen der Bersaglieri und der Bevölkerung des Hochgebirges errichtete, des Generals Mezzacapo, welcher die Organisation weiter führte. Sie rekrutiren sich ausschließlich aus den Alpenbezirken und deren Nachbarschaft; sie sind die einzige italienische Truppe, für welche das Territorialsystem besteht. Ihnen ist die unmittelbare Vertheidigung der Alpengrenze vom Tage der Kriegserklärung ab bis zum Aufmarsche der Armeen übertragen.

Mit Ausnahme der Winterperiode befindet sich die Mehrzahl auf Kriegsstärke in ihren Vertheidigungsbezirken, welche zugleich die Aushebebezirke sind. Im Winter werden sie in der Regel in die Regimentsstabsquartiere von der Grenze zurückgezogen und zum Theil beurlaubt. Die taktische Einheit ist bei den Alpenjägern mehr oder weniger die Kompagnie, der Bataillons-, vorzugsweise aber der Regimentsverband mehr von administrativer Bedeutung.

*) Siehe Januar-Heft der „Neuen Militärischen Blätter".

Die Kompagnien sind durchlaufend von Nr. 1 bis 75 nummeriert, die Bataillone führen die Namen der Stabsquartiere in ihren Vertheidigungs- wie Aushebungsbezirken 3 bis 4 Kompagnien bilden 1 Bataillon, deren 22 vorhanden sind. Dieselben sind in 7 Regimenter, Nr. 1 bis 7, formiert, das 5. aus 4, alle anderen aus 3 Bataillonen bestehend. Die Stabsquartiere der Regimenter und Depots sind, der Nummerfolge entsprechend, Mondovi, Beà, Turin, Ivrea, Mailand, Verona, Conegliano.

Die Ersatzbezirke und Standorte ziehen sich längs der ganzen Alpengrenze, also sowohl gegen Frankreich als gegen die Schweiz und Oesterreich hin; nur in der Art und Dichtigkeit der Grenzbesetzung bestehen Unterschiede. Das 5., 6. und 7. Alpini-Regiment, an der schweizer und österreichischen Grenze, gehen im Winter, das 5. mit 3 Bataillonen nach Mailand, mit 1 Bataillon nach Chiari, das 6. Regiment nach Verona und Bassano, das 7. nach Conegliano und Palmanuova. Das 1. und 2. Regiment, welche am weitesten westlich stehen, haben Winter und Sommer keinen Wechsel der Standquartiere, sie bleiben fortwährend in ihren Vertheidigungsbezirken, das 3. und 4. nur theilweise.

Die Kompagnien sind ungleichmäßig auf die Regimenter vertheilt; das 1., 3., 6. und 7. Regiment besitzen je 10, das 4. 11, das 2. und 5. je 12 Kompagnien.

Jedem der 22 Linienbataillone entspricht eine Mobilmilizkompagnie mit der fortlaufenden Nummer 76 bis 97, jeder Linienkompagnie eine Territorialkompagnie. Die Kompagnien der Mobilmiliz werden im Kriegsfalle als 4. bezw. 5. Kompagnie der Linienbataillone eingestellt, bei denen neuerdings ein Offizier als event. Kommandeur derselben bereits auf den Friedensetat in Zuwachs gekommen ist.

Die 75 Kompagnien der Territorialmiliz, für welche bei den Linienkompagnien die Kadres schon im Frieden bezeichnet sind, formiren ähnlich den Linientruppen 22 Bataillone mit den durchlaufenden Nummern 1 bis 75 und der Bezeichnung B. Die aktiven Truppen bilden die Formationszentren für die Mobil- und Territorialmiliz und verwalten deren Ausrüstung, Waffen und Bekleidung.

Eine Verstärkung erhält diese Grenztruppe durch das Gebirgsartillerie-Regiment mit 3 Abtheilungen zu je 3 Batterien zu 6 Geschützen. Von diesen stehen 5 Batterien und das Depot in Turin, 3 Batterien in Conegliano und 1 Batterie in Vicenza. Ein zweites Regiment in gleicher Stärke stellt die Mobilmiliz, davon 5 Batterien in Turin und 4 Batterien in Conegliano, auf.

Im Kriegsfalle verfügt Italien hiernach an Alpentruppen über 7 starke Brigaden mit 44 Bataillonen zu 5 oder 4 Kompagnien, in Summa 172 Kompagnien Alpenjäger und 2 Regimenter Gebirgsartillerie mit 18 Batterien, oder 36 000 Mann mit 108 Geschützen.

In vorderer Linie zunächst der französischen Grenze stehen hiernach die ersten 4 Alpiniregimenter mit den Bataillonen Mendovi, Pieve di Teco, Ceva des 1., San Dalmazza, Vinadio und Dronero des 2. Regiments in den Bezirken der gleichnamigen Orte zur Bewachung der in die Provinzen Porto Maurizio und Cuneo führenden Alpenstraßen: am Meeresufer, über den Col di Tenda und den Col di Larche; die Bataillone Fenestrella, Susa I und Susa II des 3., Pinerolo, Jvrea und Aosta des 4. Alpiniregiments in der Provinz Torino zur Sicherung der dortigen Straßen: über den Mont-Genèvre, den Mont-Cenis, den kleinen und den großen St. Bernhard.

Dahinter stehen in zweiter Linie vom IV. Korps, Piacenza, 1 Bataillon Bersaglieri in Sarriemo, 1 Kompagnie nach Ventimiglia detachirt, 1 Infanterie-Bataillon in Oneglia. Vom II. Korps, Alessandria, in Cuneo 4 Bataillone Infanterie, je 4 Schwadronen der Kavallerie-Regimenter Milano Nr. 7 und Saluzzo Nr. 12 in Saluzzo und Savigliano, 1 Infanterie-Regiment und 1 Schwadron des Regiments Saluzzo in Fossano. Vom I. Korps, Torino, endlich stehen je 1 Bataillon Infanterie in Exilles, Pinerolo und Aosta.

In dritter Linie folgen hinter diesen Vortruppen, in den Provinzen Torino und Novara, das ganze I. Armeekorps, in den Provinzen Alessandria und Cuneo das II., in Liguria und Piacenza das IV. Korps.

Von den übrigen Armeekorps führen wir der Kürze halber nur die Stabsgarnisonen der Generalkommandos auf. Die Truppen sind in den zugehörigen und angrenzenden Provinzen untergebracht. Es steht das III. Korps in Mailand, das V. in Verona, das VI. in Bologna, das VII. in Ancona, das VIII. in Florenz, das IX. in Rom, das X. in Neapel, das XI. in Bari und das XII. in Palermo, Kavallerie und Artillerie vorzugsweise in Oberitalien.

Nach den offiziellen Berichten des Generals Porre war der Stand der italienischen Armee am 30. Juni 1887 folgender:

	Offiziere	Mann
1. Aktive Armee mit Reserven	24 133	871 464
2. Mobilmiliz	2 914	295 674
3. Territorialmiliz	5 390	1 403 090

Von diesen sind nach dem Budget pro 1892/93 präsent 217 911.

Die drei Hauptwaffen, denen die Spezialwaffen dem Bedürfnisse entsprechend zugetheilt werden, gliedern sich wie folgt:

I. Feldarmee (aktive Armee inkl. Reserven):

96 Infanterie-Regimenter zu 3 Bataillonen . .	288	Bataillone
12 Bersaglierie-Regimenter zu 3 Bataillonen . .	36	„
22 Alpini-Bataillone	22	„

24 Kavallerie-Regimenter zu 6 Schwadronen .	144 Schwadronen
24 Feldartillerie-Regimenter zu 8 Batterien zu 6 Geschützen	192 Batterien
1 reitendes Artillerie-Regiment zu 6 Batterien zu 6 Geschützen	6 „
1 Gebirgsartillerie-Regiment zu 9 Batterien zu 6 Geschützen	9 „

II. Reservearmee (Mobilmiliz):

48 Regimenter Infanterie zu 3 Bataillonen .	144 Bataillone
18 Bataillone Bersaglieri	18 „
22 Kompagnien Alpini	22 Kompagnien
48 Batterien Feldartillerie zu 6 Geschützen .	48 Batterien
1 Regiment Gebirgsartillerie zu 9 Batterien	9 „

III. Territorialmiliz:

320 Bataillone Infanterie,
22 „ Alpini.

Die Feldarmee ist in 12 Armeekorps zu je 2 Divisionen, deren jede 2 Infanterie-Brigaden zu 2 Regimentern, 1 Bersaglieri-Regiment und 2 Feldartillerie-Regimenter, besitzt, eingetheilt.

Die 24 Kavallerie-Regimenter geben bei eintretender Mobilmachung jedes 2 Schwadronen an die 24 Infanterie-Divisionen ab, die Regimenter zu 4 Schwadronen formiren 3 Kavallerie-Divisionen zu je 6 Regimentern und 2 Batterien reitender Artillerie; die dann noch verbleibenden 6 Regimenter werden auf die 12 Divisionen der Reservearmee vertheilt.

Die Gebirgsartillerie tritt in den Verband der Alpentruppen.

Die Mobilmiliz formirt 12 Divisionen in derselben Zusammensetzung wie die Feldarmee. Die Gebirgsbatterien treten ebenfalls in den Verband der Alpentruppen.

Augenscheinlich wird auch auf Zusammenziehung der Mobilmiliz-Divisionen zu Armeekorps Rücksicht genommen, da bei den Korpsartillerie-Regimentern die Trains und Parks für die betreffenden Stäbe — bei jedem Korpsartillerie-Regiment 1/4 — aufgestellt werden

Die Territorialmiliz hat dieselben Etats wie die Feldarmee und kann auch zu Regimentern und höheren Verbänden vereinigt werden. Neueren Bestimmungen zufolge ist ihre Verwendung zu allen kriegerischen Aufgaben gesetzlich zwar nicht ausgeschlossen, vorläufig indessen wohl kaum wahrscheinlich, da ihr die Landesvertheidigung bezw. der Besatzungs- und Etappendienst zufallen dürften.

Die Mobilmachung der Armee ist durch die Zuweisung eines aktiven Majors zu jedem der 87 Distriktskommandos laut dem Gesetz vom 23. Juni 1887, durch die Erhöhung des Etats der Infanterie-, Bersaglieri- und Alpen-Regimenter um einige ältere Offiziere, welche im Kriege die

Führung der Mobilmilizkompagnie übernehmen sollen, und durch die kontraktliche Sicherstellung des Pferdebedarfs wesentlich gefördert.

Auch für den geordneten Verkehr auf den Eisenbahnlinien bei der Mobilmachung und während der Beförderung der Armee in das Aufmarschgebiet ist nach Möglichkeit vorgesorgt. Nicht allein, daß alljährlich eine größere Anzahl von Offizieren zu einem dreimonatlichen Instruktionskursus für den Dienst als Bezirkskommandanten kommandirt wird, bestehen zugleich in Alessandria, Ancona, Florenz, Genua, Mailand, Neapel, Pisa, Piacenza, Rom und Verona ständige Bahnhofskommandanturen.

Anscheinend liegt die Absicht vor, vier Armeen zu formiren, da bei dem reitenden Artillerie-Regiment für deren Stäbe die Trains organisirt werden.

Diese Organisation seiner Wehrkraft versetzt Italien in die Lage, in einem Kriege gegen Frankreich, trotz dessen überlegener Flotte und der Sicherheitsmaßregeln, welche seine ausgedehnte Küste beansprucht, eine Feldarmee von mindestens 10 Armeekorps mit den nöthigen Reservetruppen an seiner Nordgrenze bereit stellen zu können.

Tritt Italien an Deutschlands Seite in diesen Krieg, so dürften auch die Gefahren einer Landung sich sehr verringern, denn es ist fraglich, ob Frankreich in diesem Falle seine Marinetruppen, wie meistens angenommen wird, für solche Expeditionen entbehren kann; nach den Erfahrungen des Feldzuges 1870/71 wird es seine besten Feldtruppen dann im Inlande nöthiger gebrauchen. Die Verwendung afrikanischer Truppen für diese Zwecke ist durch das seit dem Herbst 1891 bekannt gewordene Abkommen mit England zur Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes im Mittelmeer, durch Befestigungen auf Sicilien und vor allen Dingen durch die politische Lage in Nordafrika sehr fraglich geworden, wenn nicht ganz ausgeschlossen, nachdem die Entsendung der dortigen Truppen nach Frankreich zu dem großen Araber-Aufstande des Monat Januar im Jahre 1871 geführt haben, dessen Unterdrückung lange Zeit in Anspruch nahm.

Nach dem Rapport der französischen Budgetkommission, welcher sich in Uebereinstimmung mit der in England und Deutschland gemachten Abschätzung des schwimmenden Flottenmaterials befindet, besitzen

	Frankreich	Italien	Oesterreich
1. Panzer (Geschwader und Küstenvertheidigungsschiffe)	49	12	13
2. Kreuzer (geschützte und ungeschützte)	29	13	7
3. Torpedo-Avisos und Torpedojäger	12	22	10
4. Torpedoboote	204	151	62

Von französischen Schiffen befinden sich im Kanal resp. auf auswärtigen Stationen (permanentes Ozeangeschwader) von den genannten Fahrzeugen: 9 Panzer, 5 Kreuzer, 3 Avisos, 2 Torpedoboote.

Im Mittelmeer würden mithin auf Seiten des Dreibundes 25 Panzer,

20 Kreuzer, 32 Torpedo-Avisos ꝛc., 213 Torpedoboote an französischen Schiffen 40 Panzern, 24 Kreuzern, 9 Avisos ꝛc. und 204 Torpedobooten gegenüberstehen.

Die Stellung Englands zu den Kriegführenden erhält dadurch eine besondere Bedeutung, denn das englische Mittelmeer-Geschwader zählt 11 Panzer, 12 Kreuzer, 1 Torpedo-Widder und 1 Torpedo-Aviso. Das Gleichgewicht im Mittelmeer würde also annähernd hergestellt werden. Unter den französischen Panzern befindet sich nämlich eine größere Zahl bedenklich veralteter Fahrzeuge, und während England vielleicht in der Lage sein wird, sein Mittelmeer-Geschwader verstärken zu können, ist Frankreich die Möglichkeit einer Vereinigung der atlantischen mit der Mittelmeer-Flotte durch Gibraltar abgeschnitten. Um so schwerer würde unter diesen Verhältnissen das Erscheinen der russischen Schwarzmeer-Flotte im Mittelmeer in's Gewicht fallen. Eine dauernde Verstärkung des englischen Mittelmeer-Geschwaders, wie es in der Presse stürmisch verlangt wird, möchte also kaum länger hinausgeschoben werden dürfen.

Ein bis zwei Armeekorps der Feldarmee mit vier Divisionen der Mobilmiliz werden unter Zuziehung der Territorialmiliz in allen Fällen genügen, nicht nur die Küsten zu sichern, sondern auch die italienischen Festungen zu besetzen.

Welche Korps für diese Zwecke Verwendung finden werden, läßt sich auch nicht annähernd vermuthen; es ist sogar wahrscheinlicher, daß hierzu nicht geschlossene Armeekorps, sondern einzelne Divisionen der Feldarmee bestimmt und mit Divisionen der Reserveformationen zu höheren Verbänden vereinigt werden.

Daß die Westküste, insbesondere Mittelitalien und Sizilien, besonders stark besetzt werden, ist wohl anzunehmen. Die Insel Sardinien hat ihre besondere selbstständige Vertheidigungsorganisation in der ungefähren Stärke einer Division.

Ueber die Zeitdauer der planmäßigen Mobilmachung fehlen uns nähere Angaben; wir beziehen uns in dieser Hinsicht auf die Erklärung des Kriegsministers im italienischen Parlament, daß ein großer Theil der Armee in der Zeit von 15 bis 20 Tagen im Thale des Po vereinigt sein könne. Immerhin wird die Heranziehung des IX., X., XI. und XII. Armeekorps aus Mittel- und Unteritalien und Sizilien nicht ohne Zeitverlust ausführbar sein.

Augenblicklich stehen nur in Oberitalien drei zweigeleisige Eisenbahnlinien zur Verfügung und zwar:

1. eine nördliche, von Venedig bis Susa, für das V. Korps;
2. eine mittlere, von Adria bis Turin, für das III. Korps;
3. eine südliche, von Ravenna bis Alessandria, für das VI. Korps.

Die noch nicht im Aufmarschgebiete befindliche eine Division des IV. Korps legt die etwa 100 km betragende Entfernung per Marsch zurück.

Die Linien des mittleren Italien sind sämmtlich eingeleisig, sie rühren aus älteren Zeiten her und weisen die größten Mängel auf, namentlich starke Steigungen, steile Kurven, Brücken von mangelhafter Widerstandsfähigkeit, enge Bahnhöfe und wenig todte Strecken zum Ausweichen, doch ist in den letzten Jahren außerordentlich viel geschehen, um für die bestehenden Mängel Abhülfe zu schaffen.

Es bestehen drei Hauptlinien, welche Italien von Norden nach Süden der Länge nach durchschneiden:

1. die östliche läuft längs der Küste des Adriatischen Meeres, von Bologna bis Otranto;
2. die mittlere von Bologna über Pistoja, Florenz, Rom nach Neapel und
3. die westliche, am Mittelländischen Meere, von Rom über Civita-vecchia, Livorno und Genua bis zur Grenze.

Beide Küstenbahnen, namentlich die letztgenannte, werden, wenn die französische Flotte die See behauptet, unter Umständen sehr gefährdet sein.

Die Leistungsfähigkeit der mittleren ist eine sehr geringe, weil sie größtentheils Gebirgsbahn und daher vorzugsweise an den früher gerügten Mängeln krankt. Am meisten macht sich dies auf der Strecke Pistoja—Poretta fühlbar, wo die Bahn die Apenninen überschreitet und nur mi Gebirgslokomotiven und 13 Wagen starken Zügen befahren werden kann. Neuerdings hat man auf der Strecke Neapel—Rom—Chiusi ein zweites Geleise angelegt. Weil die Fortsetzung desselben nach Florenz auf der Linie Chiusi—Arezzo—Florenz vorläufig aber zu kostspielig sein würde, hat man sich entschlossen, die Linie Chiusi—Siena—Empoli—Florenz zu verbessern, um interimistisch, bis zur Herstellung eines zweiten Geleises auf der vorgenannten Strecke, den Betrieb zwischen Florenz und Chiusi auf zwei Linien vertreten zu können. In dem dem Parlament gegen Ende 1888 vorgelegten Eisenbahngesetze sind für das Jahr 1889/90 86 Millionen Lire zum Ankauf von rollendem Material, für Verstärkung eiserner Brücken und Viadukte, Neuschaffung von Stationen, Erweiterung der bestehenden durch Ausweichegeleise u. s. w., Legung zweiter Geleise, Verbesserungen einzelner Linien und Anlage doppelter Verbindungsgeleise zwischen einigen Linien gefordert und bewilligt worden.

In dieses Gesetz haben zweite Geleise für beide von Chiusi nach Florenz führende Linien Aufnahme gefunden; auch soll in Betracht gezogen sein, daß auf allen Bahnen Züge von 100 Achsen verkehren können und sollen die Kurven entsprechend verändert werden. Ueber den Stand dieser Arbeiten fehlen zur Zeit nähere Nachrichten. —

Wir kehren nunmehr zu Frankreich zurück.

Unterm 30. November 1888 hatte die Deputirtenkammer die Anträge des Armee-Ausschusses auf Errichtung von Gebirgsjäger-Bataillonen und Vermehrung der Gebirgsartillerie genehmigt. Demzufolge sind die in den Regionen des XIV. und XV. Armeekorps stehenden, theils diesen beiden Korps angehörigen — zwei — theils selbstständigen — zehn — Fußjäger-Bataillone Nr. 6, 7, 11 bis 14, 22 bis 24, 27, 28 und 30 in Gebirgsjäger-Bataillone umgewandelt und auf sechs Kompagnien pro Bataillon verstärkt.*) Auch der Etat der Bataillone und Kompagnien ist gleichzeitig verändert, der der ersteren um 1 Offizier, 4 Unteroffiziere, 2 Gemeine, 8 Maulthiere, der der letzteren um 1 Offizier, 17 Gemeine, 6 Maulthiere erhöht. Die Ausstattung dieser Bataillone ist, nach Maßgabe der klimatischen Verhältnisse des Operationsgebietes, eine andere geworden.

Ferner sind bei der 14. und 15. Artillerie-Brigade in Grenoble und Nimes je 6 Gebirgs-Batterien errichtet und den Divisions-Regimentern dieser Brigaden, den Regimentern Nr. 2 und 19, attachirt worden. Diese beiden Regimenter besitzen in Folge dessen im Frieden je 18 Batterien. Die Ausstattung der Batterien ist ebenfalls ähnlich wie diejenige der Gebirgsjäger-Bataillone abgeändert. Der Etat derselben ist auf 4 Offiziere, 34 Unteroffiziere, Trompeter und Handwerker, 122 Kanoniere, 8 Reitpferde, 25 Zugpferde, 60 Maulthiere festgestellt.

Dieselben Rücksichten, welche an der deutsch-französischen Grenze zu einer verstärkten Belegung der Regionen der Grenzkorps geführt, haben solche auch Italien gegenüber veranlaßt. Außer den bereits erwähnten, dem XIV. und XV. Armeekorps eigentlich nicht angehörigen Neuformationen befinden sich überzählig im Bereich des ersteren die

3 Regional-Infanterie-Regimenter, Nr. 157, 158 und 161,
2 Brigaden der 6 Kavallerie-Division,
2 Festungsartillerie-Bataillone, Nr. 11 und 12,
1 Genie-Regiment, Nr. 4;

im Bereiche des XV. Armeekorps:

1 Regional-Infanterie-Regiment, Nr. 159.

Erläuternd erinnern wir daran, daß im Jahre 1887 in Folge Auflösung der vierten Bataillone der Linien-Regimenter die verfügbar gewordenen Offiziere zur Bildung von Stämmen für Neuformationen des Kriegsverhältnisses verwandt wurden, zu denen im Jahre 1888 auch noch Unteroffizierstämme hinzutraten, daß aber gleichzeitig mit der erwähnten Reduktion die Aufstellung von 18 neuen Infanterie-Regimentern, Nr. 145 bis 162, erfolgte. Dieselben sind zur Verstärkung der Besatzungen von Paris und der Grenzregionen verwandt und gehören den betreffenden Korpsverbänden nicht an.

*) Inzwischen ist auch die Verlegung der noch übrigen Jäger-Bataillone in die Gebirgsgegenden der Grenzlande und ihre Verstärkung auf sechs Kompagnien eingeleitet

Sie scheinen demnach die Stämme resp. den Kern der Kriegsbesatzungen abgeben zu sollen.

Wir haben eingangs schon die Ansicht ausgesprochen, daß Frankreich, sofern es Deutschland oder Italien angreift, nach den Festsetzungen des Dreibundes zwei Gegnern auf verschiedenen Flügeln seiner Ostfront zugleich die Stirn zu bieten haben wird.

Daß ein Friedensbruch von keiner der drei verbündeten Mächte ausgehen wird, verbürgt der Wortlaut des offiziell veröffentlichten deutsch-österreichischen Bündnißvertrags, dem Italien beigetreten ist. Er tritt nur dann in Kraft, wenn eine der drei verbündeten Mächte der angegriffene Theil ist.

Es ist kaum wahrscheinlich, daß Frankreich, selbst wenn der Friedensbruch von ihm ausgeht und die Mobilmachung wie der Aufmarsch der französischen Armee in Folge dessen auf das Sorgfältigste vorbereitet wäre, Deutschland überraschen und früher als dieses mit operationsbereiten Heeren an der Grenze stehen könnte.

Die Franzosen bedürfen nach eigener Berechnung — „Organisation militaire des chemins de fer“ — für die Mobilmachung fünf Tage, für die Beförderung von 14 Armeekorps, von denen zwei — das VI. und VII. Korps, Chalons und Besançon — marschiren, sechs Tage, also vom ersten Mobilmachungstage bis zur Beendigung des Aufmarsches 11 Tage. Sie beabsichtigen indessen diese Zeit abzukürzen, indem sie die Mobilmachung der ersten Bataillone der neu aufzustellenden Batterien und der Kolonnen nicht abwarten, sondern spätestens am vierten Mobilmachungstage Abends die Transporte bereits beginnen lassen.

Ihrer Berechnung legen sie die Annahme zu Grunde, daß zur Beförderung eines Armeekorps 102 Züge erforderlich sind und auf zweigeleisigen Bahnen täglich 30 bis 35 Züge abgelassen werden können. In manchen Punkten stützen sich diese Annahmen auf die bei dem Mobilmachungsversuche im Süden Frankreichs gemachten Erfahrungen. Bei dieser Gelegenheit haben die Eisenbahnen sogar mehr geleistet, als von ihnen erwartet wurde; trotzdem möchten wir der Vermuthung Raum geben, daß die vorstehende Berechnung eine allzu optimistische ist.

In den ersten Tagen der Mobilmachung werden die Eisenbahnen durch die große Zahl von Reservisten und Mobilmachungspferden, später durch Mannschaften der Territorialarmee, welche zu ihren Truppentheilen einrücken, stark in Anspruch genommen, wodurch die dem Beginne der Truppentransporte in das Aufmarschgebiet nothwendigerweise vorangehende Konzentrirung des rollenden Materials an den Endstationen erschwert wird. Andererseits stellt die Verproviantirung der zahlreichen großen Festungen, insbesondere Paris und Lyon, die Verpflegung der mobilen Truppen im Grenzgebiete, vielleicht selbst die Armirung, noch große Anforderungen an die Eisenbahnen, sowohl hinsichtlich des Fahrmaterials als auch des Verkehrs. Wenn daher bei

Transporten von kürzerer Dauer Zeiträume von 40 bis 45 Minuten zwischen je zwei Zügen keinen Bedenken unterliegen, so ändert sich dieses Verhältniß doch ganz erheblich bei einer allgemeinen Mobilmachung und dem auf allen Bahnen gleichmäßig gesteigerten Verkehr, wenn Züge mit 24stündiger und längerer Fahrzeit im Betriebe sind und das vorhandene Fahrmaterial auf das Aeußerste ausgenutzt werden muß. In Wirklichkeit wird daher die Ausführung der Berechnung wohl nicht ganz entsprechen.

Sehr günstig für Frankreich gestaltet sich ein Vergleich der Schnelligkeit der Mobilmachung und des Aufmarsches seiner Armee an der Alpengrenze gegenüber derjenigen der Italiener. Die Gestaltung der Grenze, die Entwickelung des Eisenbahn- und Verkehrswesens nebst der besseren Organisation des Ersatzwesens erleichtern sie dort in gleichem Maße, wie sie in Italien hemmend wirken.

(Schluß folgt.)

Der Krieg in Ostasien.*)

(Fortsetzung.)

VIII. Rückblick auf den Krieg von Juli bis Ende November 1894. Kriegslage Anfang Dezember 1894. Erfolglose Friedensvorschläge Chinas. Beiderseitige Aussichten und Fortgang des Kampfes bis Anfang Januar 1895.

Die Einnahme von Port Arthur (22. November 1894) schließt den ersten Abschnitt des Krieges. Mit dem Falle dieses wichtigen Platzes, welcher in der doppelten Bedeutung als Land- und Seefestung für China die wichtigste Außenstellung vor den Thoren des eigentlichen Reiches gewesen ist, tritt der Kampf zwischen den beiden ostasiatischen Mächten in ein Stadium, in welchem sich die Chinesen auf die Vertheidigung ihrer Hauptstadt, auf die letzte verzweifelte Abwehr des langsam, aber unablässig vordringenden Siegers beschränkt sehen. Die Eroberung von Port Arthur bedeutet insofern eine entscheidende Wendung für den gesammten Verlauf des Krieges, als hier-

*) Siehe Januar-Heft 1895 der „Neuen Militärischen Blätter". — Berichtigung: Im Januar-Heft, Seite 52, 15 Zeile von unten, ist zu lesen: gedeckt anstatt geduckt; ebenda, 14 Zeile von unten, ist zu lesen: vor welchem anstatt welchem

durch die Möglichkeit eines Umschwungs des Waffenglücks zu Gunsten Chinas endgültig aufgehoben zu sein scheint. Zwar sind, wie wir bei Betrachtung der Erfolge der japanischen Truppen vor Port Arthur gesehen haben, die unmittelbaren faktischen Wirkungen der Niederlage für China keineswegs vernichtend. Indessen steht die Thatsache unumstößlich fest, daß China durch den Verlust von Port Arthur eine moralische Schädigung schwerwiegendster Art erlitten und sich offenbar als gänzlich unfähig erwiesen hat, die von Anfang an ungünstige Kriegslage zu seinem Vortheil zu gestalten. Japan dagegen hat sich seinem Gegner in allen Theilen weit überlegen gezeigt und darf auf Grund seiner unbestrittenen Erfolge und seines allseitig bewiesenen Uebergewichts die Ueberzeugung für berechtigt halten, daß die künftige Entwickelung der Dinge in Ostasien von seinem Willen und von der durch seine Siege neu geschaffenen Lage ihren Ausgang nehmen wird.

Bevor wir in die Betrachtung des Winterfeldzugs, des entscheidenden Vorstoßes der Japaner in das Herz des chinesischen Reiches, eintreten, richten wir einen kurzen Rückblick auf den bisherigen Verlauf des Krieges, um aus den interessanten Lehren, welche der Kampf in vielen Beziehungen auch dem europäischen Beobachter bietet, die weiteren Aussichten der beiden Parteien abzuleiten.

Daß die Dinge zu einem so schnellen und schmachvollen Zusammenbruch der chinesischen Macht führen würden, war bei Ausbruch des Krieges auch für den gründlichen Kenner der beiderseitigen Verhältnisse nicht abzusehen. Allgemein rechnete man den Japanern, welche in staunenswerth kurzer Zeit alle Zweige des Staats- und Volkslebens nach europäischem Muster umgestaltet und namentlich ein in wahrem Sinne modernes Heer- und Flottenwesen geschaffen hatten, eine bedeutende Kraftentwickelung, getragen vom Schwunge nationaler Begeisterung, zu. Andererseits durfte man sich jedoch nicht verhehlen, daß auch China seit dreißig Jahren mit Hülfe fremder Instruktoren und unter Ausnutzung aller technischen Fortschritte, welche ihm der europäische Markt darbot, an der Vervollkommnung seiner Streitmittel gearbeitet hatte, ja die militärischen Reformen des thätigen Vizekönigs Li-Hung-Chang genossen sogar bei europäischen Kritikern eine gewisse Achtung. Schließlich glaubte man, daß etwaige Mängel, welche man bei dem vielfach noch an mittelalterliche Einrichtungen gemahnenden chinesischen Landheere voraussetzen mußte, mehr als genügend aufgewogen würden durch den gewaltigen Druck einer massenhaften Ueberlegenheit an Zahl, denn es war schwerlich anzunehmen, daß auf die Dauer das kleine, wenngleich wohlorganisirte Japan dem riesenhaften, an Bevölkerungsziffer mehr als zehnmal überlegenen Gegner widerstehen könnte. Wenigstens wurde vermuthet, daß der Anprall der Japaner an der geschlossenen übermächtigen Masse des chinesischen Kolosses wirkungslos zersplittern würde.

Der Verlauf hat bewiesen, daß die Kraftleistung und die Widerstands-

fähigkeit Chinas weit hinter den allerbescheidensten Erwartungen zurückgeblieben sind. Wie China überhaupt kein einheitliches Staatswesen in unserem Sinne, sondern ein lockeres, lediglich durch längst überlebte Formen nothdürftig zusammengehaltenes Gefüge ist, trat auch dem als entschlossener Angreifer vorgehenden Japan nur ein ganz verschwindend geringfügiges Bruchstück der chinesischen Macht, d. h. ein kleiner Theil der Streitmittel des Vizekönigs Li-Hung-Chang, entgegen, während die träge Riesenmasse des chinesischen Volkes vollkommen gleichgültig und unempfindlich dem unvermeidlich hereinbrechenden Geschick zusah und für die drohende Niederlage des Reiches ohne jegliche Theilnahme blieb.

Moralisch war China bereits geschlagen, ehe im Juli 1894 auf koreanischem Boden die beiderseitigen Truppen im Kampf zusammenstießen. Auf der einen Seite sehen wir heftig zusammengeraffte, mangelhaft bewaffnete Truppen ohne jeden inneren Halt unter unfähigen, feigen, dem Laster der Bestechlichkeit und des Unterschleifs ergebenen Führern, welche ohne jedes Verständniß für neuere Kampfesweise höchstens zu einem passiven Widerstand bereit sind. Ihnen gegenüber ein kleines, trefflich durchgebildetes, tadellos schlagfertiges Heer voll kriegerischer Begeisterung unter Führern, deren militärische Bildung ihnen die Mittel verleiht, am rechten Platz und zu rechter Zeit mit Ueberlegenheit aufzutreten und den energielosen Gegner ohne allzu große Verluste gleichsam spielend zu überwinden. Ein leuchtenderes Beispiel für die Vorzüge einer nach bewährten Grundsätzen organisirten, auf ethischen Grundpfeilern beruhenden Heeresorganisation läßt sich nicht denken. Die japanischen Erfolge dürfen unbestritten als die Frucht einer nach deutschem Muster angelegten militärischen Volkserziehung betrachtet werden, welche auch hier als die einzig solide Grundlage des staatlichen Gedeihens überhaupt in offenbarer Weise hervortritt. Die Eigenschaften des Gehorsams, des Pflichtgefühls und der aufopferungsfähigen Hingebung, welche den japanischen Soldaten vom obersten Führer bis zum letzten Gemeinen schmücken, wird man in China, bei Heer und Volk, ebenso vergeblich suchen wie die sorgsame Vorbildung der Truppen für ihren kriegerischen Beruf. In Japan, dem Land der allgemeinen Wehrpflicht und des flammenden Nationalstolzes, ist die Armee ein Theil, der edelste Theil des Volkes, in China dagegen eine wenig geachtete, wüste Rotte zusammengetriebenen Gesindels ohne Bewußtsein für Vaterland und Waffenehre. An der Spitze der japanischen Streitmacht steht der Kaiser selbst, in seiner Hand laufen alle Fäden der sorgfältig und vorsichtig angelegten Heeres- und Kriegsorganisation zusammen. China dagegen gewährt das Bild vollkommenen Mangels an jeglicher Autorität und Einheitlichkeit, an Opferfreudigkeit und derjenigen Energie, die auch in der Niederlage mit Ehren zu bestehen sucht. Die chinesischen Streitkräfte sind ein Stück Alterthum, das in befremdlicher Weise, allerdings mit modernen Kampfmitteln versehen, in unsere Zeit hineinragt. Die Generale kaufen, wie die bürger-

lichen Mandarine, nach Ablegung einer rein theoretischen Prüfung ihre Stelle als eine Art von Kapitalanlage. Von der Regierung, d. h. dem Vizekönig der Provinz, bezieht der General eine gewisse Pauschalsumme und hat mit letzterer alle Ausgaben für die Aufstellung und Unterhaltung seiner Truppen zu bestreiten. Sein Gewinn hängt davon ab, wie weit er die Präsenzlisten an Mannschaften und Pferden fälscht, ob er seine Truppen löhnt und ausrüstet oder nicht, wie er sich mit dem mehr oder minder bestechlichen Regierungskommissar, welcher das Heerwesen in den Provinzen besichtigen soll, abfindet. Thatsächlich bestanden die Truppen, welche bei Pjöng-jang und Port Arthur den Japanern entgegentraten, zu drei Vierteln aus unausgebildeten, nothdürftig bewaffneten Kulis, welche in aller Eile in die Stellen von Deserteuren und fehlenden Mannschaften eingeschoben worden waren und natürlich keine Lust verspürten, ihre Haut zu Markt zu tragen. Gewiß haben es nicht alle chinesischen Offiziere auf Bereicherung unter Vernachlässigung ihrer Pflichten abgesehen. Admiral Ting hat zweifelsohne sein Möglichstes geleistet, um die Ehre der chinesischen Flotte zu retten, und General Sung scheint nicht ohne Geschick und Kraft versucht zu haben, dem japanischen Vordringen auf Mukden und Niu-tschuan Widerstand zu leisten. Die Tüchtigkeit einer chinesischen Truppe hängt lediglich von der Persönlichkeit ihres Generals ab und, wie es auch bei uns vor Zeiten gewesen ist, zeigen die Truppen nur Anhänglichkeit an den Führer, welcher sie geworben hat und bezahlen kann, während das Gefühl der Pflicht dem Reiche und dessen Oberhaupte gegenüber nirgends zu bemerken ist.

Unter diesen Verhältnissen gelang es den Japanern schon im Juli, sich fast ohne Kampf der koreanischen Hauptstadt zu bemächtigen und nach leichten Gefechten den Süden der Halbinsel vom Feinde zu säubern, welcher nur wenige tausend Mann hier zu landen vermocht hatte. Inzwischen war die chinesische Nordarmee mit höchstens 30 000 Mann — dies war Alles, was China außerhalb der eigenen Grenzen aufbringen konnte — in Nordkorea eingetroffen, um in der Stellung bei Pjöng-jang sich thatenlos von einem überlegenen Feinde umzingeln und vernichten zu lassen. Gleichzeitig wurde die chinesische Nordflotte — die einzige aktive Kraft zur See — an der Yalu-Mündung entscheidend geschlagen, so daß um die Mitte des September die Japaner als Herren über Korea und, was für den Fortgang des Kampfes von ausschlaggebender Bedeutung war, als Gebieter der nordchinesischen Meere dastanden. Mittlerweile hatte Japan seine zweite Armee bereitgestellt, um unter dem Schutz der siegreichen Flotte im Oktober bei Port Arthur*)

*) Als Nachtrag zu unserem Bericht über die Einnahme von Port Arthur (Dezemberheft 1894) bedarf die Darstellung der angeblich von japanischen Soldaten verübten Metzeleien, welche in der Tagespresse fortgesetzt besprochen werden, der Berichtigung. Zunächst ist zu bemerken, daß die Angaben je nach ihrem Ursprung wesentlich von einander abweichen und daß, wie über so viele Punkte der ostasiatischen Ereignisse, zuverlässige Nachrichten nicht vorliegen und bis auf Weiteres auch nicht zu erwarten sind. Wir begnügen uns

zu landen und diesen Platz noch vor Ende November zu erobern, während die erste japanische Armee in die Mandschurei einrückte und die chinesischen Truppen in der Richtung auf Mukden und Niu-tschuang vor sich hertrieb. Die Erdwerke von Pjöng-jang hätten für die Japaner ein Plewna werden können, dessen Bezwingung Angesichts der Wirkung eines modernen Infanteriefeuers schwere Opfer an Blut und Zeit gekostet hätte. Allein die feigen Kulis unter kraftlosen Führern verstanden ihre Waffen nicht zu gebrauchen, ebensowenig wie die Flottenmannschaften in der Seeschlacht am 17. September die Vortheile der mächtig gepanzerten, manövrirfähigen, mit den neuesten

deshatb damit, die verschiedenen Darstellungen ihrem wesentlichen Inhalt nach zum Vergleich nebeneinander zu stellen. Die ersten Nachrichten über Gräuelthaten Seitens japanischer Soldaten in Port Arthur finden sich in den zu Schanghai und Hongkong erscheinenden englischen Zeitungen, aus welchen sie in europäische Blätter übergingen. Hiernach soll sich, wie ein britischer Marineoffizier schreibt, am Tage nach der Einnahme des Platzes den Besuchern, deren viele von den hier ankernden britischen Kriegsschiffen ans Land gekommen waren, ein grauenhafer Anblick dargeboten haben. Abgehauene Chinesenköpfe, zerstückette Leichen, zahlreiche ermordete Weiber bedeckten die Straßen der gänzlich verwüsteten Stadt. Die Zahl der getödteten Chinesen berechnet Berichterstatter auf 4000 bis 5000 und hebt hierbei hervor, daß namentlich das Feuer der vor dem Hafeneingang liegenden japanischen Torpedoboote im Verein mit den auf der Höhe nördtich der Stadt erscheinenden japanischen Fetdbatterien ein entsetzliches Blutbad angerichtet habe. Bekanntich hat sich in ganz Japan eine hochgradige Entrüstung uber diese und ähuliche Anschuldigungen erhoben; der Kaiser hat diesem Gefühl durch einen besonderen Erlaß Ausdruck gegeben und den Marschall Oyama mit einer strengen Untersuchung beauftragt. Japanischerseits sind bisher zweierlei Veröffentlichungen über diese Angelegenheit betannt geworden. Nach der einen sollen in den Kämpfen am 19. November einige Japaner als Gefangene in die Hände der Chinesen gefallen sein. Diese Ungtücklichen wurden in Stücke gehauen und ihre Köpfe auf Stangen durch die Stadt getragen. Dies soll beim Eindringen in das Innere des Platzes die japanischen Soldaten so in Wuth versetzt haben, daß die Führer die Herrschaft über die Truppe verloren und ein entsetzliches Massengemetzel folgte, dem viele Hunderte von Chinesen, selbst Wehrlose, zum Opfer fielen. Auch soll der chinesische Kommandant in den letzten Tagen der Vertheidigung alle jungen Männer über 15 Jahre zum Kampf aufgeboten haben. Da diese Leute als Soldaten nicht erkennbar waren und doch mit Waffen in der Hand von den Japanern betroffen wurden, so wurden viele derselben getödtet und mag das Gerücht entstanden sein, daß die Japaner auch wehrlose und friedliche Einwohner hingemordet hätten. Der offizielle japanische Bericht betont ausdrücklich, daß nicht die japanischen Truppen, sondern nur die denselden zugetheilten Kutis, meist Koreaner, welche dem Heer als Arbeiter und Träger folgten, die Grausamkeiten verübt haben. In der Nacht nach dem Sturm sei eine Schaar Kulis auf ein Branntweinmagazin gestoßen und habe sich sinnlos betrunken. In diesem Zustand hätten sie der gewohnheitsmäßigen Grausamkeiten der Chinesen gedacht, die ihre Gefangenen einfach abschlachteten, und hätten in ihrer Wuth jeden Chinesen ermordet, den sie trafen, und sogar die Leichen der Getödteten zerhackt. Die Schuldigen seien ermittelt und erschossen worden — Aus dem Mitgetheilten ersieht man, mit welch grimmigem Haß gekampft wird und wie leicht sich unter den Verhältnissen des ostasiatischen Krieges die Bande der Ordnung, selbst in dem sonst so sicher gefügten japanischen Heere, tosen. Im Uebrigen scheint nach den glaubwürdigsten Nachrichten die Veranlassung zu den erwähnten Grausamkeiten so gut wie ausschließlich den Chinesen zur Last zu fallen.

Kanonen ausgestatteten Schiffe nicht zu verwerthen wußten. Die Schnellfeuerbatterien von Port Arthur wurden niemals abgefeuert, denn obwohl Alles mit enormen Kosten angelegt und von fremden Instruktoren wohl auch hinreichend vorbereitet war, versagte es im Augenblick der Entscheidung an der Kopflosigkeit und Mattherzigkeit der chinesischen Führer, neben welchen selbst tüchtige auswärtige Kräfte bei dem sich überhebenden Dünkel der Chinesen niemals aufkommen konnten. So bleiben die besten modernen Waffen und Kriegsmittel werthlos, wenn nicht die Erziehung der personellen Kräfte, der Führer wie der Truppen, Hand in Hand mit der technischen Vervollkommnung geht. Daß aber China in seinen Anschauungen auf einen um manches Jahrhundert zurückliegenden Standpunkt stehen geblieben ist, hat der Krieg bewiesen: ihm fehlt der geistige Fortschritt und die Entfaltung der nationalen Kräfte, ohne welche kein Volks- und Staatsleben in nutzbringender Weise die ihm nach seiner Größe zustehende Rolle im Leben der Gesammtheit auszufüllen vermag. Wenn China seinen Bestand als Staat aus dem gegenwärtigen Zusammenbruch überhaupt retten kann, wird es darauf Bedacht nehmen müssen, die straffe militärische Zucht, den „Militarismus", als erzieherisches Moment des seiner Kraft und seines Selbstbewußtseins seit Langem verlustig gegangenen Volkes einzuführen, und die harte, aber segensreiche Schule der militärischen Selbstzucht auf Generationen wirken zu lassen. Nur wenn es diese Lehre aus seinem gegenwärtigen moralischen und militärischen Schiffbruch entnimmt, kann es auf eine seiner Größe und Volkszahl angemessene Stellung in einer, wahrscheinlich noch recht fernen Zukunft hoffen.

Die Eroberung von Port Arthur rief in Japan große Begeisterung hervor. Am 27. erließ der japanische Kaiser an das Heer Oyama's und die Flotte Ito's, welche Port Arthur genommen hatten, folgenden Armeebefehl:

„Port Arthur, das China für eine Schutzwehr seines Landes ansah, ist von Euch in einem Ansturm genommen worden Wir würdigen Eure Dienste, da jedoch die Kälte zunimmt und das Ende der Operationen noch ferne ist, so erhaltet Euch in guter Gesundheit, damit Ihr bereit seid, Eure Leistungen fortzusetzen."

In den ersten Dezembertagen hatte Japan 90 000 Mann außerhalb der Heimath, nämlich:

1. die erste Armee, bisher Feldmarschall Yamagata*), jetzt Generallieutenant Nodsu, — 27 000 Mann — in den Pässen östlich Haitscheng und südlich Liao-jan-tschu, vorläufig festgehalten durch chinesische Streitkräfte bei Nin-tschuan und Mukden;

*) Yamagata, die Seele und die Triebfeder der japanischen Offensive, der Sieger von Pjöng-jang und Eroberer Koreas, mußte Anfangs Dezember krankheitshalber den Kriegsschauplatz verlassen und nach Japan heimkehren. Der Kaiser ernannte ihn zum General-Inspekteur der Armee.

2. Die zweite Armee, Feldmarschall Oyama, — 23 000 Mann — verfügbar bei Port Arthur;
3. 12 0 0 Mann Etappentruppen auf den Verbindungen der ersten und zweiten Armee bis zur koreanischen Grenze hin; nach Bedarf verfügbar zur Verstärkung der vorgenannten Armeen;
4. 28 000 Mann in Korea, zunächst außerhalb dieses Landes nicht verwendbar, falls nicht ein sofortiger Ersatz erfolgte.

Es ist hierbei hervorzuheben, daß nach zuverlässigem Bericht bis Mitte Dezember nicht weniger als 20 000 bis 21 000 Mann verwundeter, erkrankter oder sonst dienstunfähiger Japaner nach der Heimath überführt worden sind, so daß der Abgang — selbst die in den Lazarethen Koreas Verbleibenden nicht gerechnet — ein im Verhältniß zur Stärke der Armee außergewöhnlich hoher genannt werden muß Die Gefechtsverluste sind wohl durchweg ganz beträchtlich größer gewesen als die japanischen Berichte zugestanden haben, wenn auch der hauptsächliche Abgang auf Kranke zurückzuführen ist, deren Zahl sich seit Ende September durch das feuchte Wetter und im November durch die Strenge des mandschurischen Winters bedeutend gesteigert hat. Stellen wir die genannte Summe des Abgangs in Rechnung und berücksichtigen einen verhältnißmäßigen Zuschlag für die außerhalb Japans befindlichen Kampfsunfähigen, so ergiebt sich, daß Japan bis Anfang Dezember rund 125 000 Mann nach Korea und der Mandschurei in den Kampf gebracht hat. Mitte November begann die bereits angedeutete Versammlung einer dritten japanischen Armee bei Hiroschima, wo sie unter peinlicher Geheimhaltung ihrer Bestimmung in einer Stärke von zwei Divisionen (26 000 Mann) zur Verfügung bereit steht. Im Dezember wurde das Rekrutenkontingent für 1895 zur Einziehung gebracht, so daß die gesammte Streitmacht Japans um diese Zeit auf 230 000 bis 250 000 Mann Kombattanten sich belief, ungerechnet die noch unangetasteten ältesten Aufgebote der Landwehr. Die Summe von rund 240 000 Köpfen scheint die japanische Heeresleitung als Maximum der für den Nothfall außerhalb des Landes verfügbaren Truppenstärke zu betrachten, denn sowohl die Bereitstellung von Waffen und Munition, als auch die Abschlüsse über Lieferung von Ausrüstungsstücken und Heergeräth aller Art beruhen im Allgemeinen auf der genannten Durchschnittsziffer. „Mit Hülfe der ältesten Jahresklassen und der massenhaft zuströmenden Kriegsfreiwilligen,“ schreibt der Sonderberichterstatter der „Times“ im japanischen Hauptquartier, „könnte Japan in wenigen Monaten 500 000 ausgebildete Soldaten ins Feld stellen. In einigen Jahren aber wird Japan, da es die allgemeine Wehrpflicht von den Völkern des Westens übernommen hat, ein ungeheures Volk in Waffen sein.“ Für den Winterfeldzug unter dem rauhen Klima der Mandschurei sind zusammenstellbare Baracken, wollene Decken, schwere Winterbekleidung theils in Japan angefertigt, theils aus Europa oder Amerika bezogen worden. 20 000 Eishufeisen sind schon im

November an die im Felde stehenden Truppen abgegangen. Zum Transport der Bagage und Verpflegung wurden, da schwere Fahrzeuge während des Winters in den mandschurischen Bergen nicht vorwärtskommen, leichte Handkarren in großer Zahl gebaut und mehrere tausend Kulis zur Bedienung derselben gemiethet.

Auch die japanische Flotte, welche bis Ende November vor Port Arthur gelegen und die Hafenplätze des nördlichen China (Wei-hai-wei, Tschifu, Taku, Schan-hai-kwan) dauernd beobachtet hatte, war durch den Fall von Port Arthur frei geworden. Anfang Dezember wurden einige leichte Torpedoboote in den Vereinigten Staaten bestellt, und der Kreuzer „Esmeralda" der chilenischen Kriegsflotte angekauft.

Zur Betrachtung der Kriegslage auf chinesischer Seite erinnern wir uns, daß Mitte November einzelne chinesische Heereskörper nach den unglücklichen Gefechten bei Fen-huan-tscheng, Scho-li-djang und Ju-jang-ting unter den Generalen Sung, Tsao, Ma und Nieh bis an die Westausgänge der mandschurischen Berge zurückgewichen waren. Die japanische erste Armee war, den Ausgang des Kampfes bei Port Arthur abwartend, im Allgemeinen auf den Paßhöhen stehen geblieben. In den ersten Dezembertagen wurden die wichtigen Punkte Gai-ping, Hai-tscheng und Ljao-jan-tschu stark von den Chinesen besetzt, welche auf diese Weise die beiden Hauptplätze (Mukden und Niu-tschuan) der südlichen Mandschurei deckten. Mukden ist vielfach als hauptsächliches Operationsziel des japanischen Vormarsches genannt worden. Dies entbehrt wohl der Berechtigung, denn wenn auch der Besitz der großen Handelsstadt Mukden manchen Vortheil bot,*) so hätte die Entsendung beträchtlicher Streitkräfte nach dieser Richtung hin doch zu einer zwecklosen Zersplitterung der japanischen Streitkräfte geführt, deren Ziel Niu-tschuan an der Küstenstraße nach Peking sein mußte. Die zur Deckung von Mukden und Niu-tschuan bestimmten chinesischen Truppen bestanden zum kleineren Theil aus den Trümmern der bei Pjöng-jang und Kiulen geschlagenen Streitkräfte; die Hauptmasse war durch neu aufgebotene mandschurische Abtheilungen gebildet worden, die an Kampflust und Zähigkeit weit über den weichen, gleichgültig gesinnten Chinesen standen. Die Stärke dieser Truppen dürfte sich in der ersten Dezemberwoche auf 15 000 bis 20 000 Mann belaufen haben, doch standen dieselben weit und zusammenhanglos auseinandergezogen ohne einheitlichen Oberbefehl längs der Linie Gai-ping—Hai-tscheng—Ljao-jan-tschu vertheilt. Rückwärts, d. h. entlang der Küstenstraße Schan-hai-kwan—Niu-tschuan, waren einige tausend Mann postirt, während an der Küste südlich Gai-ping sich die Ueberbleibsel der aus der Katastrophe von

*) Die mandschurische Ebene ist sehr volkreich, die chinesische Einwanderung hat in den letzten Jahrzehnten die mandschurische Urbevölkerung nicht unerheblich zurückgedrängt. Mukden hat 170 000, Ljao-jan-tschu 80 000, Niu-tschuan 60 000 Einwohner.

Port Arthur entkommenen 5000 bis 6000 Mann an die Truppen Sung's anschlossen. Letzterer hatte Anfangs November einen schwächlichen Versuch gemacht, durch einen Vorstoß längs der Küste über Fu-tschu die in Port Arthur eingeschlossenen chinesischen Truppen zu entsetzen, jedoch gelangte das Unternehmen nur bis in die Gegend südlich Fu-tschu, ohne mit den japanischen Deckungstruppen in ernstliche Berührung gekommen zu sein. Doch scheint die Entsendung chinesischer Streitkräfte von Gai-ping nach Fu-tschu immerhin den Erfolg gehabt zu haben, daß die aus Port Arthur entkommenen Flüchtlinge Aufnahme fanden. Alles in Allem, einheitliche Leitung vorausgesetzt, konnte bei oder ostwärts Niu-tschuan eine chinesische Streitmacht von mindestens 25 000 Mann vereinigt werden, um dem japanischen Angriff nochmals die Spitze zu bieten. Allerdings ließ die Beschaffenheit dieser chinesischen Truppen, wiewohl bessere Elemente sich unter ihnen befanden, zu wünschen übrig. Berichte aus Niu-tschuan erzählen, daß die Soldaten wie in Feindesland hausten und durch Mord, Raub und Brand eine furchtbare Geisel der Bevölkerung geworden sind.

Weit hinter den zerstreut um Niu-tschuan stehenden chinesischen Truppen, welche offenbar vereinzelt einem gemeinsamen Angriff der verschiedenen japanischen Armeen ausgesetzt waren, bereitete sich der Vizekönig Li-Hung-Chang — denn dieser war noch immer die Seele und der verantwortliche Träger des chinesischen Widerstandes — vor, dem letzten, entscheidenden Angriff der Japaner in der Ebene von Petschili selbst mit einem starken, aus den auserlesensten Kräften des Reiches zusammengesetzten Heer entgegenzutreten. Thatsächlich wurden bereits seit Anfang Oktober bei Tien-tsin, Taku und Schan-hai-kwan Truppen aus dem Innern des Reiches zusammengezogen, nach bester Möglichkeit bewaffnet und, soweit es die allgemeine Verwirrung in allen Theilen der Staats- und Militärverwaltung zuließ, organisirt. Durch Bestellung von Kriegsmaterial im Ausland und mit Hülfe fremder Offiziere und Instruktoren versuchte man noch in letzter Stunde, den unheilvollen Gebrechen abzuhelfen, an denen China und vor Allem seine Wehrkraft leiden. Auch in dieser reformatorischen Thätigkeit fiel dem ehemals deutschen Hauptmann v. Hanneken, dessen Arbeitskraft wir in Anbetracht der äußerst widrigen Verhältnisse besonders rühmend anerkennen müssen, die wichtigste Aufgabe zu. Wenn auch unser Landsmann neben den eingebildeten, unfähigen Mandarinen und gegenüber der chinesischen Indolenz schwerlich auf Früchte seiner Mühen wird blicken dürfen, so wird es doch immer ehrenvoll bleiben, daß in dem allgemeinen Wirrwarr ein Deutscher als Helfer in der Noth aufgetreten ist und für China zu retten suchte, was zu retten war. Li-Hung-Chang hoffte, in Petschili mindestens 100 000 Mann kriegstüchtiger Truppen zu sammeln, um den Japanern, welchen man den Angriff auf Peking zutraute, eine entscheidende Niederlage beizubringen oder wenigstens vor den Thoren der Hauptstadt ein kräftiges Halt zu bieten. Die ver-

wahrlosten Forts von Taku sollten durch französische Ingenieure in Stand gesetzt, bei Schan-hai-kwan*) neue Werke angelegt werden.

Außer den beiden genannten chinesischen Heeren, von welchen jedoch das größere erst in der Bildung begriffen war, besaß China nach dem Falle von Port Arthur keine weiteren Kräfte zur Abwehr des ihm von mehreren Seiten drohenden japanischen Angriffs. Die Kriegshäfen an der Nordküste von Schantung (Tschifu und Wei-hai-wei), welche sehr wohl die Ziele eines unmittelbar bevorstehenden Unternehmens des bei Port Arthur freigewordenen japanischen Heeres hätten sein können, waren so gut wie gar nicht besetzt, denn dort befanden sich anstatt wirklicher Truppen nur zügellose Schaaren unausgebildeter Rekruten, deren Ausschreitungen schon im Oktober die in Tschifu ansässigen Ausländer mit ernsten Besorgnissen erfüllten.

Die chinesische Nordflotte trat seit ihrer Niederlage in der Seeschlacht an der Yalu-Mündung (17. September) überhaupt nicht mehr, nicht einmal mit einzelnen Schiffen zum offenen Kampfe hervor. Weniger die materiellen Verluste als der völlige Zusammenbruch des moralischen Halts und das beschämende Gefühl der eigenen minderwerthigen Leistungsfähigkeit haben die chinesische Flottenführung von jeder weiteren Thätigkeit abgehalten. Die Japaner geboten seit Mitte September unbeschränkt über die See und gewannen hierdurch das wichtigste Element für die erfolgreiche Fortführung des Krieges, denn sie konnten den Gegner in völliger Unkenntniß darüber halten, wo und wann japanische Streitkräfte zu Operationen auf chinesischem Gebiet ausgeschifft werden sollten. Admiral Ting behielt auch nach dem Mißerfolg in der Seeschlacht an der Yalu-Mündung, für welche ihn wohl nur der geringere Theil der Schuld trifft, die Führung der Nordflotte, aber es muß ihm zum Vorwurf angerechnet werden, daß er zur Zeit der Einschließung von Port Arthur sich durchaus unthätig verhielt. Zwar gelang es, wie wir gesehen haben, die in Port Arthur befindlichen Kriegsschiffe rechtzeitig zu retten und so für die Bewegungen auf der offenen See verfügbar zu machen, allein die chinesische Leitung konnte oder wollte die gewonnene Freiheit nicht benutzen. Ueber den Verbleib der Nordflotte gehen die Nachrichten auseinander, wahrscheinlich befand sich ihr Haupttheil in Wei-hai-wei, wo am 22. November das Panzerthurmschiff „Tschen-Yuen" in Folge grober Unvorsichtigkeit scheiterte. In Tschifu sollen sich die chinesischen Schiffsoffiziere offen geweigert haben, auszulaufen, um den Kampf gegen das japanische Geschwader vor Port Arthur aufzunehmen. Die Geschwader der mittel- und südchinesischen Küstenprovinzen haben sich bis jetzt nicht auf dem Kriegsschauplatze gezeigt. So gelang es weder dem Admiral

*) Bei Schan-hai-kwan, wo 1860 die Flotte der Verbündeten, Engländer und Franzosen landete, stößt die jetzt in Trümmern liegende Mauer an die Küste. Der Ort besitzt sowohl als Landungsstelle, wie als Eingangspunkt nach Petschili von der Mandschurei her, große strategische Bedeutung.

Ting, noch dem als tüchtiger und energischer Seeoffizier gerühmten Vize-Admiral Mac Clure*), die chinesischen Seestreitkräfte nochmals in den Kampf zu bringen. Das Flottenwesen Chinas macht trotz seines trefflichen Schiffs- und Geschützmaterials einen noch trostloseren, unbehülflicheren Eindruck als die Landmacht.**)

Die schweren Schläge, welche in ununterbrochener Reihe China getroffen und namentlich nach dem Verlust von Port Arthur das chinesische Selbstvertrauen empfindlich erschüttert hatten, führten Anfangs Dezember zu den ersten Versuchen, den japanischen Sieger durch das Angebot von Friedensvorschlägen von dem entscheidenden Angriff abzuhalten. Indessen ist nicht zu verkennen, daß die Einleitung von Verhandlungen nicht lediglich von Seiten Chinas angeregt wurde, sondern in erheblichem Umfang auf die Hoffnungen und Wünsche der beiden am ostasiatischen Handel meistbetheiligten Mächte (England und Vereinigte Staaten von Nordamerika) zurückgeführt werden muß. Zwar mögen die chinesischen Machthaber zu genannter Zeit durch die Erfolge des Gegners überrascht und vor den weiteren Schritten des Siegers, welcher seine Absichten so trefflich zu verbergen wußte, ängstlich besorgt gewesen sein. In hohem Grade waren aber auch die erwähnten Mächte interessirt, denn der Krieg schädigte nicht nur täglich den Handelsverkehr, sondern rief auch die Befürchtung wach, daß ein noch weiter siegreich fortschreitendes Japan auch wirthschaftlich glänzende Ergebnisse erreichen und den Fremden einen gefährlichen Wettbewerb bereiten würde. Unter diesem Gesichtspunkt dürfte diejenige Macht, welche die Friedensvermittelung übernahm und erfolgreich durchzuführen verstand, am ehesten darauf rechnen, sich selbst in der zukünftigen Gestaltung der ostasiatischen Dinge die möglichsten Vortheile zu sichern. So sehen wir zunächst die Vereinigten Staaten in diese Rolle eintreten. Dies lag insofern nahe, als die Gesandtschaften der Union in Tokio und Peking bei Ausbruch des Krieges den Schutz der chinesischen Unterthanen in Japan und umgekehrt übernommen hatten.

Bereits am 20. November, unter dem Eindruck der unmittelbar bevor-

*) Mac Clure, Scholte von Herkunft, ehemals Kapitän einer bedeutenden englischen Rhederfirma in den ostasiatischen Gewässern, wurde bei Ausbruch des Krieges von China gewonnen und gilt durch seine Beziehungen zu hohen chinesischen Beamten als besonders einflußreich

**) Anfangs Dezember trat China mit der chilenischen Regierung wegen Ankaufs der Panzerflotte der chilenischen Republik in Verhandlung, doch war China die geforderte Summe zu hoch. Auch wäre es fraglich gewesen, ob China Angesichts der unbestrittenen Ueberlegenheit der Japaner zur See die erworbenen Fahrzeuge in die ostasiatischen Gewässer hätte überführen können.

stehenden Einnahme von Port Arthur, richtete der Gesandte der Union in Tokio, Dun, an das japanische Ministerium des Aeußeren die Anfrage, ob Japan die amerikanische Vermittelung zur Beendigung des Krieges genehm sei. Hierauf ließ der japanische Ministerpräsident Graf Ito erwidern, daß Japan zwar das Gefühl der Freundschaft, von welchem die Union beseelt sei, dankbar würdige, daß aber andererseits der Erfolg der japanischen Waffen ein so weitgehender sei, daß Japan sich berechtigt fühle, von China unmittelbare Vorschläge zur Anbahnung der Friedensverhandlungen zu verlangen. Gleichzeitig hatte auch die nordamerikanische Vertretung in Peking Anstrengungen zur Vermittelung gemacht, ohne daß sich eine Wirkung auf die Zentralregierung zeigte. Dagegen trat Li-Hung-Chang, welcher noch immer als der thatsächliche Kriegsherr gelten dürfte, in Verhandlungen ein und entsandte unter Vermittelung der beiderseitigen amerikanischen Gesandtschaften einen seiner obersten Finanzbeamten, den Zollkommissar Detring, einen geborenen Amerikaner, zur Anknüpfung der ersten Beziehungen nach Japan. Zwar blieb dieser Schritt ohne unmittelbare Wirkung, denn die japanische Regierung erkannte den Gesandten mit Recht nicht als befugten Vertreter Chinas an und die öffentliche Meinung Japans sah in der Mission eines Nichtchinesen eine Kränkung des japanischen Selbstgefühls. Aber der Gedanke an Friedensverhandlungen war gleichwohl angeregt und wirkte durch das Betreiben der auswärtigen Mächte weiter. Gleichzeitig trat hierin, zum ersten Male im Verlauf der Kriegsereignisse, die Zentralgewalt des chinesischen Reiches aus ihrer gewohnheitsmäßigen Zurückhaltung hervor. Das Ansehen Li-Hung-Chang's war begreiflicherweise in Folge der unausgesetzten Mißerfolge, welche die von ihm geleitete Kriegführung erlitten hatte, am Hof zu Peking bedenklich erschüttert worden. Zwar richteten sich die Anklagen und Beschuldigungen zunächst nur gegen einzelne Generale, welche unglücklich geführt hatten und nunmehr der Feigheit und des Verraths beschichtet und — wenigstens dem Namen nach — ihrer Stellen entsetzt wurden. Freilich liegen zuverlässige Nachrichten über die Schiebungen und Parteiungen am Hoflager zu Peking nicht vor, allein es läßt sich erkennen, daß man sich dort ernstlich bemühte, andere Faktoren an die Stelle Li-Hung-Chang's zu setzen, die das drohende Unheil abwenden sollten. Die Diktatur des Prinzen Kung, von der man viel erwartet hatte, trat überhaupt nicht in Wirksamkeit, doch scheint Ende Dezember der bisherige Vizekönig der Provinz Kiang-su, Lin-Kun-Yi, vom Hofe mit außerordentlichen Vollmachten betraut worden zu sein, um mit besserem Erfolge, als es Li-Hung-Chang bisher gelungen war, die oberste Leitung des Krieges zu übernehmen. Mitte Dezember wurden vom Tsungli-Yamen zwei außerordentliche Bevollmächtigte zur Anknüpfung der Verhandlungen mit Japan bestimmt, welche sich wiederum durch Vermittelung der beiderseitigen amerikanischen Gesandten Anfangs Januar nach Japan begeben sollten. Letzteres hat sich zur Anerkennung dieser Abgesandten ver-

standen und — wenigstens äußerlich — die Neigung zu erkennen gegeben, in Besprechungen über die Grundlagen eines etwaigen Friedens einzutreten.

Die nähere Betrachtung der im Dezember bestehenden Kriegslage hat gezeigt, daß Japan nicht daran denken kann und darf, jetzt Frieden zu schließen oder auch nur eine Waffenruhe eintreten zu lassen. Ein solches Zugeständniß würde Japan der besten Früchte seiner Kraftentfaltung und der dargebrachten großen Opfer berauben; es würde die japanischen Erfolge gerade in demjenigen Augenblicke hemmen, in welchem der Sieger im Begriff steht, das Schwert nochmals zur letzten Entscheidung zu erheben. „Was die für die nächste Zukunft beabsichtigten Unternehmungen zu Wasser und zu Lande anbetrifft," sagte im Dezember ein hochgestellter japanischer Staatsmann, „so bilden diese strengstes Geheimniß des unter dem Vorsitz des Kaisers selbst stehenden Kriegsraths. Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, daß wir — vielleicht in Folge des inzwischen eingetretenen Winters etwas langsamer — doch unaufhaltsam vorrücken werden, und die Einnahme von Peking, wo wir allein Frieden schließen können, wird nur eine Frage der Zeit sein. Ob wir über Peking hinaus unseren Feldzug ausdehnen werden, wird davon abhängen, ob die chinesische Regierung inzwischen ernstlich und aufrichtig an Friedensverhandlungen heranzutreten geneigt ist, was wir, trotz der angeblichen Ernennung eines Bevollmächtigten zunächst bezweifeln. Japan, welches den Feldzug materiell, wie finanziell noch lange Zeit sehr wohl ertragen kann, ist nicht geneigt, sich in trügerische Sicherheit wiegen zu lassen. In Aller Interesse wäre es, wenn uns die Großmächte vertrauensvoll freie Hand ließen; nur dann ist der Kampf für lange Zeit als beendigt anzusehen." Diese Worte treffen sehr bezeichnend die Stimmung des japanischen Volkes. Völlige Niederwerfung des Gegners, Friedensschluß zu Peking, möglichst selbstständige, seitens der Großmächte wenig beeinflußte Regelung der zukünftigen politischen Lage in Ostasien: das sind die Forderungen, auf welche die öffentliche Meinung Japans so ungestüm hindrängt, daß sich die Regierung ihnen keinenfalls verschließen kann.

Die Kriegslage gegen Ende 1894 gebot für die japanische Leitung unbedingte Fortsetzung der Operationen unter möglichster Geheimhaltung der Absichten. Japan besaß, wie wir dargelegt haben, völlige Freiheit des Handelns und den wesentlichen Vortheil, die Gegner auf verschiedenen Punkten überraschend angreifen zu können. Für die Fortführung der japanischen Offensive ergaben sich auf Grund der Vertheilung der Streitkräfte nach der Wegnahme von Port Arthur folgende Möglichkeiten:

1. Die II. Armee (Oyama) rückt von Port Arthur längs der Küste über Fu-tschu auf Gaiping vor, sucht in Richtung auf Niu-tschuan die Vereinigung mit der I. Armee (Nodsu), schlägt gemeinsam mit

letzterer die östlich Niu-tschuan stehenden chinesischen Kräfte und geht um den Golf von Liao-tong herum auf Schan-hai-kwan und Peking vor. Die III. Armee, welche zur Zeit bei Hiroschima zur Einschiffung bereit steht, wird bei Schan-hai-kwan oder an einem anderen Küstenpunkte ausgeschifft, um räumlich und zeitlich mit den beiden anderen Armeen zusammen gegen die im Küstengebiet von Petschili versammelten feindlichen Truppen vorzugehen.

2. Die I. Armee hält den Feind bei Niu-tschuan fest oder wirft ihn, wenn möglich, zurück. Die II. und III. Armee landen bei Schan-hai-kwan oder in dessen Nähe, um vorerwähnte Entscheidung allein herbeizuführen.
3. Die I. Armee verhält sich wie unter 2 angegeben. Die beiden anderen Armeen werden an der Nordküste von Schan-tung ausgeschifft, bemächtigen sich — was schwerlich Aufenthalt oder Verluste verursachen wird — der Befestigungen von Tschifu und Wei-hai-wei und gehen südlich um den Golf von Petschili herum über Tien-tsin auf Peking. Da vielleicht sogar Tschifu und Wei-hai-wei ganz unbeachtet bleiben dürfen, so kann die Landung, um den Landmarsch um die Hälfte zu kürzen, in die Nähe der Hwang-ho-Mündung, bezw. an die Küste zwischen diese und Taku verlegt werden.

Der alte Grundsatz, die Kräfte thunlichst zusammenzuhalten, spricht für den an erster Stelle angedeuteten Gedanken, jedoch geben die bedeutende Ausdehnung des zurückzulegenden Weges und namentlich die großen klimatischen Schwierigkeiten*) zu ernsten Bedenken Anlaß. Auch tragen die Küsten von Niu-tschuan bis Taku vom Dezember bis zum Anfang März soviel Ufer- und Treibeis, daß eine Landung größerer Massen zweifelhaft erscheint. Wenigstens sehen die Chinesen in der Strenge des ungemein gefürchteten mandschurischen Winters einen willkommenen Bundesgenossen, der ihrem Gegner ganz bedeutende, vielleicht monatelange Verzögerung auferlegt, ihnen selbst aber Zeit zur Vervollständigung ihrer Vertheidigungsanstalten gewähren wird. Die vorläufigen Erfahrungen scheinen diese Annahme zu bestätigen.

Günstiger für eine winterliche Unternehmung ist unbestritten der unter 3 entwickelte Vorschlag. Die Landungsstellen südlich von Taku sind gewöhnlich eisfrei oder bieten wenigstens keine unüberwindlichen Schwierigkeiten für Landungszwecke. Auch ist — eine Landung in der Nähe der Mündung des Hwang-ho vorausgesetzt — die Marschlinie nach Tien-tsin—Peking wesentlich kürzer als die Entfernung Niu-tschuan—Schan-hai-kwan—Peking.

Aus dem Dargestellten, zwischen welchem noch mehrfache Kombinationen denkbar sind, ergiebt sich, daß Japan seinen Feind durch Scheinbewegungen

*) Der bekannte englische Forschungsreisende Younghusband, welcher vor einigen Jahren die Küste zwischen Fu-tschu und Schan-hai-kwan besucht hat, beobachtete mehrere Wochen lang Wintertemperaturen bis zu —32° C.

der Flotte und durch fingirte Landungsversuche lange Zeit im Unklaren über die wirklichen Absichten halten kann. So führte ein Theil des japanischen Geschwaders gleich nach der Einnahme von Port Arthur ein offenbar auf Täuschung berechnetes Manöver gegen Wei-hai-wei, ein anderer Theil gegen Schan-hai-kwan und Taku aus. Thatsächlich gelang es auf die Weise, da die japanische Presse bezüglich aller militärischen Maßnahmen der strengsten Beaufsichtigung unterworfen blieb und nicht einmal Andeutungen oder Vermuthungen aussprechen durfte, die Chinesen dauernd in Ungewißheit darüber zu erhalten, wo die Hauptkräfte des Gegners eingesetzt werden würden.

Dem Anschein nach hat sich die japanische Oberleitung zu einer Operation entschlossen, welche mit dem von uns unter 1 erwähnten Entwurf zusammenfällt oder wenigstens demselben insoweit ähnlich ist, als eine Vereinigung der I. und II. Armee auf dem Landwege in Richtung auf Niu-tschuan beabsichtigt scheint.

Wir haben die I Armee am 19 November mit der rechten Flügeldivision am Mottian-Passe, mit der linken bei Ju-jang-ting verlassen. Ihr gegenüber war der genannte Paß von mehreren tausend Mandschus besetzt, während General Ma nach dem unglücklichen Kampf bei Ju-jang-ting sich vor der japanischen Division Osaki über das Gebirge nach Gaiping zurückgezogen hatte, wo er von den Truppen des Generals Sung aufgenommen wurde. Die Japaner blieben mindestens zwei Wochen noch durch die Kälte und die verschneiten Bergpfade aufgehalten in ihren Stellungen und bezweckten gleichzeitig mit dieser abwartenden Haltung, daß mittlerweile die II. Armee von Port Arthur her, welches am 22. November gefallen war, herankommen konnte. Rechnet man den 25. November als den frühesten Aufbruchstag von Port Arthur, so konnte die II. Armee, da die Marschstrecke über Kinchow und Fu-tschu nicht weniger als 300 Kilometer beträgt, nicht vor den ersten Tagen des Januar südlich Niu-tschuan eintreffen und mit der I. Armee in Verbindung treten.*)

Auf dem rechten Flügel der I. Armee blieb die Division Satsuma bei Jang-tsu-schang am Aufstieg zum Mottian Passe beobachtend stehen, da ein Vorgehen über diesen Paß auf Mukden nur zu einer Zersplitterung der Kräfte geführt hätte und, wie wir gesehen, nicht im Sinne der Oberleitung liegen konnte. Dagegen erfolgte auf dem linken japanischen Flügel eine Forbewegung über die hohe Gebirgskette zwischen Ju-jang-ting in Richtung auf Haitscheng, offenbar in der Absicht, die Chinesen soweit auf Niu-tschuan zurückzudrängen, daß die Fühlung mit der längs der Küste im Anmarsch vermutheten Armee Oyama's ohne Bedenken aufgenommen und der Feind, falls er östlich Niu-tschuan Stand hielt, zwischen zwei Feuer gebracht

*) Die Berechnung der Tagesmarschleistung mit nicht einmal 10 Kilometer muß nach den bisherigen Proben der Bewegungsfähigkeit der Japaner diesen Marsch, welcher durch bergiges, schwer gangbares Gelände führt, zu Grunde gelegt werden.

werden konnte. Haitscheng fiel am 18. Dezember nach leichtem Gefecht in die Hände der japanischen Avantgarde, dagegen kam Letztere am folgenden Tag vor einer starken durch Feldwerke verstärkten Stellung des Gegners einige Kilometer westlich Haidscheng beim Dorfe Kungnasi zum Stehen. General Sung hatte hier 11000 Mann mit 2 Feldbatterien vereinigt, auch standen ihm einige Maximgeschütze zur Verfügung. Die chinesische Stellung schloß eine Umgehung aus, so daß General Osaki seine Avantgarde (drei Bataillone) frontal entwickeln mußte. Die japanische Artillerie trat schnell und überlegen ins Gefecht und kämpfte die feindlichen Geschütze so nieder, daß die japanische Infanterie es für geboten hielt, den Sturm zu versuchen, ohne das Eingreifen des Gros abzuwarten. Der Angriff wurde durch das heftige Infanteriefeuer und durch die Wirkung der nunmehr auftretenden Maximgeschütze abgewiesen. Auch ein zweiter Versuch scheiterte, und erst als die ganze Division herangezogen war, gelang es, die Linie der chinesischen Befestigungen zu nehmen. Der japanische Verlust in diesem jedenfalls sehr hartnäckigen Treffen betrug:

todt	2 Offiziere,	52 Mann,
verwundet	12 „	356 „

Die Chinesen gingen, 1000 Todte und Verwundete auf dem Kampfplatz lassend, in voller Auflösung bis Kau-Kan, 30 km östlich Niutschuan, zurück. Hier zog Sung die Heeresabtheilung unter Ma heran und verstärkte sich durch Zuzug so sehr, daß seine Streitkräfte in den ersten Tagen des Januar fast 20000 Mann, worunter mehrere Bataillone Mandschus, betrugen. Scheinbar durfte er sich trotz seiner Niederlage vom 19. Dezember rühmen, das Vordringen der I. japanischen Armee, welche bei Haidscheng stehengeblieben war, aufgehalten zu haben. Die zunehmende Kälte und die Ungangbarkeit der tief verschneiten mandschurischen Wege sowie die Nachrichten von ernsten Unruhen im südwestlichen Korea schienen dem japanischen Siegeszug Aufenthalt zu bereiten, welcher der Organisation der um Peking sich sammelnden chinesischen Hauptmacht zu Gute kommen mußte. Allein schon machte sich in der rechten Flanke, ja selbst im Rücken der Heeresabtheilung Sung's der Anmarsch der II. japanischen Armee fühlbar und bedrohte die Chinesen in ernster Weise, vom Rückzug auf Niu-tschuan gänzlich abgeschnitten zu werden.

Anfangs Januar standen die beiden japanischen Heere in enger Fühlung von Gaiping an der Küste bis zu den Bergen des Mottian-Passes, die Chinesen in weitem Bogen umspannend.

Abgeschlossen: 11. Januar 1895.

(Fortsetzung folgt)

Versuche mit dem italienischen 6,5 mm-Gewehr gegen Pferde.

In Italien sind im November vorigen Jahres Versuche angestellt worden, die die Wirkung des dortigen kleinkalibrigen Gewehrs gegen lebende und todte Pferde zum Gegenstand hatten. Die Sachverständigen veröffentlichen in der „Rivista militare“ das Ergebniß jener Versuche. Sie wurden auf die Entfernungen von 1200, 600, 300 und 100 m ausgeführt. Gegen lebende Pferde wurde die gewöhnliche Patrone verwendet (Bleigeschoß mit Kupfernickelmantel, 10,5 g schwer, 1,95 g Ballistit); gegen todte Pferde wurden reduzirte Pulverladungen genommen und die Entfernungen vermindert, um mit Sicherheit die Theile zu treffen, die getroffen werden sollten; dabei hatten die Geschosse die Geschwindigkeit und Kraft der gewöhnlichen Patronen auf den genannten Entfernungen. Hinter den Pferden waren Scheiben aufgestellt um über den Weg derjenigen Geschosse Aufschluß zu erhalten, welche die Thierkörper durchschlagen hatten.

Die Verwundungen werden wie folgt beschrieben (wo nicht Aufschläger besonders angegeben, sind die Wunden durch direkte Treffer verursacht).

Nr. 1. 1200 m. Lebender 18 jähriger Wallach, lymphatisch, wohlgenährt, dicke Haut. Leichte Hautwunde, Einschnitt, am unteren Drittel des linken Vordermittelfußes; leicht heilbar. Aufschläger. Geschoß verloren (d. h. es hat auch auf der hinter dem Ziel aufgestellten Scheibe keine Spur hinterlassen).

Nr. 2. 1200 m. Lebender 15 jähriger Wallach, lymphatisch, wohlgenährt, gewöhnliche Haut. Wunde durch den linken Hintermittelfußknochen mit arterieller Blutung; unvollständiger Bruch des oberen Drittels des großen Mittelfußknochens und Spaltung desselben; runde Einschuß-, halbmondförmige Ausschußöffnung; heilbar. Geschoß verloren.

Nr. 3. 1200 m. Pferd wie bei Nr. 1. Leichte Hautwunde, Einschnitt, am linken Vordermittelfuß; leicht heilbar. Aufschläger. Geschoß nicht deformirt auf dem Boden vor der Scheibe gefunden.

Nr. 4. 1200 m. Pferd wie bei Nr. 2. Leichte Hautwunde, Einschnitt, am untern Drittel des rechten Vorarms; leicht heilbar. Aufschläger. Geschoß verloren.

Nr. 5. 1200 m. Pferd wie bei Nr. 2. Leichte Hautwunde an der vorderen rechten Fessel; leicht heilbar. Aufschläger. Geschoß verloren.

Nr. 6. 1200 m. Pferd wie bei Nr. 2. 2 cm lange Streifhautwunde

unter dem linken Auge; Spuren von verbranntem Haar vor der Wunde; leicht heilbar. Aufschläger. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 7. 1200 m. Lebende 26jährige Stute, mager, dünnhäutig. Wunde am Scheitel unter dem Schopf; das Geschoß schneidet in den Hinterschädel ein, dringt in den Nacken, verletzt das Nackenband und gräbt sich in das Fleisch der linken Halsseite, obere Gegend, ein; Wundkanal 30 cm lang; runde Einschußöffnung; heilbar. Geschoß nicht deformirt im Fleisch des Nackens (Nackentrapezmuskel) gefunden.

Nr. 8. 1200 m. Pferd wie bei Nr. 7. Wunde im Hinterhauptshöcker, die in die Wirbelsäule eindringt; Bruch des Atlas, Zerreißen des verlängerten Marks. Sofortiger Tod. Runde Einschußöffnung. Tödtlich. Geschoß verloren.

Nr. 9. 1200 m. Pferd wie bei Nr 7, todt. Wunde durch den Brustkorb, von der rechten unteren Rippengegend bis zur gegenüberliegenden mit unvollständigem Bruch der 7. rechten Rippe; etwa 70 cm lang; runde Einschußöffnung; unheilbar. Geschoß nicht deformirt, querliegend, unter der Haut an der linken, der Eingangsöffnung entgegengesetzten Seite gefunden.

Nr. 10. 1200 m. Pferd wie bei Nr. 9. Wunde durch den Bauch von rechts nach links in den Unterleibsgegenden, mit sofortigem Austritt von Darmflüssigkeit aus der Ausschußöffnung; tödtlich. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 11. 1200 m. Pferd wie bei Nr. 9. Wunde durch den Brustkorb, von der Gegend der rechten Schulter bis zum 4. linken Zwischenrippenraum mit Perforation des linken Schulterblattes; etwa 50 cm lang; runde Einschuß- und Ausschußöffnung; unheilbar. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 12. 1200 m. Pferd wie bei Nr. 9. Quetschung in der Mitte der vorderen rechten Hufwand mit Längsbruch des Hufbeins (indirekt); unheilbar. Geschoß verloren.

Nr. 13. 1200 m. 11jährige todte Stute; Haut gewöhnlich. Wunde durch den rechten Vordermittelfuß mit Perforation des Zehenstreckers; runde Einschuß- und Ausschußöffnung; heilbar. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 14. 1200 m. Pferd wie bei Nr. 13. Wunde durch den rechten Vordermittelfuß mit Querfurche auf der vorderen Seite des großen Mittelfußknochens; runde Einschuß- und Ausschußöffnung; heilbar. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 15. 600 m. Pferd wie bei Nr. 2. Verletzung der rechten Hüftgelenkspfanne mit Bruch des großen Umdrehers und des rechten Oberschenkelkopfes; 20 cm langer Wundkanal. Einschußöffnung an der Pfanne rund, Ausschußöffnung am Schenkel gezackt; Länge des Schußkanals im Knochen 6 cm; unheilbar. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 16. 600 m. Perd wie bei Nr. 2. 5 cm lange Streifwunde an der rechten Seite des Halsansatzes; von da ab Eindringen in die darunter befindliche vordere Schultergegend mit Perforation des Schulterblattes; Quetschungen an der 7. rechten Rippe; 35 cm langer Wundkanal; runde Einschußöffnung; heilbar. Geschoß deformirt und in zwei Theilen gefunden, an denen $^1/_2$ g des Gesammtgewichts fehlt; das eine halbe Geschoß steckt im untern Schulterblatt, das andere ist an die Rippe angedrückt.

Nr. 17. 600 m. Pferd wie bei Nr. 2. Zwei Haarseilwunden, vom selben Geschoß verursacht, nur die Weichtheile betreffend, die erste auf der rechten Seite des Rumpfes, 30 cm lang, die andere am rechten Schenkel, 15 cm lang; im Ganzen in den Geweben 45 cm; 2 runde Einschußoffnungen, 2 ovale Ausschußöffnungen; unheilbar. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 18. 600 m. Pferd wie Nr. 2. Wunde durch die Gegend des Hüftgelenks unter dem Umdreher mit Bruch des oberen Endes der entsprechenden Tibia; 8 cm lang; runde Einschuß-, unregelmäßige Ausschußöffnung im Bein, äußere Seite; unheilbar. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 19. 600 m. Pferd wie bei Nr. 2. Wunde in der Brust, unten links in den Brustkorb gehend; das Geschoß durchdringt das linke Herzohr, von da das Zwerchfell, großen Bluterguß durch den Brustkorb hervorrufend, und tritt in die Bauchhöhle; es kommt in der Mammillarlinie bei der rechten Leiste heraus; Wundkanal 1,60 m lang; runde Einschuß- und Ausschußöffnung; tödtlich. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 20. 600 m. Pferd wie bei Nr. 13. Wunde am rechten Vorarm. Schuß gegen den unbedeckten (blospräparirten) Radius. Das Geschoß durchdringt die Diaphyse im mittleren Drittel, geht in die Markhöhle des Knochens, zerstört das Mark und zerstückelt sich an der entgegengesetzten Knochenwand, die zerschmettert wird; unheilbar. Das Geschoß wird in Stücken in der Wunde gefunden.

Nr. 21. 600 m. Pferd wie bei Nr. 13. Wunde durch den linken Vordermittelfuß mit Durchschlagung der Diaphyse des großen Vordermittelfußknochens am untern Drittel; runde Einschuß-, unregelmäßige Ausschußöffnung; unheilbar. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel und wird nicht deformirt in einem Tannenholz gefunden.

Nr. 22. 600 m. Pferd wie bei Nr. 9. Kaum wahrnehmbare Wunde in der Mitte der Hufwand; sie geht durch den rechten Hinterhuf, durch das Hufbein und die Sohle; Einschußöffnung an der Hufwand und Ausschußöffnung an der Sohle rund; unheilbar. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 23. 300 m. Pferd wie bei Nr. 1. Wunde über dem rechten

Orbitalrand, die den rechten Stirnknochen durchschlägt und in die Schädelhöhle geht; runde Einschußöffnung; sofortiger Tod.

Nr. 24. 300 m. Voriges Pferd, todt. Wunde an der rechten Schulter, durch den Brustkorb, vom rechten Schulterblatt bis zum linken mit Perforation des ersteren und unvollständigem Bruch des letzteren; runde Einschuß-, halbmondförmige Ausschußöffnung; unheilbar. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 25. 300 m. Pferd wie bei Nr. 9. Wunde durch das Becken, vom rechten Darmbein bis zum linken Oberschenkel mit unvollständigem Bruch des rechten äußeren Darmbeinhöckers, Zerschmetterung des linken Schenkels durch das Zerspringen des Geschosses in der Markhöhle; etwa 75 cm langer Wundkanal; runde Einschußöffnung; unheilbar. Geschoß zertheilt und theilweise in die Fleischtheile in der Umgebung des linken Schenkels eingedrungen, der Rest in Stückchen im Markkanal.

Nr. 26. 300 m Pferd wie bei Nr. 1, todt. Haarseilwunden durch die Wände zweier Hufe, die hinter einander gelegen waren; Knochen nicht verletzt; im ersten Huf bemerkt man einen schiefen Schußkanal unter der Haut, vom Kronenwulst an beginnend, entsprechend der Matrix, 2 cm lang zum äußeren Hufknorpel hin; das Geschoß durchschlägt die Wand des zweiten Hufes und verursacht dort eine zweite röhrenartige Wunde, der ersten ähnlich; 2 runde Einschuß- und 2 runde Ausschußöffnungen; unheilbar. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 27. 300 m. Pferd wie bei Nr. 7, todt. Kaum wahrnehmbare Wunde durch einen Hinterhuf mit Perforation des Hufbeins und der Sohle; runde Einschuß- und Ausschußöffnung; unheilbar. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 28. 300 m. Pferd wie bei Nr. 13. Kaum wahrnehmbare Wunde durch den rechten Vorderhuf vom Kronenwulst außen rechts zur Matrix, 3 cm lang; das Geschoß durchschlägt das Hufbein und kommt an der Sohle heraus, 1 cm seitlich von der innern Strahlfurche; sehr kleine Einschuß- und Ausschußöffnung; unheilbar. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 29. 300 m. Pferd wie bei Nr. 13. Kaum wahrnehmbare Wunde, 4 cm vom Kronenwulst an der äußeren Seitenwand; das Geschoß geht seitlich von der Spitze des Strahls aus der Sohle, an der untern Fläche des Hufbeins vorgleitend, ohne es zu verletzten; sehr kleine Einschuß- und Ausschußöffnung; heilbar. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 30. 100 m. Pferd wie bei Nr. 13, lebend. Wunde der Länge nach durch den Rumpf vom linken Hinterschenkel der linken Brustseite entlang; Zeichen von Kollaps; 1,25 m langer Wundkanal; runde Eingangsöffnung; unheilbar. Geschoß nicht deformirt unter der Haut des linken Brustkastens in Höhe des Ellbogengelenks gefunden.

Nr. 31. 100 m. Pferd wie bei Nr. 30. Wunde diagonal durch den

Rumpf von der rechten Hinterbacke bis zur linken Seite zwischen der 6. und 7. Rippe, mit sofortigem Verlust von Darmflüssigkeit; schwere Verletzungen der Eingeweide; Heraustreten des Mastdarms; Schweißausbruch auf der linken Halsseite; 1,10 cm langer Wundkanal; tödtlich. Geschoß nicht deformirt unter der Haut querliegend im 6. Rippenzwischenraum, mittlere Seitengegend, gefunden.

Nr. 32. 100 m. Pferd wie bei Nr. 30. Wunde durch den rechten Hintermittelfuß in seiner Mitte, mit Perforation des großen Mittelfußknochens. Weitere Wunde vom gleichen Geschoß durch den linken Hintermittelfuß; das Geschoß durchschlägt auch den linken großen Mittelfußknochen, zerstört das Knochenmark, zertrümmert diesen Knochen und zersplittert sich; runde Einschuß- und Ausschußöffnung im rechten Hintermittelfuß, runde Einschußöffnung im linken Hintermittelfuß; unheilbar. Das Geschoß wird in Stücken in der Markhöhlung des linken Mittelfußes gefunden.

Nr. 33. 100 m. Pferd wie bei Nr. 30. Wunde durch den Schädel unter dem rechten Auge bis zur Basis des linken Ohrs; innere Blutung; sofortiger Tod; runde Einschuß- und Ausschußöffnung. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Nr. 34. 100 m. Pferd wie bei Nr. 13. Wunde durch den Brustkorb von der rechten zur linken Schulter mit Perforation der Dornfortsätze an den Brustwirbeln zwischen den Schulterblättern; innere Blutung an Lungenverletzungen; runde Einschuß-, halbmondförmige Ausschußöffnung; unheilbar. Geschoß durchschlägt die Scheibe hinter dem Ziel.

Die Sachverständigen begleiten die aufgeführten Thatsachen mit folgenden Bemerkungen.

Die Geschoßwirkung war insofern überraschend, als bei den getroffenen Thieren häufig lebhafte Schmerzäußerungen fehlten. Der Sitz der Wunde wurde öfters durch andere Anzeichen als die des Schmerzes offenbar und einzelne Wunden konnten nicht einmal sofort, sondern erst bei späterer Untersuchung gefunden werden.

Die Einschußöffnung war bei direkten Schußwunden immer rund und von geringerem Durchmesser als das Geschoß, also sehr klein, so daß es schwer war, sie, wenn sie bei der Untersuchung der tieferen Theile einen Augenblick außer Acht gelassen war, wieder aufzufinden. Die Ausschußöffnung war gewöhnlich der Einschußöffnung gleich, aber mit unregelmäßigen und leicht ausgebogenen Rändern, manchmal auch halbmondförmig.

Gewöhnlich zeigte sich in den Weichtheilen, im Zellgewebe, Fett, Muskeln oder Fleisch der Wundkanal mit geringem Verlust an Gewebe, gradlinig und manchmal dolchstichartig, so eng, daß die Spur verloren ging, wenn sie nicht wieder aus charakteristischen und andauernden Blutungen, aus Echymosen und sogar apoplektischen Herden sich hätte auffinden lassen.

Ueberraschend war die Eigenschaft der Sehnen, das Geschoß abzulenken,

die besonders den Faszien eigen war. Ein klares Beispiel dafür giebt Wunde Nr. 7, wo die Kugel sich einen richtigen Tunnel grub unter dem Mähnenansatz durch und dann durch das mächtige Nackenband gezwungen wurde, nach unten abzuweichen. Dabei wurden in diesen sehnigen Geweben kerbenartige Einschnitte, leichte Zerreißungen beobachtet, aber nur — bei Nr. 13 — eine Perforation und nie bedeutende Zerreißungen.

Mehreremale ergab sich das Vorhandensein einer Wunde nur dadurch, daß Blut daraus tropfte, ohne irgend ein anderes Zeichen lokaler oder allgemeiner Art; nur einmal — bei Wunde Nr. 2 — durch eine Arterienblutung und einen Blutstrom, dessen Ursache eine durchschlagene Arterie war, letztere — was wohl zu merken — von untergeordneter Bedeutung. Diese Thatsache, im Verein mit beträchtlichen Entleerungen aus inneren Höhlen, außerdem mit dem blutigen Charakter der Wunden in Weichtheilen, der der Mehrheit der Wunden gemeinsam ist, führte zur Annahme, daß das neue Geschoß an Stelle der Tendenz zum Quetschen und unvollständigen Zerreißen der Gefäße, Arterien und Venen (was früher sehr schätzbare Eigenschaften waren, weil sie das sofortige Aufhören der Blutung und das Gerinnen des Blutes in der Wunde begünstigten) vielmehr glattes Durchschneiden der Blutgefäße mit sich bringt.

In den Knochen wurden Verletzungen verschiedenen Grades, verschiedener Form und Art beobachtet: Perforationen, Zersplitterungen, Quetschungen Spaltungen, einfache und komplizirte Brüche, sowohl bei schwammigen als bei festen Knochen, ohne daß die Untersuchung dieser Knochen zu besonderen neuen Urtheilen oder Vermuthungen geführt hätte.

Das Schlußurtheil, zu dem die italienischen Sachverständigen gelangen, lautet dahin, daß sie bei dem jetzigen italienischen Gewehr eine weit größere Durchschlagskraft gefunden als bei allen früheren Modellen; auch auf der Entfernung von 1200 m lagen die Löcher, die die Geschosse durch die hinter den Zielen aufgestellten Scheiben schlugen, in der gleichen Höhe, wie in den Zielen selbst. In den Fällen, wo das Geschoß im Körper gefunden wurde, war es immer auf eine Reihe besonders starker Hindernisse getroffen.

Während die meisten der bisherigen Versuche die Grenze der „Explosivzone“ bei etwa 400 m ergeben hatten, wollen die italienischen Fachmänner diesen hydrostatischen Druck auch auf größere Entfernungen wahrgenommen haben*). Unter der explosiven und hydrostatischen Wirkung der Geschosse ist bekanntlich die Wirkung zu verstehen, die das Geschoß durch die Geschwindigkeit, mit der es eindringt, ausübt, in deren Folge es den zunächst getroffenen Weichtheilen und Flüssigkeiten nicht mehr möglich ist,

*) Es wäre gut, wenn diese größeren Entfernungen angegeben wären. Anmerkung des Uebersetzers.

auszuweichen. (Die Mündungsgeschwindigkeit des italienischen Gewehrs beträgt ca. 710 m.)

Deformation des Geschosses findet nur beim Aufschlagen auf sehr beträchtlichen Widerstand statt.

Weiter ergaben die italienischen Versuche, daß Pferde, die auch auf größere Entfernungen als 500 m getroffen werden, sofort außer Gefecht gesetzt sind; die bisherige bezügliche Schußweite wurde zu 500 m angenommen.

Die Zahl der Verwundungen wird in Folge der Möglichkeit, daß ein Geschoß mehrere Körper durchschlägt, in zukünftigen Kriegen zunehmen. Die Annahme, daß die durch die kleinkalibrigen Mantelgeschosse verursachten Wunden im Allgemeinen wegen der seltener vorkommenden Geschoßdeformirung, weil die Geschosse meist nicht stecken bleiben, weniger quetschend, geradliniger ausfallen und deshalb leichter heilbar sein werden, als die durch die früheren Bleigeschosse hervorgerufenen, können die italienischen Sachverständigen nicht theilen. Im Gegentheil: Die Zahl und Schwere der Knochenverletzungen, die glatte Durchschneidung der Blutgefäße, die das sofortige Verbluten begünstigt, die Tendenz zu Blutaustritten in die getroffenen Weichtheile, sprechen für die Annahme, daß die Wunden der Zukunft nicht weniger gefährlich sein werden, als die der Vergangenheit. Natürlich sind bei diesem Urtheil die Fortschritte des Heilwesens auf dem Schlachtfeld unberücksichtigt gelassen und ist nur die Waffenwirkung in Betracht gezogen.

Im Ganzen ist das italienische Gewehr 91 völlig geeignet, auf alle Entfernungen bis 1200 m genügende Wirkung hervorzubringen, und auch auf alle vom Visir noch weiter bezeichneten Entfernungen (bis 2000 m) läßt sich dieser Effekt erwarten. 145.

Strategisch-taktische Aufgaben.

III.*)

Es waren unter bestimmten, einengenden Gesichtspunkten nach der Generalstabskarte, Sektion „Friedland**) in Westpreußen", die Aufgaben für die Hauptleute A. und B. zu entwerfen.

Ohne Frage ist es sehr schwierig für den mit Anordnung und Leitung der Uebung beauftragten Oberstlieutenant P., die beiden Parteien mit kurzen Worten in eine kriegsmäßige Lage bei dem etwas abseits der großen Verkehrswege befindlichen Hammerstein zu versetzen und zum Schlagen auf einer ganz bestimmten und räumlich ziemlich eng begrenzten Stelle zu veranlassen, ohne durch die Fassung der Aufgabe selbst sie geradezu hinzuweisen, nach dieser bewußten Stelle hinzumarschiren. Denn das Lehrreiche, Gewinnbringende bei diesen Uebungen besteht ja eben darin, daß die Führer der Parteien nicht einen bestimmten Auftrag auszuführen haben, sondern daß sie selbst aus mehreren Möglichkeiten und Mitteln der Ausführung mit Verantwortung das nach ihrer Ansicht Beste auswählen sollen; sie haben die Wahl, also auch die Qual — und die sollen sie haben!

Jede Aufgabe mithin, die solche Ueberlegung des Führers durch bestimmten Auftrag überflüssig oder unmöglich macht, verfehlt schon in dem wesentlichsten Punkte ihren Zweck. Freiheit des Handelns sei zunächst gewährleistet.

Nun giebt es einen „Lückenbüßer", — so eine Art Universalaufgabe, die man unschwer auf alle Gebiete verlegen kann, — nur schade, daß sie nicht kriegsgemäß ist! Wir meinen die „famosen" Fouragirungen, oder, wie es heutzutage nach der Felddienst-Ordnung heißt: „Beitreibungen". Durch diese kann man die Vertheidigung jedes Dorfes in dessen Nähe veranlassen — nach allen Himmelsrichtungen — und ebenso den Angriff entfesseln. Aber ich möchte wissen, wieviel ernstliche Gefechte, bei denen man sich hartnäckig schlägt und nachhaltig angreift, um solcher Beitreibungen willen wohl in unsern beiden großen letzten Kriegen sich abgespielt haben! Man kann als Regel ohne Weiteres annehmen, daß man um einiger Stücke Vieh und einiger Zentner Hafer und Lebensmittel wegen weder in der Vertheidigung, noch im Angriff Hunderte von Leuten opfert: der Einsatz ist

*) Siehe Januar-Heft 1895 der „Neuen Militärischen Blätter".

**) Wir weisen ausdrücklich auf Felddienst-Ordnung Ziffer 76 hin, wonach „Ortsnamen zweckmäßig mit lateinischen Buchstaben geschrieben" werden; für den Druck ist dies unbequem.

bedeutend zu hoch — — und hat man energische Führer, so kann man schon im Frieden bei derartigen Uebungen erleben, daß sie Beide — nicht anbeißen, weil sie die Nothwendigkeit eines Gefechtes aus solchem Grunde in Abrede stellen. Möglich, daß bei dem Zukunftskrieg der Massenheere der Hunger sich anders fühlbar und den Kampf um Lebensmittel häufiger machen wird, — möglich, aber nicht wahrscheinlich!

Also wir meinen, daß solche „Beitreibungsaufgaben" auf Ausnahmefälle beschränkt werden sollten — und werden uns deren enthalten. Sie entbehren jeglichen Reizes, jeglicher Abwechselung, sie entbehren des Geistes! — —

Oberstlieutenant P. hatte nunmehr die Uebung so anzulegen, daß sie — des Reisemarsches der Husaren halber — einen nicht zu frühen Aufbruch bedingte (Feldd.-Ordn. Ziffer 234) und der „großen, trockenen Hitze" halber auch keinen zu späten; daß sie die feindlichen Abtheilungen etwa zwischen Hansfelde und Gotzkau aneinander brächte und die beiden Reiterzüge nicht allzuweit aus ihrer Marschrichtung, nach Kramsk und Stolzenfelde abdrängte.

Es entstand folgende

Aufgabe für die Nord-Abtheilung:

Im Vormarsche gegen ein schwaches, bei Hammerstein in der Versammlung begriffenes und über die Pommersche Zentral-Bahn verfügendes Süd-Detachement ist in Feindesland von Prechlau*) her ein Nord-Detachement in der Nacht vom 13./14. August bei Stegers eingetroffen und hat seine Avantgarde (Annahme) bis Brenzig, eine linke Seiten-Abtheilung (Hauptmann B.) bis Gotzkau vorgeschoben.

Auf die Meldung eines (zuverlässigen) Agenten hin, daß im Laufe des 14. August Vormittags größere Munitionstransporte von Bischofswalde bezw. Preußisch-Friedland her in Hammerstein erwartet würden, wird die linke Seiten-Abtheilung mit dem Auftrage entsendet, die feindliche Bahn- und Chaussee-Verbindung [bei Hansfelde] schleunigst zu unterbrechen. Die Avantgarde des Süd-Detachements wird um 9²⁰ V. von Brenzig auf der Chaussee gegen Hammerstein vorrücken (Annahme).

Sammelplatz: am Wegeknoten in Gotzkau (um 8¹⁰ V.).

Truppen: 1., 2. und 3. Kompagnie Regts. 146.

1 Zug Hus.-Regts. Nr. 19.

Beginn der Uebung: um 8³⁰ V.

Bemerkung: Gelbe Flaggen (nebst 2 Begleitern) markiren (im Halten oder in der Bewegung) den ersten, mittelsten bezw. letzten Wagen eines Munitions-Transportes bezw. -Zuges.

gez. P.

Oberstlieutenant und etatsmäßiger Stabsoffizier.

*) Liegt 15 km nordöstlich Gotzkau an der Chaussee.

Einige Bemerkungen seien dieser Aufgabe noch hinzugefügt.

Man gewöhne sich und seine Untergebenen an Kürze des Ausdrucks, wobei jedes einzelne Wort gelesen und beachtet sein will.

Wenn das Nord-Detachement erst in der Nacht in Brenzig-Gotzkau mit seinen Spitzen eingetroffen ist, dann begreift man, daß der Weitermarsch am nächsten Vormittag bis nach 9 Uhr verschoben ist. Man begreift auch, daß „in Feindesland" die Nachrichten über den Gegner nicht ganz zuverlässig sind, daß im letzten Augenblick noch das angeblich „schwache" Süd-Detachement erhebliche Verstärkungen erhalten bezw. ganz abgezogen sein kann. Die in der Nacht ausgestellten Vorposten werden höchstens noch feststellen können, ob der Feind noch bei Hammerstein steht. Nun ist in der Aufgabe der Agent mit seiner desfallsigen Einzelmeldung als „zuverlässig" bezeichnet; der betreffende Führer wird also zunächst und solange berechtigt sein, diese Meldung als richtig anzusehen, bis sie sich im Laufe der Uebung ihm als thatsächlich unrichtig erweist.

Also der Kommandeur des Nord-Detaments hat nach dem Wortlaut der Aufgabe das Recht und die Pflicht energischen Vorgehens und Hineinstoßens in den schwachen, erst sich sammelnden Gegner; er kann für den 14. August Vormittags getrost seine linke Seitenabtheilung etwas weiter hinwegsenden und versuchen, dem Gegner die für denselben jedenfalls sehr werthvollen Transporte von Osten her abzuschneiden.

Somit haben wir glücklich die kleine Abtheilung des Hauptmann B., die — ohne den Zusammenhang und die Abhängigkeit mit und von ihrem Detachement völlig zu lösen —, doch für Ausführung ihres besonderen Auftrags zunächst unbedingte Freiheit und Selbstständigkeit hat, also gerade das, was eine derartige Uebung bezweckt.

Hauptmann B. kann etwas wagen; wieviel er wirklich wagen wird, hängt von seiner größeren oder geringeren „Schneidigkeit" und Urtheilsschärfe ab. Er kann noch mehr Wege vom Knotenpunkte in Gotzkau einschlagen, als Herkules bei seiner Erprobung. Er kann über Loosen-Ruthenberg die Chaussee und Bahn erreichen, oder über Gegleufelde direkt, oder über Grünhof-Geglenfelde, oder über Grünhof-Hansfelde. Je weiter östlich er blieb, desto weniger brauchte er eine Bedrohung von Hammerstein aus zu fürchten, desto länger aber war sein Marsch, desto später erreichte er die Bahn, desto weiter entfernte er sich von seinem Detachement, dessen linke Flanke zu decken er ja doch, soweit möglich, noch beauftragt war. An sich am günstigsten schien, zu einer Unterbrechung der Bahn (siehe Feld-Ordre Ziffer 380) die Stelle südwestlich der Ziegelei Hansfelde, wo der scharf eingeschnittene Graben, — oder noch besser die Bahndammstrecke am Schnittpunkt des Weges Hansfelde-Falkenwalde, zu sein. Dort liefen auch Chaussee und Bahn einander so nahe, daß man die Sperrpunkte ohne Schwierigkeit unter hinreichender Bewachung halten konnte. Ueberdies trat man beim Vorrücken

des Detachements von Brenzig auf Hammerstein mit diesem wieder in Fühlung! — Außerdem: in Hansfelde findet sich gewiß Handwerksmaterial! —

Also: etwas gewagt, — aber keineswegs leichtsinnig, — scheint uns der Entschluß des Hauptmanns B. von Gotzkau über Grünhof nach Hausfelde zu marschiren und dort Bahn und Chaussee zu sperren!

Es ergibt sich also, daß der oben bei der Aufgabe in eckige Klammern geschlossene Zusatz „bei Hansfelde", — wenn er eben in der Aufgabe steht, dem Hauptmann B. den schwersten und lehrreichsten Theil, die Erwägung der Umstände und Fassung des Entschlusses, hinwegnimmt und ihm einen ganz bestimmten Auftrag zuweist, daß also die eingeklammerten Worte unter allen Umständen fortbleiben müssen! — —

Zu entwerfen ist nunmehr die Gegenaufgabe für den Hauptmann A. —

127.

Berichtigung. Auf Seite 502, Zeile 20 von oben, im Dezember-Heft 1894 der „Neuen Militärischen Blätter" ist zu lesen: „einzig richtige" statt „ganz richtige".

Korrespondenz.

Frankreich.

Gegenwärtig — um die Jahreswende — hält die „Spionage" das französische Volk wieder einmal in sich steigernder, fieberhafter Aufregung. Eine bedeutende Verschärfung der in Betracht kommenden Gesetze hat alle Aussicht angenommen zu werden. Die thörichte „allgemeine Stimme" hängt den Hauptmann Dreyfuß mit seinem Landesverrath, trotz aller offiziellen Einsprache, an die Rockschöße der deutschen Botschaft in Paris. Kein Wunder, daß solche Meinung unter den kindlich-gläubigen Franzosen festen Boden faßt; wird doch in den Zeitungen systematisch nach dieser Richtung hin gearbeitet!

Eine hübsche Probe der Art bietet ein kleiner Artikel in der „France militaire", der niedlich herausgeputzt ist: er schmeichelt sich ein in das Verständniß der Menge — und er steht ja in einem militärischen Fachblatte, also muß er richtig sein! Der Artikel lautet:

„Einer unserer Freunde, der aus Deutschland zurückkehrt, sagte uns

gestern: Bei unseren Feinden (!) hat uns eine Sache besonders in Erstaunen gesetzt, nämlich die Sorgfalt, mit der sie die geringfügigsten Kleinigkeiten der Mobilmachung im Voraus regeln. Ein Beispiel: In Deutschland werden bei der Mobilmachung die Gestellungsordres in den Gemeinden durch die Briefträger ausgetragen (sic!). In Frankreich liegt diese Aufgabe den Gendarmen ob. Zunächst ist es an sich wenig logisch, statt des wohlgeschulen Postpersonals die Gendarmen zu verwenden, die größtentheils der genauen Lokalkenntniß entbehren.

Aber in Frankreich hat die Sache noch eine ganz besondere Bedeutung. In den Grenzgebieten herrscht ein Ueberfluß an Spionen. Die verdächtigen Leute sitzen in gewissen Orten, sie sind bekannt und werden überwacht. Im entscheidenden Augenblick wird die erste Sorge der Obrigkeiten sein, sie in's Innere zu spediren oder hinauszujagen. Wer soll dieses nützliche Werk besorgen, wenn die Gendarmen anderweitig beschäftigt sind; denn es ist kein Augenblick zu verlieren! Es giebt wichtige Dörfer, in denen an 50 bis 60 Verdächtige wohnen. Ich kenne einen verloren Winkel an einem großen Flusse. Das ist ein strategisch wichtiger Punkt; dort vereinigen sich zwei Bahnlinien am Eingang eines großen Viaduktes, dessen einer Pfeiler auf einer kleinen mit Eichen bestandenen Insel ruht. Auf dieser Insel ein einziger Bewohner, der angeblich Handel mit Korken treibt. Nun, er hat während seines Lebens niemals zehn Korken verkauft! Wovon lebt er? Niemand weiß es!

Dieser Bursche da ist offenbar mit einem ganz bestimmten Auftrage betraut: den Pfeiler zu sprengen, die Brücke zu zerstören und so in beträchtlichem Maße die Mobilmachung zu verzögern. Man knirscht bei dem Gedanken daran, was eintreten würde, wenn die Bahnlinie an diesem Punkte unterbrochen würde. Ungeheure Herstellungsarbeiten würden nöthig werden. Nun und dieses Unheil kann durch einen einzigen Menschen in wenigen Minuten herbeigeführt werden. Hat man an solche Möglichkeit gedacht? Ja, ganz sicher! Die fragliche Person, die seit langer Zeit dort wohnt und keineswegs daran denkt, fortzuziehen, ist unseren Gendarmen verdächtig, die ihr bei der ersten Gelegenheit an den Kragen wollen. Aber wenn besagte Gendarmen verwendet werden zum Austragen von Mobilmachungsordres, dann ist es höchst wahrscheinlich, daß sie thatsächlich nicht die Zeit haben werden, den in Rede stehenden Biedermann festzunehmen.

Ich führe nur dieses eine Beispiel an, ich könnte bei meiner Kenntniß der Grenzgegend zehn andere nennen. Unsere Gendarmen sind äußerst rührig, gewissenhaft, wachsam. Aber wenn sie im entscheidenden Augenblick durch Nebendinge beschäftigt werden? Da ist kurz die Entscheidung zu treffen: die Mobilmachungs-Gestellungsbefehle werden durch die Postboten ausgetragen — wie in Deutschland!" —

Nun, lassen wir den französischen Berichterstatter bei seinem Glauben an den deutschen Briefträger! —

Uebrigens theilen die Italiener getreulich den Haß der Franzosen gegen die Deutschen. Dasselbe militärische Blatt, dem wir das Vorstehende entnehmen, sprach seinerzeit in dem leitenden Artikel aus, daß selbstredend und naturgemäß der Mörder Carnot's nur ein Italiener sein konnte!

Es berührt im höchsten Maße angenehm die im Allgemeinen vornehme Sprache des Blattes „Avenir militaire", unter dessen Spalten man noch das Wehen der Ueberbleibsel des alten chevaleresken französischen Offizierssinnes verspürt! Dieses Blatt soll uns daher auch als Quelle dienen für möglichst ehrliche und unparteiische Urtheile über die letzten Armeemanöver vom Herbst 1894: Ortschaften, in denen mehrere Truppentheile Unterkunft finden sollten, sind mehrfach nicht im Voraus von den Generalstabsoffizieren vertheilt worden; und doch war dies oder im gegebenen Falle die Anwesenheit eines Repräsentanten der hohen Behörden um so mehr nöthig, als die Ortsunterkünfte sehr beengt und von Hülfsmitteln abgeschnitten waren, wie fast immer! Das Beziehen der Kantonnements seitens der Führer trug demnach oft den Charakter eines Kirchthurmrennens. Es kam darauf an, wer der erste war — und natürlich siegte die Kavallerie bei diesem neuartigen Rennen. Natürlich nahmen die Reiterei und die Artillerie die Schlösser und schönen Landhäuser außerhalb der Ortschaften in Besitz!

Außerdem mangelte es zuweilen in der Zutheilung der Ortschaften an der nöthigen Genauigkeit der Stäbe! So erschienen z. B. am Abend nach 10 Uhr noch Truppen in Chateaudun, weil die ihnen zugewiesenen Kantonnements schon von anderen Truppen besetzt waren. Solche Dinge mußten durch größere Sorgsamkeit im Kleinen seitens der höheren Stäbe vermieden werden!

Der Dienst „hinter der Armee" war vortrefflich angelegt und ausgeführt, die Intendantur auf der Höhe der Situation, wie es General Gallifet als Leiter, der sich gerade dieser Sache sehr annahm, auch anerkannt hat.

Was die Uebermittelung der Befehle anbetrifft, so muß man „mehrere Löcher zurückstecken". Selten erhielten die Regimenter die Befehle vor Mitternacht. Das wäre angesichts der Telegraphen, der berittenen Ordonnanzen und der Radfahrer schwer zu verstehen, wenn man nicht wüßte, wie die Dinge in unseren Stäben verlaufen. Bei jedem Stabe (von der Armee bis zum Regiment sind drei Zwischeninstanzen) werden die Befehle gelesen und nochmals gelesen, im Ganzen und in den Einzelheiten. Jeder will sie genau erfassen. Es folgt die Ausarbeitung; aber wie wenn das Mißtrauen gegen die Untergebenen Regel wäre, bemüht sich jeder Kommandeur, seinen unterstehenden Führern genaue Verhaltungsmaßregeln vorzuschreiben. Daher der Zeitverlust, die aber- und nochmaligen Wiederholungen, welche die Befehle verlängern und sie oft unklar machen, während sie sie klar machen wollen! Es mag als Beispiel ein Regiment dienen, das mit seiner

Division und Brigade zusammen im Quartier lag und die Befehle erst um 11¼ Uhr Abends empfing, welche die Division schon um 8 Uhr erhalten hatte. Es ist überflüssig, mitzutheilen, um welche Stunde am Morgen die Bataillonskommandeure Kenntniß erhielten. Man würde es uns nicht glauben!

Alles das — einmal, weil die Vorgesetzten kein Vertrauen zu ihren Untergebenen haben, dann, weil die Stäbe es nicht verstehen, in einen allgemeinen Befehl zu fassen, was sofort bekannt zu machen ist und was bis zum nächsten Tage Zeit hat. Was müssen die Regimenter so schnell wie möglich erfahren, damit Führer und Truppen in Frieden ruhen können? Das sind: 1) die Aufbruchsstunde vom Sammelplatz; 2) der Abmarsch der Bagage. Alles Andere kann und muß verschoben werden bis zum folgenden Tage, auf dem Felde, dort, wo die Oberführer zusammentreffen, während die Truppen ruhen oder marschiren. Ein Uebermaß an Befehlen und Mißtrauen oder Mangel an Vertrauen gegenüber den Untergebenen, das sind Fehler, von denen die Generale und deren Stäbe sich frei machen müssen, denn das ist eine Ursache zur völligen Erschöpfung der Truppe, — worüber sie sich wahrscheinlich keine Rechenschaft ablegen.

Auch das unter Leitung des General Saussier bei Paris stattgehabte Festungsmanöver hat den Beweis geliefert, daß die Franzosen noch immer bedenkliche Lücken in ihrer Heeresausbildung aufweisen: besonders Mangel an Selbstthätigkeit der Unterführer, Mangel an technischem Können der Festungsartillerie und des Genies, — welche beiden Spezialwaffen sich als einander spinnefeind erwiesen und benahmen; es fehlte ihnen nicht mehr als Alles: „doctrine, méthode, direction, approvisionnements!“ —

Aber was schadet das, da der „interviewte“ General Lewal erklärt hat: „Die französische Armee ist gegenwärtig die am besten disziplinirte, da sie die besten Offiziere besitzt!“ — Und dann der Stolz (!), mit dem man auf die russischen Waffenbrüder hinweist! Da ist der „France militaire“ das Glück zu Theil geworden, einen russischen Gardeoffizier zu sprechen. . . Man weiß ja, daß solche im Cercle militaire zu Paris viel verkehren. „Ist das nicht ganz natürlich? Bilden sie nicht, wie wir, einen Theil eines einzigen Heeres, des französisch-russischen Heeres?“ —

Also: das französische Schweifwedeln vor dem russischen „Bruder“ wird ungeschwächt fortgesetzt!

Ja, — und dann kommen doch wieder Zweifel, ob man wirklich so **archiprêt** zum neuen Waffengange ist!

Da bringt die „France militaire“ eine sehr lehrreiche, — auch für manche andere Armee lehrreiche Betrachtung über „Surmenage et agitation“, das nervöse Ueberhasten und Ueberarbeiten im Truppendienst. Seit etwa 10 Jahren hat sich die Zahl der Fälle von Irrsinn in der Armee auf das Doppelte gehoben, — die Selbstmorde nehmen beträchtlich zu!

Und die Ursachen dieser betrübenden Erscheinungen!?

Man will Frankreich stark, seine Armee vorzüglich machen. Gut — aber man bemißt die Anstrengungen, die man den Truppen zumuthet, vielfach zu hoch, — trotzdem gewisse Vorschriften dies verbieten. Aber nichts wehrt der geistigen und moralischen Ueberarbeitung. Die Kommandeure, anstatt die Ausbildung mit Ruhe und planmäßig zu betreiben, sind oft von einem an Ueberreizung grenzenden Eifer erfüllt. Unter dem Vorgeben, die Leute am Einschlafen zu verhindern, hält man sie ununterbrochen und in fieberhafter Weise wach. Die höheren Behörden mischen sich darein unvermittelt, in unvorhergesehenen Formen, unter mannigfaltigen und oft sich widersprechenden Gesichtspunkten. Das oben gegebene Beispiel wird nach unten hin befolgt — und die Befehlshaber, die so verfahren erwerben vielfach den billigen Ruhm besonderer Tüchtigkeit. Und doch ist ihr Verhalten ein äußerst gefährliches. Man muß bedenken, daß die Truppenführung in den Zukunftskriegen immer mehr ein Werk der Genauigkeit und Methode sein muß, das Alles ausschließt, was Ueberhastung, fieberhaft und schlecht erwogene Eingebung und Erfindung ist." . . .

Vom Seine-Departement ist ein Metzger verurtheilt, — wie vor ihm hundert andere, — weil er der Truppenmenage verdorbenes Fleisch geliefert hat. Dagegen werden durchgreifende Maßregeln des Kriegsministers Mercier verlangt, wie er solche auch vor einem halben Jahre in Aussicht gestellt hat. „L'Avenir militaire" sagt: „Der General Mercier sät die Perlen seiner Beredsamkeit in alle Winde; das ist sehr schön; aber die geringste Schutzmaßregel gegen schlechte Fleischlieferung wäre besser — und mehr werth. Die Aufgabe des Soldaten ist, sich tödten zu lassen — wie jüngst General Mercier erinnert hat, — aber es scheint doch nicht, daß es auch seine Aufgabe sei, sich vergiften zu lassen.

Das nächste Mal gehen wir (im Geiste!) nach Madagaskar. 8.

Spanien.

Nach einem königlichen Dekret wird die Organisation und Stärke des Heeres für das Jahr 1895/96 die folgende sein.

Infanterie. 56 Linien-Regimenter, 20 Jäger-Bataillone, 4 Regional-Regimenter in Afrika, 1 Disziplinar-Bataillon in Melilla, 2 Regionalregimenter auf den Canarischen Inseln; 56 Aushebungsbezirke auf der Halbinsel, 1 auf den Balearen, 5 Ergänzungsaushebungsbezirke, 58 Reserve-Regimenter auf der Halbinsel und 6 Reserve-Bataillone auf den Canarischen Inseln: zusammen 52 310 Mann.

Kavallerie. 1 Schwadron königliche Eskorte; 28 aktive Regimenter, 1 Schwadron Jäger auf Mallorca, 1 in Melilla; 14 Reserve-Regimenter, 3 Remontedepots, 4 Hengstdepots: zusammen 12 535 Mann.

Artillerie. 5 Feldartillerie-Regimenter mit 9 cm-Geschützen, 2 reitende Batterien, die zwei Feldartillerie-Regimentern beigegeben sind; 9 Feldartillerie-Regimenter mit 8 cm-Geschützen; 2 Gebirgs-Regimenter mit 8 cm-Geschützen; 3 Festungs-Bataillone zu 6 Kompagnien, 6 à 4; 4 Handwerker-Kompagnien: 7 Reservedepots; Schießschule; Artilleriemuseum: zusammen 9859 Mann.

Genie. 4 Mineur-Regimenter, 1 Regional-Kompagnie auf den Balearen, 1 Pontonnier-Regiment; 1 Eisenbahn-Bataillon; 1 Telegraphen-Bataillon; 1 topographische Brigade; 1 Zug Handwerker; 7 Reservedepots: 3838 Mann.

Arbeiter- und Topographen-Brigade des Generalstabs: 1320 Mann. Sanitäts-Brigade: 750 Mann. Verwaltungs-Brigade: 1320 Mann. Militär-Erziehungsinstitut; Infanterie-Akademie, Kavallerie-Akademie, Artillerie-Akademie, Genie-Akademie, Verwaltungs-Akademie.

Freiwilligenmiliz von Ceuta. 1 Kompagnie maurischer Schützen, 1 See-Kompagnie.

Afrikanische Garnisonon. Das Generalkommando von Ceuta umfaßt 2 Infanterie-Regimenter, 1 Festungsartillerie-Bataillon, die Kompagnie maurischer Schützen, die See-Kompagnie, 1 Jäger-Schwadron. Das Generalkommando Melilla umfaßt 2 Infanterie-Regimenter, 1 Disziplinar-Bataillon, 1 Jäger-Schwadron, 1 Bataillon Festungsartillerie mit 1 gemischten Batterie, 1 Mineur-Kompagnie.

Das Kommando von Melilla wird einem Divisionsgeneral übertragen und ihm, sowie dem Kommandanten von Ceuta, ein Brigadegeneral beigegeben.

Die Infanterie-Regimenter von Ceuta und Melilla (1 bis 4) bilden zwei Brigaden. Jedes Regiment in Afrika besteht aus 2 Bataillonen zu 4 Kompagnien, mit einem Stand von 1200 Mann pro Regiment. Mit Ausnahme der Obersten soll kein Offizier länger als zwei Jahre bei den afrikanischen Regimentern stehen, ebenso bei der Schwadron von Melilla, mit Ausnahme des Schwadronschefs.

Vom 13. Festungsartillerie-Bataillon, dessen Stab in Melilla steht, ist eine Kompagnie nach Malaga entsandt. Das Bataillon besteht aus 6 Kompagnien und 1 Batterie zu 6 Geschützen, davon 1 Zug (3 Geschütze) Gebirgsartillerie.

Die Friedenspräsenzstärke des spanischen Heeres wird 82 000 Mann, 12 779 Pferde und 3134 Maulthiere betragen Der Mehraufwand gegen bisher beläuft sich auf 2 100 000 Pesetas (Franken).

(Nach der „Rivista militare ital.“) 145.

Türkei.

(Türkisch-bulgarische Militär-Konvention in Sicht?!)

Die von dem Sofiaer Blatt gebrachten Ausführungen, welche in der Idee eines türkisch-bulgarischen Dualismus auf der Balkanhalbinsel gipfeln, darf man als bekannt voraussetzen. Die „Neue freie Presse" brachte zuerst ausführliche Telegramme darüber. Man darf in jener Kundgebung wohl schon heute etwas mehr sehen, als einen ballon d'essay. Es liegen Anzeichen vor, daß schon z. Z. als die kirchenpolitischen Verhandlungen zwischen der Pforte und Bulgarien noch schwebten, von letzterer Seite auf eine Annäherung auf militärischem Gebiete hingewiesen worden ist.

Ungeschickt ist in der „Swoboda" die Kommandirung bulgarischer Offiziere in die türkische Armee damit motivirt, daß jenen Gelegenheit geboten werden sollte, sich mit den zur gemeinsamen Vertheidigung vorbereiteten bezw. vorzubereitenden Maßnahmen vertraut zu machen. Es ist nicht türkische Art, Fremden und seien dies auch Verbündete, Einblick in die eigenen Angelegenheiten zu gewähren. Andererseits ist jedoch nicht anzunehmen, daß man türkischerseits der Grundidee eines engeren Anschlusses der bulgarischen Armee an die kaiserliche gegenüber sich ablehnend verhalten sollte. Die Geschichte der Türkei giebt auffallend viele Beispiele dafür, wie die Pforte es jederzeit verstanden hat, Theile des Gesammtreiches, welche schon als abgesprengt gelten konnten, und die mit jenem nurmehr durch ein loses, rein äußerliches Band zusammenhingen, wieder unter ihre Botmäßigkeit, wenn auch nicht immer ganz jene absolute von ehedem, zurückzuziehen. Die alte Türkei übt eben eine merkwürdige Anziehungskraft aus.

Will man sich über die Tragweite der beregten Idee und deren möglichen, realen Werth klar werden, so hat man die einzelnen Punkte zu erwägen, auf welche sich eine derartige Militär-Konvention beziehen könnte, sich eine solche gewissermaßen zurecht zu konstruiren. Versuchen wir es!

Der Türkei wird das Recht eingeräumt, in bulgarischen Häfen Flottenstationen einzurichten, speziell in Burgas und Varna. Der bulgarischen Flagge, auch der Handelsfahrzeuge, stehen die Häfen des osmanischen Reiches in gleicher Weise offen, wie den Fahrzeugen unter türkischer Flagge, d. h. jene gelten wie diese als einheimische Schiffe.

Der Türkei wird die Befugniß zur Einrichtung und Benutzung einer Etappenlinie durch bulgarisches Gebiet eingeräumt, speziell zum Transport von Truppen und Kriegsmaterial von Rumelien nach Macedonien und umgekehrt. Anschließend hieran würde in einer speziellen Militär-Eisenbahn-Konvention namentlich die Vertheilung des rollenden Materials wie die Benutzung der Strecken zu den beiderseitigen Zwecken der Mobilmachung und Konzentration zu fixiren sein. Weiterhin würde die Verlängerung der

(im Bau begriffenen) Linie Sofia—Radomir zur türkischen Grenze und über diese hinaus zum Anschluß an das macedonische Bahnnetz in Erwägung kommen, sobald der Ausbau bei den bedeutenden Terrainschwierigkeiten sich nicht als unausführbar erweist.

Laut den Satzungen des Berliner Friedens steht der Türkei das Recht zu, im Balkan Besatzungen zu unterhalten und Vertheidigungswerke dort anzulegen. Soll die Pforte jetzt etwa eingeladen werden, von diesem ihrem Rechte Gebrauch zu machen? Vor Jahren hätte die Entsendung eines Bataillons nach dem Balkan den Krieg entzündet.

Den Muselmanen Bulgariens wird es freigestellt, ihrer Dienstpflicht auch in der Kaiserlichen Armee zu genügen. Den christlichen Unterthanen der Pforte, speziell jenen bulgarischer Abstammung, wird es gestattet, in der bulgarischen Armee zu dienen.

Den in Bulgarien oder Ostrumelien geborenen türkischen Offizieren, eventuell allen solchen slavischer Zunge, wird der Uebertritt in fürstlich bulgarische Dienste freigestellt bezw. erfolgt deren Abkommandirung auf bestimmte Zeit. In den bulgarischen Militärschulen wird die türkische Sprache als obligatorischer Lehrgegenstand eingeführt.

Einer gewissen Anzahl bulgarischer Offiziere und Militärärzte wird die Theilnahme an höheren Unterrichtskursen in den Kaiserlichen Bildungsanstalten zugestanden.

Eine Delegation des türkischen Kriegsministeriums und des türkischen Generalstabes nimmt ihren Sitz in Sofia, desgleichen entsendet das bulgarische Kriegsministerium und der bulgarische Generalstab Offiziere nach Konstantinopel.

Die vorbereitenden Maßnahmen zur Vertheidigung des europäischen Besitzstandes der Pforte und des bulgarischen Territoriums werden auf gemeinsamer Basis nach übereinstimmenden Gesichtspunkten geregelt.

Es findet ein Austausch militärischer Informationen statt. Zur Erprobung neuer Waffen oder sonstiger Erfindungen erhalten die deligirten Offiziere allenthalben Zutritt.

Im Kriegsfall geht die Disponirung über die mobilen Streitkräfte Bulgariens an den kaiserlichen Generalissimus über, mit der Einschränkung, daß bulgarische Truppen außerhalb des europäischen Festlandes nicht verwendet werden dürfen.

Den türkischen Offizieren wird die Annahme bulgarischer Ordenszeichen gestattet. Bulgarische Offiziere bedürfen nicht der landesherrlichen Genehmigung zur Annhme kaiserlich türkischer Auszeichnungen.

Im Prinzip soll eine Uebereinstimmung von Munition und Waffen angebahnt werden.

In ihrer Uniformirung nimmt die bulgarische Armee die Gradabzeichen der kaiserlichen Armee an. —

Was fehlt da noch viel oder Wesentliches an den Umrissen einer türkisch-bulgarischen Militärkonvention?

Dem als treu und loyal befundenen suzeränen Staate gegenüber würde die Pforte mit Aufhebung der internen Zollschranken und Vereinbarung einer wie immer gearteten Militärkonvention feierlich die bindende Verpflichtung übernehmen, für die Integrität Bulgariens ohne Weiteres zu den Waffen zu greifen, falls dieser Staat von einem seiner Nachbarn, Serbien oder Rumänien, oder von Rußland her durch eine See-Expedition bedroht und angegriffen würde. Andererseits ständen die militärischen Kräfte Bulgariens der Türkei zur Verfügung, sei es, um einen Angriff eines ihrer westlichen Nachbarn, Serbien, Montenegro, Oesterreich-Ungarn, Griechenland abzuschlagen, sei es, um einem gegen Konstantinopel gerichteten Landungsunternehmen Rußlands am Bosporus die Spitze zu bieten

Es wird sich bald zeigen, ob die durch die „Swoboda" lancirte Idee aufrichtig gemeint war; an Entgegenkommen seitens der Pforte (die es so oft meisterhaft verstanden hat, das z. B. Egypten mit dem Reiche verknüpfende Band fester anzuziehen) wird es kaum fehlen

Die Türkei hat alles Interesse daran, einen auch auf handelspolitischem wie militärischem Gebiete möglichst engen Anschluß des suzeränen Fürstenthums zu wünschen. Denn namentlich bei einem plötzlich ausbrechenden Konflikt mit Rußland bleibt immer die Besorgniß bestehen, bei den Bulgaren, trotz Allem, was vorgefallen ist, einen Umschwung der Stimmung zu Gunsten des stammverwandten orthodoxen Reiches eintreten zu sehen, besonders wenn die ersten Unternehmungen der russischen Waffen von Erfolg gekrönt sind. Vorläufig hängt es in einem solchen immerhin denkbaren Falle doch nur von dem Belieben der Bulgaren und ihrer Regierung ab, ob sie sich überhaupt nur freundnachbarlich neutral verhalten wollen. Sind es Bulgaren, welche Konstantinopel vor einem russischen Handstreich retten, dann bleiben sie allerdings gleich da. F.

Literatur.

Serbien. Von Anton Tuma, k. k. Generalmajor. Leipzig 1894. Zuckschwerdt u. Möschke.

Ein Werk von hochpolitischer Bedeutung, welches uns in die inneren Verhältnisse des Königreichs einweiht und welches seines reichen und interessanten Inhalts wegen studirt zu werden verdient. H.

Geschichte des russischen Heeres vom Ursprung desselben bis zur Thronbesteigung des Kaisers Nicolai I. Pawlowitsch. Von F. v. Stein, Kgl. preuß. Premierlieutenant a. D. und Kaiserl. russischer Hofrath a. D. Neue, wohlfeile Ausgabe. Leipzig 1895. Zuckschwerdt u. Möschke.

Auf Grund authentischer Quellen, geschichtlicher Beschreibungen, offizieller Chroniken und wichtiger Werke hat der Herr Verfasser seine „Geschichte des russischen Heeres" geschrieben. Von der ältesten Zeit, dem ersten Erscheinen der Volksheere, dem Kasakenthum in seinen Anfängen, der Thronbesteigung des ersten Romanow führt uns die Geschichte in die Regierungsperiode Peter des Großen und seiner Nachfolger bis in die letzte Regierungsperiode des Kaisers Alexander I. In eingehender, sachlicher Weise und Reihenfolge werden wir mit allen Aenderungen Neueinrichtungen und Vermehrungen des Heeres, seiner Bewaffnung, Umgestaltung und den vielen Kriegen, die unter den verschiedenen Herrschern stattgefunden haben, bekannt gemacht. Es ist fast nichts vergessen, was auf das russische Heer irgend welchen Bezug hat, und darum gerade ist das Buch für Jeden eine schätzbare Quelle für das Studium der Geschichte unseres Nachbarn im Osten. 300.

Studie über den Schrapnelschuß der Feldartillerie. Von H. Rohne, Generalmajor und Kommandeur der 8. Feldartillerie-Brigade. Mit 3 Beilagen in Steindruck. Berlin 1894.

Der Herr Verfasser, früher langjähriger Lehrer auf der Feldartillerie-Schießschule und als solcher eifriger und bekannter Förderer der Schießkunst, hat für seine Waffe schon verschiedene nutzbringende Studien veröffentlicht. Die jetzt im Sonderabdruck zur Ausgabe gelangte Studie über den Schrapnelschuß hatte bei ihrem ersten Erscheinen im „Archiv für Artillerie- und Ingenieur-Offiziere des deutschen Reichsheeres" bereits einen so hervorragenden Beitrag zur Frage einer der heutigen Technik entsprechenden Bewaffnung der Artillerie gebracht, daß es dem Herrn Verfasser nur gedankt werden kann, daß er seine Studie auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat.

Militärischer Dienstunterricht für Einjährig-Freiwillige, Reserveoffizier-Aspiranten und Offiziere des Beurlaubtenstandes der Pioniere. Nach den neuesten Vorschriften bearbeitet von E. Hartmann, Oberst und Inspekteur der 4. Festungsinspektion. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn.

Unter der Zahl der vielen Unterrichtsbücher, welche bereits für die Einjährig-Freiwilligen der verschiedenen Waffen erschienen waren, fehlte bisher eins für die der Pioniere. Ein solches hat der Herr Verfasser in seinem Dienstunterricht herausgegeben. In zweckentsprechender Weise geordnet, behandelt das Buch alles für den Einjährig-Freiwilligen der Pioniere Wissenswerthe und wird es auch für diejenigen Offiziere, welche die Ausbildung der Freiwilligen zu leiten haben, ein höchst brauchbares Handbuch sein. J.

Unser Volk in Waffen. Der deutsch-französische Krieg von 1870/71. Von Major z. D. Scheibert. Erster Band. Mit 400 Abbildungen im Text, 43 Portraits in Kupferdruck, 40 Photographiedrucken der Schlachtgemälde von Adam, Birkmeyer, Braun, Camphausen, Emelé, Freyberg, v. Götz, Hünten, Rochall, Anton v. Werner u. a. m. Berlin 1895. W. Pauli's Nachfolger. Preis 12,50 Mk.

Diese auf zwei Bände berechnete, eigenartige literarische Erscheinung, deren erster Theil vor uns liegt, erfreute sich einer solchen Aufnahme, daß, wie man uns mittheilt, eine neue Auflage bereits nothwendig wurde, ehe der zweite Band erschienen ist. Ein solcher wohlverdienter Erfolg konnte nur dadurch errungen werden, daß mit dem reichen Inhalt des Buches die äußere, wahrhaft vornehme Ausstattung in Druck, bildlicher Darstellung und Einband harmonirte. Der rühmlichst bekannte Autor durfte bei Bearbeitung des Krieges, dem Deutschland das Kaiserthum verdankt, sich auf das große Generalstabswerk stützen. Außerdem schöpfte er aus ihm zur Disposition gestellten Originalbriefen und neuerdings erschienenen Regimentsgeschichten. Vortreffliche Dichtungen aus den 70er Jahren durchsetzen den Stoff. Nach dem eben Gesagten erscheint eine besondere Empfehlung dieses patriotischen Denksteins des Großen Jahres nicht nothwendig. W.

Griechenland, Makedonien und Süd-Albanien oder die südliche Balkan-Halbinsel. Von Oberst Tuma. Leipzig 1888. Zuckschwerdt u. Möschke. Preis 7 Mk.

Vorstehendes Werk nimmt heute mehr aktuelles Interesse in Anspruch als in dem Jahre, wo es erschien, denn das Mittelmeer, insonderheit die Land- und Wasserterritorien, welche an und zwischen den Meerengen und dem Suezkanal sich ausdehnen, haben eine Bedeutung gewonnen, wie kaum je zuvor, und, sofern nicht alle Zeichen täuschen, stehen wir an dem Vorabend großer Ereignisse. Aus diesem Grunde kommen wir heute auf Tuma's südliche Balkan-Halbinsel zurück. Ohne

Rücksicht freilich auf die Mittelmeer- und die orientalische Frage in unserem Sinne hat der berufene Autor die militärischen Momente des geographisch so bevorzugten Griechenlands in einer Weise gewürdigt, daß sie bei etwaigen Verwickelungen im Orient werthvolles Material für das Schwergewicht zu liefern geeignet sind, welches das Königreich in die Wagschale werfen kann. Aus dem reichen Inhalt machen wir folgende Kapitel namhaft: Lage des zu beschreibenden Raumes — Bodengestaltung des südlichen Theiles der Balkan-Halbinsel — Hydrographie — Bodenkultur, Industrie, Handel — Ethnographische Verhältnisse — Befestigte und sonstige militärisch wichtige Punkte, nebst kriegsgeschichtlichen Notizen — Die Wehrmacht Griechenlands. X.

Leitfaden für den Unterricht in der Heeresorganisation auf den Königlichen Kriegsschulen. Auf Veranlassung der General-Inspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens ausgearbeitet Fünfte Auflage. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. Preis 1,60 Mk.

Knapp, klar, auf's Aeußerste zuverlässig ist der Leitfaden abgefaßt — eine Musterleistung. Den Aufgaben, die an den Offizier herantreten, kann nur eine ganze Persönlichkeit, ein starker Charakter gerecht werden; dazu gilt es sich erziehen zu lassen, sich selbst und dann Andere zu erziehen. 5.

Liederschatz für das deutsche Heer. Gesammelt und im Selbstverlag von Friedrich Ritter v. Ströbel, Kgl. bayerischer Oberstlieutenant a. D., München, Thierschstr. 39. Preis gebunden 40 Pfennige.

178 der schönsten Volks-, Soldaten- u. s. w. Lieder — meistens bekannte, zum Theil unbekannte —, mit Noten für eine Singstimme. Der Zweck ist derselbe, wie bei allen derartigen Liederbüchern, der Preis sehr billig. Wir würden uns freuen, wenn des Verfassers Absicht: in Etwas der Sozialdemokratie entgegenzuwirken, durch rege Verbreitung in den Kasernen, bei den Kriegervereinen u. s. w. erfüllt würde. Das Büchlein ist vom bayerischen Kriegsministerium empfohlen worden. 1.

Die russische Schießvorschrift vom Jahre 1893 für das Drei-Linien-Gewehr. Bearbeitet von Freiherr v. Tettau, Premierlieutenant. Hannover 1894. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Die wichtigsten neuen Bestimmungen der russischen Schießvorschrift werden besprochen und zum Vergleiche vielfach die deutschen Vorschriften herangezogen. Das Gewehr selbst und seine Leistungen sind uns bekannt; die Ausbildung im Schießen, die hier beschrieben wird, ist sehr interessant: wir haben keinen Grund, die Ueberlegenheit der russischen Schießausbildung anzunehmen. Auch das Entfernungsschießen — per Kompagnie sollen darin 20 Unterchargen ausgebildet

werden — wird uns vorgeführt. Beim Offizier-Wettschießen bestehen die Kaiser-Preise noch in Ehrenwaffen oder, nach Wunsch, in einer Baarsumme von je 115 Rubeln. Von besonderem Interesse war uns die russische „Instruktion für die Ausführung des Gefechtsschießens eines aus allen Waffengattungen bestehenden Detachements".

Einen schönen Dank dem Kameraden v. Tettau für seine Mühwaltung! 129.

Ulanen-Briefe von der I. Armee. Von Moritz v. Berg. Zweite Auflage. Bielefeld 1894. Verlag von Ernst Sinhoff.

„Ein Stimmungsbild aus den Tagen der herrlichen Zeit" nennt der pseudonyme Verfasser die aus dem Feldzuge 1870/71 an seine geliebte Mutter gerichteten Briefe. Es ist keine Kriegsgeschichte, welche uns der Verfasser bietet, wohl aber eine reizvolle Schilderung der Zeiten, welche Mobilmachung, Feldzug und endlich wieder die Rückkehr zu den Garnisonverhältnissen mit sich bringen. Daß Verfasser ein schneidiger Reiteroffizier und dieser Waffe mit Leib und Seele ergeben ist, leuchtet aus jeder Zeile hervor, er beweist aber auch durch eingehende Schilderungen von Land und Leuten, daß er eine feine Beobachtungsgabe besitzt und flott und anschaulich zu erzählen weiß; nehmen wir hinzu die große Liebe für das Vaterland und das Königshaus, sowie seine pietätvolle Hingabe an seine Eltern, welche uns aus den Briefen entgegenweht, so werden wir durch die Lektüre der Ulanenbriefe wohlthuend angeheimelt und können uns nur ungern von ihnen trennen. Die Kriegsbilder in denen nur Selbsterlebtes niedergelegt ist, wirken durch die Lebendigkeit der Darstellung auf das Beste und wecken in Kriegskameraden schöne Erinnerungen an den mitgekämpften großen Krieg. Einzelne Episoden entbehren nicht des köstlichsten Humors. So sind denn die Ulanenbriefe des ritterlichen Reiteroffiziers jedem Patrioten zur Lektüre angelegentlichst zu empfehlen.

Die militärischen Proklamationen und Ansprachen Napoleons I. 1796 bis 1815. Chronologisch geordnet und herausgegeben von K. A. Martin Hartmann. Berlin 1890. Verlag von Wilhelm Gronau. Preis 2 Mk.

Sie sind ausgewählt, diese Proklamationen, aus den 32 Bänden der Correspondance de Napoléon I., — eine mühsame Arbeit fürwahr! Diese in der Ursprache wiedergegebenen Schriftstücke bieten ein literarisches und sprachliches Interesse, vor allen Dingen aber auch ein historisches und psychologisches; die außerordentliche seelische Macht, die Napoleon auf seine Soldaten ausübte, diese nicht unwichtige Seite des „Soldatenkaisers" und Feldherrn, lernt man doch erst dann voll würdigen, wenn man die hier abgedruckten Kundgebungen liest, die sämmtlich in bedeutsamen Augenblicken der napoleonischen Geschichte entstanden sind und oft genug die Armee elektrisirt haben.

Fürwahr, aus den Proklamationen tritt uns ganz der Mann entgegen, wie er nun einmal war! 12.

Die Lehre von der Wellenberuhigung. Von Dr. M. M. Richter. Berlin 1894. Robert Oppenheim (Gustav Schmidt). Preis 2 Mk.

Eine gründliche Arbeit des auf seinem Gebiete anerkannten Gelehrten und Forschers, die zu einem abschließenden Urtheil in einer höchst bedeutsamen, bisher eigenthümlicher Weise ziemlich oberflächlich behandelten Frage gelangt.

Die animalischen und vegetabilischen Oele (z. B. Fischöl und Olivenöl) wirken wellenberuhigend besser, als die mineralischen Oele (z. B. Petroleum); die zähen und dickflüssigen Oele sind den dünnflüssigen überlegen und vorzuziehen.

Die Darstellung ist überall logisch, durchsichtig, keineswegs langweilig und ermüdend; man sieht und fühlt, wie man unter Führung des Herrn Verfassers der Lösung des Räthsels immer näher kommt. Es ergiebt sich: „Nicht das Oel als solches, sondern die in demselben oft nur in minimalen Mengen in freiem Zustand sich vorfindenden flüssigen, ungesättigten Fettsäuren, die Oelsäuren, wirken wellenberuhigend."

Es wird Sache der zahlreichen betheiligten Kreise sein, praktisch die Ergebnisse der Richter'schen Forschung zu erproben. Daß dies lohnend ist, ergiebt der statistische Nachweis, daß die Summe der Schiffsunfälle innerhalb fünf Jahren sich auf 22220 beläuft, daß an jedem Tage nur durch Sturm und schweres Wetter etwa 12 Schiffe beschädigt werden und von diesen wieder drei Schiffe gänzlich verloren gehen. 14.

Das Militär-Strafverfahren in Rußland, Frankreich und Deutschland. Von Dr. Franz Weisl, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien. Wien 1894. Verlagsanstalt „Reichswehr". Preis 4 Mk.

Wir kennen Herrn Weisl bereits; seine Schrift: „Frankreichs Militär-Strafprozeßordnung" ist im Juli-August-Heft 1888 unserer Blätter besprochen worden, im Ganzen günstig. Er ist ein liberaler Mann, zugänglich den wirklichen oder vermeintlichen Vorzügen fremder Völker und Zustände, wie der Franzosen und der Russen, in seinem reformatorischen Eifer scharf — oft bis zur Ungerechtigkeit — gegen die eigenen und die deutschen Zustände, aber im Grunde von bester Absicht beseelt. Er sagt:

„Die vorliegende Darstellung hat den Zweck, das vorzügliche Gesetz über den Militärprozeß, welches ein unvergängliches Denkmal der Menschlichkeit und Gerechtigkeitsliebe des großen Reformators Kaiser Alexander II. bleiben wird, zur allgemeineren Kenntniß zu bringen, der großen Reformbewegung, die in Deutschland, Oesterreich und Frankreich sich geltend macht, durch Vorführung eines vortrefflichen Musters dienlich zu sein und durch kritische Beleuchtung des Gesetzes seiner weiteren Vervollkommnung vorzuarbeiten, hierdurch aber schließlich den Gegnern der Reform des veralteten preußischen und österreichischen Gesetzes einen konkreten Gegenbeweis zu liefern."

Mit Interesse haben wir seine sehr eingehende Darstellung der russischen Militär-Strafgerichtsordnung gelesen, die drei Fünftel der Schrift füllt. Wie viel für uns zu brauchen wäre, bleibt dahingestellt 6.

Fridericus Magnus. Bilder und Lieder aus dem siebenjährigen Kriege. Für patriotische Aufführungen zusammengestellt von Martin Pfeifer. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. Preis 50 Pfennige.

Dies Heftchen ist wohl geeignet für Aufführungen von Truppentheilen und Kriegervereinen zu Königs Geburtstag oder ähnlichen patriotischen Festtagen, trotzdem die Reime nicht sämmtlich geglückt sind; die Aufführung erfordert geringe szenische Ansprüche. 3.

Armee-Eintheilung und Quartier-Liste des deutschen Reichsheeres und der Kaiserlichen Marine. 1894. Tabellarische Zusammenstellung mit Angabe der Chefs, Inhaber und Kommandeure, Orden und Ehrenzeichen mit Abbildungen. Nach amtlichen Quellen. 35. Jahrgang. 318. Gesammt-Auflage. Abgeschlossen am 1. April 1894. S. Gerstmann's Verlag, Berlin W., Corneliusstr. 5. Preis 60 Pfennige.

Die Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit der kleinen praktischen Uebersicht sind bekannt. Noch stimmt Alles; schon am Ende des April werden Aenderungen nöthig — da die Armee in ununterbrochenem Flusse ist —, aber sie sind leicht nachzutragen. Bemerkt sei, daß, soweit die Marine in Betracht kommt, die Flotten-Formationen für den Frühling 1894 und die neu errichteten Küsten-Bezirksinspektionen umfaßt sind. 1.

Leben, Wirken und Ende weiland Seiner Exzellenz des Oberfürstlich Winkelkram'schen Generals der Infanterie Freiherrn Leberecht vom Knopf. Aus dem Nachlaß eines Offiziers herausgegeben durch Dr. med Ludwig Siegrist. Dritte unveränderte Auflage. Darmstadt und Leipzig. Eduard Zernin.

Daß diese Schatzkammer des Humors, dieser trefflichste aller Soldatentröster in tristen Stunden, eine Auferstehung, eine neue Auflage erlebt hat, das halte ich für eine erfreuliche Thatsache in unserer humorlosen, nervösen, zerfahrenen Zeit. Möge das Büchlein recht vielen Kameraden eine rechte Erquickung bieten! 1.

Geschichte des 1. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 31. Verfaßt von Max Gottschalck, Generalmajor z. D. Nebst einem Verzeichniß sämmtlicher Offiziere, Aerzte und Zahlmeister, welche seit der Gründung in demselben gedient haben. Zusammengestellt von Hans v. Ahlefeld, Lieutenant und Adjutant im Regiment. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. Preis 12,50 Mk.

Groß ist die Anlage des Werkes, groß — nach Umfang und Bedeutung — die Ausführung. Der Herr Verfasser, offenbar besonders nach Wissen und Können sehr geeignet für eine derartige Geschichtsschreibung, hat zugleich mit dem Herzen gearbeitet und eine packende Wärme in seine Schilderungen gethan, in die Dar-

stellung der Erlebnisse eines Regiments, dem er selbst die Hälfte seiner Dienstzeit angehört und in dem er beide großen Kriege mitgemacht hat.

Wie lebendig und klar wird der Nachtkampf bei Podol geschildert — und später die Betheiligung des Regiments an den Schlachten von Beaumont und Sedan.

Wir schreiben dem Werke den Ruhm einer bedeutenden kriegsgeschichtlichen Leistung zu, das obenein den Reiz besonderer Lesbarkeit hat.

Das beigegebene Verzeichniß ist von hohem, privaten Werth, das Kartenmaterial stattlich. 9.

Der Kriegshund, dessen Dressur und Verwendung. Von Ernst v. Otto-Kreckwitz. München 1894. Verlag von J. Schön.

Eine sehr interessante, eingehende und von großer Sachkunde zeugende Schrift des Redakteurs von „Hundesport und Jagd", der eine Autorität auf dem Gebiet der Hundezucht ist. Er empfiehlt mit guten Gründen die Kandidatur des Airedale-Terriers um den Ruhm des Meisterschafts-Kriegshundes der Welt oder wenigstens Europas. Den von seinem Gegner, dem Maler Bugartz, aufgestellten Kandidaten, den schottischen Schäferhund, widerlegt Herr v. Kreckwitz und führt ihn ab. 3.

Zeichenschlüssel zum Lesen russischer Karten. Zum Gebrauch für Offiziere, Unteroffiziere und Patrouillenführer. Zusammengestellt von Freiherrn v. Tettau, Premierlieutenant. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Ein sehr nützliches Büchlein, das wesentliche Förderung dem Lesen und Verstehen russischer Karten bringen wird; es werden treffliche Fingerzeige gegeben. 129.

Uniformenkunde. Lose Blätter zur Geschichte der Entwickelung der militärischen Tracht. Herausgegeben, gezeichnet und mit kurzem Text versehen von R. Knötel. Rathenow, M. Babenzien.

Ein Werk, welches die weiteste Verbreitung verdient und allseitig empfohlen wird. Band 1 und 2 enthalten 50 Blätter, Band 3 bis 5 60 Blätter auch mit außerdeutschen Uniform-Abbildungen. Zeichnungen und Kolorit sind vorzüglich, der erläuternde Text klar.

Universum. Illustrirte Familien-Zeitschrift. Verlag des „Universum", Dresden.

Das 9. Heft des XI. Jahrgangs der beliebten Zeitschrift enthält u. A.: Ludwig Ganghofer: Schloß Hubertus. Roman. (Fortsetzung.) — Balduin Groller: Der gute Rath. Mit Illustrationen von P. Rieth. — Gräfin Hedwig Rittberg: Im fallenden Schnee. — Dr. H. J. Klein: Naturkenntniß und Aberglaube im Alterthum und im Mittelalter. — W. v. Polenz: Wie die Ehrenwolmsdorfer zu ihrem Pastor gekommen sind. Novelle. — Wilhelm Jensen: Die Glocken

von Greimharting. Eine Chiemgau-Novelle aus alter Zeit. — Ferdinand Pfohl: Engelbert Humperdinck, mit Porträt. — W. Stoß: Wie kalt ist der Schnee? — Wintergewitter. — Paul Schumann: Adam Ries, mit Abbildungen. — Der Tempel von Segesta. — Unterseeische Photographien.

Der Preis des Heftes beträgt trotz des reichen Inhalts nur 50 Pfg. bei jeder Buchhandlung.

Kleine Mittheilungen.

— „Zwei Schlachtenwerke".*) Von J. v. Pflugk-Harttung. (Schluß.) Gehen wir über zum Panorama der Schlacht bei Rezonville. Den Mittelpunkt desselben bildet das langgestreckte Dorf Rezonville, hinter dem die Sonne untergegangen ist, noch mehrere Giebel beleuchtend, während die Häusermenge bereits vom ersten Abendschatten umfangen wird. Einige Gebäude sind von preußischen Granaten leichter beschädigt, andere, zumal am rechten Ausgange des Ortes, bis auf die Seitenmauern zerstört.

Ziemlich in der Mitte wird Rezonville von einer Straße durchschnitten, die sich gegen den Beschauer öffnet. Links derselben bei einem hochragenden, oben sonnebeglänzten Kreuze hält auf dem Gartenfelde der Marschall Canrobert mit seinem Stabe, den mit prunkender Umgebung heranreitenden General Bourbaki begrüßend.

Rechts von der Straße, in einem ummauerten Gelände, hat ein Bataillon Garde-Grenadiere Halt gemacht, durch das Dorf geschützt. Die meisten sitzen und liegen, einige holen Wasser von einer Pumpe, die Offiziere stehen, beobachten, sprechen und dergl. mehr.

Die Straße setzt sich auf der Rückseite des Beschauers fort, hier im Vordergrunde todte deutsche Kürassiere und Ulanen: die Gefallenen der Brigade Bredow, und einzelne Franzosen. Mitten auf dem Wege begrüßt ein verwundeter französischer Offizier zwei berittene Kameraden.

Rechts an den Weg grenzen die Ausläufer der mit Steinmauern eingefaßten Gemüsegärten von Rezonville. Auf denselben stehen Pferde der Brigade Bredow mit französischen Dragonern, unter dem Dache einer zerschossenen Hütte ist eine Ambulanz eingerichtet, und zur Seite, größeren Theils durch eine Bodenfalte verdeckt, befindet sich ein Trupp deutscher Gefangener, von Feldgensdarmen bewacht.

*) Siehe Januar-Heft 1895 der „Neuen Militärischen Blätter".

Links des Weges erstreckt sich Feld mit Bäumen, einigen Todten und zurückkehrenden Verwundeten.

Dies der Vordergrund; die eigentlichen Truppenanhäufungen der Schlacht sind dem Hintergrunde überwiesen.

Wo Rezonville rechts aufhört, setzt sich die Längsdorfstraße als baumbepflanzte, gerade, etwas erhöhte Chaussee fort. Links neben (theilweise von Häusern verdeckt) und auf derselben sind die französischen Garde-Batterien aufgefahren und beschießen den jenseits der Chaussee stehenden, dem Beschauer unsichtbaren Feind. Von der Chaussee rechts abbiegend setzt sich die Artillerielinie fort, nur theilweise zwischen Bäumen des Vordergrundes sichtbar. An die Pulverwagen reiht sich als Soutien ein Zuaven-Regiment, den Rücken gegen den Beschauer, in Gefechtsstellung und mit ausgeschwärmten Schützen. Zur Seite, noch weiter entfernt, gewahrt man zwei lange Reihen französischer Infanterie, die vordere feuernd.

Hinter den aufmarschirten Truppen der Gefechtsfront hält General Forton mit seinem Stabe, gefolgt von dichten Massen Reiterei, die sich lang über einen, weiter rechts sich erhebenden, vom Wege durchschnittenen Hügelzug ausdehnen, bis man fern das von der Sonne beleuchtete Gravelotte erkennt Die Chaussee dorthin ist angefüllt mit zurückfahrenden Verwundeten-Transporten bis nach den letzten Häusern von Rezonville, welche zu Lazarethen eingerichtet wurden.

Wir sind hiermit wieder auf der Rückseite von Canroberts Stab angelangt.

Das Panorama bietet eine meisterhafte Darstellung der Truppen hinter der Front, d. h. zugleich: es ist auf Handlung im Wesentlichen verzichtet und an ihrer Statt wurde die Schilderung gesetzt. Mit Ausnahme undeutlicher Vorgänge im Hintergrunde erinnern nur zurückkehrende Verwundete und umherliegende Todte an den blutigen Ernst, an heftige Kämpfe, welche ihre Spuren hinterließen.

Fast alle Mannschaften stehen, sitzen oder liegen. Die einzige größere Abtheilung, die sich bewegt, ist Bourbaki mit seinem Stabe, aber auch sie ist nicht in lebhafter Aktion, sondern trabt langsam heran. Dadurch bekommt das Ganze einen Zug von Ruhe, wie man sie in einer so wilden Schlacht nicht erwartet. Was die Stille in Wirklichkeit unterbricht, das Knallen der Geschütze und Gewehre, das Heulen der Granaten, das Pfeifen der Kugeln, kurz der Lärm, das Getöse des Kampfes, das läßt sich nicht malen. Der Zuschauer wird deshalb auch nicht eigentlich ergriffen, er fühlt sich nicht als Mithandelnder. Sein Empfinden ist mehr das des Vergnügens, der Freude am Kunstwerke: der an der Farbenharmonie des Ganzen, die stärker als die Handlung die Einheit des Bildes herstellt, zumal auch die Behandlung der Landschaft mit ihrer Sonnenwirkung. Der Tag ist müde und senkt sich zur Ruhe, und wie der Tag, so die Schlacht. Das Bild ist ausgezeichnet durch vortreffliche, äußerst saubere und vornehme Gruppirung Man möchte fast sagen: es besteht überhaupt aus lauter Gruppen, jede ein Kabinetstück, aber nicht immer fest im Rahmen stehend, vielfach ohne Beziehung zur Nachbargruppe; es ließe sich diese und jene weglassen oder durch eine völlig andere ersetzen, ohne daß



das Ganze irgend berührt würde. Es verhält sich hier wie mit den Szenen mancher modernen Theaterstücke.

Wirklich zusammenhängende Handlung bieten eigentlich nur Canrobert und Bourbaki mit ihren Stäben, und in weiter Ferne die Feuerlinie mit ihren Soutiens. Alles Uebrige sind Sonderszenen, neben oder hinter einander gestellt. Es sieht fast aus, als hätten die Künstler eine Menge von Skizzen aus den Manövern gehabt, die sie geschickt zu verwerthen wußten. Die Einzelmalerei ist sorgfältig und lebenswahr, zumal auf der Seite des Dorfes (Detaille): so die staubige Dorfstraße, theilweise noch von der Sonne beleuchtet, gerade schlägt eine Granate ein und jagt die Anwesenden auseinander. Mehr nach vorne die prachtvollen Garde-Chasseurs mit Bärenmützen, auf Schimmeln, von denen die hohen Offiziere in ihren malerischen Uniformen abbiegen; ferner das im Vordergrunde lagernde Bataillon Garde-Grenadiere mit seinen mannichfachen Gruppen; die feuernde Artillerie, das lagernde Zuaven-Soutien, deren Masse ein Zuavenmajor auf prächtigem Schimmel unterbricht; die langen Reihen der Reiterei auf dem Hügelzuge mit dem Prinzen Murat davor, geschickt von einem Schuppen unterbrochen und reich an verschiedenen Pferdebewegungen u. a.

Freilich die Malerei steht nicht überall auf gleicher Höhe, so sind die ganz im Vordergrunde liegenden Todten und Verwundeten theilweise zu dekorativ, unfertig und flüchtig, namentlich die Gruppen des Bredow'schen Angriffs, die einem guten Opernglase nicht Stand halten. Zwar ist die Lage der Todten mannichfach, aber es sieht aus, als habe der Künstler keine Lust zu der etwas banausischen Malerei großer Figuren gehabt, als sei sie ihm langweilig gewesen, habe er ihr möglichst wenig Zeit widmen wollen. Der links am Wege liegende todte Franzose ist ganz mangelhaft, selbst in der Zeichnung. Wesentlich besser die liegenden, verkürzten Pferde in wechselvollen Stellungen. Bei den Todten hier (Neuville'sche Seite) fällt auf, daß die Leichenstarre ungenügend beobachtet ist, es sind mehr Schlafende und Hingefallene, als Todte. Detaille hat wesentlich feiner beobachtet und naturwahrer gemalt.

In der Farbe nicht richtig erweisen sich die hellblauen Aufschläge und Sattelränder der Ulanen, sie wurden zu grünlich gehalten. Gut hingegen ist der Staub auf den Uniformen.

Im Hintergrunde liegt ein verwundeter Ulan halb aufgerichtet, mit einem Beine unter dem Pferde. Das ist eine Stellung, bald nach dem Sturze, als der Betreffende etwa wieder zur Besinnung kam, sie paßt aber nicht recht für Jemand am Abend, der Mittags verwundet wurde. Auch erscheint unwahrscheinlich, daß sich die deutschen Gefangenen noch bei Sonnenuntergang nahe der Kampffront befunden haben sollen, im Bereiche feindlicher Granaten. Es war keineswegs ausgeschlossen, daß nicht ein neuer deutscher Reiterangriff plötzlich hereinbräche, durch den die Gefangenen befreit worden wären. Man pflegt solche immer möglichst bald zurückzuführen.

Weit bedenklicher erscheinen zwei andere Freiheiten, die sich der Maler genommen hat. Er verlegte den Reiterangriff der Brigade Bredow längs des Dorfes

Rezonville, einen todten Kürassier ließ er sogar bis an den Eingang vordringen. Das ist sachlich unrichtig, der Angriff geschah weit mehr links, ungefähr von Vionville aus in nordöstlicher Richtung, traf also garnicht die hier abgebildete Gegend oder doch nur in weiter Ferne, jenseits der auf der Chaussee stehenden und abbiegenden Artillerie.

Ein zweiter Fehler besteht in der kompakten Reitermasse, die den ganzen Hintergrund des Bildes ausmacht Um Sonnenuntergang hielt diese nicht neben Rezonville, sondern nördlich von Mars-la-Tour, d. h. ziemlich eine Meile von dem Orte entfernt, wohin Neuville sie versetzt. Sie stand überhaupt nicht zu dieser Zeit, sondern war in vollem Gefechte mit den Deutschen. Die Reiter, welche thatsächlich bei Rezonville gehalten, können nicht annähernd solch' einen Masseneindruck bewirkt haben.

Es handelt sich hier um zwei Dinge, die Neuville natürlich ebenso gut wußte, als wir sie mittheilen. Wenn er dennoch gegen die Wirklichkeit verstieß, so hatte er dafür seine Gründe. Fragen wir, welche? Die Antwort dürfte lauten: das Bild war ohne diese beiden „Freiheiten“ unmöglich. Die todten Reiter bilden das Einzige von wirklicher Schlachtenhandlung, wenngleich bereits vergangener, im Vordergrunde. Ohne die Reiter hätte der Maler überhaupt keinen Hintergrund gehabt, das Bild wäre hier in der Oede verlaufen. Er brauchte etwas, was eigentlich nicht vorhanden war, und mußte es sich zu schaffen.

Wir kommen damit auf die Anfangsbetrachtung zurück. Nichts, außer etwa die Gefallenen, deutet auf gerade für diese Schlacht Bezeichnendes. Denken wir uns die wenigen, rein äußerlich eingeschabenen Thatsachen: die Todten, liegenden und zurückkehrenden Verwundeten, die in der Ferne einschlagenden Granaten hinweg, so haben wir keine Schlacht, sondern ein Manöver vor uns. Für ein Panorama des gewaltigen Ringens bei Rezonville ist die gleichgültige Begrüßung des Marschalls Canrobert und des Generals Bourbaki kein Hauptmotiv, für ein Manöverbild hingegen ist sie es. So sind denn auch alle anderen Gruppen mehr einem Manöver als der Schlacht angehörig: die an der Pumpe trinkenden Soldaten, die gelagerten Chasseurs, das Bewachen herrenloser Pferde, das Begrüßen eines zurückkommenden Offiziers, die langen Reiterreihen u. s. w. Vielen Figuren sieht man geradezu an, wie sie auf dem Manöver oder auf dem Exerzirplatze skizzirt sind. Auf die ungenügende Kenntniß der Leichenstarre verwiesen wir bereits.

War das deutsche Bild von einem Meister komponirt und wurde es alsdann von anderen in den ihnen besonders geläufigen Gegenständen ausgeführt, so verhält es sich mit dem französischen wesentlich anders. Hier übernahm die eine Hälfte, die Dorfseite: Detaille, die andere, die Wegseite: Neuville. Es zeigt sich dies bisweilen deutlich in der Malerei: Detaille ist solider, vornehmer, sicherer, mitunter fast philisterhaft, Neuville dagegen giebt sich nervöser, chauvinistischer, aufgeregter, wilder, in Einzelheiten flüchtiger. So ungenügende Todte, wie die auf dem Wege, würde z. B. Detaille schwerlich gemalt haben; auch betreffen die malerischen Freiheiten, welche wir rügten, alle Neuville, denn der todte Kürassier am Dorfeingange

und noch einiges Andere auf Detailles Seite, zumal die erschossenen Pferde, die die Beine in die Luft strecken, rühren offenbar ebenfalls von ihm her. Dies schließt nicht aus, daß noch andere Künstler am Bilde thätig gewesen, zumal darf man wohl auf einen sehr geschickten Landschaftler schließen.

Ziehen wir nun die Summe, so werden wir zugeben müssen, daß auf deutscher Seite das unvergleichlich schwierigere Problem gestellt und gelöst wurde, daß das Sedanpanorama überhaupt in weit höherem Maße ein Schlachtenbild zu nennen ist, als das von Rezonville. Gerade v. Werner verzichtete auf die sonst so beliebten Motive von Generälen und Fürsten im Kugelregen, während bei den Künstlern der französischen Republik möglichst viele hohe Offiziere bis in den Hintergrund, bis zum Prinzen Murat und dem General Forton dargestellt wurden. Mit gewissenhafter Genauigkeit hat v. Werner sich an die Wirklichkeit gehalten und von ihr aus das Bild komponirt, während umgekehrt die Franzosen eine Reihe Einzelszenen zusammensetzten und für die Wirkung des Bildes der Wahrheit Gewalt anthaten. Ueberhaupt gestaltete Werner aus der Handlung heraus, wogegen Neuville und Detaille Handlung hineinzugruppiren suchten. Das, worin die Franzosen voraus sind, die Farbenwirkung, erlangten sie gutentheils nur durch die Verlegung der Handlung in die Zeit der untergehenden Sonne, während das Werner'sche Bild, am hellen Mittag spielend, solche in weit beschränkterem Maße zuließ. An sich hätte man ziemlich dieselben Gruppen, die das Panorama von Rezonville bietet, zu jeder Tageszeit, ja auch für jede andere Schlacht mit gleichem Rechte malen können; sie sind eben historisch gleichgültig, indifferent.

Es darf uns entschieden zur Genugthung gereichen, daß ein deutscher Meister sich mit Künstlern wie Detaille und Neuville messen, ja in gewissem Sinne sie übertreffen konnte.

Kleine Mittheilungen über: A. Inländische Zeitschriften.

1. Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine. Band 94. Nr. 280. Januar 1895. Berlin, Verlag von A. Bath. Inhalt: Zum Friedrichstage. Friedrich des Großen persönliche Fürsorge für die Verwundeten und Kranken seines Heeres. Von E. Schnackenburg, Oberstlt. a. D. — Der Parteigänger Friedrich v. Hellwig und seine Streifzüge im kriegsgeschichtlichen Zusammenhang betrachtet. Ein Beitrag zur Geschichte des kleinen Krieges in den Jahren 1792 bis 1814. Von H. Fabricius, Oberstlt. a. D. — Improvisirte Befestigungen von R. Wagner, Oberstlt. a. D. Von Frhr. v. Welck, Oberstlt. a. D. — Kaiser Alexander III. und die russische Wehrkraft. — Das französische Heerwesen 1894. Von Schott, Major a. D. — Landeswohlstand und Kriegsbereitschaft. Ein Nachklang zur Lemberger Ausstellung. — Kleine Mittheilungen.

2. Archiv für Artillerie- und Ingenieuroffiziere des deutschen Reichsheeres. November—Dezember 1894. Berlin, Mittler u. Sohn. Inhalt: Rohne, Studie über den Schrapnelschuß der Feldartillerie. — Preis, Der Dienst

der russischen Festungsartillerie bei der Vertheidigung von Festungen. — Deking-haus, Die Hyperbel als ballistische Kurve. — Kleine Mittheilungen. — Literatur.

3. Marine-Rundschau. Berlin, Mittler u. Sohn. Januar 1895. Inhalt: Die See-Expedition gegen Marokko. — Welche Taktik gestattet die beste Ausnutzung der Kräfte, welche in den jetzt vorhandenen Kriegsschiffen und deren Waffen (Geschütz Ramme, Torpedo) enthalten sind und wie wirken sie bestimmend auf Flotten, Gruppen und einzelne Schiffe ein. (Schluß.) — Sicherheitsvorrichtungen zur Vermeidung von Maschinenhavarien und zum Schutze des Maschinen- und Heizerpersonals gegen Verbrühen durch Dampf. (Mit 7 Figuren.) — Mittheilungen aus fremden Marinen. — Personalnachrichten. — Literatur. — Inhalt der Marine-Verordnungsblätter 23 und 24.

4. Professor Dr. G. Jäger's Monatsblatt. Zeitschrift für Gesundheitspflege und Lebenslehre. Stuttgart. Januar 1895. Inhalt: Zur Jahreswende. — Zwanzig Jahre nackt. — Passende Unterkleidung? - Eine Untugend der Amerikaner Oefen. — Kleinere Mittheilungen. Kunstwolle, Lumpenwolle. Krankheit am Geruch zu erkennen. Liebeszauber. Tigergift. — Eingelaufene Schriften. — Briefkasten. — Anzeigen.

B. Ausländische Zeitschriften.*)

1. Streffleur's österreichische militärische Zeitschrift. Januar 1895. Wien, W. Braumüller. I. Heft. Inhalt: Feldmarschall Graf Radetzky und die österreichische Armee in den Jahren 1848/49. — Oberst Maschke. — Grundsätze für die Ertheilung des erziehenden Unterrichts in den k. k. Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten. — Das Schießen der Infanterie. Von Hauptmann Karl Löbl. — Blätter und Blüthen. — Literatur.

2. Minerva. Illustrirte militärwissenschaftliche Zeitschrift mit dem Beiblatt „Militärblatt". Nr. 17 und 18. 1894. Wien, Seidel u. Sohn. Inhalt: Zar Alexander III. — General Graf Heyden. — General Szeremetzew. — Generallieutenant Baron Wrewsky. — General Richter. — Die Manöver des I. und IX. Korps bei Landskron 1894. — Wandlungen in der Strategie. — Die Entwickelung der Handfeuerwaffen im österreichischen Heere. — Ueber die Nähr- und Wehrausstellung in Wien 1894. — Die Reorganisation der k. k. Landwehr. — Militärische Neuerungen in Rußland. — Miszellen aus Rußland — Kleine Mittheilungen.

3. Organ der militärwissenschaftlichen Vereine. Herausgegeben vom Ausschusse des militärwissenschaftlichen Vereins in Wien. 5. (Schluß-) Heft. 1894. Mit 7 Tafeln. Wien, Verlag des Vereins. Inhalt: Taktische Aufgaben mit Gegenseitigkeit. Von Infanterie-Offizieren durchgeführt im Frühjahr 1894. — Bücheranzeigen

*) Es sind hier nur Schriften deutscher Sprache aufgeführt.

4. Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. Herausgegeben vom K. u. K. technischen und administrativen Militärkomitee. Jahrgang 1894. 11. und 12. Heft. Wien, R. o. Waldheim. Inhalt: Aufsätze: Das Festungsmanöver bei Paris 1894. — Versuche mit verschiedenen Gewehrgeschossen. — Notizen. — Patentangelegenheiten.

5. Mittheilungen aus dem Gebiet des Seewesens. Herausgegeben vom K. u. K. hydrographischen Amt in Pola. Januar 1895. Inhalt: Schnelligkeit und Drehfähigkeit. -- Die kriegsmaritimen Ereignisse in Ostasien bis einschließlich der Seeschlacht an der Yalu-Mündung. — Der elektrische Signaltelegraph, System Pebal-Schaschl — Ueber die besten taktischen Methoden zur Ausnutzung des Gefechtswerthes von Schiffen und deren Waffen (Artillerie, Ramme und Torpedo) im Kampfe zwischen Flotten, Gruppen und einzelnen Fahrzeugen. — Gibraltar als Basis für Flottenoperationen. — Budget der k. u. k. Kriegsmarine pro 1895. — Der Budgetvoranschlag für die niederländische Kriegsmarine. — Das französische Marinebudget für das Jahr 1895. — Das seiner Vollendung entgegengehende französische Schlachtschiff „Brennus". — Ein neuer Unterwasser-Lancirapparat. — Unfall im Heizraume des französischen Kreuzers „Aréthuse". — Projektirte neue Kreuzer 3. Klasse für die englische Kriegsmarine. — Torpedobootszerstörer „Ardent". — Die englischen Kreuzer 3. Klasse „Conquest" und „Carysfort". — Eine Flußbarrikade gegen Torpedoboote. — Ein neuer Torpedo-Lancirapparat. — Die russischen Panzerschiffe „Poltava" und „Petropaolovsk. — Kleine Mittheilungen. — Literatur. — Zeitschriften-Index. - Bibliographie. — Mit 34 Figuren im Texte.

6. Schweizerische Monatsschrift für Offiziere aller Waffen. Unter Mitwirkung höherer Offiziere der Armee herausgegeben von Oberst H. Hungerbühler. Nr. 12. Dezember 1894. Frauenfeld, Huber. Inhalt: Die Kämpfe um den St. Gotthard im Jahre 1799. — Zur Fußbekleidungsfrage. — Der französische Feldzug in Dahomey.

7. Blätter für die Kriegsverwaltung. Organ des schweizerischen Verwaltungsoffiziers-Vereins. Nr. 12. 1894. Inhalt: Rücktritt des eidg. Ober-Kriegskommissärs Hrn. Oberst v. Grenus. — Das Verpflegs- und Nachschubwesen im Feldzug Napoleons I. nach Rußland 1812. (Schluß.) — Die Zubereitung der Speisen im Kriege. (Schluß.) — Ueber den Einfluß der Verpflegung auf die Operationen der Russen im Jahre 1831. (Schluß.) — Ernennung von Verwaltungsoffizieren. — Militärliteratur. — Inserat.

8. Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. Herausgegeben von Oberst F. C. Bluntschli. Nr. 12. Dezember 1894. Inhalt: Die Wirkung der Feldgeschütze 1815 bis 1892. — Bei deutschen Manövern. — Meldereiter. — Ueber die Thätigkeit der Schiedsrichter gegenüber der Feldartillerie bei den Manövern. — Abzeichen und Farben der Pferde. — Notizen. — Literatur.

Verzeichniß eingegangener neuer Werke.

1. **Die Pagen am brandenburgisch-preußischen Hofe 1415 bis 1895.** Beiträge zur Kulturgeschichte des Hajes, auf Grund archioalischer Quellen. Van v. Scharfenart, Hauptmann a. D., Bibliothekar an der Haupt-Kadettenanstalt zu Groß-Lichterfelde und Lehrer an der Kriegsakademie. Mit zwei Abbildungen in Farbendruck. Berlin 1895. E. S. Mittler u. Sahn.

2. **Der Kampagniedienst.** Ein Handbuch für den Kompagniechef im inneren und äußeren Dienst. Bearbeitet von Schwarz, Oberstlt. Zugleich 6. Auflage von „Müller, Der Kampagniedienst". Berlin 1895. E. S. Mittler u. Sohn.

3. **Disziplin oder Abrüsten.** Von Fritz Gertsch, Major im Generelstab. Bern 1894 Göpper u. Lehmann.

4. **Der Krieg mit den Millionenheeren.** Eine militärisch-palitische Studie. Van einem alten Soldaten. Separatabdruck aus der „Allgem. Schweiz. Militärzeitung". Basel 1894. B. Schwabe.

5. **Taktische Betrachtungen über den Festungsangriff und die permanente Fortifikation der Gegenwart.** Eine Studie van P. v. Rehm, k. k. Hauptmann des Artilleriestabes. Wien und Leipzig 1895. W. Braumüller.

6. **L'Unité de bataille dans l'offensive tactique.** Par H. N. Paris, L. Baudion, 30 rue et passage Dauphine.

Der Inseratentheil erscheint in Verbindung mit den „Neuen Militärischen Blättern" am 1sten jeden Monats.



Insertions-Gebühr für die 2gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig.

Alleinige Inseraten-Annahme in der Expedition der „Neuen Militärischen Blätter", Berlin W., Winterfeldtstraße 26, Gartenhaus I



Armee-Befehl.

Mein Heer hat mit Mir einen neuen schweren Verlust zu beklagen. Aus der Zahl seiner General-Feldmarschälle schied durch den Tod zu Meinem großen Schmerze Mein treuer Freund, der Erzherzog Albrecht von Oesterreich Kaiserliche und Königliche Hoheit, Chef des Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm I. (2. Ostpreußischen) Nr. 3. Mit ihm ist ein ruhmreicher, auf vielen Schlachtfeldern erprobter Führer und Held, ein leuchtendes Vorbild aller soldatischen Tugenden, ein treuer Pfleger der Waffenbrüderschaft zwischen der österreichisch-ungarischen und Meiner Armee dahingegangen, den wir mit Stolz zu den Unserigen zählen durften. Um das Andenken des Verewigten zu ehren, bestimme Ich hierdurch, daß sämmtliche Offiziere der Armee drei Tage, die Offiziere des vorgenannten Regiments, dessen Chef der General-Feldmarschall fast 36 Jahre gewesen, acht Tage Trauer — Flor am linken Unterarm — anlegen. Außerdem hat eine Abordnung des Regiments, bestehend aus dem Kommandeur, 1 Stabsoffizier, 1 Hauptmann und 1 Lieutenant, an den Beisetzungsfeierlichkeiten Theil zu nehmen. Ich beauftrage Sie, Vorstehendes der Armee bekannt zu machen.

Berlin, den 18. Februar 1895.

Wilhelm.

An den Kriegsminister.

Die Vertheidigung des Schipka-Passes.*)

(Schluß.)

Kurz vor dem zweiten Angriff hatte die feindliche Batterie von Beredok her die Kleine Batterie stark unter Feuer zu nehmen begonnen. Anfangs hatte Stabskapitän Peunow dasselbe beantwortet; als er indessen bemerkte, daß sich die Türken zum zweiten Male zum Angriff auf die Felsen auf dem kleinen Platze sammelten, übertrug er sein Feuer dorthin und beschoß die auf die Felsen vorstürmenden Feinde, von denen einzelne Gruppen diese schon erkletterten. In den Schützengräben erschallten Rufe: „Ein Angriff! Zu Hülfe, zu Hülfe!"

Der Kommandirende der Stellung auf dem Nikolausberge, Oberst Graf Tolstoi, schickte eine Kompagnie aus der Reserve zur Unterstützung, es gelang dieser, rechtzeitig einzugreifen, so daß es den vereinten Anstrengungen der beiden nunmehr dort befindlichen Kompagnien und der Kleinen Batterie möglich wurde, den Feind unter großen Verlusten zu werfen; er zog sich in die Gebüsche links der Chaussee und in den Hohlweg rechts derselben zurück. In diese Gebüsche richtete die Kleine Batterie nunmehr ihr Feuer; denn von dort her überschüttete der Feind die Felsen und die Batterie fortwährend mit Feuer, um es frischen Kräften möglich zu machen, heraufzusteigen und von der Chaussee aus vorzugehen. Als diese sich zeigten, schoß die Kleine Batterie sofort mit Salven dahin und auch die Große Batterie nahm mit einem Geschütz des ersten Zuges das Feuer gegen diesen Feind auf. Derselbe kam nicht vor, deckte sich auf dem Abfall und hielt diesen Theil unserer Stellung fortwährend unter Feuer. Die Kleine Blatterie, die beiden Schützen-Kompagnien (eine auf den Felsen, eine im Logement an der Chaussee) und eine Kompagnie der bulgarischen Druschine rechts der Felsen wiesen alle Versuche feindlichen Vorgehens ab. Nachdem die Große Batterie mit Hülfe der 11. und 12. Kompagnie Regiments Orel und einer Kompagnie der Opoltschenie den Feind von einer westlichen Umgehung des St. Nikolaus abgehalten und zwei Angriffe desselben zurückgewiesen hatte, beschoß sie den südwestlichen Abhang. Der Feind hielt sich in den Gesträuchen, Wasserrissen und hinter großen Steinen versteckt und feuerte ununterbrochen. Wenn derselbe versuchte, aus den Gesträuchen gegen die Batterie vorzugehen, feuerten

*) Siehe Februar-Heft 1895 der „Neuen Militärischen Blätter".

beide Züge der Batterie dahin, zeitweise schoß Lieutenant Senkowitsch mit einem Geschütz nach dem Ausgang des Hohlweges, wo Verstärkungen des Feindes auf dem südwestlichen Abhang herankamen. Fähnrich Graß beschoß mit seinen beiden Geschützen den Abhang direkt vor der Batterie. In Folge dieser Feuervertheilung entschloß sich der Feind zu keinem weiteren Angriff von Westen her, hielt aber bis zum späten Abend den ganzen südwestlichen Abhang fortgesetzt unter Feuer. Es war zeitweilig ganz unmöglich, an die Geschütze heranzukommen; die feindlichen Schützen hatten es sich zur Aufgabe gestellt, die ganze Bedienungsmannschaft niederzuschießen; man unterbrach das Feuer der Batterie, eröffnete es aber sofort wieder, sobald der Feind den Versuch machte, den Nikolausberg von rechts her zu umfassen.

Gegen 11 Uhr Vormittags kamen als Verstärkung das 1. und 3 Bataillon Regiments Brjansk und zwei Stunden später auch das 2. Bataillon an; sie wurden als Reserve hinter der Runden Batterie aufgestellt. Man wußte auf dem Nikolausberg wohl, daß Verstärkungen ankommen sollten, und es hatte sich am Tage vorher auch das Gerücht verbreitet, daß nach dem Regiment Brjansk geschickt worden sei. Aber wann die Verstärkungen eintreffen würden, davon wußte man nichts und erfuhr auch auf dem Nikolausberge nichts davon, als das Regiment in der Zentralstellung angelangt war. Gegen 11 Uhr begannen auf dem Abhang zwischen Beredok und dem Zuckerhut gegen den Hohlweg zu neue Linien feindlicher Schützen mit dahinter folgenden geschlossenen Abtheilungen herabzukommen. Sofort eröffneten alle Batterien lebhaftes Feuer dahin; die Große Batterie konnte sich ihrer Lage wegen nicht betheiligen. Die türkische Batterie bei Beredok beschoß bald die Stahl-, bald die Kleine Batterie. Unter dem starken Feuer unserer Artillerie kletterten die Türken kühn und in unformirten Massen den Abhang zur Stahlbatterie herauf. Einzelne Gruppen waren schon ganz nahe heran, als die Rufe ertönten: „Nicht schießen, das sind unsere Leute, Brjansker.“ Einen Augenblick schwieg das Feuer; als man aber auf dem Abhang deutlich die türkischen Fez erkannte, erklangen wieder Rufe: „Feuern, die Türken greifen an!“ Die Batterien feuerten wieder lebhaft, die Kompagnien der Opoltschenie, die 4., 9. und 10. Kompagnie Orel'schen Regiments gaben Salven und vernichteten die vordersten Abtheilungen des Feindes; nichtsdestoweniger ging dieser energisch vorwärts. Einen Augenblick stockte er der Opoltschenie gegenüber, diesen Umstand benutzten die Batterien, um Kartätschen zu laden. Ganze Reihen Türken wurden von dem Kartätschfeuer umgelegt, einzelne Haufen von Schützen kamen abwechselnd feuernd indessen näher und näher und hatten fast die Brustwehr erreicht, als sie doch durch unser Feuer zur Umkehr gezwungen wurden und in vollem Laufe den Abhang hinunter rannten, wo sie in das Feuer der Runden und der Zentralbatterie geriethen.

Es war schon gegen 12 Uhr. Die Hitze wurde unerträglich; man verdurstete fast, aber es gab kein Wasser; dasjenige, welches man am

Abend herbeigeschaft hatte, war verbraucht und hinunter zu der Quelle zu gehen war gefährlich, denn der Nikolausberg wurde fortwährend von drei Seiten her unter Feuer gehalten; außerdem stand jeden Augenblick ein neuer Angriff zu erwarten. Man versuchte das in den Kühleimern der Geschütze befindliche Wasser zu trinken, aber durch das Eintauchen der Wischerenden war dasselbe zu einem flüssigen Pulverschlamm geworden, der beim Genusse Erbrechen hervorrief. Beherzte Mannschaften der Infanterie und der Opoltschenie, beseelt von wahrer, bis zur Aufopferung gehender Kameradschaft, entschlossen sich dennoch, nach der Quelle am nordöstlichen Abfall hinunterzugehen. Einzelne brachten in ihren Feldflaschen ein wenig Wasser herbei, andere blieben für immer dort an der „Quelle des Todes", denn die Türken beherrschten diese mit ihren sicher sitzenden Schüssen. Man konnte nur sprungweise, sich hinter den Körpern der Gefallenen deckend, zu der Quelle gelangen und etwas mit Blut vermengtes Wasser heraufbringen. Das Beispiel der Infanteristen wirkte auch auf die Kanoniere ein, es erboten sich Freiwillige in den Geschützeimern Wasser zu holen, aber bei dem Springen verschüttete man dasselbe und brachte nur wenig zur Stelle. Trotz der Erschöpfung, des Durstes und des Ernstes der Lage, der Jedem bekannt war, zeigte sich doch das moralische Element der Leute als ein sehr hohes. Sie machten ihre Scherze über den abgeschlagenen Feind, die allgemeine Lage und über die Kugeln und Granaten, die über ihre Köpfe hinwegpfiffen oder platzten.

In der Zeit von 12—3 Uhr Nachmittags führten die Türken noch zwei Angriffe gegen die Stahlbatterie aus, die aber nicht so energisch wie die vorhergegangenen unternommen und daher abgeschlagen wurden.

Zur besseren Vorbereitung der Angriffe versuchten die Türken Geschütze auf dem Sosok-Berge (Rabenneste) während dieser Zeit aufzustellen, wurden aber von den Granaten der Zentral- und der Runden Batterie daran verhindert und auf diese Weise wurden sowohl der Nikolausberg als die Reserven, sowie die Batterien vor Rücken- und Flankenfeuer gesichert.

Gegen 3 Uhr erfolgte ein Angriff der Türken auf die Felsen, wo sich eine Halbkompagnie der 3. Schützen-Kompagnie Orel'schen Regiments befand, die sich kaum halten konnte; die Kleine Batterie konnte infolge ihrer Lage nur die Reserven beschießen; jedoch kam noch rechtzeitig die 9. Kompagnie Orel zu Hülfe.

Nach 4 Uhr führte der Feind noch mehrere Angriffe besonders gegen die Stelle aus, wo das Gebirgsgeschütz (Bombardier Miroschnikow) stand. Er wurde bei seinem Vorgehen von Klein-Beredok und dem Zuckerhute her und dem Aufstieg nach dem Nikolausberge von den Batterien in der Front und beiden Flanken beschossen, nachdem er aber näher herangekommen war und ihn die Batterien infolge ihrer Lage nicht mehr erreichen konnten, trieben ihn die Salven der Orel'schen und Opoltschenie-Kompagnie sowie die Granaten

des Berggeschützes wieder in das Feuer der Batterie zurück, die dann seine Niederlage vollendete.

Alle diese Angriffe des Feindes wurden von seiner bei Beredok eingerichteten Batterie, sowie von dem hinter den angreifenden vordersten Abtheilungen herabsteigenden Reserven von Beredok und dem Zuckerhut her mit Gewehrfeuer begleitet. Sobald aber die Angreifer ihrer Einbruchstelle näher kamen, schwieg die türkische Batterie und übertrug dann ihre Feuer jedes Mal auf die kleine Batterie.

Während des Abends erfolgten noch einige schwächere Angriffe auf den nordöstlichen Abhang des Nikolaus-Berges, die aber durch das Infanteriefeuer abgewiesen wurden. Die diesseitigen Batterien richteten, ihr Feuer auf die Batterie bei Beredok unterbrechend, sofort ihre Schüsse auf die Angreifer, die aber immer bis in den todten Winkel kamen, obwohl sie sehr große Verluste erlitten. Das obenerwähnte Infanteriefeuer trieb sie jedes Mal vereint mit Salven der Batterien wieder zurück. Der letzte Angriff war der schwächste; von Beredok und dem Zuckerhut erfolgte lebhaftes Infanteriefeuer später ohne Unterbrechung immer weiter.

Das Artilleriefeuer wurde gegen 6 Uhr immer schwächer. Die Stahlbatterie schickte ab und zu eine Granate nach dem Abhange des Zuckerhutes, von wo aus die in den Gebüschen steckende feindliche Infanterie die Batterie und den ganzen östlichen Abhang des Nikolausberges beschoß. Der 4. Zug beschoß die feindliche Batterie auf dem Beredok-Abhang um die Arbeiten zu hindern, die Kleine und Große Batterie schossen zeitweilig nach dem südlichen und südwestlichen Abhang, lediglich um dem starken feindlichen Infanteriefeuer zu antworten, die Zentral- und die Runde Batterie feuerten in das Gelände vor dem östlichen Abhang. Aus unsern Schützengräben erfolgte von der Schützen- und Opoltschenie-Kompagnie nur langsames Feuer.

Es begann zu dunkeln. Das feindliche Gewehrfeuer hörte nicht auf; aber konnte doch unter dem Schutze der Dämmerung aus den Schützengräben und Batterien herausgehen. Nichts destoweniger blieb Alles in Bereitschaft für den Fall eines Angriffes. Die Geschütze waren mit Kartätschen geladen und bei jedem blieben zwei Nummern der Bedienung zur Beobachtung des Feindes zurück; auch bei der Infanterie blieb alles gefechtsbereit. In dieser Weise verging einige Zeit, aber der Feind unternahm nichts. Es war klar, daß die Türken ihre Angriffe entweder bis zur späten Nacht oder bis zum nächsten Morgen aufgeschoben hatten. Die Vertheidiger mußten sich beeilen auszuruhen. Unverzüglich schickte man aus den Batterien und Schützengräben nach Wasser; man benutzte alle Gefäße, die vorhanden waren dazu. Von den Batterien wurden einige Leute nach Zwieback zum Proviantwagen, der bei den türkischen rothen Häuschen stand, geschickt. Auf Anordnung des Feldwebels der 2. Batterie 9. Artillerie-Brigade hatte der Koch den ganzen Tag Fleischportionen und Zwieback bereit gehalten. Den letzteren und das

vom Koch herbeigeholte Wasser nahmen die Leute, vom Fleisch mußten sie absehen, es war trotz aller Bemühungen, dies zu verhindern, durch die Hitze verdorben (man hatte es in gesalzenes Wasser gelegt).

Es war schon ganz dunkel, als sich bei dem Zelte des Batterie-Kommandeurs, Oberstlieutenant Drosdowski, Offiziere vom Regiment Orel, der Opoltschenie und der Artillerie zusammenfanden, um etwas zu essen zu finden. Aber der Stabswagen, auf dem sich die Vorräthe befanden, war am Morgen weggefahren worden und so mußte man sich mit dem Zwieback der Mannschaft und abscheulichen bulgarischen Schnaps begnügen; aber auch damit war man zufrieden und beeilte sich. Eben sprach einer der Anwesenden sein Bedauern darüber aus, daß die Türken wahrscheinlich nicht Ruhe halten würden, als plötzlich von der Stahlbatterie Gewehrfeuer und drei Kanonenschüsse hörbar wurden. Jeder eilte an seinen Platz. Es stellte sich heraus, daß einige wagehalsige Türken sich an die Batterie herangemacht, dort aber mit Kartätschen und Infanteriefeuer aus den benachbarten Schützengräben zurückgetrieben worden waren. Das war der neunte oder zehnte Angriff an diesem Tage. Die Türken gingen nun zurück. Man hörte türkische Signalhörner blasen; das war kein Signal zum Angriff, das wir kannten. Die Einen behaupteten, das langgedehnte Signal bedeute „zurück“, die Andern „sammeln“, wieder Andere, dies sei der „Ruf zur Arbeit.“ Obgleich die Opoltschenieleute es als „Ruf zum Gebet“ bezeichneten, war wohl die Annahme richtig, daß die Arbeiten begannen; man hörte wenigstens das Geräusch des Schanzzeuges auf dem steinigen Boden.

Mit dem Hereinbrechen des Abends wurde auch das Gewehrfeuer des Feindes schwächer; aber trotzdem hörten die Geschosse nicht auf, nach allen Richtungen hin und her zu fliegen. Die feindlichen Schützen schossen von unten nach oben, sodaß die Silhouetten der in unserer Stellung hin und her Gehenden sich deutlich gegen den klaren Horizont abzeichneten. Unsere Schützen konnten in die Tiefe hinunter dagegen nichts sehen.

Auf Befehl des Kommandirenden der Stellung, General Stoljetow, wurden zur Verstärkung der Befestigungen auf dem Nikolausberge die in Reserve gestandenen Kompagnien des Orel'schen Regiments, für die der Zentralstellung, Kompagnien des Brjansker Regiments bestimmt. Schon im Laufe des Tages hatte sich das Ungenügende der Deckungen sowohl in den Schützengräben, als in den Batterien durch die großen Verluste erwiesen. In den wenigen Augenblicken, welche sich den Vertheidigern zur Ruhe geboten hatten, während der Unterbrechung des lebhaften Feuergefechts oder in der Zeit zwischen zwei nicht unmittelbar auf einander folgenden Angriffen hatte sich die Infanterie ihre Deckungen selbst durch Steine oder mit dem Bajonett ausgehobene Erde verstärkt und vertieft. Nun beeilte man sich noch, Alles was möglich war, zu thun, denn man hatte einmüthig erkannt, daß die Deckungen ganz unzureichend waren. Aber nach zwölfstündigem

Gefechte noch Arbeiten auf felsigem schweren Boden auszuführen, war zu viel verlangt; der Erfolg solcher Anstrengungen konnte kein großer sein, schon um deswillen nicht, weil während einer derartigen Anspannung aller moralischen Kräfte die physische Ermattung nicht fühlbar geworden war, dagegen sich nach Wegfall jener Ursachen sehr schnell äußerte.

Zunächst suchte man die Verluste festzustellen; sie waren ungefähr ein Drittel bei den Kompagnien in der vorderen Stellung — leider nicht genau bekannt —, in der Hauptstellung jedoch nur gering, sie betrafen nur das Brjansker Regiment, welches in Reserve stehend hinter der Runden Batterie zufällige Schüsse erhielt. Die Batterien auf dem Nikolausberge waren, abgesehen von den ernstlichen Beschädigungen der Deckungen, verhältnißmäßig stark an den Verlusten betheiligt. Die 2. Batterie (Große und Kleine Batterie, 4. Zug) hatten 4 Mann todt, 13 Mann schwer, 10 Mann leicht verwundet, letztere blieben zum Dienst. Die Stahlbatterie hatte 5 Mann todt und 9 verwundet, die Zentral- und die Runde Batterie 3 Mann todt und 6 verwundet; außerdem war der Kapitän Iwanowsky der Runden Batterie durch ein Bein geschossen. Fast alle Verluste in den Schützengräben und den Batterien waren durch Infanteriefeuer erfolgt; lediglich ein sehr geringer Prozentsatz des Verlustes der Stahlbatterie rührte von der Batterie von Beredok her; im Uebrigen hatte diese nur die Deckungen beschädigt. Die verhältnißmäßig geringen Verluste durch das feindliche Artilleriefeuer an diesem Tage (und den folgenden) ist durchaus keineswegs — wie Einige behaupten — dadurch zu erklären, daß die türkischen Granaten nicht platzten, im Gegentheil war der Nikolausberg nach den ersten Gefechtstagen ganz besät von Granatsplittern, während sich nur wenige nicht geplatzte Geschosse vorfanden.

Die verhältnißmäßig großen Verluste der Artillerie-Bedienungsmannschaft lassen sich besonders dadurch erklären, daß die Deckungen nicht genügten. Da alle Geschütze über Bank feuerten, stellte die Mannschaft während der Bedienung ein sehr gutes Ziel, fast zwei Drittel des Wuchses, für die feindlichen Schützen dar (die Höhe der Brustwehr betrug nicht mehr als zwei Fuß); man lud deshalb kniend.

Bezüglich des Patronen- und Geschoßverbrauches fehlen genaue Aufzeichnungen von jenem Tage; sie wurden erst nach Beendigung des dreitägigen Kampfes gemacht, für einzelne Abtheilungen sogar erst nach sechs Tagen. Annähernd haben verschossen:

die 2. Batterie der 9. Artillerie-Brigade aus den 8 Geschützen (Kleine, Große Batterie und 4. Zug) etwa:

400 gewöhnliche Granaten,
500 Kartätsch-Granaten,
20 Kartätschen;

die 6 Stahlgeschütze gegen
300 Granaten und einige Kartätschen;
die 8 Geschütze der 5. Batterie der 9. Artillerie-Brigade
180 gewöhnliche Granaten und
320 Kartätsch-Granaten.

Dieser Munitionsverbrauch bildete
für die 2. Batterie fünf Sechstel des ganzen Bestandes,
für die 5. Batterie fast die Hälfte der in Protzen und Munitionswagen befindlichen Geschosse und
für die 6 Stahlgeschütze etwa drei Fünftel der vorhandenen türkischen Granaten.

Der große Munitionsverbrauch an dem einen Tage konnte zu sehr verderblichen Folgen für die Vertheidigung des Schipka-Passes führen, wenn die Geschütze bei einem Angriff am nächsten Tage ohne Munition waren, denn der eine Zug 14. fliegenden Artillerieparkes, welcher sich bei dem Detachement befand, konnte diese für 16 Geschütze zweier verschiedener Kaliber nicht in genügender Zahl liefern. In Folge dessen wurde den in den verschiedenen Batterien kommandirenden Offizieren die größte Sparsamkeit zur Pflicht und bekannt gemacht, daß sie auf baldige Ergänzung keine Aussicht hätten. Von dem Munitionsmangel wurde natürlich dem Kommandirenden der Stellung Meldung gemacht.

Nach Feststellung der Verluste und des Munitionsverbrauches ging man an die Arbeiten in den Batterien. Es wurden Geschosse aus den Munitionswagen in die Batterien geschafft, Verbrauchsräume angelegt und die Geschütze gereinigt. Kommandos der Infanterie halfen den Artilleristen. Eine hauptsächlich nöthige Arbeit war der Bau von Deckungen gegen Gewehrfeuer für die Bedienungsmannschaft; für die Geschütze kamen diese erst in zweiter Linie in Frage, weil sie im Falle eines Angriffes ein großes freies Schußfeld brauchten.

Auf der rechten Flanke der Stahlbatterie, beim 4. Zuge erhöhte man die Brustwehr auf ihrer ganzen Länge um einen halben Fuß durch Rasenstücke, die man aus den Schluchten herbeiholte. Außerdem wurde bei den kleinen Gräben die Brustwehr um einen Fuß erhöht. Ueber diese Rasenstücke wurde Erde, die man von der türkischen Brustwehr herbeischaffte, geschüttet, aber in zu geringer Menge. Zur rechten wurde ein kleines Epaulement zum Schutze gegen Infanteriefeuer aus dieser Richtung hergestellt; die Gräben wurden um einen Fuß vertieft, verbreitert und verlängert und die Nischen unter der Brustwehr verbreitert. In der Stahlbatterie wurden zwischen den Geschützen Bonnets angeschüttet, sie störten zwar das Schußfeld, aber es mußte diese Arbeit vorgenommen werden, wenn nicht die ganze Bedienungsmannschaft erschossen werden sollte. Auch die Rückentraverse an der linken Flanke mußte verstärkt werden, wo die Bedienung, durch das Epaulement links schlecht

gedeckt, ganz aus der Deckung heraustreten mußte. Bei der großen und der kleinen Batterie erhöhte man die Brustwehr auch durch Rasen und vertiefte und verbreiterte die kleinen Gräben; außerdem erhielt die letztere ein Bonnet gegen Beredok von ca. 1 Fuß Höhe und eine Art Schießscharte für das linke Geschütz, das am meisten unter dem Feuer von dort her gelitten hatte. In der großen Batterie wurden zwischen sämmtlichen Geschützen Bonnets von 2′ Höhe hergestellt.

Während im Laufe des ganzen Tages aus den Geschützen ein lebhaftes Feuergefecht geführt worden war, hatte man sie im Anfange nur mit Wasser ausgewischt. Da man mit dieser Arbeit später während des Kampfes günstige Momente auszunutzen verloren hätte, wurde sie unterlassen und nur dann vorgenommen, wenn man langsam feuerte oder das Schießen unterbrach. Anfangs erfolgte diese Reinigung etwa nach 15—20 Schuß, später nach einer größeren Zahl. Das Wasser, welches man während des Gefechtes erhalten hatte, war von den Mannschaften getrunken worden. Infolge dessen waren die Geschütze sehr verschleimt und man mußte sie auswaschen, wenn nicht das Laden sehr erschwert bezw. unmöglich gemacht werde sollte. Außerdem mußte Wasser für den nächsten Tag herangeschafft werden. Freiwillig sich meldende Mannschaften, hauptsächlich Fahrer der Munitionswagen, begaben sich hinunter zur „Quelle des Todes", um dort unter den Kugeln von Soska her Wasser zu holen, das schon von dem Blute der im Laufe des Tages dorthin Gegangenen gefärbt war. Erst in später Nacht konnte man am Schlafen denken, aber nicht Alle vermochten es; für die Mehrzahl hatte der Schlaf keine wohlthuende Wirkung; die Ereignisse standen zu lebhaft vor den Augen.

Abends besichtigte der Oberst Lipinski auf Befehl des General Deroschinski die Stellung auf dem Nikolausberge am Wege nach Jmetli, und auf dem Berge hinter den Fugassen, der bis dahin noch nicht von uns besetzt war, sondern nur beobachtet wurde und machte Vorschläge, in welcher Weise die Regimenter der 2. Brigade der 9. Infanterie-Division am nächsten Tage, dem 10. (22.) August, die Stellung besetzen sollten. Das Bataillon Orel'schen Regiments in der vordersten Stellung auf dem Nikolausberge war abzulösen und die vorderste Stellung am Wege nach Jmetli hinter den Fugassen von Abtheilungen des 3. Bataillons desselben Regiments zu besetzen. Das 2. Bataillon sollte nach der Runden Batterie verlegt werden zum Theil nach den Schützengräben, zum Theil zu Sappeurarbeiten beim Bau einer geschlossenen Befestigung, der hier angelegten türkischen Batterie (oder Lünette), verwendet werden. Auch Abtheilungen des Orel'schen Regiments kamen zum Theil nach der Einsenkung bei der Kaserne, zum Theil als allgemeine Reserve bei der alten türkischen Batterie. Diese Vertheilung der Truppen der 2. Brigade wurde am Morgen des 10. August (22.) in Ausführung gebracht, innerhalb der Stellung des Nikolaus-Berges aber am Abend des Tages. Die Leitung

der Truppen auf diesem Berge wurde dem Obersten Graf Tolstoi übergeben, die 2., 3. und 5. Druschine der bulgarischen Apoltschenie, welche unterhalb der Chaussee von der mittleren Seite zwischen dem Fuße der Runden Batterie und des Nikolaus-Berges sowie zum Theil auf letzterem Berge selbst lagen, wurden dem Oberst Fürsten Wjasemski unterstellt. Der übrige Theil der Stellung und die mit ihr verbundene vorgeschobene Stellung am Wege nach Jmetli befehligte der Kommandeur des Brjansker Regiments, Oberst Lipinski.

Noch möchte am Schlusse der Beschreibung dieses Tages des Sanitätspersonales zu gedenken sein. Die Lazarethgehilfen der gesammten Abtheilungen waren so energisch thätig, daß ungeachtet der großen Anzahl von Verwundeten keiner derselben ohne Hülfe blieb. Mochte ein Verwundeter sich an einer noch so gefährlichen Stelle befinden, wo er wollte, die Sanitätsmannschaften fanden ihn und leisteten entsprechende Hülfe. Alle schwer Verwundeten wurden von ihnen aus den Batterien und Schützengräben fortgeschafft, wobei sie sich selbst dem stärksten Feuer aussetzten und selbst verwundet oder getödtet wurden; diese kamen nach dem Verbandplatz. Da der Nikolaus-Berg ringsum unter Feuer gehalten war und auch nicht eine einzige Stelle Deckung bot, so starben viele Verwundete unterwegs durch Blutverlust oder wurden Opfer der feindlichen Schützen, welche weder die Tragbahre noch den Lazarethgehilfen schonten. Es war nicht möglich, alle Gefallenen aufzusammeln; die Leichen wurden in der Nacht nach dem östlichen Abhang geschafft und dort in einem gemeinsamen Grabe bestattet.

Das ungeheure starke Anwachsen der Verwundeten schloß jede Möglichkeit aus, daß dem Einzelnen rasche Hülfe wurde. Auf dem Verbandplatz in der türkischen Kaserne ruhte man nicht einen Augenblick. Die Aerzte der bulgarischen Apoltschenie, des Orel'schen und des Brjansker Regiments und 2 Aerzte der 9. Artillerie-Brigade waren vom frühen Morgen bis in die späte Nacht mit Arbeit überhäuft. Die Feldscheer und Krankenwärter waren unersetzliche und thätige Gehilfen derselben. Der Mannschaft selbst muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu sagen, daß sie sich ausgezeichnet benahm. Viele leicht Verwundete verbanden sich ihre Wunden selbst mit ihrer Wäsche und blieben auf ihren Plätzen so lange es möglich war; andere, welche auf dem Verbandplatz schon verbunden worden waren, kamen wieder in die Batterien und Schützengräben zurück; sie sagten: „wenn wir einmal sterben müssen, so ist das Alles eins; jetzt wird schwerlich Einer mit dem Leben davon kommen.“ Alle waren an diesem Tage Helden; in den Batterien waren die Richtkanoniere Muster von Tapferkeit.

Der Kampf am 10. (22.) August.

Mit Tagesanbruch wurde das Infanteriegefecht eröffnet. Während der Nacht war es dem Feinde geglückt, einen Schützengraben auf dem Platze vor der Kleinen Batterie zu erbauen und einen anderen derartig anzulegen,

daß von ihm aus die Stahlbatterie und der 4. Zug flankirt werden konnten. Der Großen Batterie gegenüber wurde auch eine Infanteriestellung vom Feinde geschaffen, von wo aus der ganze südwestliche Abhang des Nikolausberges bestrichen werden konnte. Auch die Beredok-Batterie vollendete er in dieser Nacht; sie zeichnete sich als ein schwarzer Streifen mit neun viereckigen Löchern deutlich vom hellen Horizont ab. Man nannte diese mit neun Scharten versehene Batterie von nun an während der ganzen Belagerung die „Neunäugige". Mit wie viel Geschützen sie gegenwärtig besetzt war, konnte man nicht taxiren, es wurde indessen aus allen Scharten, wenn auch nicht gleichzeitig geschossen.

Als der Feind die Batterie auf Beredok errichtete, hielt er diesen Punkt augenscheinlich für sehr wichtig, weil man von dort aus den ganzen Nikolausberg bestreichen und einen Angriff auf die Stahlbatterie vorbereiten konnte, die Stelle, welche die Türken sichtlich für die schwächste und am besten für einen Angriff geeignet hielten, während bei uns die Große Batterie dafür angesehen wurde.

Von 6 Uhr früh an begann das Artilleriefeuer, die „Neunäugige" schoß sich ausgezeichnet auf die Stahlbatterie ein; der größere Theil ihrer Geschosse flog durch die Batterie hindurch und ging in die türkische Brustwehr, die sich hinter ihr befand; einige Granaten gingen über und durch diese Brustwehr und trafen in die Einsenkung zwischen dem Aufstieg nach dem Nikolausberg und die Runde Batterie. Die Ursache, daß der Feind an diesem Tage so gut nach der Stahlbatterie schoß, waren jedenfalls die am Tage vorher erbauten Bonnets; die entstandenen Schießscharten ähnlichen Aushöhlungen zeichneten sich deutlich an dem dunklen Hintergrunde der türkischen Brustwehr ab und erleichterten das Zielen für den Feind.

An diesem Tage waren alle Vortheile auf Seiten der „Neunäugigen" und ihr blieb auch das Uebergewicht. Der Lieutenant Kisnjewski, welcher nicht mehr über genügende Geschosse verfügte, mußte sehr sparsam damit umgehen und sie für einen möglichen Angriff zurückbehalten. Die Bedienungsmannschaft der Stahlgeschütze litt außerdem unter dem Infanteriefeuer von rechts her, welches aus einem Logement außerhalb der Wirkungssphäre unserer Infanteriegewehre herrührte. Die „Neunäugige" dagegen wurde von unserem Infanteriefeuer nicht belästigt und verfügte über eine unbeschränkte Munition, deren Zufuhr vollständig gedeckt erfolgen konnte. Unter Berücksichtigung dieser Umstände hielt es Lieutenant Kisnjewski für zwecklos, den Kampf mit dieser Batterie fortzusetzen und brach sein Feuer ab; der 4. Zug nahm es dagegen auf und zog einen Theil desselben von der Stahlbatterie ab; dieser Zug litt wenig von dem Infanteriefeuer aus dem rechts liegenden türkischen Schützengraben, gegen das er durch eine Traverse gedeckt war; er verhinderte das Niederkämpfen der Stahlbatterie durch den Feind in der Zeit von 7 Uhr Morgens bis 11 Uhr Vormittags. In dieser

selben Zeit mußte auch die Kleine Batterie ihr Feuer auf ein neu aufgetretenes Ziel richten und konnte deshalb der Stahlbatterie keine Hülfe leisten. In der Nacht hatte nämlich der Feind eine neue Batterie erbaut, hinter dem Schützengraben, der Front gegen die Felsen machte und seine Flanken an den Weg und den Hohlweg lehnte, auf dem Platze, wo er seine Truppen vor den Angriffen auf die rechte Flanke der Stahlbatterie und die Felsen gesammelt hatte. Die Türken hatten die große Bedeutung der Kleinen Batterie erkannt, welche die Felsen vor einem Angriffe schützte und außerdem nicht erlaubte, daß die gegen die Große Batterie vorgehenden Abtheilungen verstärkt wurden. Für den Feind erschien die Niederkämpfung der Kleinen Batterie unbedingt nöthig, weil er nur dann im Stande war, seine Truppen auf dem oben erwähnten Platz, der außerhalb unseres Gewehrfeuers lag, konzentriren zu können. Der Kommandeur der Kleinen Batterie, Stabskapitän Peunow, beschloß nun seinerseits, Alles daran zu setzen, die im Bau begriffene feindliche Batterie niederzukämpfen; denn er sah klar voraus, daß, wenn sich diese auf die Felsen eingeschossen haben würde, es ihm nicht mehr möglich sein könnte, sich dem feindlichen Infanterie- und Artilleriefeuer gegenüber halten zu können Die Felsen an sich waren wohl stark, aber nur schwach besetzt und litten bezüglich der Vertheidigung daran, daß der Feind sich lange im todten Winkel befand. Die Entfernung bis zur feindlichen Batterie war etwa 550 Saschen. Die zwei ersten Schüsse aus der Kleinen Batterie zerstörten die Brustwehr derselben; sofort stürzten eine Menge Arbeiter hervor, um die Schäden auszubessern; eine Salve vertrieb sie. Sofort eröffnete das vorliegende feindliche Logement lebhaftes Schützenfeuer auf die Kleine Batterie, das Stabskapitän Peunow mit einigen Granatkartätschen beantwortete. Hierauf führte der Feind zwei Geschütze in seine Batterie ein und gab zwei Schüsse nach der Kleinen Batterie und dem Schützengraben ab, die indessen keinen Schaden machten. Sofort richteten die beiden Geschütze der Kleinen und eins der Großen Batterie ihr Feuer auf diese feindlichen und brachten sie endgültig zum Schweigen; der Feind verzichtete im weiteren Verlauf des Kampfes auf diese Artilleriestellung. Die Große Batterie hielt mit ihrem Granatkartätschfeuer den südlichen und südwestlichen Abhang des Nikolausberges fortgesetzt unter Feuer, denn der Feind machte mehrfach Versuche mit Kolonnen, die Batterie anzugreifen; er hatte augenscheinlich jetzt erkannt, daß ihm der Besitz dieses Theiles des Berges die ganze Stellung überliefern würde. Die Angriffe wurden stets zurückgewiesen, worauf die feindlichen Schützen hinter den Gebüschen, großen Steinen und in den Wasserrissen sich festsetzten, um die Bedienungsmannschaft der Batterie wegzuschießen. Die Bedienung deckte sich möglichst durch die kniende Stellung; es enstanden keine Verluste, da die Deckung ausreichte.

In diesem Zeitabschnitte bis 11 Uhr konnte die diesseitige Infanterie nur wenig schießen, weil die Entfernung für die Gewehre zu bedeutend war.

Das Feuer wurde hauptsächlich von den bulgarischen Druschinen und mitunter von den Schützen-Kompagnien auf den Felsen und an der Biegung der Chaussee abgegeben. Aus der Zentralstellung wurde wenig geschossen.

Trotzdem die „Neunäugige" fortgesetzt die Stahlbatterie beschoß, antwortete diese nicht; die Große Batterie und der 4. Zug konnten durch ihr Feuer auf die stärkere feindliche Batterie dieser nur wenig Abbruch thun und höchstens das Feuer von der Stahlbatterie abzuziehen suchen. Die Kleine Batterie konnte sich hierbei nicht betheiligen, denn ihr Ziel, das Logement vor der Front, machte ihr immer mehr zu schaffen. Dorthinein hatten sich geschlossene Infanterie-Abtheilungen geworfen; auch erfolgte ein außerordentlich lebhaftes Gewehrfeuer von dort (augenscheinlich die Vorbereitung zu einem neuen Angriff, der auch wirklich einige Stunden später ohne Erfolg ausgeführt wurde). Inzwischen hatte der Feind erkannt, daß es für ihn unumgänglich nöthig, unsere Stellung in den Flanken zu umfassen, und hatte unbemerkbar von uns seine Truppen westlich zum Rothen Berg hinter den Höhen herumgezogen. Diese Absicht wurde erst bekannt, als man von der Großen Batterie aus ein Geschütz den Abhang hinauf nach dem Rothen Berge schleppen sah. Eine auf 1200 Saschen Entfernung dahin gesandte Granate schlug mitten in die Pferde und stürzte das Geschütz den Abgrund hinunter. Für diesen Tag brachte der Feind zunächst dort kein Geschütz in Stellung, dagegen erschien ein solches auf dem Zuckerhut, welches die Stahlbatterie flankirte. Diese konnte nicht dahin schießen, bevor nicht zwei Bonnets der linken Flanke wieder entfernt wurden. Unter dem lebhaften Feuer der „Neunäugigen" ging man an diese Arbeit; Bombardier Miroschnikow gelang es unterdessen, mit dem Gebirgsgeschütz das feindliche Geschütz auf dem Zuckerhut zu demontiren. Trotzdem führten die Türken noch zwei Geschütze hinauf, die aber durch die inzwischen eingreifende Stahlbatterie bezw. die Zentral- und die Runde Batterie zum Schweigen gebracht wurden. Auch auf dem Zuckerhut wurden während dieser und der nächsten Tage keine Geschütze wieder aufgestellt.

Gegen 2 Uhr Nachmittags wurde das Geschützfeuer wesentlich schwächer. Die Stahlbatterie schwieg, die türkische „Neunäugige" schoß nur sehr selten, der 4. Zug vertrieb mit zwei bis drei Granaten die Arbeiter an der „Neunäugigen", die Kleine Batterie beschoß noch ab und zu die feindlichen Schützengräben, die Große den südwestlichen Abhang. Nach etwa einer Stunde trat allgemeines Schweigen ein. Die Neunäugige benutzte die Zeit um sich mit Munition zu versorgen. Der Feind setzte wahrscheinlich voraus, daß unsere Wachsamkeit nachgelassen hätte und wollte diese dazu benutzen, Gepäckstücke nach der Neunäugigen hinaufzuschaffen; diese Lasten gingen ungedeckt am östlichen Hange von Beredok nach der Höhe und waren deutlich sichtbar. Durch einen wohlgezielten, auf 100 Saschen Entfernung abgegebenen

Schuß des 7. Geschützes wurden zwei Packtiere getroffen, die anderen verschwanden hinter der Höhe.

In der dritten Stunde schwieg das Artilleriefeuer fast auf allen Punkten, während das Infanteriefeuer immer fortdauerte, aber es ließ sich nicht mehr so unregelmäßig wie anfangs hören, sondern machte den Eindruck, daß der Feind sich seine Ziele aussuchte und nicht blos ins Blaue auf den Berg schoß. Augenscheinlich wartete derselbe auf etwas oder bereitete sich auf etwas vor. Um diese Zeit gab der 4. Zug einen Granatschuß auf die Neunäugige ab, als diese augenblicklich diesen Zug mit einem Hagel von Granaten überschüttete. Das Feuer war so stark, daß man allerwärts einen Angriff erwartete. Der 4. Zug antwortete lebhaft, die Stahl- und die Kleine Batterie standen ihm bei und brachten die Türken schließlich wieder zum Schweigen.

Gegen 3 Uhr Nachmittags verstärkte sich das feindliche Infanteriefeuer aus den Schützengräben gegen die Felsen. Dieses Feuer und die schon früher, wie weiter oben angegeben, erfolgte Verstärkung der Besatzung dieser Gräben durch geschlossene Truppenabtheilungen ließen einen feindlichen Angriff sehr wahrscheinlich werden. Die Neunäugige setzte ihr Schweigen fort, während die Kleine Batterie die feindliche Infanteriestellung beschoß. Nach etwa einer halben Stunde stiegen feindliche Massen aus den Gräben und stürmten auf die Felsen los. Eine Salve Granatkartätschen von der Kleinen und ein glücklicher Schuß von der Großen Batterie trieb den Feind in seine Schützengräben zurück. Ein Theil desselben warf sich, vor dem Feuer der Kleinen Batterie ausweichend, in den Hohlweg, wurde aber dort durch Schüsse der Großen Batterie vertrieben. Dieser Angriff, der nicht vom Feuer der Neunäugigen unterstützt wurde, endete mit einem vollständigen Mißerfolg für den Feind.

Nach Verlauf einer Stunde nahm die Neunäugige ihr Feuer gegen die Stahlbatterie wieder auf; trotzdem daß diese selbst, sowie die Kleine Batterie und der 4. Zug ihr lebhaft antworteten, erhielt sie doch das Uebergewicht. Die Brustwehr der Stahlbatterie wurde von Grund aus zerstört; die noch ganz gebliebenen Theile fielen schließlich bei der Abgabe der eigenen Schüsse in sich zusammen. Die Bonnets waren alle umgerissen, auch die Geschütze theilweise beschädigt, ohne sie indessen gebrauchsunfähig zu machen. Die Stahlbatterie stellte das Feuer ein. Nun konzentrirte der Feind das seinige auf die Kleine Batterie und überschüttete sie mit Geschossen. Um ihre Bedienungsmannschaften zu schonen, schwieg bald auch die Kleine Batterie und nun wurde der 4. Zug, dem es gelungen war, eine Scharte der Neunäugigen zu zerstören, das Zielobjekt der feindlichen Artillerie. Eine Salve aus allen Geschützen der Neunäugigen demontirte ein Geschütz des Zuges, der nun auch zum Schweigen gebracht war. Trotzdem nutzte der Feind seinen Erfolg nicht aus; er unternahm keinen Angriff. Seine Artillerie

schwieg auch bald und eröffnete das Feuer auch nicht, als von unsern Geschützen einige Schüsse auf die feindlichen Schützengräben abgegeben wurden.

Das Infanteriefeuer dauerte bis in die späte Nacht. Mit Anbruch der Dunkelheit machte man sich an die Ausbesserung der Brustwehr und des beschädigten Materials, sowie an die Herbeischaffung der Munition. Der Stahlbatterie verblieben im Ganzen noch 80 Granaten, darunter nur 20 geladene; Kartuschen waren wenig vorhanden. Man mußte nun also noch die Granaten laden und Kartuschen machen. Die Beutel wurden aus Wäschefetzen genäht, ein Theil der Leute füllte die Granaten mit Pulver und schraubte die Zünder ein. Die unumgänglich nothwendigen Vorstecker ließ Unterlieutenant Kisujewski während der Nacht durch die Büchsenmacher der Regimenter Orel und Brjansk herstellen. Es verblieben der Stahlbatterie fünf unbeschädigte Geschütze. Diese artilleristischen Arbeiten waren gegen Mitternacht beendet. Die Bedienungsmannschaft bedurfte dringend der Ruhe und wurden daher die Wiederherstellungsarbeiten an den Batterien von Arbeitsmannschaften der Regimenter Orel und Brjansk ausgeführt. Die Bonnets wurden entfernt und mit der gewonnenen Erde die Brustwehr verstärkt. In der Kleinen Batterie, welche ein bestimmtes Ziel vor sich hatte — die Neunäugige und den Schützengraben an der Chaussee — baute man Schießscharten; man benutzte hierzu die Hafersäcke, welche an den Munitionswagen hingen, stampfte sie voll Erde und bildete aus je zehn Säcken eine Scharte. Da sich die Scharten von dem Hintergrunde auf der Brustwehr scharf abzeichneten und dem Feinde das Zielen erleichtert hätten, wurden hinter ihnen Rückentraversen gebaut; zu diesen verwendete man die Tornister, welche mit Strauchwerk und Rasenstücken bedeckt wurden; dieselben haben eine Zeit lang ihren Zweck erfüllt; am nächsten Tage wurde indessen durch eine Granate die eine der beiden Traversen zerstört und die andere umgeworfen. Da die Große Batterie während der beiden Gefechtstage gar nicht von Artilleriefeuer beschädigt worden war, so beschränkte man sich an diesem Abend auf Herstellung besserer Deckung für die Bedienungsmannschaften gegen Gewehrfeuer. Man baute eine kleine Blendung an der linken Flanke, vertiefte die kleinen Gräben und erhöhte die Brustwehr. Der nächste Tag bewies aber die Mangelhaftigkeit dieser Deckung gegen Artilleriefeuer zum größten Schaden der Batterie. Energischer arbeitete man in dieser Nacht aber in der Runden Batterie. Dort waren gegen Mittag aus Gabrowo zwei Geschütze der 10. Donischen Kosakenbatterie angekommen. Mangels an Arbeitern kam man erst am Abend dazu, Deckungen für sie herzustellen; Mannschaften des Brjansker Regiments bauten dieselben. Die Brustwehr der Runden Batterie wurde verstärkt, mit Rasenstücken und Strauchwerk verkleidet, die Kehle durch eine entsprechende Traverse geschlossen und alle Gräben verbreitert und vertieft. An der östlichen Seite der Centralbatterie wurde aus Rasenstücken eine Face zur Deckung gegen Infanteriefeuer hergestellt, auch wurden die Gräben vergrößert.

Zur Deckung des Rückens der Stellung hatte der Kommandirende, General Stoljetow eine Batterie erbauen lassen, welche hinter der Runden Batterie lag und von zwei in Reserve stehenden Gebirgsgeschützen und eine halbe Kompagnie Infanterie besetzt wurde.

Die Verluste an Todten und Verwundeten in den Batterien waren im Laufe des 10. August nur gering; dagegen waren sehr viele Leute durch Steinsplitter leicht, einige auch schwererer verletzt worden. Die Geschützbedienung war indessen noch immer zahlreich genug, daß das Feuer lebhaft unterhalten werden konnte. Der Munitionsverbrauch war verhältnißmäßig nicht groß an diesem Tage: die 8 Geschütze der 2. Batterie thaten 450, die 5. Batterie gegen 300 Schuß. Zur Munitionsergänzung stand ein Zug des 14. Artillerie-Parkes für beide Batterien zur Verfügung für den nächsten Tag. Für die Stahlbatterie waren nur noch 80 Geschosse vorhanden. Es bleibt noch zu erwähnen, daß an diesem Tage die Pferde der Artillerie, welche unter dem Infanteriefeuer zu leiden hatten, zurück nach Gabrowo geschickt wurden; mit ihnen gingen auch die Küchen und Trains, sowie diejenigen Verwundeten ab, welche marschiren konnten, da keine anderen Mittel zur Evakuation zur Verfügung standen.

In der Nacht vom 10. zum 11. August wurde eine Ablösung der Infanterie-Abtheilungen vorgenommen, indem diejenigen Kompagnien des Orel'schen Regiments, welche an den beiden Tagen die meisten Verluste gehabt hatten, in die Reserve nach der Zentralstellung genommen wurden; nur eine Schützenkompagnie, welche auf weitere Entfernungen (1200 Schritt) schießen konnte, verblieb auf den Felsen. Das 1. Bataillon Brjansk besetzte die Stellung der Orlowzen, seine Schützenkompagnie kam nach dem Schützengraben an der Straßenbiegung. Die bulgarische Opoltschenie verblieb in ihren Stellungen. Den Befehl über den Nikolaus-Berg übernahm Oberst Graf Tolstoi, denjenigen über die Zentralstellung Oberst Lipinski, Kommandeur des Regiments Brjansk. Infolge Abreise des General Deroschinski nach Grabrowo wurde Generalmajor Stoljetow Kommandirender sämmtlicher Truppen. 100.

Eine ausländische Beurtheilung der Herbstübungen des XIV. deutschen Armeekorps.

Eine eigenartige und für den Leserkreis der „Neuen Militärischen Blätter“ wegen den sachgemäßen Vergleichen besonders interessante Besprechung der Herbstübungen des XIV. deutschen Armeekorps, veröffentlichte ein schweizerischer Offizier unter dem Titel: „Militärische Betrachtungen“ in dem in Winterthur erscheinenden Tagblatte „Landbote“, Nummern 224 und 226 vom 25. und 27. September 1894.

Der Betreffende, im schweizerischen Schützenwesen sehr regsame Verfasser, ist zweiter Redakteur der genannten Zeitung, und hat aus persönlichem Antriebe und fachmännischem Interesse den bezeichneten deutschen Heeresübungen eingehende Beachtung und vergleichende Besprechung gewidmet. Er urtheilt unbeeinflußt nach eigener Erfahrung und Anschauung.

Schon die Einleitung seiner „Militärischen Betrachtungen“ kennzeichnet scharf den Standpunkt des Mannes, der rein sachgemäß die maßgebenden Heeresverhältnisse beurtheilt bei Schilderung der wahrgenommenen Leistungen.

Er beginnt: „Mit Recht gilt in vielen militärischen Kreisen unseres Landes (d. h. der Schweiz) der Grundsatz, daß man an den eigenen Fehlern in der Truppenführung und Instruktion am meisten lerne. Ich möchte diesen Grundsatz erweitern, und sagen, daß derjenige, der den größeren Truppenübungen folgt, an den Fehlern und Vorzügen Anderer einen ausgezeichneten Lehrmeister hat. Aber das Urtheil über die eigene Leistungsfähigkeit, und mehr oder minder große Kriegstüchtigkeit, wird erst recht geläutert durch den Vergleich des eigenen Könnens mit dem fremder, gut und besser geschulter Heere, wobei dann allerdings das Auge nicht durch Subjektivität und Eigenliebe getrübt sein darf.

Von diesem erweiterten Grundsatze geleitet, entschloß ich mich, den Uebungen des XIV. Armeekorps (badisches) für einige Tage zu folgen, und nahm mit einigen Kameraden Standquartier in Donaueschingen. Es kann nicht Zweck dieser Zeilen sein, dem Leserkreis ganze Gefechtsbilder mit Schilderungen des Geländes, des Aufmarsches, des Angriffes und der Vertheidigung zu geben. Ich beschränke mich auf die Vorführung einiger Details, die meiner Ansicht nach vorbildlich sein können auch für Armeen, denen nicht so viel Zeit zur Ausbildung des Mannes zur Verfügung steht, wie der deutschen.

Die Herbstübungen der deutschen Armeekorps erstrecken sich in der Regel auf einen Zeitraum von vier Wochen, bei der Infanterie wird zuerst

längere Zeit im Bataillonsverbande geübt; dem anfänglichen Gefechtsexerzieren folgt die praktische Gefechtsausbildung der Truppe. Bataillon gegen Bataillon, später Regiment gegen Regiment, kombinirte, mit Artillerie und Kavallerie reich dotirte Regimenter gegeneinander. Den Regimentsübungen schließen sich die Brigademanöver an und dann die Divisionsmanöver, welche mit einem Manöver des ganzen Armeekorps gegen einen markirten Gegner zum Abschluß kommen. Während bei uns in der Schweiz den Truppenübungen in größerem Verbande die Cadres- und Mannschaftsvorkurse vorausgehen müssen zur Auffrischung der Kenntnisse und Fertigkeiten, und dann erst die stufenmäßig angeordneten Felddienstübungen vorgenommen werden, tritt man in Deutschland sofort in die Feldmanöver ein. Die längere Manöverzeit gestattet auch eine größere Schonung der Truppe, die außer dem Sonntag meist auch noch einen Wochentag, in der Regel den Mittwoch, als Ruhetag genießt. Die deutschen Friedensübungen werden in mehrfacher Hinsicht nicht so kriegsgemäß betrieben wie die unsrigen. In erster Linie ist die Vorsorge für die Unterkunft der Truppen eine ganz andere; dieselbe ist von langer Hand vorbereitet, man unterscheidet in diesen Friedensübungen Quartierverpflegung und Magazinverpflegung im Biwak; erstere wird während der Bataillons- und Regimentsübungen angewendet. Die Bürger erhalten als Entschädigung für Quartier und Verpflegung per Mann und per Tag 83 Pfennige; macht in Schweizergeld 1 Franken und 5 Rappen. Thatsächlich ist diese Quartierverpflegung eine Kriegssteuer für den deutschen Staatsbürger, und zwar keine geringe. Das Biwak mit Magazinverpflegung bildet bei den Brigade- und Divisionsübungen die Regel. (Nur bei ungünstiger Witterung wird kantonirt, und zwar eng.) Aber auch diese Unterkunfts- und Verpflegungsvorkehrungen sind durchaus nicht etwa kriegsmäßige, wie bei uns. Die Gemeindebehörden werden lange vorher schon durch die Manöverleitung, resp. durch deren Organe unterrichtet von der Lieferung der Biwakbedürfnisse, Stroh, Holz &c. &c. Auffallend ist, daß die Truppenkörper, inklusive die Artillerie, ihren großen Gefechtstrain nicht mitschleppen, und auch die Einheitsfuhrwerke der Infanterie zu Hause lassen. Zur Beförderung der Bagage werden sehr viele Requisitionsfuhrwerke verwendet. Im Biwak wird abgekocht; die Hauptmahlzeit ist warm; sie besteht entweder in Fleisch, Suppe mit Gemüseeinlage, oder häufiger noch in der berühmten „Erbswurst“ (die aber aufgekocht und nicht mehr wie 1870 im Darm verabreicht wird). Die sogenannte „Erbswurst“ ist eine Fleisch- und Gemüsekonserve und in Büchsen zu einer Portion, hermetisch verpackt. In Deutschland fällt es keinem Menschen ein, z. B. Morgens Milchkaffee oder Suppe zu kochen für die Mannschaft, und dennoch hört man keine Klagen. Die Kriegserfahrung hat den Speck als besonders schätzbares Feldverpflegsmittel erkennen lassen, und so sieht man denn auch bei den größeren

deutschen Herbstübungen Morgens meist Speck und Schwarzbrod in der Hand des Soldaten. (? D. L.)

Bevor ich auf die taktische Würdigung der Divisionsübungen (20., 21. September 1894) des XIV. Armeekorps eintrete, will ich vorausschicken, daß dieselben in der Umgegend von Donaueschingen, im Besitzthum des reichen Fürsten von Fürstenberg stattfanden, an der Breg, der Briegach sowie an der „Quelle“ der Donau. Während sich die Brigademanöver (17. und 18. September 1894) im Gebiete der strategischen Bahn bei Waitzen und Bonndorf abspielten. Das Korpsmanöver vom 21. auf den 22. September erfolgte gegen die befestigte Stellung zwischen Aasen, Grüningen und Klengen, nördlich von Donaueschingen. Der Mittwoch (19. September) war Ruhetag.

Für die Anlage und Durchführung größerer Manöver ist die Gestaltung des Geländes von hoher Wichtigkeit; sie bestimmt bis zu einem gewissen Grade den Gang der militärischen Operationen. Das Manövergebiet für die diesjährigen Uebungen des XIV. deutschen Armeekorps liegt zwischen der Wutach im Süden und der Breg und der Briegach im Norden. Es ist ein welliges Hügelland und bildet gleichsam die Terrainbrücke von den Ausläufern des schweizer Jura einerseits, zum Heuberg und der schwäbischen Alb andererseits. Die Flußläufe der Gauchach, Breg und Briegach, welche von Nordwesten gegen Südosten sich ziehen, bedingen auch die Richtung der dazwischen liegenden sanften, zum Theil mit hohem Tann bewachsenen Höhenrücken, deren Erhebung zwischen 650 bis 750 m Meereshöhe variirt. In diesem für Manöverzwecke wie gemachten, keine großen Strapazen erfordernden Gelände war Gelegenheit zur Entfaltung aller Kräfte und Entwickelung schöner Gefechtsbilder geboten. Die Manöverleitung lag in der Hand des kommandirenden Generals des badischen Korps, des Generals der Infanterie v. Schlichting. Die Führung der 28. Division hatte am 20. September Generalmajor v. Rössing, am 21. September Generalmajor Berger; die 29. Division führte während den Uebungen von Division gegen Division sowie am Korpsmanövertag der badische Erbgroßherzog Friedrich (?), Sohn des Großherzogs, welch letzterer als Zuschauer den Manövern folgte. Jeder Division wurde eine Artillerie-Brigade und eine Kavallerie-Brigade beigegeben. Die Truppen waren zur überwiegenden Zahl Badenser, zugetheilt ein kurmärkisches Infanterie- und ein Dragoner-Regiment, sowie die Jäger-Bataillone 4 und 8 und ein Pionier-Bataillon. Am 20. September stieß die angreifende 29. Division bei Riedböhringen, Straße nach Behla, Opferdingen, Mundelfingen, nördlich der Wutach und östlich der Gauchach, auf die 28. Division. Die infanteristische Avantgarde des Angreifers drängte anfänglich etwas stark vor und die Kräfte des Gros sowie die Spezialwaffen wurden nicht zu einheitlicher Aktion rechtzeitig eingesetzt, so daß trotz des guten Drills der Truppen sich Gefechtsszenen und Gefechtsformen zeigten, ähnlich denjenigen beim Sturmangriff unserer schweizerischen 8. Division am

Schönboden und dem rechts umfassenden, aber das Feuer des Gegners nicht respektirenden ungeordneten Angriff der 4. Division und zweier Bataillone der 8. schweizerischen Division am Klosterberg Sion im letzten Truppenzusammenzug. War also der erste Divisionsmanövertag im Allgemeinen nicht besonders hervorragend, so muß das Resultat des zweiten um so mehr als durchaus korrekt erkannt werden.

Wie bereits angedeutet, bezogen die Truppen an jedem Abend Biwak. Hervorgehoben zu werden verdient die rasche Durchführung der Manöver, die spätestens Morgens 10 Uhr zum Abschluß gelangen, so daß Offiziere und Soldaten, mit Ausnahme der Vorpostenregimenter und Stäbe, fast den ganzen Nachmittag und Abend zu ihrer Verfügung haben, allerdings meist aber auf dem Biwakplatz konsignirt bleiben. In diesen Biwake, wo auch die Offiziere Verpflegung erhalten, wurden mit gutem Erfolge Versuche gemacht mit größeren und kleineren Schirmzelten aus Segeltuch, welche der Mann über den Kaput (Mantel) auf den Tornister geschnallt trägt; ein Mann der Gruppe führt die Zeltpfähle unter dem Tornisterdeckel mit. Nachdem die Gewehre der Mannschaft zusammengestellt, Helm, Tornister, Lederzeug abgelegt, die Fuhrwerke der Spezialwaffen im Park aufgefahren, die Pferde der Kavallerie in langen Doppelreihen angebunden sind, macht sich's Jedermann bequem. Die Mannschaft geht meist korporalschaftsweise an die Zubereitung der oben erwähnten warmen Hauptkost. In der Regel entwickelt sich bald das fröhlichste Lagerleben, an dem auch die Zivilbevölkerung bis in den späten Abend hinein ganz ungehindert regen Antheil nimmt und den Soldaten mit Labetrunken ihren Feldbienst erträglicher zu machen sucht. Die Biwaks werden brigadenweise angelegt und fast ausnahmslos die ganze Nacht Wachtfeuer unterhalten, sogar bei den Feldwach-Kompagnien, was man unrichtiger Weise bei uns vielfach als einen großen Fehler betrachten würde. Daß Wachtfeuer im Biwak nothwendig sind, davon konnte man sich am Freitag Morgen (21. September 1894) bei 6 Grad Kälte und einem starken Reif leicht überzeugen. Ein wetterharter Hauptmann sagte mir, nach dieser dritten Biwaknacht, er hätte derartig gefroren, daß er schon glaubte die Engel im Himmel singen zu hören. Auf den Biwakplätzen herrschte peinlichste Ordnung und das Ausbrechen aus denselben erfolgt zuweilen in kürzester Zeit. Die Aufbruchszeit richtet sich natürlich nach dem Manöverzweck des betreffenden Tages, doch fällt sie selten vor 5 Uhr Morgens. Die Organisation des Feldwachdienstes ist von der unsrigen verschieden insofern, als die Feldwachen in der Regel Kompagniestärke erhalten, und auf besonders exponirten Punkten, wichtigen Straßengabelungen, Flußübergängen 2c. 2c der infanteristischen Schutztruppe eine kleinere oder größere kavalleristische Feldwache vorgelegt wird.

Staunenswerth sind die Marschleistungen, insbesondere die Marschgeschwindigkeiten der deutschen Fußtruppen, bei zäher Ausdauer. Marsch-

kolonnen bewegten sich bei Tag und Nacht mit 135 bis 145 Schritten per Minute, ohne die geringste Ueberanstrengung zu verrathen. Aber nicht allein auf der Marschstraße, auch im welligen Manövergelände bewegt sich der deutsche Infanterist, ohne Jagen und Kommandiren seitens der Vorgesetzten, mit einer bewundernswerthen Ruhe, Sicherheit und Raschheit. Der Stechschritt, der irrthümlicher Weise bei uns oft für „Paradespielerei" gehalten wird — wird auch von manchem „populären" Mediziner dafür gehalten und sogar, wie vormals von Prof. Dr. Carl Ernst Bock, auch als „Kraftvergeudung" beurtheilt! — bringt die Deutschen durch Muskelstärkung (!) und tüchtige, fortgesetzte Trainirung der Truppe auf diese unübertroffene Stufe der Marschleistung und verschafft dem Grundsatze Napoleons I., daß in den Beinen der Sieg liege, neuerdings Geltung.

Bei der Entwickelung zum Gefecht setzt die mit Kavallerie und Artillerie stark dotirte Avantgarde den Demonstrativangriff an und führt denselben möglichst hinhaltend. Inzwischen rangirt der Angreifer seine Hauptkräfte zum dezisiven Angriff. Die vordersten Glieder der Angriffskolonnen sind dichte Schützenlinien, oft solche zu zwei Gliedern. Sehr geschickt wissen sich die Schützenlinien den Geländeformen anzuschmiegen. Das Vorgehen der Infanterie wird durch nebenstehende Abtheilungen und verständnißvolles Eingreifen der Artillerie und Kavallerie geschützt und unterstützt. Der Angriff geschieht weniger wie bei uns aus der Tiefe, als vielmehr durch flügelweise Aufstellung mit kurzer Treffdistanz der in Pelotonskolonnen oder Kompagniekolonnenlinien folgenden Reserven, die Kavallerie, als ächte Schlachtenkavallerie, kühn, fast verwegen auf den Flügeln operirend, attakirend. Kein Gefecht sah ich ohne vorherige Eröffnung des Artilleriekampfes aufnehmen und durchführen. Die Batterien fahren hinter der Crête ihrer Stellung auf, die Geschütze werden von Hand (an Seilen) in die Stellung gezogen. Imposant war am zweiten Manövertag insbesondere die Aufopferung einer reitenden Batterie für die abziehende Infanterie des Vertheidigers. Großartig ist der Eindruck, der durch die gegenseitigen Attaken der Kavallerie-Brigaden hervorgerufen wird. Die ganze Gefechtsentwickelung vollzieht sich in größter Ruhe, mit der Exaktheit und Sicherheit, welche von Berufsoffizieren und zwei Jahre geschulten, disziplinirten Truppen erwartet werden darf. Sehr gut ist die Feuerleitung; da sieht man nicht so unsinnige Munitionsverschwendung, wie ich sie am ersten Manövertag auf der Kreuzweid bei Altwatt (schweizerischer Truppenzusammenzug 1894) bei zwei Bataillonen der 4. Division beobachten konnte, wo es zum Feuerstopfen des fünfgliedrigen Knäuels der Intervention der höchsten anwesenden Instruktionsoffiziere und einer Bataillonsmusik bedurfte.

Die Deutschen stellen auch das Visir nicht nach Meterhunderten, sondern da heißt es einfach: „kleine Klappe", „große Klappe". Eine übersichtliche Aktion waren Angriff (Sturm mit dem linken Flügel) und Vertheidigung

an dem Höhenzug zwischen Hausen und Döggingen. Vorzüglich bewegten sich die zweiten Treffen in Kolonnen durch das Muldengelände.

Für das Korpsmanöver vom 21. auf den 22. September 1894 wurde zur Besetzung des vom Pionierbattaillon mit Drahthindernissen, Schützengräben für stehende Schützen, Geschützeinschnitten und Beobachtungsthurm versehene Plateau nördlich von Donaueschingen, zwischen Aasen und Grüningen, ein Vertheidigungsdetachement als markirter Gegner unter dem Kommando des Oberst von Verbandt ausgeschieden. Abends halb 6 Uhr begannen am Freitag den 21. September wieder die Feindseligkeiten, von Artillerie unterstützt bis in die Nacht hinein. Das vereinigte, aus den Biwaks von Hüfingen und Bräunlingen in raschem Tempo anmarschirende Armeekorps benutzte den Schleier der Nacht, um sich Donaueschingens zu bemächtigen und den Angriff auf die befestigte Stellung dahinter so vorzubereiten, daß mit Tagesgrauen die Offensive mit aller Energie ergriffen werden konnte. Die gesammte Artillerie des Armeekorps war im weiten Halbkreis, wie vor Sedan, aufgestellt Zum Theil staffel- und etagenförmig (Wartenberg-Pfohren-Allmendshofen-Bruggen). Halb 6 Uhr Morgens, den 22. September, begann auf der ganzen Linie eine fürchterliche Kanonade; die Angreiferartillerie eröffnete theilweise auf 4 und 3½ km ihr konzentrisches Feuer.

Die in Schützengräben mit aufgelegtem Gewehr stehenden Vorposten leiteten die infanteristische Aktion, vom Friedhof und Weierhof bei Donaueschingen aus, ein. Ziemlich lange zog sich dieses Feuergefecht hin; nach und nach wurden mehr Kräfte eingesetzt doch schien der Entscheid noch nicht nahe zu sein. Da, auf einmal, wie aus dem Boden gestampft, erschienen frontal und links und rechts umfassend ganze Infanteriebrigaden, Tornister und Helm abgelegt, 1000 bis 1200 m vor dem Gegner. Fast ohne Schuß durschritten diese gewaltigen Linien mit fabelhafter Geschwindigkeit bei sehr geringer Tiefengliederung den Raum bis zum Gegner, der sich verleiten ließ, statt vom Feuer aus gedeckter Stellung ausgiebigsten Gebrauch zu machen, zum unmöglichen Gegenstoß auszuholen. Das war ein prächtiger, wohlgeordneter und erfolgreicher Sturmanlauf. — Mit einem Parademarsche vor dem Großherzoge endeten die Manöver des XIV. Armeekorps.

Aus seinen Uebungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die deutsche Armee seit der Einführung des neuen Reglements und des neuen Gewehrs immer noch vorbildlich für andere, glänzend dasteht. Die Marschleistungen werden von Niemandem übertroffen. Die strategische und taktische Führung der Truppe, die Disziplin dieser letztern, ihre exakten Formen, ihre Gewandtheit und Sicherheit, ferner die höhere Befehlsgabe verdienen uneingeschränktes Lob. H. J. H."

Dieser „H. J. H." der diese Berichterstattung verfaßte und in dem radikal-demokratischen Tagblatte „Landbote" in Winterthur als betheiligter

Redakteur veröffentlichte, hat dem diesjährigen schweizerischen Truppen-zusammenzuge als Beobachter beigewohnt, ehe er den Herbstübungen des XIV. deutschen Armeekorps in gleicher Weise seine Beachtung widmete. Als schweizer Offizier hat er, seinen Landsleuten und Kameraden gegenüber, das hervorgehoben, was ihm besonders nachahmenswerth und angezeigt erschien.

Daß da auch der vordem und zuweilen auch noch jetzt „angezweifelte" oder auch „in Acht und Bann erklärte", sowie als „echt preußisch" ange-feindet wordene Stech- oder Paradeschritt besondere Anerkennung vom Nützlichkeitsstandpunkte aus findet, erklärt sich aus den praktischen Erfahrungen und dienstlichen Beobachtungen dieses schweizerischen Fachmannes.

Es sei hier zur Beleuchtung dessen, was im Volke von populär-wissen-schaftlicher Seite aus über den Stech- und Paradeschritt litterarisch verbreitet wird, eine kurze Anführung gestattet. Im „Buche vom gesunden und kranken Menschen", zwölfte vermehrte und umgearbeitete Auflage, Leipzig, Verlag von Ernst Keil, 1878, findet sich unten auf Seite 182 sogar folgender Satz vom weiland Professor Dr. C. E. Bock: „Beim Paradeschritte, wo das passive Bein nicht seiner Eigenschwingung überlassen, sondern willkürlich durch Muskeln vorwärts gesetzt wird, und dann wieder zurückschwingen muß, um den Rumpf zu stützen, wird nicht nur Muskelkraft verschwendet, sondern auch gegen die Regel des schönen Ganges gesündigt." Wie scharf diese Professorenansicht (die enorme Verbreitung fand und zum Theil auch jetzt noch aufrecht erhalten und verbreitet wird) dem obenangeführten Urtheile eines ausländischen Milizoffizieres gegenübersteht, braucht wohl kaum beleuchtet zu werden. Graue Kathedertheorie und praktische Erfahrung sowie sach-gemäße Vergleichung müssen freilich zu ganz verschiedenen Endergebnissen gelangen. 36.

Die französisch-italienische Alpen-Grenze und ihre Vertheidigung.*)

(Schluß.)

Gegen Italien würden aus Rücksichten der Erleichterung des Auf-marsches der Operationsarmee und der Sicherung der deutschen Grenze voraussichtlich die im südlichen Frankreich stehenden Armeekorps Verwendung finden. Dies würden für offensive Zwecke nächst den in den beiden Grenz-

*) Siehe Februar-Heft der „Neuen Militärischen Blätter".

regionen befindlichen XIV. und XV. Korps das XIII. (Clermont-Ferrand), das XVI. (Montpellier), das XVII. (Toulouse), das XVIII. (Bordeaux), das XII. (Limoges) und event. das IX. (Tours) sein.

Die Basis dieser Armee würde die Eisenbahn Chambéry—Grenoble—Gap—Toulon, 90—100 **km** westlich der Grenze, bilden müssen.

Erschwert wird die Beförderung des XII. und XIII. Korps durch Terrainverhältnisse, welche die Anlage von Verbindungsbahnen unter den beiden von Narbonne nach Périgueux bezw. von Béziers nach Brive in nordwestlicher Richtung führenden beiden Bahnen zwischen der südlichen Linie Narbonne—Béziers und der nördlichen Périgueux—Brive verhindert haben.

Zur Beförderung dieser sechs Korps sind verfügbar:

1. für das IX. Korps die Linie: Tours — Bourges — Mâcon — Chambéry;
2. für das XVIII. Korps: Bordeaux — Clermont — Montbrison — Lyon—Grenoble;
3. für das XII. Korps: Limoges — Montluçon — Roanne — Grenoble;
4. für das XIII. Korps: Clermont—Puy—Vienne—Valence—Embrun;
5. für das XVII. Korps: Toulouse—Nîmes—Sisteron;
6. für das XVI. Korps: Montpellier – Aix—Nizza.

Unter der Voraussetzung, daß die Mobilmachung fünf Tage, die Beförderung eines Armeekorps drei Tage in Anspruch nimmt und schon am 4. Abends beginnt, daß ferner der Militärzug in der Stunde 25 km zurücklegt (inkl. Aufenthalte), wird der letzte Zug des XVIII. Armeekorps, welches die längste Fahrt hat, nach vierundzwanzigstündiger Fahrt am 8. Mobilmachungstage Abends in Grenoble eintreffen.

Am 9. Mobilmachungstage früh könnte mithin der Vormarsch gegen die Grenze angetreten werden.

Von den früher eingehender besprochenen Straßen würden benutzen können:

1. das bei Albertville versammelte XIV. Armeekorps (exkl. des in Gap verbliebenen Infanterie-Regiments Nr. 96) die Straße durch das Isère-Thal über den Kleinen St. Bernhard in das Thal von Aosta auf Ivrea bei Turin;
2. das bei Aiguebelle im Mauriennethal vereinigte IX. und XVIII. Armeekorps die Straße und Eisenbahn durch dieses Thal über den Mont-Cenis in das Thal der Dora Riparia auf Susa und Turin;
3. das bei Grenoble verbliebene XII. Korps die Straße durch das Romanchethal über den Mont-Genèvre in das Thal des Chisone über Césanne—Fenestrella—Pinerolo auf Turin;

4. das bei Embrun ausgeschiffte XIII. Korps die Straße durch das Duranceethal von Briançon über den Mont-Genèvre in das Thal des Chisone zur Vereinigung mit dem XII. Korps.
5. das von Sisteron vorgerückte XVII. Korps die Straße durch das Ubayethal von Barcelonette über den Mont-de-Larche in das Thal der Stura über Cuneo auf Turin;
6. das XV. und XVI. Korps die Straße von Nizza über den Col di Tenda in das Sturathal auf Cuneo und Turin.

Auf diesen Straßen haben die Marschkolonnen Nr. 1—6 bis in die Po-Ebene um Turin, der Nummerfolge entsprechend, Entfernungen von mehr wie 160, 130, 160, 110, 200 und 120 km zurückzulegen, wozu sie, wenn wir den durch Kämpfe und die Sperrforts bedingten Aufenthalt ganz außer Betracht lassen, 6—8 Tage und länger gebrauchen werden.

Wenn also der Vormarsch der sechs Marschkolonnen in den verschiedenen Thälern, wie wir früher gesehen, am 9. Mobilmachungstage angetreten und ohne Aufenthalt fortgesetzt wird, so können sie voraussichtlich in der Zeit zwischen dem 15. und 17. Mobilmachungstage aus den Gebirgsthälern in der Po-Ebene den Aufmarsch bewirken.

Wir nehmen an, daß die in nächster Nähe der Grenze stehenden französischen Truppen des XIV. und XV. Armeekorps:

in Annecy: 3 Bataillone Infanterie, ½ Bataillon Gebirgsjäger,
in Albertville: ½ Bataillon Gebirgsjäger,
in Chambery: 3 Bataillone Infanterie, ½ Bataillon Gebirgsjäger, 1 Kavallerieregiment,
in Grenoble: 3 Bataillone Infanterie, 1½ Bataillon Gegirgsjäger, 1 Feldartillerie-Regiment (inkl. 6 Gebirgsbatterien), 2 Festungsartillerie-Bataillone, 1 Genieregiment,
in Briançon: 3 Bataillone Infanterie,
in Embrun: ½ Gebirgsjäger-Bataillon,
in Gap: 3 Bataillone Infanterie,
in Mentone: ½ Gebirgsjäger-Bataillon,
in Villefranche: 1 Gebirgsjäger-Bataillon,
in Nizza: 3 Bataillone Infanterie, 1½ Bataillon Gebirgsjäger, 1 Festungsartillerie-Bataillon,

so schnell als möglich einige Abtheilungen Gebirgsjäger mit Gebirgsartillerie, vielleicht auch Infanterie zur Sicherung der Paßübergänge vorschicken werden.

In erster Linie wird es sich hierbei um diejenigen Pässe handeln, deren Vertheidigung von italienischer Seite durch Befestigungsanlagen vorbereitet ist, also um den Kleinen St. Bernhard und den Mont-Cenis.

Da die Alpenjäger an der französischen Grenze ohne jeden Wechsel ununterbrochen in ihren Vertheidigungsbezirken stehen, sich stets auf Kriegsfuß

befinden und die Werke in gleicher Weise kriegsmäßig armirt sind, so ist ein Erfolg durch Ueberraschung ausgeschlossen, vielmehr immer ein Aufgebot erheblich stärkerer Kräfte nöthig.

Aber auch die italienische Grenzbesatzung erreicht innerhalb weniger Tage nahezu die doppelte Stärke. Da die Heimath, zugleich Vertheidigungsbezirk, mit dem Regimentsstabsquartiere, wo die Formation der Miliz- und Territorialtruppentheile stattfindet, durch die Eisenbahnlinien Mendovi—Robilante, Mendovi—Savona, Brá—San = Dalmazzo, Turin—Pinerolo, Turin—Susa und Turin—Jvrea—Aosta direkt verbunden ist, so vollzieht sich die Mobilmachung in mindestens ebenso kurzer Zeit, wenn nicht schneller, wie bei den französischen Grenztruppen. In wenigen Tagen können die Miliz-Kompagnien und Territorialmiliz-Bataillone der Alpenjäger mit den zugehörigen Gebirgs-Batterien an der Grenze eingetroffen sein, so daß hier auf der Linie Ventimiglia bis zum Kleinen St. Bernhard acht starke Alpen-Bataillone mit den früher bereits eingehender aufgeführten Besatzungen von Ventimiglia, Oneglia, Cuneo, Pinerolo, Exilles, Jvrea und Aosta in einer Stärke vereinigt sind, welche den in vorderster Linie stehenden französischen Truppen nur wenig nachsteht.

In kürzester Zeit werden hierzu noch die an der Nordgrenze Italiens gegen Oesterreich frei werdenden Alpenjäger-Bataillone hinzutreten.

Für die Beurtheilung des Widerstandes, den diese Truppen den französischen Truppen entgegensetzen werden, fällt besonders schwer in's Gewicht ihre Terrainkenntniß, ihre Schulung für den Gebirgskrieg und der Umstand, daß sie für die Heimath, für den eigenen Herd im engsten Sinne kämpfen.

Es wird sich also darum handeln, schon vor dem Eintreffen der italienischen Grenzverstärkung die wichtigsten Stellungen zu nehmen, und hierzu darf die Beendigung der Mobilmachung nicht abgewartet werden. Da ferner nur der Mont-Cenis schnell genug mittels der Eisenbahn zu erreichen ist, eine Verzettelung der vorhandenen Truppen auch aus obigen Gründen vermieden werden muß, so beschränkt sich diese erste Unternehmung auf diesen Paß allein.

Zu dem Zwecke würden, wohl zugleich mit der Kriegserklärung, die in Grenoble und Chambéry vollständig oder theilweise garnisonirenden Gebirgsjäger-Bataillone Nr. 12, 13, 14, 22 und 28 — nur das 13. und 14. in der vollen Stärke — mit einigen Gebirgs-Batterien mit der Eisenbahn nach Modane geschickt werden, um einerseits die Bahn gegen Zerstörung zu sichern, andererseits den Col de l'Echelle und den Mont-Genèvre zu besetzen, die Befestigungen auf dem Mont-Cenis ebenfalls zu nehmen und sich dort zur Vertheidigung einzurichten. Zu diesem Zwecke können Spezialtruppen von Grenoble mitgeschickt, eine etwa nöthige Verstärkung durch Infanterie von

der Besatzung von Briançon gestellt werden. Letztere hat wohl selbstständig den Eisenbahntunnel sofort besetzt.

Die ersten Truppentheile des XIV. und XV. Armeekorps, welche ihre Mobilmachung beendet haben, werden wahrscheinlich auf allen sechs Straßen vorgeschoben werden, theils um die vom Maurienne-Thale aus vorgegangenen Abtheilungen zu verstärken, theils um auch die Paßübergänge der übrigen Straßen zu nehmen, etwaige Straßensperren zu öffnen, die Straßen herzustellen und zu halten, bis nach vollendetem Aufmarsche die Spitzen der Marschkolonnen eintreffen.

Da diese Truppen theilweise bereits am fünften Mobilmachungstage und früher abgerückt sein werden, so können sie mindestens drei Tage, die im Maurienne-Thale vorgehenden, sofern sie die Eisenbahn benutzen, fünf bis sechs Tage vor den Avantgarden der großen Marschkolonnen auf den Paßhöhen eintreffen. Sie haben somit Zeit, ihre Aufträge zu erfüllen. Jedenfalls wird die Abtheilung am Col de Larche bemüht sein, die dortige Straße für die nachfolgenden Truppenfahrzeuge vorzubereiten. Ein weiteres Vordringen rekognoszirender Abtheilungen gegen die italienischen Sperrforts in den Thälern ist, wenn genügende Verstärkungen nachgerückt sind, zu erwarten.

Während um die Pässe diese Kämpfe stattfinden, wird sich der Aufmarsch der Invasionsarmee in den Thälern der Isère, des Drac wie der Durance fast vollzogen haben, und die Spitzen der auf den verschiedenen ihnen, wie bereits früher erwähnt, zugewiesenen Straßen vorgehenden Armeekorps auf die Truppentheile an den Pässen aufgerückt sein

Schwerer als die bisherigen Kämpfe würde den Franzosen die Fortnahme der Sperrforts werden; die Mehrzahl wird mindestens die Heranschaffung schwererer Geschütze, als sie die Feldartillerie führt, erforderlich machen und dadurch, wie durch den Kampf um die Forts, eine bedeutende Verzögerung des Vormarsches veranlassen.

Wann hiernach die Heersäulen der Franzosen aus den Alpenthälern heraustreten und in der Po-Ebene sich entwickeln werden, läßt sich nicht im voraus bestimmen. Wir dürften indessen kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß dieses keinesfalls vor dem 20. Mobilmachungstage geschehen wird. Die italienische Armee würde somit vollkommen Zeit haben, der Erklärung des Kriegsministers entsprechend, ihren Aufmarsch in einer Stärke zu beenden, welche sie befähigt, dem französischen Invasionsheere die Stirn zu bieten.

Ohne sich Deutschland gegenüber zu sehr zu schwächen, werden die Franzosen keinesfalls mehr als acht Armeekorps für eine so weitgreifende Offensive bereit stellen können, welche ohnehin schon große Gefahren birgt und nur geringe Wahrscheinlichkeit auf Erfolg besitzt, zumal, wie wir gesehen haben, keine Aussicht ist, die italienische Armee während ihrer Mobil-

machung oder während des Aufmarsches im Zustande numerischer Schwäche zu überraschen.

Eine unbefangene Beurtheilung der militärischen Lage wird daher die französische Armeeleitung, wenn sie von Einflüssen der politischen und parlamentarischen Strömungen sich freizuhalten weiß, vielleicht veranlassen, beiden Gegnern — Deutschland und Italien — gegenüber auf die strategische Offensive zu verzichten. Für diese Annahme spricht schon das ausgedehnte Befestigungssystem an der Grenze beider Nachbarländer. Wir möchten sogar glauben, daß sie, um möglichst große Massen, insbesondere an Truppen der Feldarmee, ihren Besiegern in dem Kriege 1870/71 gegenüberstellen zu können, sich an der Alpengrenze auf das durch die natürliche Beschaffenheit des Landes so hoch begünstigte Befestigungssystem stützen und der italienischen Armee gegenüber lediglich auf die strikteste Defensive beschränken werde.

Für diese Aufgabe werden jedenfalls fünf den südlichen Regionen entnommene Armeekorps der Feldarmee mit den entsprechenden Territorialformationen, erstere für die Operationen, letztere zur Besetzung und Vertheidigung der verschiedenen Linien der Grenzbefestigung, für ausreichend erachtet.

Ihre Konzentration auf der Basis Toulon—Lyon würde dann vielleicht in der Weise stattfinden, daß das XVII. und XVIII. Armeekorps (Toulouse und Bordeaux) in der Linie Grenoble—Chambery hinter das XIV., das XVI. Korps (Montpellier) in die Gegend von Sisteron oder westlich von Gap an die Bahn nach Grenoble hinter das XV. Korps herangezogen wird.

Hierzu erhalten das XVI. und XVIII. Korps ersteres die Linie Montpellier—Nimes—Verron—Grenoble, letzteres die Linie Bordeaux—Clermont—Montbrison—Grenoble, das XVII. Korps beide Linien zugetheilt, sobald die vorgenannten beiden Korps ihren Aufmarsch beendet haben. Sollte ein sechstes Armeekorps an der Südostgrenze für nöthig erachtet werden, so würde wahrscheinlich das XIII. (Clermont) diese Bestimmung erhalten.

Unter der Voraussetzung, daß das XIX. Korps in Algier und Tunis nicht abkömmlich ist, würden alle übrigen 14 Armeekorps (einschließlich des in der Formation begriffenen II. Korps der VI. Region) unter diesen Umständen an die Ostgrenze herangezogen werden können und hierzu alle anderen Bahnlinien des südwestlichen, des mittleren und nördlichen Frankreich verfügbar sein.

Eine italienische Invasionsarmee würde stets, selbst wenn sie selbstständig für sich allein operiren sollte und nicht die Verbindung mit einer anderen, nördlich der schweizer Grenze vorgehenden, verbündeten Armee anzustreben hätte, darauf angewiesen sein, in nordwestlicher Richtung vorzustoßen. Einerseits muß sie die feindliche Armee aufsuchen und zu schlagen, andererseits die Hülfsquellen des Gegners zu zerstören bestrebt sein. Abgesehen vom

Gelände, wird erstere sich nicht im Küstengebiete aufhalten, sondern das Innere, das Herz des Landes oder, wie die Franzosen mit Vorliebe ihre Hauptstadt bezeichnen, das Gehirn Frankreichs, decken. Diese Aufgabe würde sie beim Heraustreten der Invasionsarmee aus dem Gebirge in die Ebene, südöstlich von Lyon, durch eine Schlacht unter den günstigsten Bedingungen erfüllen können.

Auch andere Rücksichten weisen die Invasion von der Küste fort, wo lediglich nationale Interessen gegen Ende des Krieges vielleicht die Eroberung der Festung Nizza wünschenswerth machen. Abgesehen von den weniger guten Straßen und Uebergängen über die Alpen und der fehlenden Eisenbahn ist der zu durchschreitende Landestheil unwegsam und arm, Nizza mit seinen weit vorgeschobenen zahlreichen Außenwerken gefährdet die linke Flanke und der Besitz des Küstengebietes nützt der Armee nichts, solange ihre Flotte nicht die Herrschaft auf dem Meere errungen hat und die Häfen genommen sind. Das Land westlich der Durance bis zur Rhone ist ebenfalls stark gebirgig und den Operationen wenig günstig. Das Rhone-Thal begleitet nur in geringer Breite einseitig das linke Flußufer, an das rechte treten, wie schon früher erwähnt, zwischen Lyon und Avignon die Gebirge von Macon, Beaujolais, Charolais, Lyonnais und Vivarais hart heran und erschweren die Verbindungen, den Marsch und die Entwickelung größerer Heereskörper.

Nur im Westen und Osten dieser Gebirge bieten die Thäler der Loire und des Allier bezw. der Rhone und der Saone in dem schmalen Landstrich bis zum Jura etwas günstigere Bedingungen für den Vormarsch in das Innere des Landes. Beide Flußgebiete mit ihren zahlreichen Verkehrswegen, Wasserstraßen, Heerstraßen und Eisenbahnen werden durch die große Lagerfestung Lyon gegen Südosten gedeckt, ihre Fortsetzung gegen Norden durch das unzugängliche Gebirgsland der Cote d'Or und des Morvan flankirt. Erst in der Linie Clermot—Ronne erschließt sich im Westen des Gebirges allmählich die Tiefebene des nordwestlichen Frankreich. Im Osten hat eine Invasionsarmee noch das Plateau von Langres und die Wirkungssphäre der Festungen Besançon und Langres zu durchschreiten und Dijon zu nehmen, sofern sie die Kreuzung des Gebirges vermeiden will.

Beide Invasionsstraßen sind den Bewegungen größerer Truppenkorps entschieden ungünstig und fallen, insbesondere die östliche, in die Wirkungssphäre der Festung Lyon, in deren Nähe beide die Rhone kreuzen. Mit Lyon hat die Invasion daher unter allen Umständen zu rechnen.

Der Vormarsch der italienischen Armee könnte demnach mit ihren Hauptkräften nur von den Pässen über den Kleinen St. Bernhard, den Mont-Cenis, den Mont-Genèvre und Col de Larche gegen die Linie Albertville—Grenoble ausgehen und von hier aus westlich des Sees von Bourget oder

im Isèrethale auf Vienne, demnächst auf beiden Ufern der Rhône fortgesetzt werden.

Drei sich scharf markirende Vertheidigungsabschnitte würden gewiß nur unter harten Kämpfen geöffnet, die Festungen Briançon, Grenoble und Lyon sicher nicht ohne eine längere förmliche Belagerung genommen werden können.

Diese Vertheidigungsabschnitte sind: Erstlich das Grenzgebirge mit der Festung Briançon als Zentrum, an welches sich die Gebirgsthäler von Tarantasia, der Maurienne, der Romanche, der Durance und der Ubaye mit der früher aufgeführten großen Zahl von Sperrforts anschließen.

Briançons Lage hart an der Grenze, an den beiden wichtigsten Alpenstraßen und in unmittelbarer Nähe der Eisenbahn, verschließt dieselbe der Invasionsarmee, deren Kern und Nachschub auf sie angewiesen ist. Die Straße über den Kleinen St. Bernhard allein genügt nicht für den Bedarf einer großen Armee und die Straße über den Col de Larche ist nicht nur sehr entlegen, sondern sie fällt auch außerdem noch in die Wirkungssphäre der Festung Briançon. Die Straßen über den Col di Tenda und an der Riviera sind viel zu entlegen und werden beide durch die Festung Nizza gesperrt, die letztere Straße überdies möglicherweise durch die französische Flotte beherrscht.

Der Vormarsch der italienischen Armee gegen den zweiten Vertheidigungsabschnitt wird, streng genommen, und durch die Straßen im Isère-, Arc- und Romanchethale begünstigt. Die vierte Straße über den Col de Larche und durch das Ubayethal schlägt, von ihrem Eintritt in das Durancethal an, eine excentrische Richtung ein, welche sie mehr für ein Seitenkorps zur Deckung der linken Flanke der Hauptarmee gegen die Festungen Nizza und Toulon geeignet erscheinen läßt, wenn die Invasion nicht durch zwingende Gründe die Straßen über den Col Bayard und den Col de la Croix Haute mit zu verwenden genöthigt ist.

Solche Gründe liegen in der That vor. Die Festung Briançon und die große Zahl von Sperrforts im Maurienuethale legen die Befürchtung nahe, daß die mittlere Hauptkolonne nur sehr langsam vorrücken wird und daß infolge dessen die im Romanchethale vorgehenden Armeekorps Gefahr laufen, bei ihrem Heraustreten aus diesem in das Thal des Drac und der Isère von überlegenen Kräften angefallen und geschlagen zu werden. Es würde daher nöthig sein, über den Col de Larche, außer der Flankendeckung, eine Armee vorzuschicken, welche die Aufgabe hätte, mit der dritten Kolonne im Romanchethale gemeinsam zu operiren und für ihren Weitermarsch aus dem Durancethale die Straßen über den Col Bayard und Col de la Croix Haute zu benutzen.

Im Allgemeinen könnten dann auf den vier Alpenstraßen je drei Armeekorps vorgehen, der Rest der Reservearmee auf der mittlern Straße, über den Mont-Cenis, folgen.

Bevor die italienische Heeresleitung den Alpenübergang mit einer großen Armee unternehmen kann, müßte Briançon belagert und eine Anzahl der Außenwerke, darunter jedenfalls die Forts von Gondran, de l' Infernet und des Olives, welche die Pässe und Straßen direkt beherrschen, genommen werden. Wie lange Zeit in Anbetracht der Verwerthung der neuesten Erfindungen auf dem Gebiete des Festungskrieges hierzu erforderlich ist, entzieht sich der Beurtheilung.

Dann werden noch die Befestigungen in den Thälern der Maurienne, der Durance und der Ubaye dem Vorrücken der italienischen Heersäulen ernstliche Hindernisse in den Weg legen und Aufenthalt bereiten, bis der Vormarsch aller Kolonnen an der Linie des Isèrethales wiederum zum Stehen kommt.

Eine bedeutende Rolle in diesen einleitenden Kämpfen im Alpengebiete wird jedenfalls den beiderseitigen Spezialtruppen, den Alpen- und Gebirgsjägern zufallen.

Die Umwandlung der 12 französischen Fußjäger-Bataillone des XIV. und XV. Armeekorps ist noch so neuen Datums, daß über die Art ihrer zukünftigen Verwendung noch nichts Genaues bekannt geworden. Bis jetzt befinden sie sich sogar, nach der neuesten französischen Garnisonkarte, noch in ihren bisherigen Garnisonen, und nur in den See-Alpen bleiben einzelne Formationen auch im Winter in den für die Sommer-Uebungen zugetheilten Vertheidigungsabschnitten dauernd zurück. Es scheint indessen, daß sie eine ähnliche Verwendung finden werden, wie sie bei den italienischen Alpenjägern eingeführt ist, in einem längeren Zeitraum sich herangebildet und bewährt hat. Garnisonveränderungen werden daher jedenfalls noch folgen.

Das Thal der Isère mit dem Abschnitt Albertville—Chamousset—Grenoble wird in der linken Flanke durch das neutrale Gebiet der Provinz Hochsavoyen gesichert, und bildet mit den Gebirgen von Les Beauges und der Grande-Chartreuse auf dem rechten Flußufer eine zweite Vertheidigungslinie, welche auf dem äußersten linken Flügel an der Einmündung des Thales von Tarantusia und des Doron durch die Befestigung von Albertville im Thale von Maurienne durch diejenigen von Chamousset, auf dem äußersten rechten Flügel, wo sich die Isère nach Nordwesten wendet, und die Thäler der Romanche und des Drac sich mit dem der Isère vereinigen, durch die Festung Grenoble verstärkt wird. Wie lange erstere den italienischen Brisanzgeschossen Widerstand leisten werden, vermögen wir nicht zu sagen, dagegen wird Grenoble keinenfalls ohne förmliche Belagerung genommen werden können.

Aus dem Isère-Thale führen zur Seite der Eisenbahn zwei große Straßen, eine durch das Thal von Chambéry zu den Ufern des Sees von Bourget und von hier weiter, die andere am Ufer der Isère, deren Durchbruch durch das Gebirge bei Grenoble begleitend, beide in nordwestlicher Richtung

zum Rhone-Thale. Letztere wird durch Grenoble, erstere an der Nordspitze des Sees von Bourget durch ein Fort bei Culoz gesperrt.

Wenn die Stellungen bei Albertville und Chamousset genommen und Grenoble cernirt ist, trifft die Invasion bei Fortsetzung ihres Vormarsches durch das Thal von Chambéry zu beiden Seiten desselben zunächst ein schwieriges Gebirgsland, welches am linken Ufer des Sees von Bourget bald sich senkt und im Norden zu der die südlichen Ausläufer des Jura bei Culoz in tief eingeschnittenem Bette durchbrechenden Rhone abfällt, im Westen dagegen ganz allmählig zur Thalniederung des Flusses sich abstuft. Hier stellt das Bergland den Bewegungen der Truppen keine unüberwindlichen Hindernisse entgegen. Am rechten Ufer des Sees führt die große Straße neben der Eisenbahn über Culoz nach Lion, Bourg und Chalons sur Saône, eine zweite Bahn und Straße im Rhone-Thale aufwärts, an der Grenze Hochsavoyens entlang bis Bellegarde und dem Sperrfort Ecluse, wo die Straße über Nantua nach Bourg sich abzweigt.

Die Rhonelinie endlich bildet den dritten Vertheidigungsabschnitt zwischen den Gebirgsketten des Jura und denen von Charulais, Lyonnais u. s. w. mit den Flüssen Ain am Westabfalle des Jura bezw. der Saône und der im rechten Winkel nach Süden sich wendenden Rhone, am Ostabfalle der letztgenannten Gebirgszüge.

Den rechten Flügel sichert die große Lagerfestung Lyon und beherrscht die ganze Ebene gegen Norden und Süden im weiten Umkreise, gegen Osten bis zu den Vorbergen des Jura. Den linken Flügel deckt, in südlicher Richtung von der schweizer Grenze bis zum Sperrfort von Culoz das neutrale Gebiet Hochsavoyens begleitend, die Rhone. Bei Culoz wendet sie sich gegen Südwesten, um später mit scharfer Wendung die südlichsten Vorberge des Jura zu umgehen und in nordwestlicher Richtung zurückzufließen.

Nördlich des Fort Culoz bei Bellegarde sperrt das Fort Ecluse im Thale der Valserine die aus dem Rhone-Thale über Nantua nach Bourg führende Straße nebst Eisenbahn.

Ueber die eigenartige Bodengestaltung der Niederung zwischen Ain und Saône auf dem rechten Rohneufer haben wir bereits früher das Nöthige gesagt. Hier bleibt nur zu erwähnen, daß die Straßen über Culoz und Ecluse auf Bourg eine Umgehung der Festung, wenngleich in gefährlicher Nähe, nicht ausschließen, daß sie aber die Fortnahme der Sperrforts und andererseits die Cernirung und Belagerung der Festung zur Voraussetzung haben*).

Es ist indessen wahrscheinlicher, daß die französische Südarmee in der Hochebene südöstlich Lyon's Stellung nehmen und das weitere Vordringen

*) Anmerkung des Verfassers. Ob nach Fertigstellung der geplanten Fortbauten auf der Ostseite der Festung diese Umgehung noch möglich sein wird, ist sehr zweifelhaft, sogar kaum wahrscheinlich.

der Invasion im Osten oder Westen der Festung Lyon in der Flanke bedrohen wird. Es muß also hier zur Schlacht kommen, deren Ausgang für die weiteren Maßnahmen der italienischen Oberkommandos bestimmend sein würde und ob der Weitermarsch durch das Saône- oder das Loire-Thal angetreten werden soll.

Eine Belagerung wird bei der großen Ausdehnung der Außenwerke — wie wir gesehen, haben sie schon jetzt einen Umfang von mehr als 60 km — eine so bedeutende Truppenzahl erfordern, daß, solange Briançon und Grenoble nicht genommen, zur See und auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatze noch keine entscheidenden Erfolge errungen sind, eine weitere Fortsetzung der Offensive vorläufig jedenfalls in Frage gestellt sein wird.

Eine förmliche Belagerung von Lyon, der in Hinblick auf die ungenügenden rückwärtigen Verbindungen und auf das Alpengebiet durch die Heranschaffung des nöthigen Belagerungstrains mit der Munition große Schwierigkeiten erwachsen würden, könnte aller Wahrscheinlichkeit nach erst dann unternommen werden, wenn durch die Uebergabe Grenobles Truppen und Belagerungsmaterial verfügbar geworden sind.

Hiermit schließen wir unsere Betrachtungen, deren Fortsetzung zwecklos erscheint, weil sie uns auf das Gebiet der Kombinationen führen würde.

Das Ergebniß, welches wir aus dem Studium der französisch-italienischen Grenzverhältnisse gewinnen, gipfelt in der Ueberzeugung, daß das italienische Bündniß Deutschland in einem Kriege gegen Frankreich nicht in dem Maße entlasten wird, als man in weiteren Kreisen im Allgemeinen zu glauben geneigt ist.

Die Alpennatur des Grenzlandes, verstärkt durch ein ausgedehntes, mit ungeheuren Kosten hergestelltes Befestigungssystem, verleihen der französischen Grenze Italien gegenüber eine Vertheidigungsfähigkeit, welche eine verhältnißmäßig schwache Armee in Stand setzt, mit minderwerthigen Truppen einer weit überlegenen Invasion nachhaltigen und durchaus nicht aussichtslosen Widerstand entgegensetzen zu können.

Deutschland wird darum jedenfalls gut thun, sich darauf vorzubereiten, auch in einem künftigen Kriege den bei weitem größten und besten Theil der französischen Armee vor seiner Front zu fühlen, und darum kann es eine erhöhte Anspannung seiner Wehrkraft nicht entbehren.

N.

Die Entwickelung der italienischen reitenden Artillerie.

Die ihrer Vorzüglichkeit und ihres gediegenen Inhaltes halber weit über die Grenzen Italiens hinaus rühmlichst bekannte italienische Fachzeitschrift für Artillerie und Genie: „Rivista d'artiglieria e genio“ bringt im Juli-Heft 1694 als Extraausgabe eine den ganzen Raum des Heftes — über 200 Seiten — füllende und mit Plänen versehene „Historische Studie über die italienische reitende Artillerie“ *) von Carlo Volpini, Oberstlieutenant der Artillerie. Mit Liebe und eingehender Sorgfalt geschrieben, bildet dies, einem selbstständigen Buche völlig gleich zu achtende Heft eine werthvolle Bereicherung unserer militärgeschichtlichen Literatur, das wir unseren, des Italienischen kundigen Militärhistorikern zur Lektüre empfehlen möchten, um so mehr, als dem Verfasser der Studie auch die schriftliche und mündliche Unterstützung von hervorragenden italienischen Offizieren zu Theil wurde, von denen er speziell die Generale Graf Petitti-Bagliani di Roreto, Graf Valfré di Bonzo, Graf Robilant**), Longo und de Sauget und den Oberstlieutenant Balbo-Bertone di Sambuy anführt, während er weiterhin noch die sachverständige, wissenschaftliche Hülfe des ersten Staatsarchivars von Turin, Cavaliere Luigi Salis, genoß.

Unter solchen Umständen darf die Studie wohl mit Recht als eine sehr schätzenswerthe Quelle für die militärische Geschichtsforschung hingestellt werden und wir glauben bei dem regen Interesse, welches in unserer Armee unseren Verbündeten jenseits der Alpen entgegengebracht wird, nicht fehlzugreifen, wenn wir aus dem überreichen Material Einiges bringen und eine kurze Skizze der Entwickelung der italienischen reitenden Artillerie zu geben versuchen.

Der Schwerpunkt der Studie liegt in der Schilderung der Entwickelung der piemontesischen reitenden Artillerie; denn Piemont hatte sich vermöge seiner geographischen Lage einerseits, dank der besonderen militärischen Eigenschaften seiner Herrscher andererseits zu einem in militärischer Hinsicht ganz hervorragenden Staat entwickelt, dessen Artillerie namentlich einer rühmlichen Anerkennung sich in ganz Europa erfreuen durfte. Sie war denn auch der Kern, an dem sich allmählich die Artillerie der kleineren italienischen Staaten, wie Neapel, Toscana u. s. w., ankrystallisirten, sie war es auch weiterhin, die ihre Organisation und ihre Traditionen behielt, während die anderen

*) Studio storico sull' artiglieria a cavallo italiana

**) Gestorben 1888 als Gesandter in London.

kleineren Artillerien in ihr aufgingen, und somit erscheint es auch durchaus gerechtfertigt, wenn der Verfasser sich auf die eingehende Darstellung des Werdens der piemontesischen reitenden Artillerie und auf kurze Schilderung der neapolitanischen Artillerie beschränkt.

Die Entwickelung der piemontesischen Artillerie überhaupt, der der Verfasser das erste Kapitel seines Werkes widmet, brauchen wir nur kurz zu skizziren, da dieselbe außerhalb des Rahmens der uns gestellten Aufgabe fällt.

Die piemontesische Artillerie führt ihren Ursprung auf das Jahr 1391 zurück, obgleich nur sehr spärliche Nachrichten über diese Zeit existiren. Die Geschütze lieferte damals noch die Privatindustrie und zwar wurden sie fast ausschließlich aus Deutschland bezogen. Dafür wurde aber Italien insofern die Wiege der artilleristischen Kunst, als namentlich die wissenschaftliche Seite dort zuerst gepflegt wurde. Der Verfasser der Studie macht mit berechtigtem Stolze diesen Hinweis, denn jedem Ballistiker ist ja bekannt, daß in der That die ersten Versuche, in die Geheimnisse des Geschoßfluges einzudringen, Italienern zu danken sind. Giorgio Martini (1465) und Nicola Tartaglia (1537 „Nuova scienza“ u. s. w.) machen die ersten Versuche theoretisch-ballistischer Studien, und wenn die Ergebnisse, zu denen sie dabei gelangen, uns jetzt auch vielleicht sonderbar erscheinen, so darf man doch darum das Verdienst dieser Männer nicht unterschätzen, die einer ganz neuen Erscheinung gegenüber es unternahmen, eine Theorie aufzustellen.

Die Inanspruchnahme der Privat-Industrie und insbesondere Deutschlands für den Bezug der Geschütze hörte auf, als Emanuel Philibert, der die Grundlagen für die militärische Macht und Wissenschaft in Piemont legte, es sich zur Aufgabe stellte, eine nationale Artillerie zu schaffen und zu diesem Behufe eine Geschützgießerei, Pulverfabrik, eine Fabrik für blanke Waffen und eine solche für Gewehre schuf. Eine weitere Entwicklung gewann die Artillerie unter dem Nachfolger Emanuel Philibert's Carl Emanuel I., der das artilleristische Personal in drei Klassen: den Stab, die Offiziere und Soldaten, und das technische Personal theilte. Derselbe Herrscher war es, der eine Artillerieschule und einen Schießplatz schuf, um Gelegenheit zu theoretischen und praktischen Studien zu geben. Mannichfache Wandlungen vollzogen sich in der Organisation, Verwendung und Ausrüstung der Artillerien, bis 1774 Victor Amandeus II. die Artillerie zum „Königlichen Artillerie-Korps“ erhob und bis während der französischen Invasion die piemontesische Artillerie Gelegenheit fand, sich bei den Belagerungen von Turin, Alessandrien, Cuneo, Genua, Mantua und Tortona auszuzeichnen.

Die Schlacht von Marengo führte jedoch zur Auflösung des Korps, welches erst allmählich wieder entstand und durch Dekret vom 6. Januar 1815 von Victor Emanuel I. eine Neu-Eintheilung erfuhr, in welcher eine „fliegende Artillerie“ auftritt, die mit vier Kompagnien ein Bataillon bildet

und als der Stamm der später reitenden Artillerie anzusehen ist, wenngleich durch eine spätere Reorganisation die Bezeichnung: „fliegende Artillerie“ in „leichte Artillerie“ umgewandelt wird.

Friedrich der Große war es, der mit seinem Genie auch bis nach Italien befruchtend wirkte und mittelbar dort den Anstoß zur Schaffung reitender Artillerie gab; denn die nach seinem Vorgang in Frankreich geschaffenen reitenden Batterien und deren Erfolge bei Maubege und Valmy, sowie die Leistungen der preußischen reitenden Batterien wirkten wiederum ihrerseits anfeuernd auf reformatorische Geister, wie es die Lieutenants del Manno Sforza und La Marmora und Major Morelli waren. Es spricht sich das klar und deutlich in einem Bericht La Marmora's aus, den derselbe nach einer im Jahre 1830 nach Deutschland unternommenen Reise verfaßte und in welchem er sich wie nachstehend äußert:

„Für jedes Geschütz sind acht Kanoniere bestimmt, welche sich sämmtlich zu Pferd befinden und von denen sechs zur Bedienung des Geschützes bestimmt sind, während zwei derselben die Pferde zu halten haben.

Man braucht die Evolutionen dieser Artillerie nur gesehen zu haben, nachdem man die leichte Artillerie mit aufgesessener Mannschaft kennt, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die reitende Artillerie die einzig wahre leichte Artillerie ist und daß alle anderen Organisationen nur unvollkommene Kopien sind, die vergeblich Anstrengungen machen sich bezüglich Schnelligkeit und Ausdauer der Bewegungen auf eine Stufe mit der reitenden Artillerie zu stellen.“

Sein Wunsch fand rasche Erfüllung; denn bereits am 8. April 1831 erschien ein Königliches Dekret, welches eine Neuorganisation der Artillerie festsetzte und unter Artikel 11 speziell bestimmte:

„Von den vier Kompagnien der gegenwärtigen leichten Artillerie sind diejenigen beiden, welche von den der Anciennetät nach jüngsten Kapitänen befehligt werden, in reitende Batterien umzuwandeln.“

Diese beiden Kompagnien waren die 3. und 4., welche von den Kapitäns Bertone di Sambuy und Bagnasco di Carpeneto befehligt wurden. Sie wurden somit zur ersten und zweiten reitenden Batterie, und wurde hierdurch die Gründung einer reitenden Artillerie zur Thatsache. Das Kommando über diese beiden Batterien erhielt der Major Morelli di Popolo, der den Lieutenant La Marmora zu seinem Adjutanten machte.

Der Etat einer solchen reitenden Batterie war außer einem Hauptmann und drei Lieutenants:

26 Feuerwerker, Unteroffiziere ꝛc.,
2 Trompeter,
1 Bader (Feldscheer),
1 Sattler,
2 Schmiede,

28	Kanoniere	1.	Klasse,
82	„	2.	
14	Fahrer	1.	
40	„	2.	

zusammen 196 Mann mit 68 Reit= und 108 Zugpferden, also insgesammt 176 Pferden.

In der ursprünglichen Königlichen Verordnung vom 8. April 1831 war zwar ausgesprochen worden, daß drei Kanoniere auf der Protze sitzen und sieben pro Geschütz beritten sein sollten, thatsächlich gestaltete sich die Sache jedoch den ursprünglichen La Marmora'schen Vorschlägen entsprechend so, daß nur zwei Kanoniere auf der Protze und 6 zu Pferde waren. Jedes Geschütz war überdies, der genannten Verfügung entsprechend, mit sechs Pferden bespannt.

Das Hauptverdienst bei dem so schwierigen Unternehmen der Organisation einer völlig neuen Waffe ist dem Lieutenant La Marmora zuzumessen. Es heißt diesbezüglich in der Studie: „Unserem jungen Offizier, stark durch den Rückhalt, welchen er an seinem Kommandeur hatte, im Besitz der Achtung und des Vertrauens seiner Kameraden und seiner selbst sicher durch seine eingehenden Studien und den großen Nutzen, den er aus seinen Instruktions=reisen gezogen hatte, darf man mit Fug und Recht den Hauptantheil an der Einrichtung der neuen Batterien beimessen, welche alsbald, beseelt durch einen vorzüglichen soldatischen Geist, jenen Grad der Vollkommenheit erreichten, der mehrere Jahre lang im Gegensatz stand zu den unvollkommenen Einrichtungen und der ungenügenden Ausbildung des sardinischen Heeres und die Bewunderung von auswärts zum Besuch kommender Fürsten und Besucher erregte." —

Jeder unserer Herren Leser dürfte Neuformationen in mehr oder minder großer Zahl mitgemacht haben und kennt daher die Schwierigkeiten und Reibungen, die die Neubildung einer Truppe schon unter normalen Verhältnissen im Gefolge hat. Hier waren sie jedoch ganz besonderer Art und die Verdienste La Marmora's sind somit um so größere.

Zunächst war nämlich die Ergänzung des Mannschaftsstandes eine besonders wenig vortheilhafte, insofern der durch die Vermehrung der Artillerie entstehende Mehrbedarf durch Abgaben aus den Infanterie=Regimentern gedeckt wurde. Wie vorauszusehen, schob jeder Infanterie=Regiments=Kommandeur seine unbrauchbaren Elemente ab, und die reitende

der Erkenntniß der hierdurch entstehenden großen Mißstände nicht mehr verschließen.

Die Folge davon war eine abermalige Neuformation durch Dekret vom 5. Januar 1833, welches acht Brigaden schuf, in welche die einzelnen Kompagnien bezw. Batterien untergebracht wurden, und welches speziell bezüglich der reitenden Artillerie die nachfolgende Zusammensetzung festsetzte:

Auf Friedensfuß zählte eine reitende Batterie 88 Pferde und 5 Fahrzeuge, darunter 2 Geschütze, auf bewaffnetem Fuß, d. h. wenn verschiedene Jahrgänge eingezogen waren, 184 Pferde und 24 Fahrzeuge, unter letzteren 6 Kanonen und 2 Haubitzen, endlich auf Kriegsfuß 40 Fahrzeuge und 276 Pferde.

Dasselbe Dekret enthielt auch Bestimmungen bezüglich des Offiziersersatzes der Artillerie. Bislang hatte nämlich die Möglichkeit bestanden, daß Unteroffiziere auf Grund ihrer Verdienste zu Unterlieutenants ernannt wurden; diese hatten jedoch dann keinerlei Recht auf Weiterbeförderung und erhielten darum auch den Beinamen „beständige Unterlieutenants“ (sottotenenti fissi). Es trat nunmehr jedoch die Bestimmung in Kraft, daß sich diese Unterlieutenants ebenso wie alle anderen den Prüfungen unterziehen dürften, welche in der Kgl. militärischen Akademie abzulegen waren, und daß für diejenigen, welche diese Prüfungen bestanden, nunmehr die Gleichberechtigung zur Weiterbeförderung vorläge mit allen anderen Artillerieoffizieren.

Diese Bestimmung nützte aber den aus dem Unteroffiziersstand hervorgegangenen Unterlieutenants so gut wie nichts; denn wie wenige von denen besaßen die Kenntnisse auch nur annähernd, um sich den geforderten Prüfungen mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg unterwerfen zu können. Bereits im nächsten Jahre wurde denn auch die Bestimmung dahin abgeändert, daß die Examina für die in Rede stehenden Unterlieutenants bedeutend erleichtert wurden und daß denjenigen, welche die Prüfungen bestanden hatten, die Berechtigung zugestanden wurde, Lieutenant und Hauptmann zu werden und ein Viertel aller dieser Stellen zu besetzen.

Auch diese Maßregel erwies sich jedoch auf die Dauer als nicht glücklich gewählt und es läßt sich daraus ein neuer Beweis für die Richtigkeit des in Deutschland geübten Verfahrens bezüglich des Offiziers-Ersatzes entnehmen. Bei uns herrscht der Grundsatz, das Offizierkorps aus gleichartigen Elementen zusammenzusetzen, aus Persönlichkeiten, die in Bezug auf Familienabstammung, Erziehung, Bildung und Lebensanschauungen mit einander harmoniren und man darf wohl sagen, daß die Durchführung dieses Grundsatzes derart gelungen ist, daß kein anderes Land ein so gleichartiges Offizierkorps besitzt wie Deutschland.

Diesem Grundsatz lief nun die oben erwähnte, in Italien getroffene Maßregel direkt entgegen. In den Offizierkorps entstanden Spaltungen in zwei Gruppen: auf der einen Seite standen die wissenschaftlich gebildeten

Offiziere, auf der anderen die aus dem Unteroffizierstand hervorgegangenen, auf Grund guter dienstlicher Leistungen zu Offizieren beförderten Persönlichkeiten.

Auf die Dauer erwiesen sich derartige Zustände als unhaltbar; im Jahre 1848 wurde daher bestimmt, daß die aus dem Unteroffiziersstand hervorgegangenen Unterlieutenants ohne weitere wissenschaftliche Prüfung zwar nach 10jähriger Dienstzeit Lieutenants werden sollten, daß sie aber nicht den Rang eines Hauptmanns erreichen könnten, außer bei gewissen Ausnahmefällen. —

Wie bei der Heranbildung des Offizierkorps, so hat man auch bei der Erziehung und Ausbildung der Mannschaften mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen, da natürlich Reglements, Instruktionen u. dergl. für die so neue Waffe einer reitenden Artillerie gänzlich fehlten. Wieder war es La Marmora, dessen Thatkraft und voller Hingabe es gelang, im Verein mit anderen Offizieren (del Mayno, Valfré u. s. w.) die erforderlichen Anleitungen aufzustellen. Man brach jetzt mit dem bis dahin geübten Gebrauche, einen Offizier mit der Ueberwachung des gesammten Dienstes zu betrauen und die anderen dienstfrei zu lassen; man führte weiterhin Kommandos, Bewegungen, Uebungen u. s. w. ein, an die bislang Niemand gedacht hatte (man übte beispielsweise den Ersatz von Verlusten im feindlichen Feuer, man lehrte weiterhin den Mannschaften Wiederherstellungsarbeiten u s. w., u. s w.); endlich suchte man auch durch die Anschauung auf den Geist der Leute zu wirken, indem man die Wände der Kasernen, Schlafsäle u. s. w. dazu benutzte, in großem Maßstabe die Visirlinie, die Flugbahn u. s. w. zur Darstellung zu bringen.

Großes Gewicht wurde mit vollem Recht auf die Heranbildung der Leute zu tüchtigen Richtkanonieren gelegt, und man ließ keinen Tag ohne Richtübungen vergehen, wie man andererseits für die Schießübungen ein Munitionsquantum bewilligte, das als recht beträchtlich bezeichnet werden kann. So wurden z. B. den beiden reitenden Batterien im Jahre 1832 für ihre Schießübungen bei Volpiano je 600 Schuß bewilligt; davon 432 Kugeln, 144 Granaten und 24 Kartätschen; auf Entfernungen von 500—1000 m. Oberstlieutenant Volpini sieht sich demgegenüber zu folgender Betrachtung veranlaßt: „Welcher Unterschied zwischen den jetziger Zeit für die Schießübungen bewilligten Schußzahlen der Batterien und denjenigen, über welche diese Batterien verfügen konnten! Gegenwärtig dürfen unsere eitenden Batterien in der Schießübung 270 Granaten bezw. Schrapnels und 6 Kartätschen verfeuern."

Auch Uebungen mit gemischten Waffen begann man schon insofern, als La Marmora den Umstand benutzte, daß sein Bruder Alessandro in dem benachbarten Turin Kommandeur der Bersaglieri war, und mit diesem sich zu gemeinschaftlichen Uebungen verabredete. Attacken der Kanoniere übten diese im Attackiren, die Bersaglieri im Abwehren von Kavallerie-Attacken.

Als La Marmora 1830 in Deutschland gereist war, hatte es ihm namentlich auch einen großen Eindruck gemacht, welch' wesentlicher Einfluß dort den Hauptleuten auf die ihnen unterstellten Einheiten eingeräumt war und er hatte mit seinem Scharfblick das ungeheuer Wichtige dieser Maßregel erkannt. Sofort beschloß er denn auch diese Einrichtungen auf die italienischen Verhältnisse zu übertragen und zur Erreichung dieses Zweckes namentlich durch sein Beispiel zu wirken, wohl wissend, daß bloße theoretische Beweisgründe bei Entscheidung so wichtiger Prinzipienfragen nicht immer ausreichen. Bald zum Batteriechef der 1. reitenden Batterie ernannt, kümmerte er sich um die geringste dienstliche Angelegenheit, eingedenk des Wortes Friedrich's des Großen: „Kümmert Euch um die geringsten Kleinigkeiten, sie sind nicht ohne Ruhm und bezeichnen den ersten Weg zum Sieg." Er instruirte selbst seine Unteroffiziere, lernte sie dadurch genau kennen und vermochte somit sie in der Weise zu verwenden, wie es ihren Eigenschaften jeweilig am Besten entsprach; er verstand es weiterhin so vorzügliche Signal-Trompeter heranzubilden, daß die gesammte italienische Kavallerie mit Bewunderung auf die Trompeter der reitenden Artillerie sahen, die die ihrigen bei weitem ausstachen u. s. w. u. s. w.

Besonders günstigen Einfluß übte er übrigens auch auf seine Kameraden in Bezug auf Heranbildung seines echten kameradschaftlichen Geistes, der so unerläßlich ist für ein gutes Offizierkorps. Zunächst fand er ja nur in dem verhältnißmäßig engen Kreise des Offizierkorps der reitenden Artillerie Gelegenheit, seine Anschauungen in die That umzusetzen und durch sein Beispiel und Auftreten die Anderen still und unmerkbar in seinem Sinne zu erziehen, als er aber 1848 in das Ministerium kam, bemühte er sich, das gesammte piemontesische Offizierkorps zum Träger seiner Anschauungen zu machen. Lediglich sein Verdienst war es jedenfalls, daß seitens des Ministeriums an sämmtliche Korps-Kommandeure eine Verfügung erging, die so völlig unsere deutschen Anschauungen über Korpsgeist und Kameradschaft enthält, daß sie sich wie ein deutscher Erlaß liest.

Nur schwer vermögen wir der Versuchung zu widerstehen, diese Verfügung hier wortgetreu wiederzugeben, wir müßten aber fürchten, damit aus dem Rahmen unseres Themas zu fallen und den uns zugemessenen Raum zu überschreiten und beschränken uns somit darauf zu erwähnen, daß der Erlaß darin gipfelt, die Korps-Kommandeure zu veranlassen, mit allen Mitteln anzustreben, daß das Offizierkorps eine große Familie bilde, daß jedweder Offizier sich in jeder beliebigen fremden Garnison sofort wie zu Haus fühle, daß der Neueintretende wie ein Freund und ein neues Familienmitglied aufgenommen werde und daß der Offizier die richtige Behandlung seiner Untergebenen erlerne und ausübe und von Lob und Tadel den richtigen Gebrauch mache!

Aber noch in anderer Richtung wirkte der unermüdliche La Marmora.

Es war ihm nicht verborgen geblieben, wie bildungsbedürftig das Unteroffizierpersonal und die Mannschaften in Bezug auf die einfachsten Schulkenntnisse waren, und er begründete, thatkräftig wie immer, Schulen bei den reitenden Batterien, dabei selbst lange Zeit Schreib-, Lese- und Rechnenlehrer spielend. Ebenso wie bei Heranbildung eines echten Offiziergeistes, so benutzte er auch hier die ihm später im Ministerium zur Verfügung stehende Machtvollkommenheit dazu, diese Einrichtung zu verallgemeinern und auf das Heer zu übertragen. —

Eine wichtige Frage, die Bewaffnungsfrage, haben wir noch nicht eingehend berührt, sondern nur einmal flüchtig gestreift, indem wir auf Seite 231 der Ausrüstung einer reitenden Batterie mit 6 Kanonen und 2 Haubitzen gedachten. Man hatte früher für die sog. „leichten Kompagnien", die im Jahre 1815 formirt worden waren, englisches Material gehabt, man konnte sich aber auf die Dauer der Erkenntniß nicht verschließen, daß man damit nicht mehr auf der Höhe der Zeit stand, und so verfügte denn das Ministerium im Jahre 1828 die Inangriffnahme der Konstruktion eines neuen Materials, welches nach seiner Vollendung als Material M/1830 zur Einführung gelangte.

Hiervon waren die 8 cm Kanone und die kurze 15 cm Haubitze lediglich für die reitende Artillerie bestimmt. Dieselbe erhielten besondere Laffeten und fernerhin Protzen, welche denen der Munitionswagen völlig gleich waren. Diesem Material mangelte jedoch eine wesentliche Eigenschaft: die Leichtigkeit und Beweglichkeit und erst die Einführung des Materials M/1844 schaffte hierin Wandlung und Besserung. Dies Material war von Cavalli erfunden, der sich noch dauernd — trotz dieses Erfolges — mit der Idee der Einführung eines ganz besonderen, lediglich für reitende Artillerie bestimmten Materiales „Artillerie Stanhope"*) trug und verschiedentlich versuchte, diese Idee in die Praxis umzusetzen. Er plante für die reitende Artillerie einfache zweirädrige Karren, welche Rohr und Munitionskästen tragen, und an welchen die Pferde während des Feuerns angespannt bleiben sollten, es gelang ihm jedoch nicht seiner Idee Eingang zu verschaffen, die unseres Erachtens auch den Todeskeim von vornherein in sich trug! —

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die hervorragenden Leistungen der reitenden Artillerie bald den Wunsch nahelegten, diese Elitetruppe — denn zu einer solchen hatte sie sich rasch aufgeschwungen — zu vermehren. Ein eifriger Förderer dieses Gedankens war natürlich La Marmora; aber finanzielle Rücksichten ließen den wiederholten Ansturm immer wieder fehlschlagen, bis endlich durch Erlaß vom 25. März 1848 Carl Albert die sofortige Formirung einer 3. reitenden Batterie verfügte. Jede reitende Batterie sollte 6 8 cm-Kanonen und 2 15 cm-Haubitzen haben mit den erforderlichen Munitions-, Vorraths- und Verwaltungs-Fahrzeugen und

*) So genannt nach Lord Stanhope, der zuerst zweirädrige Luxuswagen einführte.

4 Offiziere, 194 Mann und 210 Pferde zählen. Einer der Lieutenants dieser neuen Batterie war Graf Robilant, dessen wir schon auf Seite 225 Erwähnung thaten und der aus der Militärakademie hervorgegangen war.

Die Schwierigkeiten, die sich bei Einrichtung dieser neuen Batterie zeigten, waren wieder außerordentliche; man war jedoch wiederum in der Wahl des Batteriechefs außerordentlich glücklich gewesen, was sich deutlich darin zeigte, daß der neue Hauptmann, Petitti, bereits einen Monat nach Formirung seiner Batterie mit derselben in's Feld zu rücken vermochte und sich am 9. Mai 1848 mit dem kämpfenden Heere vereinigte.

Der Feldzug gab der reitenden Artillerie, die unter dem Befehle des nunmehrigen Majors La Marmora ins Feld rückte, wiederholte Gelegenheit, ihr Ansehen und ihren Ruf noch zu erhöhen. Die Betheiligung der drei Batterien an den Gefechten bezw. Schlachten von Monzaurbano, Santa, Lucia, Goito, Valeggio u. s. w. ist in der uns vorliegenden Studie ausführlich behandelt, wir müssen uns aber darauf beschränken, derselben lediglich Erwähnung zu thun und uns ihre Besprechung für einen eventuellen späteren Aufsatz vorzubehalten, und wenden uns vielmehr zu den Ereignissen der folgenden, für Italien so wichtigen Jahre.

Der Feldzug des Jahres 1848 hatte jedoch, wie wir nicht unterlassen wollen, noch zu erwähnen, zur Folge, daß die piemontesische Artillerie eine weitere Verstärkung erfuhr. Sie selbst wurde zwar nicht unmittelbar vermehrt, wohl aber gewann sie mittelbar dadurch, daß verschiedene Batterien, welche von den provisorischen Regierungen der Lombardei und Modena's aufgestellt worden waren (vier in der Lombardei, ½ in Modena) im Dienst belassen und ihr ähnlich gestaltet wurden, ohne jedoch direkt in ihr aufzugehen.

Das Jahr 1849 zeigte sich bekanntlich den piemontesischen Waffen zwar nicht hold in Bezug auf erzielte Erfolge, wohl aber in der Beziehung, daß es Ihnen Gelegenheit gab, ihre Tüchtigkeit und ihren Waffenruhm von Neuem zu zeigen und sich doch trotz alledem nach dieser Richtung hin neue Lorbeeren zu den alten zu holen; insbesondere zeigte sich auch die Artillerie ihrer Aufgabe ganz gewachsen, und zwar in so hohem Grade, daß sie die große Auszeichnung erhielt, ihre Fahne mit der goldenen Medaille „für vorzügliches Verhalten zu jeder Zeit und an jedem Orte“ schmücken zu dürfen. —

Der Abdankung Carl Albert's infolge der Schlacht von Novara folgte die Thronbesteigung Victor Emanuel's II., der sofort seine Fürsorge dem Heere zuwandte, dessen einzelne Elemente, wie eben erwähnt, zwar nichts zu wünschen übrig ließen, dessen Organisation aber verbesserungsbedürftig erschien. Was speziell die Artillerie anlangt, so wurde dieselbe zufolge Dekrets vom 1. Oktober 1850 aus dem Stab und drei Regimentern zusammengesetzt, „deren eines Handwerker, ein zweites Festungs-, das dritte Feldartillerie in sich begriff. Die 3. reitende Batterie, die im Jahre 1848 formirt worden war, wurde wieder aufgelöst und zu einer Feldbatterie umgewandelt.

Die beiden bestehen bleibenden reitenden Batterien erhielten folgenden Etat:

4 Offiziere, 122 Mann, 100 Pferde, 6 8 cm-Geschütze, 2 15 cm-Haubitzen, 2 Munitionswagen, 1 Leiterwagen.

Wenige Jahre nach dieser Neuorganisation fand die Artillerie bereits wieder Gelegenheit, sich auf blutigen Schlachtfeldern Lorbeeren zu pflücken, insofern Piemont in Folge seines Bündnisses mit Frankreich, England und der Türkei 1855 ein Korps von 15000 Mann nach der Krim entsandte, bei welchem sich auch sechs Feld-Batterien befanden. Die beiden reitenden Batterien rückten jedoch hierbei nicht mit aus, sondern waren nur durch Abgabe von Leuten und Pferden betheiligt.

Bemerkenswerth ist es, daß man in den folgenden Jahren begann, Uebungen von Kavallerie mit reitender Artillerie allein abzuhalten; die reitenden Batterien rückten dabei nur mit 4 8 cm-Geschützen aus.

Wie das Jahr 1855, so bot auch das Jahr 1859, das der piemontesischen Armee reichen Waffenruhm einbrachte und die alte Fahne des Artilleriekorps mit einem weiteren hohen Ehrenzeichen, der silbernen Medaille für Tapferkeit, schmückte, der reitenden Artillerie, die den Kavallerie-Divisionen zugetheilt war, keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, da sie so gut wie niemals in's Feuer kam.

Kaum war jedoch der Krieg beendet, so trat wieder eine durchgreifende Neuorganisation ein, welche durch Königliches Dekret vom 17. Oktober 1859 verfügt wurde. Die Zahl der Feldartillerie-Regimenter wurde auf 2 gebracht und die Stärke des Festungsartillerie-Regiments erhöht. Das erste der beiden Feldartillerie-Regimenter bestand aus dem Stab, 2 reitenden, 15 Feld-Batterien und 1 Depot, das zweite aus dem Stab, 15 Feld-Batterien und 1 Depot. Der Etat der reitenden Batterien wurde jedoch nicht verändert.

Eine weitere Neuformation trat ein in Folge der Annexion der Lombardei, Toscana's, der Emilia und Romagna, insofern den größeren Verhältnissen durch das Königliche Dekret vom 17. Juni 1860 Rechnung getragen wurde, welches die Aufhebung des Kgl. Artilleriekorps und die Zusammensetzung der Artillerie wie folgt anordnete:

1. ein Artilleriekomitee;
2. ein Stab für den Dienst des Territorialkommandos der Artillerie und der Direktionen der Artillerie-Etablissements;
3. 8 Regimenter und zwar
   - 1 Handwerker-Regiment,
   - 3 Festungs-Regimenter,
   - 4 Feld-Regimenter.

Jedes Feld-Regiment bestand aus dem Stab und 12 Batterien, die beiden reitenden Batterien, deren Etat übrigens wiederum nicht geändert wurde,

wurden dem 5. Regiment zugetheilt (d. i. dem ersten der vier Feld-Regimenter, da die acht Regimenter durchlaufend nummerirten).

Die stete Vergrößerung, die unter Victor Emanuel II. glorreicher Regierung der von ihm gelenkte Staat erfuhr, führte bereits im Jahre 1862 zu einer abermaligen Neuformation, welche unter Anderem die Zahl der Artillerie-Regimenter von 8 auf 9 erhöhte und insbesondere die Schaffung einer 3. reitenden Batterie beim 5. Regiment in's Auge faßte, bezüglich welcher das Ministerium jedoch noch die endgültige Bestimmung sich vorbehielt.

Die Neuformation vom 8. März 1863 erhöhte die Zahl der Feldartillerie-Regimenter von 9 auf 10, strich aber dafür die im Vorjahr beabsichtigte Schaffung der 3. reitenden Batterie zu Gunsten der erforderlich werdenden Feld-Batterien.

Das Jahr 1863 ist in artilleristischer Beziehung für Italien aber noch insofern ganz besonders bemerkenswerth, als es den Ersatz der glatten Kanonen durch gezogene Vorderlader brachte. Weiterhin wurde auch die Munitionsversorgung neu geregelt; die Ausrüstung einer reitenden Batterie auf Kriegsfuß wurde insbesondere so festgesetzt, daß jedes Geschütz 210 Schuß und zwar 173 Granaten und 37 Kartätschen besaß.

Während des Feldzuges 1866 rückten die reitenden Batterien, die der Linienkavallerie-Division (General de Sonnaz) zugetheilt waren, zunächst mit vier Geschützen aus, wurden aber später auf den Stand von sechs Geschützen übergeführt; nach dem Kriege fand eine Reduktion auf 113 Mann und 80 Pferde pro Batterie statt.

Der Tag von Custoza, der 24. Juni 1866, gab zwar leider der 1. reitenden Batterie nicht Gelegenheit, in's Feuer zu kommen und ihre Bravour zu zeigen, wohl aber der 2. Batterie, die aus dieser Gelegenheit denn auch in ruhmvollster Weise Nutzen zog, wie die glänzenden Auszeichnungen beweisen, die den Offizieren und Mannschaften nach Ausweis der dieser Skizze zu Grunde liegenden Studie zu Theil wurden. —

Das Jahr 1870 hatte insofern wieder Neuerungen im Gefolge, als die sogenannten gemischten Regimenter eingeführt wurden, bei denen Feld-Batterien, Festungs-Kompagnien, Train-Kompagnien und — beim 5. Regiment — reitende Batterien vermengt waren. Die durchgreifendste Neuerung brachte aber der reitenden Artillerie das Jahr 1871, in welchem gelegentlich einer abermaligen Neuformation die reitende Artillerie ganz aufgehoben wurde! Nach 40jährigem ruhmreichen Bestehen wurde aus der 1. reitenden Batterie die 8. Feld-Batterie des 5. Regiments und aus der 2. reitenden Batterie die 9. desselben Regiments.

Damit schließt die Schilderung der Entwicklung der piemontesischen reitenden Artillerie, und es werden nur noch einige kurze Andeutungen über die napoleonische Artillerie gegeben, über welche ein sehr günstiges Urtheil sowohl bezüglich des Materials wie des technisch-wissenschaftlichen Werthes der Offiziere gefällt wird.

In Neapel traten reitende Batterien im Jahre 1815 zum ersten Male auf, indem eine Brigade von zwei dergleichen aufgestellt wird. Es waren dies jedoch noch keine reitenden Batterien in unserem Sinne, insofern die Kanoniere-Artilleristen, die Fahrer aber Trainsoldaten waren. Erst das Jahr 1849 machte die reitende Artillerie vom Train unabhängig, nachdem Ferdinand II. 1830 die zwei reitenden Batterien auf eine zu 6 6pfünd. (8 cm) Kanonen und 2 kurzen 5zöllig. (etwa 15 cm) Haubitzen reduzirt hatte, und brachte den Etat der reitenden Batterie auf 196 Mann und 150 Pferden im Frieden, und auf 230 Mann, 360 Pferde im Kriege.

Die Batterie nahm rühmlichen Antheil an den Kämpfen des Jahres 1848 und 49 und zeichnete sich durch die Schnelligkeit ihrer Evolutionen und die Fähigkeit, sich insbesondere in jedem Gelände rasch zu bewegen, in hervorragender Weise aus. —

Wir sind damit am Ende der Studie, wenigstens insofern sie die eigentliche Schilderung des Entwicklungsganges der reitenden Batterien betrifft. Der zweite Theil schildert dann in eingehender Weise die Theilnahme und die Thätigkeit jeder einzelnen Batterie in den verschiedenen Schlachten und Gefechten der italienischen Entwicklungskriege. Wir würden jedoch, wie schon erwähnt, die uns gestellte Aufgabe durch ein Eingehen auf diesen Theil überschreiten und glauben vielmehr im Interesse unserer Leser zu handeln, wenn wir den Entwicklungsgang der italienischen Artillerie lieber vollständig, d. h. bis auf die heutige Zeit, schildern und daher in Kürze auf den Zeitraum nach 1871 eingehen.

Das junge Königreich Italien blieb lange Zeit ohne reitende Artillerie, bis erst das Gesetz vom 29. Juni 1882, betr. Reorganisation und Vermehrung des Heeres hierin Wandel schaffte, und unter Anderem nun die Schaffung von vier reitenden Batterien anordnete.

In Gemäßheit dieses Gesetzes und in Erledignng des Königlichen Dekrets vom 17. November 1883 fand die Aufstellung von diesen vier Batterien am 1. Januar 1884 statt, welche in zwei Abtheilungen zu je zwei Batterien zerfielen, und sämmtlich bereits im Frieden je sechs bespannte Geschütze führten. Als Geschütz wurde der reitenden Artillerie der zum Theil ausscheidende 7 cm der Feld-Artillerie überwiesen, doch trat an Stelle der hölzernen Laffete eine dergleichen aus Stahlblech.

Die Stärke einer solchen neugeschaffenen Abtheilung (Brigata) zu zwei Batterien war im Frieden die folgende:

	Stab	2 Batterien	Summe.
Offiziere	3*)	6	9
Mannschaften	4	240	244
Dienstpferde	2	160	162

Bereits im März 1884 legte der Kriegsminister General Ferrero der Deputirtenkammer einen Gesetzentwurf vor, der einen weiteren Ausbau des

*) Einschließlich ein Roßarzt in Offiziersrang.

Heeres in Verfolg des Gesetzes vom 29. Juni 1882 ins Auge faßte und bei dem es sich in der Hauptsache um Vermehrung von Kavallerie und Artillerie, und hierbei auch um Neu-Aufstellung zweier weiteren reitenden Batterien handelte. Die Annahme dieses Entwurfes war bereits so gut wie sicher, als plötzlich ein Wechsel im Ministerium eintrat und der neue Kriegsminister Ricotti, der sich in der Folge nicht als Freund der Vermehrung der berittenen Waffen erwies, gleich nach Uebernahme des Ministerpostens mit Genehmigung des Königs den Gesetzentwurf zurückzog. Generallieutenant Bertolé-Viale ließ jedoch gleich nach seiner Berufung als Kriegsminister einen neuen Gesetzentwurf aufstellen und legte ihn im Mai 1887 der Kammer vor. Derselbe wurde unter dem 23. Juni 1887 Gesetz und bestimmte u. A. die Aufstellung zweier neuen reitenden Batterien und die Vereinigung derselben mit den bereits bestehenden vier Batterien zu einem Regiment reitender Artillerie.

Die Durchführung dieser Maßregel geschah am 1. November 1887. Dieses jetzt noch bestehende Regiment setzt sich zusammen aus: 3 Abtheilungen zu je 2 Batterien, 1 Abtheilung Train zu 4 Kompagnien und 1 Depot. Die Etats sind nach dem Manuale d'artiglieria, parte quarta, Seite 26 und 27 folgende:

	Stab	Eine Batterie	Eine Train-Kompagnie	Depot	Im Ganzen pro Regiment
Offiziere bezw. im Offiziersrang stehende Beamte .	22	4	8	6	64
Mannschaften 2c.	31	120	90	63	1174
Dienstpferde	11	80	40	—	651

Ueber die Zusammensetzung einer Kavallerie-Division im Kriege giebt dieselbe offizielle Quelle Seite 39 das Folgende:

		Mann			Pferde			Wagen	
						Dienst-			
		Offiziere	Mannschaften	Nichtmilitärs	Offiziers-	Reit-	Zug-	zweirädrige	vierrädrige
Stabsquart.	Stab der Division	12	88	3	24	30	23	2	5
	Artilleriekommando der Div.	2	4	—	5	2	—	—	—
	Sanitätsdirektion „ „	1	2	—	2	—	—	—	—
	Kommissariatsdirektion „ „	8	22	—	2	—	8	—	2
Truppe	2 Kavallerie-Brigaden . .	178	3394	—	364	2960	212	54	28
	1 reitende Artillerie-Brigade	12	310	—	24	133	206	1	34
Trains 2c.	Artilleriepark einer Kav.-Div.	2	70	—	4	7	80	2	17
	Sanitätssektion „ „	3	47	1	1	2	14	1	5
	Verpflgs-Sekt „ „	3	39	—	—	—	6	1	1
	Ref.-Lebensmittel-Park „	2	52	—	2	5	64	—	16
	Im Ganzen	223	4028	4	428	3139	613	61	108
		4255			4180			169	



Der Krieg in Ostasien.*)

(Fortsetzung.)

[Nachdruck verboten.]

IX. Die Einnahme der Seefestung Wei-hai-wei durch die Japaner (Anfang Februar 1895).

Anfang Januar 1895 hatten, wie wir gesehen, die erste und zweite japanische Armee auf der Linie Gaiping—Haitscheng—Mothian-Paß enge Fühlung gewonnen und die bei oder östlich von Niu-tschuan stehenden chinesischen Streitkräfte wenn nicht umzingelt, so doch in einem sich mehr und mehr verdichtenden Halbkreis derart umschlossen, daß eine Katastrophe für die Chinesen unvermeidlich erschien. Wieder Erwarten — wenigstens durchaus im Gegensatz zu der allgemein verbreiteten Ansicht fern stehender Beobachter — wurde die als unmittelbar bevorstehend angenommene Entscheidung auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes beträchtlich in die Ferne gerückt. Zwar trat hier kein Stillstand der kriegerischen Unternehmungen ein, wohl aber war eine Unterbrechung des japanischen Siegeszuges unverkennbar, welche im Widerspruch zu dem bis jetzt so rapiden, Sieg auf Sieg häufenden Vordringen der Japaner stand und zeitweise sogar eine Wendung des Kriegsglücks zu Gunsten der Chinesen keineswegs als gänzlich ausgeschlossen erscheinen ließ.

Wir werden später auf die Gründe näher einzugehen haben, deren zwingender Einfluß den japanischen Heeren Halt gebot und von dem entscheidenden, seit Langem erwarteten Verstoß auf und über Niu-tschuan hinaus abhielt. Vorläufig sei kurz mitgetheilt, daß der ganze Monat Januar von fortgesetzten und lebhaften aber nicht entscheidenden Kämpfen bei Niu-tschuan ausgefüllt wurde, und daß die Japaner in diesen Gefechten wenig Boden gewannen. Der Schauplatz der kriegerischen Haupthandlung und zugleich die allgemeine Aufmerksamkeit wurde in ein um bedeutende Entfernung südlicher gelegenes Gebiet verpflanzt, nämlich an die Nordostküste von Schantung, wo eine dritte japanische Armee landete, um den zweiten und letzten nordchinesischen Kriegshafen, die Seefestung Wei-hai-wei, wegzunehmen. Diese Aktion verleiht dem Winterfeldzug bis auf Weiteres das Gepräge.

Bei Würdigung der Kriegslage in den letzten Dezembertagen 1894 stellten wir die Erreichung der chinesischen Hauptstadt Peking als das strategisch und politisch entscheidende Ziel aller japanischen Unternehmungen hin, denn nur hierdurch konnte dem Gegner und der Welt ein unanfechtbarer Beweis

*) Siehe Februar-Heft 1895 der „Neuen Militärischen Blätter."

des mit ganzem Erfolg durchgeführten japanischen Uebergewichts geliefert werden. Thatsächlich wurden schon in der ersten Januarwoche 1895 die japanische I. und II. Armee zur Einleitung der Offensive auf Peking in der Gegend südöstlich Niu-tschuan vereinigt. Die bis jetzt in Japan selbst zurückgehaltene III. Armee dagegen erhielt zunächst eine andere Bestimmung, nämlich die Eroberung von Wei-hai-wei: scheinbar eine Zersplitterung der Kräfte, aber bei genauerer Erwägung der Lage gerechtfertigt durch die eigenartigen politischen Verhältnisse, unter welcher Japan bei Anlage und Durchführung seiner Absichten zu handeln sich gezwungen sah.

Der Gedanke an eine gefährliche Zersplitterung drängt sich uns ohne Weiteres auf, wenn wir die gewaltigen, weit über das Maß heutiger Kriegführung hinausgehenden Entfernungen auf dem Kriegsschauplatz erwägen und im Verhältniß hierzu die verschwindend kleinen japanischen Heere ins Auge fassen, welche an die Durchführung der kriegerischen Aufgaben auf diesem so ungeheuer ausgedehnten Kriegstheater herantreten.

Wir vergleichen die räumlichen Verhältnisse des ostasiatischen Kriegsschauplatzes mit den uns geläufigeren Entfernungen der Küstenländer des mittelländischen Meeres, um einen Maßstab für die großen Räume zu gewinnen, in welchen sich die japanischen Heere und Flotten zu bewegen haben. Wir nehmen zu diesem Zwecke an, daß Hiroschima, der Ausgangspunkt der japanischen Unternehmungen, an der Stelle von Athen liegt. Dann würde sowohl der Lage wie auch annähernd dem Umfange nach die Halbinsel Korea dem Königreich Italien, Söul ungefähr der Stadt Rom entsprechen. Um von Söul nach Peking auf dem Landweg zu gelangen, ist ein Marsch von 1200 bis 1300 km durch bergige, unwegsame Küstenländer erforderlich, d. h., um bei unserem Beispiel zu bleiben, der Weg von Rom über Genua, Marseille, Barcelona bis Madrid, wobei wir uns vorstellen müssen, daß das Hinterland, nämlich das chinesische Reich, einen Raum bedecken würde, welcher nach Westen bis New-York, nach Süden bis zu den Kanarischen Inseln sich erstreckt. Niu-tschuan, wo die Masse der Japaner zur Zeit steht, liegt ungefähr auf der Hälfte der Entfernung Söul—Peking, also etwa in der Gegend von Marseille. Die Landung der Japaner bei Wei-hai-wei würde einer Landung bei Algier gleichkommen, so daß — Madrid als Ziel beibehalten — 50000 Mann bei Marseille, 25000 Mann bei Algier stehen würden, hinter sich ein unruhiges, nur durch starke Streitkräfte niederzuhaltendes Land, vor sich ein von vielen Millionen bewohntes Reich, zu dessen Niederkämpfung das japanische Aufgebot fast lächerlich klein erscheint. Allein wir dürfen die ostasiatischen Kriegsereignisse nicht nach europäischem Maße messen, sondern müssen in Betracht ziehen, daß China auf einer für unsere Begriffe um viele Jahrhunderte zurückliegenden Kulturstufe stehen geblieben ist, welche sich vorwiegend auf die Wehrkraft und Widerstandsfähigkeit des chinesischen Reiches bezieht. Wir werden schwerlich zu weit

greifen, wenn wir die träge, halt- und zusammenhanglose Masse Chinas mit dem sinkenden Perserreiche des Alterthums vergleichen, welches trotz seiner ungezählten Millionen vor den wenigen Tausenden des großen Alexander hülflos zusammenbrach. So darf Japan, welches über durchaus moderne Kampfmittel und über ein vortrefflich organisirtes Heer- und Flottenwesen verfügt, in kühnen, fast waghalsigen Unternehmungen einem erwiesener Maßen unbeholfenen, moralisch wie physisch durchaus unterlegenen Gegner bald hier, bald dort, jedenfalls aber an der im gegebenen Falle empfindlichsten Stelle angreifen, ohne Gefahr zu laufen, sich selbst zu zersplittern und ohne theilweisen Niederlagen ausgesetzt zu sein.

Die eingehendere Erwägung aller für die Kriegslage Anfang Januar 1895 maßgebenden Umstände ergiebt im Wesentlichen drei verschiedene Gründe, welche das Vorgehen der dritten japanischen Armee gegen Wei-hai-wei unbedingt rechtfertigen.

Zuerst ist nicht zu verkennen, daß sich die Lage bei Niu-tschuan für die Japaner schwierig gestaltet hatte. Die Kälte betrug in den beiden ersten Januarwochen — 20 bis — 25° C.; dabei waren die schlechten Straßen durch Glatteis nahezu ungangbar, die Gebirgswege vom Schnee völlig gesperrt. Eine Milderung des enormen Frostes ließ sich bei der langen Dauer des furchtbaren mandschurischen Winters nicht absehen. Die Verpflegung bereitete außerordentliche Schwierigkeiten. Das Land war durch die Chinesen und deren wilde mandschurische Hilfsvölker während des Rückzugs grauenhaft mit Feuer und Schwert, mit Mord und Raub heimgesucht und verwüstet worden, so daß die japanischen Truppen aus dem Lande selbst unmöglich leben konnten, obwohl auch hier, ebenso wie vorher in Korea, der Versuch gemacht worden war, das Vertrauen der Eingeborenen durch Ausschreibungen von Märkten und durch Baarzahlung der etwa gelieferten Bedürfnisse zu gewinnen. Die Beschaffung der Verpflegung blieb im Wesentlichen auf den Landweg bis zurück an die koreanische Grenze beschränkt, immerhin eine Strecke von mindestens 200 km über hohe, schwer gangbare Berge. Auf dem Seewege konnten allerdings die Bedürfnisse des Heeres nach Wi-tsu oder Ta-ku-schan gebracht werden, doch war hier wegen des Küsteneises die Landung schwierig und nicht immer gewährleistet. Eine Verlegung des Hauptverpflegungspunktes in die unmittelbare Nähe der operirenden Heere, etwa nach Gaiping an der Nordostecke des Golfes von Ljao-tong, verbot sich schon aus dem Grunde, weil der Golf von Petschili und Ljao-tong nicht eher mit vollkommener Sicherheit von japanischen Schiffen befahren werden konnten, als die noch auf der Rhede von Wei-hai-wei ankernde nordchinesische Flotte unschädlich gemacht worden war. Somit boten Verpflegungsschwierigkeiten den beiden vor Niu-tschuan stehenden japanischen Heeren Halt. Je weiter dieselben, nach Bewältigung der ziemlich starken bei Niu-tschuan versammelten chinesischen Streitkräfte, westwärts vorschritten, um so ungünstiger

gestaltete sich die Möglichkeit, die rückwärtigen Verbindungen frei zu halten und die Verpflegung sicher zu stellen, um so mehr als von Norden her, wo der Zentralpunkt Mukden den Chinesen einen guten Stützpunkt bot, die Verbindungslinie der Japaner leicht zu bedrohen war. Aus diesem Grunde mußte die japanische Kriegsleitung von einem Angriff auf Niu-tschuan während des Winters absehen und für ihre dritte Armee eine anderweitige Verwendung suchen, da die Häufung weiterer Massen in der südlichen Mandschurei vorläufig nicht empfehlenswerth sein konnte.

Hieraus ergiebt sich von selbst der Gedanke, der dritten Armee vorläufig den Kampfplatz bei Wei-hai-wei zuzuweisen. Wir haben gelegentlich der Besprechung des Angriffs der Japaner auf Port Arthur hervorgehoben, daß es der chinesischen Flotte, welche im September in der Schlacht an der Yalu-Mündung geschlagen worden war, gelungen ist, sich rechtzeitig der Einschließung in Port Arthur zu entziehen, indem sie sich schon im Oktober unter den Schutz der Forts von Wei-hai-wei rettete, wo sie ruhm- und thatenlos verblieb und dem japanischen Geschwader die uneingeschränkte Herrschaft zur See freiwillig überließ. Gleichwohl durfte von der wirklichen Beherrschung der See durch die Japaner keine Rede sein, denn die chinesische Flotte, welche sich allerdings passiv verhielt, war keineswegs vernichtet, sondern konnte jederzeit den Japanern erneut den Kampf anbieten. Für letztere aber war, wie wir dargelegt haben, die freie Verfügung über die See von entscheidender Bedeutung, denn eine glückliche Durchführung ihrer Absichten war nicht denkbar, wenn sie nicht jederzeit im Stande waren, ihre kleinen Heere schnell und überraschend mittelst der Transportflotte zu verschieben und die Operationen zu Land durch Bewegungen zur See zu ersetzen, sobald sich den ersteren bedeutende Schwierigkeiten und Verzögerungen entgegensetzten. Somit besteht der zweite Grund, Wei-hai-wei anzugreifen, in der unbedingten Nothwendigkeit, daß Japan seinen Gegner zur See völlig wehrlos machen mußte, um selbst frei und unbehindert auf dem Meere schalten und walten zu können.

Daß der Zeitpunkt des Angriffs auf Wei-hai-wei gerade in die zweite Hälfte des Januar verlegt wurde, hängt mit der politischen Lage zusammen. Nach dem Mißlingen der ersten chinesischen Friedensverhandlungen, welche übrigens schwerlich ernsthaft zu nehmen waren, sollte im Januar eine mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattete, angeblich von der kaiserlichen Regierung selbst beauftragte Gesandtschaft nach Japan abgehen. Waren die chinesischen Machthaber an sich schon wenig zur Nachgiebigkeit bereit und sogar angesichts der ununterbrochenen Niederlagen Chinas gegen die wirkliche, für letzteres hoffnungslose Lage förmlich blind, so mochte der momentane Stillstand des japanischen Vormarsches bei Niu-tschuan den chinesischen Unterhändlern besondere Veranlassung geben, sich den japanischen Forderungen gegenüber ablehnend zu verhalten und auf die für China augenblicklich

scheinbar nicht ungünstige Kriegslage hinzuweisen. Diesem Umstand mußte von Seiten Japans Rechnung getragen werden. Es kam darauf an, gerade zur Zeit, wo von Anbahnung von Friedensverhandlungen die Rede war, einen schlagenden Beweis der japanischen Ueberlegenheit zu geben, um zu zeigen, daß Japan seiner Macht und dem Umfang seiner Erfolge nach berechtigt war, hohe Forderungen an den überwältigten Gegner zu stellen. Hierzu bot Wei-hai-wei, dessen Schwächen als Festung in Japan wohl bekannt waren, ein vorzüglich geeignetes Objekt. Man war sogar zur Hoffnung berechtigt, Wei-hai-wei so schnell zu nehmen, daß die dritte japanische Armee schon nach kurzer Zeit zu anderweitiger Verwendung verfügbar würde.

Schließlich — dies ist der dritte Grund — bedurfte Japan eines werthvollen Pfandes für den etwaigen vorzeitigen Friedensschluß. Die verzweifelte finanzielle Lage Chinas ließ nicht erwarten, daß eine Kriegsentschädigung in derjenigen Höhe zu erlangen war, die für Japan in Anbetracht der thatsächlich großen Opfer geboten erschien. Deshalb war es von hoher Bedeutung, die beiden Stützen des Zuganges nach Peking — Port Arthur und Wei-hai-wei — wirklich zu besitzen. Befanden sich diese beiden Punkte in der Gewalt der Japaner, so waren sie unbestrittene Herren der nordchinesischen Meere und Küsten und hatten China nicht nur für den Krieg, sondern auch für lange Zeit überhaupt aus seiner Machtstellung in Ostasien endgültig verdrängt. Außerdem erschien die vor Wei-hai-wei ankernde chinesische Flotte als eine verlockende, kostbare Beute, namentlich wenn es gelang, wenigstens einen Theil derselben, welcher dem Untergang entronnen, unversehrt zu nehmen.

Alle vorstehend kurz aufgeführten Rücksichten finden unverkennbar in den Maßnahmen der japanischen Kriegsleitung volle Beachtung. Schritt für Schritt, ohne Ueberstürzung, aber auch ohne Zögern und ohne Zagen führt Japan Schlag auf Schlag, um dem Gegner die Waffen aus der Hand zu ringen und schließlich den entscheidenden Stoß gegen den Mittelpunkt des feindlichen Landes zu thun. Mag der Krieg den Seemächten, namentlich England, in Bezug auf den ostasiatischen Handel empfindlichen Schaden bereiten, so wird man doch selbst von dieser Seite den Japanern die rückhaltloseste Anerkennung nicht vorenthalten können, daß sie den Krieg in mustergültiger Weise vorbereitet haben und ebenso umsichtig wie kraftvoll durchzuführen verstehen.

Bei der Betrachtung des Kriegsschauplatzes haben wir gesehen, daß China in den achtziger Jahren zur Beherrschung des Gelben Meeres und zur Sperrung der Straße von Petschili, welche den Zugang nach Peking bildet, zu beiden Seiten der genannten Straße zwei Kriegshäfen ersten

Ranges angelegt hat Mit Hülfe europäischer bezw. nordamerikanischer Ingenieure und Seeleute waren auf diese Weise unter großen Kosten die Häfen Port Arthur und Wei-hai-wei entstanden und im Verein mit der modernen chinesischen Kriegsflotte, welche man allgemein für seetüchtig und kampfbereit hielt, galt Nordchina wenigstens gegen den Angriff Japans für gesichert und die getroffenen Vorkehrungen erschienen zu einer nachhaltigen Defension ausreichend. Port Arthur an der äußersten Südspitze der Halbinsel Ljao-tong war eine rein künstliche Schöpfung, der Mangel an Raum verbot den Aufenthalt eines größeren Geschwaders; doch hatten Geschick und Kunst den engen, aber gut gegen Seegang und feindliche Unternehmungen geschützten Hafen zu einem Bau- und Ausbesserungshafen für Kriegsschiffe, zum wichtigsten Armirungsplatze für Torpedoboote gemacht. Hier befand sich das einzige Trockendock der chinesischen Flotten, hier konnten die im Seekrieg beschädigten Geschwader Herstellungsarbeiten an Schiffen und Armirung vornehmen lassen. 150 km südöstlich liegt Wei-hai-wei. Während Port Arthur eine rein künstliche Anlage war, hatte bei Wei-hai-wei die Natur selbst einen Hafen von großartigen Eigenschaften für alle Zwecke des modernen Seekrieges geschaffen. So ist Wei-hai-wei der naturgemäße Aufenthalt einer zum Ausfall bereiten Flotte. Unter dem Schutz der hervorragend günstigen Lage dieses geräumigen und sicheren Hafens konnte sie jederzeit zum Angriff auslaufen und in den Ruhepausen des Seekrieges Erholung finden, denn zur See bringt nur die Offensive wirkliche Erfolge. Gerade die Lage Wei-hai-wei's an der äußersten Nordspitze der keilförmig in das Gelbe Meer vorspringenden Halbinsel Schantung wies unzweideutig auf die Offensive hin, welche sich auf diesen Hafen mit Vortheil stützen konnte. Wei-hai-wei war als Operationshafen gedacht, wo die Flotte ihre Ausrüstung erneuern konnte, um den Kampf auf der hohen See von Neuem aufzunehmen. Beide Häfen sollten sich gegenseitig ergänzen und setzten eine bewegungsfähige, unternehmungslustige und thatenfreudige Flotte voraus. Allein gerade hieran gebrach es den Chinesen: die Schlacht am Yalu hat, wie wir hervorgehoben, ihre Seemacht physisch und moralisch gebrochen. Nach Verlust von vier Schiffen flüchtete das Geschwader, welches am Yalu mit den Japanern sich gemessen hatte, nach Wei-hai-wei. Port Arthur, aus welchem China im Fall der Noth keinen Gebrauch zu machen verstanden hatte, wurde bereits im November von den Japanern genommen. Jetzt kam die Reihe an Wei-hai-wei und trotz seiner natürlichen Stärke war es dem Untergang geweiht, denn die Chinesen besaßen nicht mehr die Kraft und die Energie zu ernstem Widerstand. Mit Wei-hai-wei aber war das Schicksal der chinesischen Nordflotte verknüpft: hier lag für beide Theile eine Entscheidung von weittragender Bedeutung.

Die Provinz Schantung, an deren Nordostküste Wei-hai-wei liegt, ist eine der bevölkertsten des chinesischen Reiches. Die Zahl der Bewohner wird

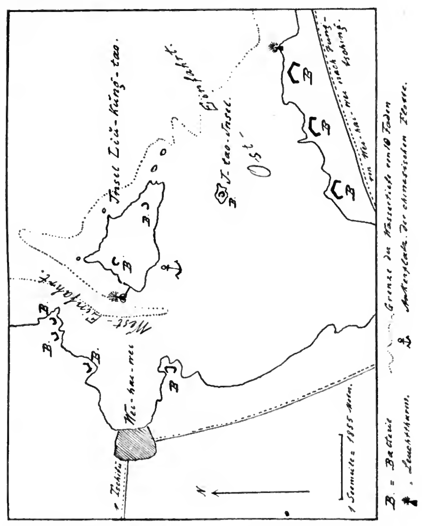
auf 25 Millionen berechnet. Das Land, meist niedriges und mittleres Gebirge, ist überaus fruchtbar und wohl bebaut; Seide und Baumwolle sind die werthvollsten Erzeugnisse. Nach Nordosten verläuft sich die Provinz zu einer mächtigen Halbinsel. Letztere ist von felsigem, bewaldeten, unwegsamen Gebirgsland ausgefüllt, dessen Kämme bis 1100 m emporsteigen, um schroff und zerklüftet zur Nordküste abzufallen. Deßhalb bildet diese eine Reihe tief eingeschnittener, durch weit vorspringende Landzungen und vorgelagerte felsige Insel, geschützte Buchten. Die äußerste Nordspitze stellt das Vorgebirge Schan-tung oder das North-East-Promontory*) dar. Dicht westlich dieses Vorgebirgs liegt die kleine Stadt Jung-tsching mit trefflichem Hafen, dann folgt 50 km westwärts die Bucht von Wei-hai-wei. Längs der Küste zieht sich eine leidlich gangbare Straße, ein Abbiegen landwärts ist wegen der schroffen Hänge des steil abfallenden Gebirges ungemein erschwert, so daß ein Vorgehen von Jung-tsching gegen Wei-hai-wei leicht aufgehalten werden kann. 65 km westwärts Wei-hai-wei liegt die Hafenstadt Tschifu**), allgemein bekannt als Vertragshafen und lebhafter, von zahlreichen Europäern bewohnter Handelsplatz. Die Stadt zählt 34000 Bewohner und ist seit Beginn des Krieges der gewöhnliche Ankerplatz der ausländischen Kriegsschiffe gewesen, da gerade hier die Interessen der Fremden gewahrt werden mußten und überdies von hier aus die Ueberwachung der umliegenden Meere und Küsten leicht gehandhabt werden konnte. Noch 70 km weiter nach Westen, an der schmalsten Stelle der inselreichen Meeresstraße von Petschili, ist der ebenfalls bedeutende Hafenort Teng-tschu-fu zu bemerken.

Außer Wei-hai-wei, dessen Werke und Anlagen wir einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen haben, finden sich längs der ganzen soeben geschilderten Küstenstrecke keine nennenswerthen und widerstandsfähigen Befestigungen. Gewiß hat die chinesische Provinzialregirung, die ebenfalls unter der Oberhoheit des Vizekönigs Li-Hung-Chang steht, die Möglichkeit einer japanischen Landung an der Küste von Schantung ins Auge gefaßt und wohl auch die geringen, aus uralter Zeit herstammenden Uferbefestigungen zu verstärken oder auszubessern versucht. Der Hafen von Jung-tsching besitzt nur eine schlecht erhaltene Batterie von vier alten Geschützen. Tschifu ist mit einer Mauer umgeben und hat östlich wie westlich der Hafeneinfahrt je ein unbedeutendes Erdwerk, das den Namen eines Forts nicht verdient. Teng-tschu-fu ist für gewöhnlich offene Stadt, doch scheinen in aller Eile einige Hafenbatterien aufgeworfen worden zu sein. Ueber ihre Armirung liegen Nachrichten nicht vor.

*) Wir folgen bei der Beschreibung dieses Theiles des Kriegsschauplatzes den Berichten englischer Marineoffiziere und legen die von der britischen Admiralität herausgegebene Seekarte Ostasiens zu Grunde.

**) Von den Engländern Chefoo geschrieben.

Der Golf von Wei-hai-wei ist in der Richtung von Osten nach Westen an der tiefsten Stelle 6 km tief halbkreisförmig eingeschnitten. An der Nordwestecke des Golfes liegt die kleine, unansehnliche, winkelig gebaute



Stadt Wei-hai-wei mit 4000 Einwohnern, meist Beamte, Werftarbeiter, Kaufleute, auch einige Europäer. Die Ufer der Bucht, deren Umfang 15 km beträgt, sind steil und felsig, oft über 100 m tief zum Gestade abfallend. Wo das Städtchen Wei-hai-wei liegt, ist die Küste flach und sandig; land=

wärts, längs der Straße nach Tschifu, dehnt sich eine Thalniederung einige 1000 m landwärts. Dicht über dem Küstensaum steigt das Gebirge mächtig und jäh empor. Die Höhen am Nordrand des Golfes sind 300 bis 400 m hoch, aber auch im Süden und Westen wird das Ufer sammt der längs desselben liegenden Oertlichkeiten um mindestens 100 m überhöht.

Der Golf selbst ist durch die kleine, 2500 m lange und an der breitesten Stelle 1400 m breite Insel Liu-kung-tao in zwei Theile zerlegt. Hierdurch ergeben sich zwei Einfahrten:

1. die 5000 bis 6000 m breite, ziemlich flache Ost-Einfahrt zwischen dem Süduser des Golfes und der Insel Liu-kung-tao;
2. die nur 1900 m breite, 14 bis 16 Faden*) tiefe West-Einfahrt zwischen der Nordostecke des Golfes und der Insel Liu-kung-tao.

Der eigentliche Ankerplatz liegt auf der Innen- (Süd-) Seite der genannten Insel. Derselbe ist zur Aufnahme eines Geschwaders von 20 bis 30 Kriegsschiffen hinreichend, gegen die offene See und die Fluth durch die Insel, gegen die Stadt Wei-hai-wei und zugleich gegen die Ost-Einfahrt durch eine Untiefe von nur 2 bis 3 Faden abgeschlossen.

Die Insel Liu-kung-tao fällt nach der See steil ab, die seewärts gelegene Küste ist felsig und unzugänglich, die dem Festlande zugekehrte Seite etwas flacher und breit genug, um Raum für Anlagen maritimer Art zu gewähren. Das Innere der Insel steigt schroff bis zu 150 m Höhe empor, so daß sich von hier aus die Einfahrten trefflich übersehen und durch Artilleriefeuer beherrschen lassen.

1800 m südwärts der Ostspitze von Liu-kung-tao, also fast inmitten der Ost-Einfahrt, liegt die kleine Felseninsel J-tao (auf englischen Seekarten Channel-Island genannt). Sie sperrt sehr vortheilhaft den Zugang zum inneren Golf und trägt in besonderer Weise zur Stärke der natürlichen Vertheidigungsmittel der ganzen Seefestung bei.

Alles in Allem bietet somit Wei-hai-wei seiner geographischen und natürlichen Konfiguration nach einen Offensivhafen für ein großes Geschwader, wie er geschätzter und vortheilhafter kaum gedacht werden kann. Bedenklich ist nur die Schwäche des Kriegshafens nach dem Binnenlande hin, denn hier verbieten die hohen, wilden, jäh nach dem Inneren aufsteigenden Berge die Anlage eines entsprechend weit abgerückten Gürtels von Befestigungen, welche eine Beschießung und Bedrohung der im Hafen ankernden Schiffe vom Lande her unmöglich machen und überhaupt die Annäherung an Wei-hai-wei von dieser Seite aus verhindern.

Die Einrichtung der bei Wei-hai-wei befindlichen maritimen Anlagen geschah in den Jahren 1882 bis 1887, etwa gleichzeitig mit Port Arthur. Lage und Ausrüstung der Werften, Depots u. s. w. sind geschickt angeordnet.

*) 1 Faden = 6 englische Fuß = 1,85 m.

Französische, englische, amerikanische Ingenieure, in der letzten Zeit auch Hauptmann v. Hanneken, haben ihren Rath abgegeben, und hieraus ist eine Kombination entstanden, welche allen Möglichkeiten gewachsen zu sein schien. Zweifellos haben es die Chinesen ausgezeichnet verstanden, die sich darbietenden Kräfte und Hülfsmittel klug zu verwerthen und dabei jeden Einzelnen, der mitgewirkt hat, in dem Glauben zu belassen, daß das Ganze sein Gedanke und sein Werk sei.

Die wichtigsten Einrichtungen liegen an der Süd- und Südwestseite der Insel Liu-kung-tao. Hier befinden sich: das See-Arsenal, Munitionsmagazine, Laboratorien, Zünderschuppen, ein Kohlendepot für 100 000 Tonnen, eine kleine Werft. Außerdem sind untergebracht: die Marineschule, die See-Artillerie-Schießschule, die Steuermannsschule, die Dienstwohnungen der an diesen Anstalten angestellten Offiziere und Beamten, meist Engländer und Amerikaner. Die Schießschule wird als eine gut eingerichtete Anstalt geschildert. Sie steht unter Leitung eines ehemals britischen Marineoffiziers, dem vier beurlaubte englische Artillerie-Unteroffiziere aus Bombay als Hülfslehrer zugetheilt sind. Einige 100 m westlich der Insel liegt das felsige Inselchen Observatory-Island mit einem 20 m hohen Leuchtthurm, welcher die West-Einfahrt bezeichnet. Zwischen beiden Inseln besteht eine feste Verbindung, wahrscheinlich mittelst einer steinernen Mole.

An Land liegt eine größere Werft am Nordwestsaum des Golfes, sowie ein bedeutendes Torpedodepot mit zugehöriger Torpedoschule südlich der Stadt Wei-hai-wei. Die Ost-Einfahrt in den Golf wird durch ein hochgelegenes Leuchtfeuer markirt, welches auf dem äußersten östlichen Vorsprung des Golfes angebracht ist. Dockanlagen sind, wie nochmals hervorgehoben werden muß, bei Wei-hai-wei nicht vorhanden.

Die Hafenbefestigungen zerfallen in folgende Abschnitte:

I. an Land:
   1. Südküste des Golfes: 3 Batterien zu je 4 Geschützen;
   2. Westküste des Golfes: 1 Batterie zu 6 Geschützen;
   3. Nordwestküste des Golfes: 3 Batterien zu je 4 Geschützen;

II. auf den Inseln:
   1. Liu-kung-tao: 2 Batterien zu je 6 Geschützen;
   2. J-tao: 1 Batterie zu 2 Geschützen.

Sonit würden an Land 30, auf den Inseln 14, insgesammt 44 Geschütze verfügbar sein. Diese Geschütze sind sämmtlich neuester Art, theils 15 bis 29 cm Kruppscher Anfertigung, theils 14 bis 24 Tonnen-Geschütze System Armstrong. Letztere werden namentlich unter der Armirung der Inselbatterien erwähnt. Die aufgezählten Geschütze stellen übrigens nur die normale Geschützaufstellung dar, thatsächlich scheinen, insbesondere auf Liu-kung-tao, noch mehrere ältere Geschütze, auch Schnellfeuerkanonen der Kriegsschiffe in Thätigkeit getreten zu sein.

Wesentlich für die Beurtheilung der Widerstandskraft Wei-hai-wei's ist der Umstand, daß nur die Batterien auf den Inseln sturmfrei, d. h. gegen gewaltsamen Angriff geschützt waren, da zu ihrer Wegnahme eine Landung der Sturmtruppen im unmittelbaren Feuerbereich nothwendig gewesen wäre. Die an Land gelegenen 7 Batterien dagegen waren nichts weiter als starke, seewärts geschützte Erdwerke ohne genügenden, sturmfreien Abschluß in den Kehlen, und konnten, wie erwähnt, von den landwärts befindlichen Bergen sogar mit Infanteriefeuer beschossen werden Besonders stark scheinen die Batterien der Nordwestküste gewesen zu sein. Wenn auch gegen einen von der Landseite her kommenden Angriff nicht ausreichend geschützt, so besaßen sie doch durch ihre in hebbaren Panzerlaffeten aufgestellten Geschütze eine gesteigerte Widerstandskraft. Die Stadt Wei-hai-wei besaß nur eine veraltete, in Erde geböschte Umfassung.

Torpedos und schwimmende Hindernisse zur Absperrung der beiden Einfahrten waren reichlich vorhanden. Zur Beleuchtung des Fahrwassers dienten elektrische Scheinwerfer.

Zieht man die Eigenthümlichkeiten der fortifikatorischen Beschaffenheit Wei-hai-wei's in Betracht, so war zu erfolgreichem Widerstand erforderlich:

1. eine genügend starke, bewegliche, unternehmungslustige Landmacht;
2. eine see- und kampftüchtige Flotte.

Daß die Befestigungen von Wei-hai-wei auf der Landseite mangelhaft seien, war schon seit Anfang des Krieges allgemein bekannt. Um so mehr mußte China, wenn es ihm an Zeit und Mitteln zur Vervollständigung der Vertheidigungskraft fehlte, darauf bedacht sein, in oder bei Wei-hai-wei gut bewaffnete und zuverlässig organisirte Truppen zu versammeln. Diesen mußte die Aufgabe zufallen, einer Landung feindlicher Streitkräfte an der Küste von Schantung energisch entgegenzutreten. War es den japanischen Landungstruppen trotzdem gelungen, einen Hafenort östlich oder westlich von Wei-hai-wei zu gewinnen und hier die Ausschiffung zu bewirken, so fanden die in Wei-hai-wei bereit gestellten chinesischen Reserven in dem für hartnäckige Vertheidigung ungemein geeigneten Küstenstreifen Gelegenheit, den Japanern die Umschließung der Seefestung von der Landseite her zu verwehren. Somit war es Pflicht der chinesischen Besatzung Wei-hai-wei's, dem Feind weit vorwärts der Festung entgegenzutreten und demselben die Annäherung an den Platz so lange als möglich streitig zu machen. Das chinesische Nordgeschwader durfte seine Aufgabe nur in offensivem Sinne auffassen. Glückte es, die japanische Flotte im Augenblick der Truppenausschiffung überraschend anzufallen, so lag hierin weit eher eine Aussicht auf Erfolg als in einem passiven Verharren hinter den Inselforts von Wei-hai-wei, wo über kurz oder lang ein Unterliegen unvermeidlich war, wenn der Feind Festung

sammt Flotte zu Land und zu Wasser umschlossen und von jeder Verbindung abgeschnitten hatte.

Organisirte Streitkräfte standen in den Häfen der Nordküste von Schantung überhaupt nicht zur Verfügung. Die etatsmäßige Besatzung von Wei-hai-wei wird auf 6000 Mann angegeben, einschließlich der Bedienungsmannschaften der Festungs- und Küstengeschütze. Die Artilleriebesatzung soll durch einen ehemals deutschen Unteroffizier leidlich ausgebildet worden sein. Anfang Januar 1895 mögen die schlecht bewaffneten, undisziplinirten Aufgebote der Provinz Schantung in der ungefähren Stärke von 12 000 Mann längs der Nordküste derart vertheilt gewesen sein, daß etwa 8000 Mann in Wei-hai-wei, einige hundert Mann in Jung-tsching, der Rest in Tschifu und Teng-tschu-fu standen; in letztgenannten Hafenplätzen klagten die Europäer bitter über die Ausschreitungen der zuchtlosen Banden. In Wei-hai-wei kommandirte an Land ein General Tai; Feld- oder Gebirgsartillerie, deren er zur Vertheidigung von Außenstellungen unmöglich entbehren konnte, scheint ihm überhaupt nicht zur Verfügung gestanden zu haben.

Nach der Niederlage an der Yalu-Mündung, wo das chinesische Geschwader vier seiner besten Panzerkreuzer eingebüßt hatte, war Admiral Ting zunächst nach Port Arthur zurückgegangen und hatte Anfang Oktober die ganze Flotte nach Wei-hai-wei in Sicherheit gebracht. Hier lag das Geschwader unthätig, ohne daß es bei dem Mangel an Docks gelungen war, die erlittenen Schäden auszubessern. Am 15. Januar 1895 waren unter Ting's Oberbefehl, dem der Vize-Admiral Mac Clure unterstellt war, im Golfe von Wei-hai-wei versammelt:

8 Panzerkreuzer,
6 Kanonenboote,
12 Torpedoboote,
2 Avisoboote.

Das Panzerthurmschiff „Tschen-Yuen“, welches im November aufgelaufen war, war nicht seetüchtig; man hatte das Leck nothdürftig mit Cement verstopft. Mehrere andere Panzerkreuzer hatten die Schäden, insbesondere die stark mitgenommenen Geschützkasematten, noch nicht ausgebessert. Indessen war die Munition reichlich ergänzt worden, und die Flotte hätte die Aufnahme des Seekrieges wohl wagen können.

Zur Landung an der Küste von Schantung und zum Vorgehen gegen Wei-hai-wei war die III. Armee, verstärkt durch Belagerungsartillerie-Formationen, bestimmt. Die Truppen standen seit Ende November 1894 marschfertig bei Hiroschima. Die Gesammtstärke betrug 26 000 Mann, hierzu treten noch einzelne Theile der II. Armee, welche nach der Einnahme von Port Arthur dort zurückgeblieben waren. Den Oberbefehl sollte Marschall

Oyama, der Eroberer von Port Arthur, übernehmen*). Das Geschwader, dem die Deckung der Transportflotte und der Seeangriff auf Wei-hai-wei und die übrigen Häfen der Schantung-Küste zufiel, befehligte Admiral Graf Ito, der Sieger in der Seeschlacht am Yalu.

Am 10. Januar lief die Transportflotte, welche auf 35 großen Dampfern die III. Armee nebst den Belagerungsformationen an Bord hatte, unter dem Schutz einer Geschwader-Division aus dem Hafen von Ujina, der Rhede von Hiroschima, aus. Vor Chemulpo erfolgte die Formation der gesammten zur Ueberwachung bestimmten Streitkräfte. Das Geschwader umfaßte:

1. 5 kleinere, schnelle Kreuzer, bezw. Kanonenboote (das sogenannte „fliegende Geschwader);
2. 15 Schlachtschiffe, in zwei Divisionen formirt;
3. 20 Torpedoboote.

Dem fliegenden Geschwader fiel die Aufgabe zu, die Chinesen über den Ort der japanischen Landung im Unklaren zu erhalten. Das Geschwader kreuzte seit dem 8. Januar ununterbrochen längs der Nordküste von Schantung, erschien bald vor Jung-tsching, bald vor Wei-hai-wei, beschoß vorübergehend die Forts bei Tschifu und ließ sich am 19. sogar in einen Artilleriekampf mit einer bei Teng-tschu-fu in Thätigkeit tretenden chinesischen Küstenbatterie ein. Bei dieser Gelegenheit wurde eine stärkere Abtheilung Marine-Infanterie gelandet, was längs der ganzen Küste das Gerücht verbreitete, daß die Japaner thatsächlich hier gelandet seien und große Massen ans Land setzten. Die Stadt Teng-tschu-fu blieb japanischerseits besetzt; die Chinesen unternahmen keinen Versuch, sich dieses für spätere Operationen wichtigen Punktes wieder zu bemächtigen.

In der Nacht vom 19. zum 20. Januar erschien die Transportflotte mit dem Geschwader Ito's vor dem Vorgebirge Schantung (Nord-East-Promontory). Die Nacht war sehr dunkel, die See ging rauh aus Nordost, ein Schneesturm wüthete mit ungemeiner Heftigkeit. Die Kälte betrug — 26° C., die Vordecke der Schiffe waren mit einer Eiskruste überzogen, das Tauwerk steinhart gefroren. Um 3 Uhr Morgens ließen die Schlachtschiffe einer Division ihre Boote ins Wasser, schifften Marine-Infanterie ein und dampften selbst so nahe an die Küste heran, als es die starke Brandung zuließ. Kurz vor Tagesgrauen betraten die Japaner das Ufer und eröffneten lebhaftes Gewehrfeuer auf eine bei dem Städtchen Jung-tsching gelegene Uferbatterie. Letztere gab einige wirkungslose Schüsse ab und wurde ohne Widerstand genommen; die schwache chinesische Besatzung — 300, nach anderer Meldung 800 Mann — zerstreute sich in die benachbarten Berge.

*) Hiernach ändert sich die frühere Angabe, daß Oyama persönlich mit dem Haupttheil der II. Armee nach der Einnahme von Port Arthur gegen Niu-tschuan abmarschirte. Das Kommando über diese Truppen ging an Generallieutenant Nojl, Kommandeur der fünften Division, über

Noch am Vormittag des 20. begann die Ausschiffung. Die Truppen der III. Armee waren bis zum 21. Nachmittags vollzählig an Land; bis zum 22. Abends waren sämmtliche Belagerungsgeschütze und alle Truppenbedürfnisse gelandet. Eine starke Avantgarde war schon am 20. Mittags längs der Küste in Richtung auf Wei-hai-wei vorgeschoben worden. Sie fand nur schwachen Wiederstand Seitens chinesischer Versprengter; die Dörfer längs der Küste wurden zumeist nach einigen von der japanischen Feldbatterie abgegebenen Schüssen geräumt. Genietruppen, unterstützt von den eigens zu Arbeitszwecken gemietheten Kulis, setzten die Straße in brauchbaren Zustand, da für den Vormarsch der Truppen sowie für den Transport des sehr umfangreichen Materials nur diese einzige, durch zerklüftete Berge führende Straße zur Verfügung stand. Der tiefe Schnee und die furchtbare, Alles erstarrende Kälte schienen den japanischen Unternehmungen unüberwindliche Hindernisse entgegenzusetzen.

Die Offiziere der europäischen, bezw. amerikanischen Schiffe*) sprechen sich bewundernd über das methodische Vorgehen und die vollendete, bis ins Kleinste vortrefflich vorbereitete Organisation der Japaner aus. Flotte und Heer arbeiteten in geradezu mustergiltiger Weise zusammen, und die Landung vollzog sich trotz der außerordentlichen natürlichen Schwierigkeiten mit einer Sicherheit und Ordnung, welche nach dem Urtheil der anwesenden ausländischen Sachverständigen sogar einer europäischen Macht zur Zierde gereicht hätte.

Am 24. Nachmittag erschienen die vordersten japanischen Patrouillen auf den Höhen der Berge, welche den Golf von Wei-hai-wei**) umgeben. Die

*) Ende Januar 1895 waren in den ostasiatischen Gewässern (Bereich des gegenwärtigen Kriegsschauplatzes) vertreten:

Großbritannien	mit	28	Kriegsschiffen,	198	Geschütze;
Frankreich	„	18	„	120	„
Rußland	„	16	„	106	„
Vereinigte Staaten	„	8	„	64	„
Deutsches Reich	„	7	„	58	„
Italien	„	3	„	28	„

Zur Zeit der japanischen Landung befanden sich zur Beobachtung der Japaner die meisten der vorstehend aufgeführten Schiffe vor Jung-tsching, darunter auch das britische („Centurion") und deutsche Admiralschiff („Irene"). 13 ausländische, namentlich russische und englische Schiffe lagen vor Tschifu, da England angeblich nicht dulden will, daß die Japaner diesen Vertragshafen angreifen und besetzen. Vor Teng-tschu-fu kreuzten der britische Kreuzer „Daphne" und der amerikanische Kreuzer „Yorktowe".

**) Um den Lesern im allgemeinen Ueberblick über die Einnahme von Wei-hai-wei zu bieten, lassen wir nachstehend eine kurze zusammenhängende Schilderung der wichtigsten Ereignisse folgen, bemerken aber, daß die bis jetzt vorliegenden dürftigen, vielfach sich widersprechenden Nachrichten manche Punkte dieses hoch bedeutsamen und ungemein interessanten Kampfes im Unklaren lassen. Wir behalten uns deßhalb eine nachträgliche Ergänzung, besonders bezüglich Namen, Zahlen und Daten, hiermit ausdrücklich für das April-Heft vor. Wir folgen vorwiegend dem amtlichen japanischen Bericht. Der Verfasser.

III. Armee war auf der Straße Jung-tsching—Wei-hai-wei dicht aufgeschlossen im Anmarsch.

Am 25. gegen Tagesanbruch erschien das japanische Geschwader — 19 Schlachtschiffe — vor Wei-hai-wei und stellte fest, daß die gesammte chinesische Flotte im Golf dieses Hafens ankere, sowie daß die beiden Einfahrten zu diesem durch Seeminen und schwimmende Barrieren gesperrt seien. Die Batterien auf Liu-kung-tao eröffneten auf 1000 m das Feuer, worauf die japanischen Schiffe, um Angesichts der unangreifbaren chinesischen Stellung Verluste zu vermeiden derart abfuhren, daß eine Division die Einfahrten bewachte, während die andere nebst den Torpedobooten im Hafen von Jung-tsching unter Dampf vor Anker ging. Es kam vor Allem darauf an, ein Entkommen des chinesischen Geschwaders zu verhindern, denn wenn dieses unthätig im Golf verblieb, so mußte sein Geschick in wenigen Tagen entschieden sein.

In der Zeit vom 26. bis 29. schloß die japanische Armee unter großem Zeitverlust, welchen die schwierige Gangbarkeit der Gebirge nothgedrungen verursachte, auf und formirte sich zum gewaltsamen Angriff auf die Landbefestigungen, die 6. Division rechts, die 4. Division links. Am 30. fielen nach heftiger Beschießung aus schweren Geschützen die drei Forts der Südküste nach fünfzehnstündigem Gefecht in die Gewalt der stürmenden Infanterie der 6. Division. Hierbei hatten die japanischen Kreuzer „Akitusima", „Naniwa" und „Katsuro" erfolgreich mitgewirkt. Die genommenen Batterien wurden sofort mit japanischen Geschützen armirt. Am 31. Januar, am 1. und 2. Februar konnte das japanische Geschwader in den Kampf am Land nicht eingreifen, da ein heftiger Orkan tobte und wegen Schneesturmes die Küste nicht sichtbar war. Die japanische Flotte beschränkte sich auf Beobachtung der beiden Einfahrten, um ein Entkommen des chinesischen Geschwaders unmöglich zu machen. Die Mehrzahl der japanischen Schiffe wurde in den schützenden Hafen von Jung-tsching zurückgenommen.

Trotz der ungünstigen Witterung setzten die japanischen Landtruppen ihre Angriffsbewegung fort. Am 2. Februar wurde die von ihrer Besatzung freiwillig aufgegebene Stadt Wei-hai-wei genommen und am Abend des 3. waren sämmtliche an Land gelegene Batterien mit allen Geschützen in der Hand der Japaner. Nur die drei Batterien der Nordwestküste waren hartnäckig vertheidigt worden, im Uebrigen hatten die Chinesen im Hinblick auf die Stärke und Wichtigkeit der Stellungen nur matten Widerstand geleistet. 2000 Chinesen blieben todt auf dem Kampfplatz oder fielen verwundet in die Hände der Sieger. Letztere geben ihren Verlust auffallend gering, ungefähr auf 300 Todte und Schwerverwundete, an; Generallieutenant Otera wird unter den gefallenen Offizieren genannt. Die Trümmer der chinesischen Truppen gingen fluchtartig auf Tschifu zurück, alle Bande der Ordnung und des Zusammenhaltes schienen gelöst.

Am 4. Februar waren die eroberten chinesischen Batterien mit japanischen Belagerungsgeschützen besetzt. Die japanische Flotte war am 3., da der Sturm sich etwas gelegt hatte, wiederum in voller Stärke von den Hafeneingängen erschienen und hatte die Insel Liu-kung-tao und I-tao unter Feuer genommen; auch bei der Wegnahme der letzten Küstenbatterien durch die Landtruppen hatten mehrere Schiffe durch ihr Feuer mitgewirkt. In der Nacht zum 4. blieb das ganze Geschwader auf See.

Die chinesische Flotte befand sich seit dem 3. in verzweifelter Lage. In flachem Fahrwasser bewegungslos zwischen der Insel Liu-kung-tao und dem Festland eingeklemmt, vom offenen Meere durch die von den Chinesen selbst gelegten Sperren und durch den eisernen Ring des feindlichen Geschwaders abgeschnitten, bot die Flotte des Admirals Ting den Landbatterien wie den Schiffsgeschützen ein überaus günstiges Ziel. Ein Entrinnen war unmöglich, das Geschwader war dem Untergang geweiht und der Wirkung der feindlichen Geschosse und Torpedos hülflos preisgegeben. Es konnte sich für die Chinesen nur noch darum handeln, die Waffenehre durch zähes Aushalten zu retten, bis die Japaner ihre Ueberlegenheit zur Vernichtung der eingeschlossenen Flotte ausnutzten.

Bereits am Sonntag den 3. waren mehrere japanische Panzerkreuzer in die Ost-Einfahrt eingelaufen und hatten ihr Feuer im Verein mit den japanischerseits besetzten Landbatterien auf die chinesischen Schiffe gerichtet, ohne daß an diesem Tage trotz des ununterbrochenen heftigen Artilleriekampfes ein Uebergewicht errungen wurde. Der japanische Bericht erkennt den hartnäckigen Widerstand der chinesischen Schiffsartillerie an, namentlich das tapfere Aushalten der Batterien auf I-tao und Liu-kung-tao, deren Geschütze fast sämmtlich unbrauchbar gemacht worden waren. Im Uebrigen erzielten die chinesischen Geschütze — namentlich die 37 Tonnen-Kanonen des „Ting-Yuen" — wenig Wirkung. „Admiral Ting", sagt der japanische Bericht auf Grund von Angaben chinesischer Gefangenen, „hatte den Befehl erlassen, daß die Flotte bis auf den letzten Mann und die letzte Granate im Hafen ausharren solle, selbst wenn alle Werke an Land und auf den Inseln genommen sein würden."

Am 4. erneuerte sich der Geschützkampf zu gleicher Heftigkeit. Von japanischen Geschossen mehrfach schwer getroffen, sanken die beiden mächtigen Panzerthurmschiffe „Ting-Yuen" (bisher Flaggschiff) und „Tschen-Yuen", wahrscheinlich kurz vorher von der Besatzung verlassen, die wohl auf Liu-kung-tao Schutz gesucht haben mag. Da aber die Wassertiefe wenig über drei Faden betrug, so ragten die Wracks der gesunkenen Schiffe über den Wasserspiegel hinaus und hemmten noch mehr die Bewegungsfähigkeit der übrigen chinesischen Schiffe.

Die Nacht vom 4. zum 5. war sehr dunkel, die elektrischen Scheinwerfer der Chinesen traten nicht in Thätigkeit. Die erste Torpedoflottille bewachte

den westlichen Hafeneingang, um ein Entschlüpfen des Gegners zu verhindern. Die zweite und dritte Torpedoflottille umfuhr kurz vor Mitternacht die Ostspitze der Insel Liu-kung-tao, gelangte unbemerkt und unversehrt durch die Sperren der Ost-Einfahrt und schoß Torpedos auf die hinter Liu-kung-tao ankernden feindlichen Kriegsschiffe ab. Ueber den Erfolg gehen die Nachrichten auseinander: nach der einen soll der Angriff mißlungen sein, während eine andere meldet, daß „Ting-Yuen" und „Tschen-Yuen" erst in dieser Nacht durch Torpedos zum Sinken gebracht worden sind. Ob eine Verwechselung vorliegt, ist nicht aufgeklärt. Jedenfalls steht fest, daß die beiden genannten Thurmschiffe am 5. früh gesunken waren, ob durch Geschosse am 4. oder durch Torpedos in der Nacht zum 5., ist vorläufig ungewiß. Die japanischen Torpedoboote erhielten bei der Rückkehr, als sie wegen der im Fahrwasser liegenden Hindernisse zu langsamer Bewegung sich gezwungen sahen, heftiges Feuer und scheinen ernstliche Beschädigungen erlitten zu haben; wenigstens mußten einige Boote in die Docks nach Port Arthur geschleppt werden.

Am 5. Vormittags nahmen die japanischen Schiffe und Landbatterien das Feuer mit voller Kraft gegen die feindliche Flotte auf. Letztere antwortete nur noch schwach, die Widerstandskraft war gebrochen, die Lage hoffnungslos. Gegen Abend suchten 12 chinesische Torpedoboote durch die West-Einfahrt die offene See zu gewinnen und der Katastrophe noch im letzten Augenblick zu entgehen. Einige wurden in der engen Einfahrt selbst durch die japanischen Torpedos der ersten Torpedoflottille zum Sinken gebracht, andere entkamen auf die hohe See, wurden aber von den sie verfolgenden japanischen Schiffen theils in den Grund geschossen, theils auf den Strand getrieben und dort gekapert. Zwei Torpedoboote, auf deren einem sich die Admirale Ting und Mac Clure befanden, sollen entflohen sein. Doch meldet ein Telegramm aus Tschifu vom 8., daß einige japanische Kriegsschiffe in voller Jagd auf zwei chinesische Torpedoboote die Höhe von Tschifu passirt und letztere in der Petschili-Straße eingeholt und zum Sinken gebracht haben. Bestätigung bleibt abzuwarten.

Die Nacht zum 6. verlief ruhig. Am Morgen setzten die Japaner die Beschießung der chinesischen Schiffe und der Trümmer der Batterien auf den Inseln fort. Während des Feuers gingen die japanischen Torpedoboote zum Angriff vor und sprengten drei feindliche Schiffe*). Zur selben Zeit landete japanische Marine-Infanterie auf Liu-kung-tao und I-tao und bemächtigte sich der dortigen Batterien. Der Kampf war entschieden, Wei-hai-wei war in der Gewalt der Sieger, die einst so gefürchtete chinesische Flotte bestand nicht mehr, Chinas Herrschaft zur See war gänzlich gebrochen.

Die siegreichen Japaner waren im Besitz der Trümmer der chinesischen

*) Wahrscheinlich den Panzerkreuzer „Ching-Yuen", einen weiteren Panzerkreuzer, dessen Name nicht feststeht, und ein Kanonenboot.

Nordflotte. Auf den beiden Inseln fanden sich nur zerschmetterte Geschütze und etwa 1100 durch Anstrengung und Kälte fast zu Tod erschöpfte chinesische Seeleute, die meistens verwundet waren. Die Haltung der Chinesen während der erbitterten Seegefechte der letzten Tage war eine gute und hob sich vortheilhaft von der Energielosigkeit, ja Feigheit ab, welche bei den Chinesen, bei Führern wie Truppen, bisher überall in abstoßender Weise hervorgetreten ist. Nach dem Zeugniß des Grafen Ito haben sich die chinesischen Seeleute mit verzweifelter Hartnäckigkeit gewehrt und das furchtbare Feuer der überlegenen japanischen Artillerie mannhaft ausgehalten. Allerdings ist in der Gefechtsführung auf chinesischer Seite keine Spur von Initiative zu erkennen, das ganze Verhalten während der Vertheidigung trägt vielmehr das Gepräge des stumpfen Fatalismus, welcher dem chinesischen Charakter so eigenthümlich ist und hier allerdings einen hohen Grad von geduldigem Ausharren unter den denkbar schwersten Verhältnissen zeigt.

Die Verluste waren beiderseits sehr bedeutend. Auf den japanischen Schiffen fanden einige Offiziere und Mannschaften bei der furchtbaren Kälte, die meist — 15 bis — 20° C. betrug, den Tod durch Erfrieren.

Die Japaner — Landheer wie Flotte — können mit Stolz und Selbstgefühl auf den mit staunenswerther Schnelligkeit errungenen Sieg blicken, welcher ihnen nicht nur entscheidende Vortheile für den ganzen weiteren Krieg in reeller wie in moralischer Hinsicht sichert, sondern auch die ungeschmälerte Bewunderung der ebenso schneidigen wie trefflich organisirten Durchführung des gewaltigen Unternehmens überall wachrufen wird, wo man Auge und Herz für soldatische Eigenschaften, Pflichttreue und Hingebung hat. Der Kampf selbst bietet wegen des tadellosen Zusammenwirkens von Flotte und Landheer sehr viele hochinteressante Momente, namentlich aber hinsichtlich der Wirkung der modernen Kampfmittel zur See — Torpedo, Schnellfeuergeschütz großer Kaliber, Panzerung — eine solche Fülle von Erfahrungen und Lehren, wie keine andere kriegerische Aktion seit Einführung der neuen Waffen im Seekrieg.

Abgeschlossen: 12. Februar 1895.

(Fortsetzung folgt.)

Strategisch-taktische Aufgaben.

III.*)

Die für den Hauptmann A. vom Oberstlieutenant P. entworfene Gegenaufgabe lautet:

Aufgabe für die Süd-Abtheilung.

Für ein schwaches, im eigenen Lande bei Hammerstein sich sammelndes (Süd-) Detachement ist von Preuß.-Friedland aus — auf der Chaussee über Barkenfelde—Bärenwalde — ein großer Munitionstransport abgesendet, dessen Eintreffen bei Geglenfelde am 14. August gegen 9⁰ V. zu erwarten ist.

Auf die zuverlässige Nachricht des Gotzkauer Amtsvorstehers hin, daß das von Prechlau her gestern Abend in Stegars eingetroffene Nord-Detachement in der Nacht kleine Infanterie-Abtheilungen nach Brenzig-Gotzkau vorgetrieben hat, schickt der (Süd-) Detachementskommandeur den Hauptmann A. zum Einholen des nur schwach bedeckten Transports ab.

Sammelplatz: Nordostende des Barackenlagers Hammerstein, um 7⁵ V.

Truppen: 4. und 5. Komp. Regts. 146.

1 Zug Hus.-Regts. 19.

Beginn der Uebung: um 7²⁰ V.

Bemerkung. Gelbe Flaggen (nebst je zwei Begleitern) markiren (im Halten wie in der Bewegung) den ersten, mittelsten bezw. letzten Wagen des Munitionstransportes.

gez. P.,
Oberstlieutenant und etatsmäßiger Stabsoffizier.

Hierzu folgende Bemerkungen:

Wahrscheinlich — oder sicher! — sind dem Süd-Detachement noch im letzten Augenblick Verstärkungen zugegangen oder bestimmt in Aussicht gestellt, die es berechtigen oder veranlassen, bei Hammerstein stehenden Fußes den etwaigen Angriff des Nord-Detachements abzuwarten

Dann aber ist es geboten, das Heranziehen des wichtigen großen Munitionstransportes zu sichern.

Diese Aufgabe ist oben dem Hauptmann A. gestellt.

Was wird — was muß Hauptmann A. thun?

Der Feind ist gestern in der Nacht erst mit kleinen Infanterie-Abtheilungen in Brenzig-Gotzkau eingerückt; er wird nicht in aller Frühe schon

*) Siehe Februar-Heft 1895 der „Neuen Militärischen Blätter“.

wieder vorrücken. Immerhin: während ein Theil des Husaren-Zuges schleunigst über Geglenfelde erst Fühlung mit dem Transport nach Bärenwalde zu nimmt, der andere dauernd und ausgiebig gegen Gotzkau aufklärt und sichert, marschirt die Infanterie schlankweg über Hausfelde — ja, je nachdem und wahrscheinlich in der Richtung auf Grünhof — und nimmt eine Bereitschaftsstellung — wo, das läßt sich noch nicht sagen.

Das ungefähr sind die Erwägungen, die Hauptmann A. bei seinem Abmarsch anstellen wird.

Jedenfalls ist es dem Oberstlieutenant P. geglückt, ihn in zwangloser Weise nach der Gegend zu locken, wo nach den einzwängenden Gesichtspunkten der „Kriegsschauplatz" sein soll.

Nun schließlich noch einige Anordnungen, Weisungen &c., die der Oberstlieutenant P. — wenn anders er nach Möglichkeit allen Zweifeln vorbeugen, Alles, was geschehen kann, im Voraus regeln will — treffen wird.

Dem Hauptmann B. ist unter „geheim" mitzutheilen, daß er am 14. Morgens 8[10] V. am Wegeknoten in Gotzkau zu stehen habe (Marsch über Gr.-Hasselberg und Faulwiese), — dem Hauptmann A., daß er zum Abmarsch um 7[5] am Nordostende des Barackenlagers sich bereit zu halten; demnach haben beide Herren für die ihnen zu bezeichnenden Infanterie- und Kavallerie-Abtheilungen die Antrittszeit festzusetzen.

Das konnte ja auch schon seitens des Leitenden geschehen. Aber — auch diese scheinbar einfache Sache will gelernt und geübt sein. Also: man überlasse das den beiderseitigen Führern! Hauptmann A. wird's im vorliegenden Falle ja auch wohl „mit tödtlicher Sicherheit" schaffen!

Sodann bereitet der Oberstlieutenant P. noch einen Zettel vor für die Abtheilung des Hauptmanns A., lautend:

„Bemerkungen.

1. Der Feind trägt Helmbinden.
2. Flurschaden darf unter keinen Umständen gemacht werden.
3. Der entworfene „Befehl" ist mir beim Aufbruch vom Sammelort zu überreichen (auf Meldekarte).
4. Die Ausarbeitung ist mir zum 16. August Mittags einzusenden."

Der Zettel für Hauptmann B. lautet unter Ziffer 2 und 4 ebenso, Ziffer 1 besagt natürlich: „Der Feind ist ohne Helmbinden" — und Ziffer 3: „Der Befehl (auf Meldekarte) ist mir beim Zusammentreffen nach 8[30] V. zu überreichen."

Kurz die Begründung:

Ziffer 1 darf natürlich niemals fehlen, sonst verunglückt die ganze Uebung.

Ziffer 2 empfiehlt sich jedesmal in das Gedächtniß zurückzurufen. Aus verschiedenen Gründen müssen die Mannschaften immer wieder auf diesen

Punkt mit Nachdruck hingewiesen werden, damit unangenehme pekuniäre Nachwirkungen ausgeschlossen bleiben.

Daß der „Befehl“ sofort und nicht erst während oder gar nach der Uebung niedergeschrieben werde, darauf ist mit Strenge zu halten (Ziffer 3). Er giebt ja doch den Niederschlag des Nachdenkens und der Absichten des Führers. — Die Klärung muß erfolgt, der Entschluß muß gefaßt sein vor dem Beginn der Uebung! Also in dieser Beziehung ist ein Zwang unerläßlich und äußerst heilsam!

Dasselbe gilt hinsichtlich der Fertigung und des Einreichens der Arbeit, falls letztere „in Form eines Berichtes“ (F.-O. Ziffer 129) erfolgen soll. Selbst unter den dringendsten Friedensarbeiten müssen solche Arbeiten binnen 24 Stunden geleistet werden! Man denke nur an die Arbeitsleistung bei einer einfachen Generalstabsreise. Also: es geht, es muß gehen! Nachsicht in diesem Punkte wäre Schwäche! . . . .

Die Aufgaben werden eine Viertelstunde vor dem Abrücken aus der Wohnung des Oberstlieutenants P. abgeholt durch die Führer oder deren Ordonnanz. Es scheint uns, der Regel nach, durchaus unrichtig und unbillig, wenn die Aufträge erst auf dem Sammelort den Führern in die Hände gegeben werden — und dann bald „losmarschirt“ werden soll. Im Kriege ist man in die Sachlage „eingelebt“, die man bei einer Friedensübung erst nach einer mehr oder weniger geschickten Aufgabe mit Ueberlegung und Phantasie sich aufbauen und ausmalen muß. Dazu gehört etwas Zeit — und Unbefangenheit, woran es in so geschraubten Momenten oft mangelt. Also: man lasse den Führern volle Muße, sich in die Lage hineinzudenken.

Das schließt nicht aus, daß man unter Umständen — in seltenen Fällen allerdings! — und da, wo es der Sachlage entspricht — ein blitzschnelles Sichhineinversetzen und sofortiges Entschließen und Anordnen verlangt! . . . .

Noch ein Punkt bedarf der Erörterung!

Im Allgemeinen ist es praktisch und vernunftgemäß, daß man diejenigen Abtheilungen, Kolonnen, Truppenaufstellungen u. s. w., die, wenn auch in nebensächlicher Rolle, bei derartigen Uebungen in Seh- und Hör- und Reichweite auftreten bezw. in Frage kommen können oder gar müssen — wenigstens markirt, durch Flaggen darstellt u. s. w. Also: Vorpostenstellungen, Wagentransporte u. dgl. m.

Im vorliegenden Falle scheint die Markirung des Munitionstransportes nicht erforderlich — und deshalb und weil ihre Anordnung am Abend noch umständlich, zeitraubend, eingehende Instruktion an den Führer, große Marschleistung am 14. August am frühen Morgen erheischend ist, kann sie einfach unterbleiben, weil der Leitende diejenigen Meldungen, die etwa die Kavalleriepatrouillen beiderseits über den Transport hätten bringen können,

mit genauer Abwägung der Raum- und Zeitverhältnisse aus sich heraus den Führern zugehen lassen kann. Es gehört in der geschaffenen Lage nur ein wenig Nachdenken dazu — und das ist wohl dem Oberstlieutenant P. zuzutrauen, meinen wir

Soll aber der Transport markirt werden, dann mögen nachstehende Andeutungen genügen:

Erforderlich: ein intelligenter Unteroffizier — womöglich Vizefeldwebel — und eine Sektion Infanterie, 5 bis 6 Husaren, 3 Mann mit gelben Flaggen treffen um 7^{55} V. in Bärenwalde ein, werden dort auf der Chaussee so aufgebaut: in Bärenwalde an der Spitze eine gelbe Flagge (vorderster Wagen), nach je 400 m die zweite (mittelster) und dritte Flagge (letzter Wagen). Um 8^{15} setzt sich der Zug in Bewegung nach Geglenfelde, 75 Schritt in der Minute. Die Husaren um 8^{15} im Trabe vorauf, zwei auf der Chaussee über Geglenfelde nach Hansfelde fühlend, drei gegen Gotzkau sichernd — ohne Helmbinden. 127.

Korrespondenz.

Frankreich.

Wie dies ganz selbstverständlich und natürlich erscheint: Im Vordergrunde des militärischen Interesses steht der äußerst schwierige, anstrengende — und immerhin gefährliche Kriegszug in und gegen Madagaskar. Nicht die Zahl und Güte der feindlichen Streitkräfte, sondern das Klima, die Bodenbeschaffenheit u. s w. des Kriegsschauplatzes drücken diesem Kriegszuge den Stempel der Gefahr auf. Es wird sich für das Gelingen zum weitaus größten Theile darum handeln, ob alle Vorbereitungen für Verpflegung und Transport u. s. w. sachverständlich und ausgiebig getroffen sind. Und es scheint ja, daß man das Erdenkliche thut, um dem Korps von 15000 Mann die Aufgabe zu erleichtern. Dem Eingreifen des General Billot ist es zu danken, wenn weniger Linientruppen, als anfänglich in Aussicht genommen waren, mitgehen. Man ist zu der gewiß richtigen Ansicht gelangt, daß diese Mannschaften der Linie — wenngleich Freiwillige — bei ihrer Jugend nicht über die nöthigen Kräfte und Zähigkeit des Körpers verfügten wie solche den durchweg älteren und an kriegerische Anstrengungen und das heiße Klima gewöhnten afrikanischen Spezialtruppen zu Gebote stehen.

Für das Sahara-Gebiet sind besondere Truppenkorps errichtet, — aus Eingeborenen der betr. Landstriche bestehend — zunächst zwei Kompagnien Schützen und zwei Züge Spahis, letztere mit Dromedaren beritten.

Die Ausrüstung der Feldartillerie mit 7½kalibrigen Schnellfeuergeschützen scheint beschlossene Sache — und im Beginn der Ausführung begriffen.

Die Vollendung einer direkten zweigeleisigen Bahn von Toul nach Pont Seint-Vincent im Moselthale bildet eine wesentliche Ergänzung des französischen Grenzbahnnetzes.

Der Artilleriehauptmann Dreyfus, der, zum Kriegsministerium kommandirt, sich des Landesverraths schuldig gemacht hat, ist aus der Armee ausgestoßen und deportirt. An seiner Schuld ist kaum zu zweifeln, obgleich in dem Artikel „espionnage“ die Franzosen nichts weniger als ruhige, objektiv urtheilende Richter sind. Was es im Einzelnen für ein Bewandtniß mit dem Dreifus'schen Falle hat, darüber wird das tiefste Schweigen beobachtet, — gewiß ein förmliches für unsere westlichen Nachbarn.

Einstweilen haben diese es ja lange und mit Anstrengung versucht, die deutschen Botschafter und den deutschen Militärbevollmächtigten mit dem Verdachte zu belasten, sie seien die Partner des Dreifus. Das ist nun zwar durch spätere offizielle Erlasse des französischen Ministeriums auf das Bestimmteste in Abrede gestellt. Aber das französische Volk und Heer in der überwältigend großen Zahl ist doch ganz fest von der Schuld der Deutschen überzeugt. Giebt doch bei dieser Gelegenheit der als tüchtiger Militärschriftsteller schon häufiger von uns genannte General Tricoche dreiste und abscheuliche Schmähungen und Verdächtigungen deutscher Offiziere öffentlich von sich, ohne den Schatten eines Beweises zu erbringen!

Immer und immer wieder muß hervorgehoben werden, daß der Haß der Franzosen gegen Alles, was deutsch ist und heißt, im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts nicht im mindesten ab, sondern — falls dies möglich war — zugenommen hat. Wer dafür einen Beweis schlagendster Art sucht und zugleich in die Mittel Einblick gewinnen will, „wie es gemacht wird“ — der lese das Feuilleton der hochangesehenen Fachzeitung „la France militaire“ vom Mai und Juni 1894. Da hat ein Herr von Pardiellan „Ueber die politischen Sitten der Deutschen“ alle Skandalose zusammengetragen, die sich ereignet haben — und die freie Erfindung sind. Daß die einzelnen Fälle vor Gericht bestraft sind, — also doch als gegen unsere Gesetze und Sitten verstoßend bezeichnet sind, — ganz gleich; Herr von Pardiellan lügt ganz keck: „Es sind das deutsche Sitten“. Es lohnt sich einmal diese durch nahezu zwei Monate gehenden Schandbübereien zu durchforschen. Und diese giftige Saat geht voll auf, vor allem im Herzen französischer Offiziere! Wahrlich, ein deutsches Offizierblatt, das man mit derartigen Unflätereien über Frankreichs Volk und Heer monatelang anfüllen wollte, verlöre bald seine Abonnenten.

Hier nur eine kurze Probe der deutschen Sitten — d. h. nach Pardiellan: „Man darf nicht vergessen, daß Raub und Plünderung nicht ihr einziges Verfahren im Felde sind. Das deutsche Heer war nicht das erste, welches das Bombardement offener Städte planmäßig ausführte, und es richtet ganz besonders seine Leute ab, auf und in der Brandstiftung mittelst Petroleum! Ueberdies muß man bemerken, daß es die Ausführung der verabscheuungswerthesten Manöver zur Höhe einer vollständigen Sitte hinaufgeschraubt hat. Unter letzteren nenne ich nur das „Kolben in die Höhe", der Gebrauch französischer Signale und Uniformen u. s. w. Viele deutschen Regimenter besitzen französische Uniformen. Die 13. Dragoner in Metz haben hinreichend, um wenigstens zwei ihrer Eskadrons als französische Dragoner verkleiden zu können."

Theils lächerlich, — theils verächtlich! Aber der Herr von Pardiellan gilt als gewiegter Kenner der Deutschen!

Ein blendendes Schlaglicht auf den inneren Zustand der Kavallerie wirft ein Brief, den die „Autorité" bringt und aus dem „l'Avenir militaire" verschiedene Stellen anführt.

„Das Land glaubt eine feldtüchtige Kavallerie zu haben, — doch diese ist vergiftet. Wehe den Reiter-Obersten, die zur Benutzung der Generale nicht andauernd vorzügliche Reit- und Zugpferde in Reserve haben, die billig sind, gehorsam, die ohne den Schweif zu heben, den Lärm der Geschütze, der Trommel und selbst die Fliegen ertragen; — ferner Kutscher, Kammerdiener, Köche, die nöthigenfalls auf ein Pferd klettern können. Einstmals wurden solche Gestellungen für ganz hochstehende Männer aus bereiten Beständen nebenbei geleistet, — heute sind die Kavallerie-Regimenter die Werkstätten und Vermiethungsbureaus für alle dies Gesinde. Dieses Programm ist das Abc jedes Obersten, der General werden will.

Aber damit sind die Mißbräuche noch nicht zu Ende!

Die Kavallerie ist noch belastet mit der Obliegenheit des Ersatzes an Ordonnanzen und Pferden für die Stäbe, die Aerzte, Apotheker, Gendarmen, berittene Sekretäre, Flaggenträger, Stallmeister, Trainbrigadeurs u. s. w.; dieser Verbrauch geht schnell bei dem dreijährigen Dienste und — immer ist es die Kavallerie, welche die Kosten trägt."

Wir brechen ab, obgleich der tiefbegründeten Klagen noch mancherlei sind. L'Avenir militaire fügt u. A. die Bemerkungen an: Was der Kavallerie noth thut, das sind Kombattanten. Man unterdrücke die Parasiten. Man entschädige, wenn das nöthig ist, die hohen Führer reichlich, die dahin gekommen sind, diese Parasiten als ihr Eigenthum zu betrachten und für ein Recht den Mißbrauch zu halten, den sie mit den aus den Kombattanten genommenen Dienern getrieben haben. Es handelt sich um das Heil der Kavallerie. Es ist besser patriotisch im Budget ein oder selbst zwei Millionen zu fordern, um dem Mißbrauch zu steuern, daß der Kavallerie die Adern geöffnet werden. **8.**

Schweiz.

(Zwei kriegsgerichtliche Urtheile. Zur Reorganisation der schweizerischen Armee.*)

Charakteristisch für die verschiedene Beurtheilung von Disziplinarvergehen in der französischen und in der schweizerischen Armee sind die kriegsgerichtlichen Urtheile, welche in zwei einander sehr ähnlichen Fällen gefällt wurden. Am 12. April v. J., Abends 10 Uhr wurden auf dem Place de l'Isle in Sedan drei Infanteristen von einem Unteroffizier des gleichen Regiments in trunkenem Zustande angetroffen. Als er die Leute zur Ordnung verwies, wurde er von ihnen beschimpft und mit dem Seitengewehr verfolgt. Ein Lieutenant desselben Regiments, welcher dazu kam und dem Unteroffizier Beistand leisten wollte, wurde ebenfalls beschimpft und mißhandelt. Er befahl hierauf einen vorübergehenden Soldaten, nach der nahen Gensdarmeriekaserne zu eilen und dort Hilfe zu requiriren. Da eine halbe Stunde verging, ehe dieselbe kam, so befahl der Lieutenant zwei vorübergehenden Kavallerie-Unteroffizieren, die sich wie rasend geberdenden Soldaten zu bewachen und möglichst vor weiteren Ausschreitungen zu bewahren. Auch diese beiden Unteroffiziere wurden mehrfach insultirt. Endlich trafen die Gensdarmen ein und arretirten die Excedenten. Am nächsten Tage richtete der eine derselben noch Schimpfreden und Beleidigungen gegen den Unteroffizier vom Dienst. Das Urtheil lautete nun für einen der Soldaten, der noch unbestraft war, auf 5 Jahre Strafanstalt und 5 Franks Geldbuße wegen Trunkenheit und Ruhestörung. Die beiden anderen hingegen, von denen der eine vor seinem Militäreintritt zweimal wegen Diebstahl bestraft war, der andere aber einmal wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Auflehnung, wurden wegen Trunkenheit, wegen versuchter Thätlichkeit und wegen Beschimpfungen durch Wort und Drohungen während des Dienstes gegen Vorgesetzte zum Tode verurtheilt und zu 5 Franks Geldbuße.

Ein ähnlicher Fall in der Schweiz verlief in nachstehender Weise:

Ein Rekrut, Namens D., der am 17. April in die Rekrutenschule zu Liestel eingerückt war, war am 29. April in Basel gewesen und kehrte Abends mit der Eisenbahn zurück. Im Zuge begegnete er zwei mitfahrenden Unteroffizieren so grob, daß ihm Name und Kontrollnummer abverlangt und aufgefordert wurde, mit auf die Wache zu kommen. Bis an das Thor ging er mit, dort erklärte er aber, er habe bis 9½ Uhr Urlaub und vorher habe er Niemand Rede zu stehen; er schlug den ihn begleitenden Fourier, mit dem er schon im Eisenbahnzug Wortwechsel gehabt, mit der Faust unters Kinn und begab sich in eine Wirthschaft, wo er sich rühmte, wie er die Unteroffiziere abgefertigt habe. Der Fourier machte mittlerweile dem Postenchef Meldung und als der Rekrut gegen ½10 Uhr nach der

*) Siehe April-Heft 1894 der „Neuen Militärischen Blätter"

Kaserne zurückkehrte, verfügte der Schuladjutant nach einem kurzen Verhör, bei dem sich D. äußerst frech benahm, daß dieser in Arrest abzuführen sei. Der Unteroffizier, der ihn in das Zimmer begleitete, um ihn dort umkleiden zu lassen, war, ebenso wie die Offiziere, Gegenstand wiederholter Beschimpfungen und Bedrohungen. Auf dem Offiziers-Wachtzimmer erhob D. gegen den Wachtoffizier die Hand und mußte schließlich mit Gewalt ins Arrestlokal gebracht werden. — Ob das Handerheben nur eine Geberde war, oder ob er die Hand auch fallen ließ, ist aus dem uns vorliegenden Berichte nicht ersichtlich. Gestützt auf diese Thatsache verfügte der Oberauditeur militärgerichtliche Behandlung des Falles, und der Auditeur beantragte in der Hauptverhandlung, es sei D. mit Rücksicht darauf, daß er seinem Vorgesetzten gegenüber nicht den nöthigen Respekt bewiesen, sich am Fourier thätlich vergangen und einem Korporal, sowie die Unteroffiziere beleidigt und bedroht habe, wegen Insubordination zu einer Gefängnißstrafe von ein Monat, Untersuchungshaft nicht eingerechnet, zu verurtheilen. Der amtliche Vertheidiger betonte, daß derartige Ausschreitungen bis dahin nur disziplinarisch geahndet worden seien, und fand, das immerhin unqualifizirbare Benehmen des Angeklagten sei mit der Untersuchungshaft hinlänglich gesühnt. Das Gericht ging über den Antrag des Auditeurs hinaus und verurtheilte den D. zu drei Monaten Gefängniß unter Einrechnung eines Monats Untersuchungshaft.

Der Unterschied zwischen diesen beiden Urtheilen ist so enorm, daß eine Verschiedenheit in den Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuches allein nicht hinreicht, um eine genügende Erklärung zu bieten. Wir glauben, daß die Motive der verschiedenen Aburtheilung tiefer liegen und zum großen Theil auf den verschiedenen Anschauungen des Deliktes beruhen. In Frankreich hat man vielfach schlimme Erfahrungen mit den Folgen des Indisziplin und der Unbotmäßigkeit gemacht; man hat gesehen, daß die Leistungen einer Armee im Felde zum großen Theile abhängig sind von der Disziplin und dem blinden Gehorsam. Je mehr durch die Verallgemeinerung des Dienstes die französische Armee zum Volksheer geworden und je kürzer die Dienstzeit geworden ist, um so schwerer ist es, den militärischen Geist und damit die Disziplin unter allen Verhältnissen aufrecht zu erhalten. Das Ideal der demokratischen Kammer-Majoritäten ist — mehr oder weniger wie bei uns — ein Milizheer ohne Gehorsam und möglichst ohne militärische Hierarchie. Der „Figaro" schrieb damals in einem bemerkenswerthen, „L'armée" überschriebenen Artikel: „L'obligation du service pour tous, doublée du service court, est la ruine de l'esprit militaire et les temps sont proches, s'ils ne sont venus déjà, ou l'on n'aura plus sous les drapeaux que des gens qui s'habillent en soldats et servent en citoyens". Dann heißt es weiter: „Das ist gerade das, was wir wollen", sagen unsere Republikaner, und das genügt! „In einer demokratischen und

einer republikanischen Gesellschaft soll der Soldat nichts sein als ein Bürger." Die französische Heeresleitung und das französische Gouvernement wissen sehr wohl, daß solche Grundsätze die Existenz und die Leistungsfähigkeit der Armee in Frage stellen, und zwar der französischen vielleicht mehr als einer anderen, angesichts des aufgeregten und leicht zu Unbotmäßigkeiten geneigten Volkscharakters. Unter diesen Umständen ist es nur zu begreifen, daß man an maßgebender Stelle wenigstens während der kurzen aktiven Dienstzeit mit allen Mitteln für Aufrechterhaltung der Disziplin sorgt und Uebertretungen mit eiserner Strenge straft.

Anders liegen die Verhältnisse in der Schweiz, wo die Institution des Milizheeres an und für sich die militärische Disziplin in einem anderen Lichte erscheinen läßt. In der Schweiz ist das oben erwähnte Ideal des Demokraten in der Hauptsache erreicht, daß der Soldat nichts ist als ein Bürger des Vaterlandes, der zeitweilig die Uniform anzieht. So lange nun der schweizerischen Armee keine andere Aufgabe im Kriegsfalle gesteckt ist, als den eigenen Herd zu vertheidigen, so lange reicht ja gewiß die Qualität des bewaffneten und uniformirten Bürgers aus, aber es könnte doch auch leicht einmal anders kommen, es könnten Fälle eintreten, wo die Regierung Zuflucht nehmen müßte zu dem militärischen Geiste, zu der Disziplin, zu dem blinden Gehorsam der Armee. Wir glauben deshalb, daß es ein großer Fehler ist, wenn man die schweizerischen Wehrmänner daran gewöhnt, in groben Vergehen gegen die militärische Disziplin nur kleine Uebertretungen zu erblicken. Hierdurch wird die Achtung und die Ehrerbietung vor den Vorgesetzten erschüttert und endlich vernichtet, und das ist das schlimmste, was einer Armee begegnen kann; da aber diese Gefahr in dem Milizheer noch näher liegt als im stehenden, so sollte u. E. in jenem mit doppelter Strenge auf die Aufrechterhaltung der Disziplin hingewirkt werden während der kurzen Zeit, wo militärische Dienstleistungen für den Einzelnen stattfinden. Um von dieser Nothwendigkeit überzeugt zu sein, braucht man noch nicht so weit zu gehen, wie der oben zitirte Korrespondent des „Figaro", der den Generälen die Worte in den Mund legt: „Es genügt nicht ein guter Bürger zu sein, um auch einen guten Soldaten abzugeben. Man wird sogar nur Soldat unter der Bedingung, daß man denjenigen Privilegien entsagt, die dem Bürger am theuersten sind. — 176.

Im Aprilheft 1894 dieser Zeitschrift besprachen wir die projektirte Reorganisation der Eidg. Armee und die Bearbeitung einer neuen Wehrordnung, deren erster Theil, die „Truppenordnung" der Bundesversammlung im Entwurf zur Prüfung und event. Genehmigung seitens des Bundesrathes vorgelegt wurde.

Die betreffenden Berathungen sollten im Monat Dezember stattfinden und man sah mit begreiflicher Spannung dem Urtheile der Eidg. Räthe entgegen. Trotz der warmen Vertheidigung des Entwurfes durch Oberst

Frey, den Chef des Militärdepartements, der die zwingende Nothwendigkeit betonte, eine Reorganisation, der Truppenordnung nicht länger hinauszuschieben und Verhältnisse zu bessern, die geeignet seien, die Kriegstüchtigkeit der Armee in Frage zu stellen, beschloß der Nationalrath mit großer Majorität, in die Berathung des Entwurfes nicht einzutreten, sondern das Militärdepartement zu veranlassen, alle drei Theile der neuen Wehrordnung — Truppenordnung, Heeresverwaltung und Wehrunterrichtsordnung — gleichzeitig und als ein abgeschlossenes Ganze vorzulegen. Da sich der Ständerath diesem Entscheid des Nationalrathes anschloß, so wurde das Militärdepartement mit einer dahin zielenden Neubearbeitung beauftragt. Man nimmt wohl nicht mit Unrecht an, daß die vermehrte Zentralisation des Militärwesens, welche durch den Gesetzentwurf herbeigeführt wurde, manche Stimmen, namentlich auf ultromontaner Seite, gegen die Berathung eingenommen hat. Von rein militärischem Standpunkt aus ist diese Verzögerung einer von allen kompetenten Seiten als dringend wünschenswerth anerkannten Reorganisation lebhaft zu beklagen, namentlich da die Eidg. Gesetzmaschine etwas langsam arbeitet. Man berechnet, daß die neue Gesammtvorlage nicht vor Ende des Jahres 1895 vor die Bundesversammlung gebracht werden kann; da nun für Durchberathung und Referendumsfrist auch mindestens ein Jahr gerechnet werden muß, so könnte mit der Einführung des Gesetzes günstigen Falles im Frühjahr 1897 begonnen werden. 176.

Literatur.

Die kaukasische Kasaken-Brigade im Balkan-Feldzug 1877/78. Kriegsgeschichtliche Studie von Thilo v. Trotha, Oberstlieut. z. D. Mit Karten und Skizzen in Steindruck. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn. Preis 4,50, geb. 6 Mk.

Der durch seine früheren taktischen wie organisatorisch statistischen Arbeiten über den russisch-türkischen Feldzug bestens bekannte Oberstlieutenant v. Tratha hat nach unbedingt zuverlässigen Angaben des Tagebuchs des damaligen Kammandeurs der Kaukasischen Kasaken-Brigade, Oberst Tudalnin, seine „Kriegsgeschichtliche Studie“ geschrieben und veröffentlicht.

Die Kaukasische Kasaken-Brigade war die einzige Kavallerie-Brigade, die

geschlossen und dauernd am Kriege theilnahm und bei Plewna geradezu im Brennpunkte der Ereignisse thätig war: eben deshalb ist sie für die Verwendung der russischen Kavallerie in jenem Kriege ein typisches Beispiel, das um so mehr Beachtung verdient, als die guten Leistungen der Brigade zumeist ihrer eigenen Tüchtigkeit zuzurechnen sind, während, was in ihrer Verwendung und in ihren Leistungen verfehlt war, fast alles auf Rechnung der höheren Führung kommt. Das bisher noch ziemlich skelettartige Gesammtbild des Feldzuges erhält durch die vorliegende Studie zugleich eine Ergänzung und Vervollständigung in vielen wesentlichen Punkten. X.

Des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig Zug durch Norddeutschland im Jahre 1809. Von v. Kortzfleisch, Hauptmann. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn. Preis 1,75 Mk.

Im Rahmen der vaterländischen Geschichte schildert uns Hauptmann v. Kortzfleisch in fesselnder Weise den Helden der Befreiungskriege, den Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, sein schwarzes, nachmals so berühmt gewordenes Korps und seinen Kriegszug. Eine in der Anlage beigegebene Rangliste giebt Aufschluß über das braunschweigische Truppenkorps im Jahre 1809 (macht aber nach Seite 17 des Buches keinen Anspruch auf vollkommene Richtigkeit), während eine fernere Anlage uns einen Ueberblick über die Marschleistungen und eine Uebersichtskarte einen solchen über den Zug der Braunschweiger giebt. Das Buch ist interessant und verdient volle Beachtung. H.

Instruktion für den Schwimmunterricht der russischen Kavallerie. Separatabdruck aus der „Minerva". Wien 1894. Druck und Verlag von Kreisel u. Gröger.

Die Hauptgesichtspunkte bei der Ertheilung des Schwimmunterrichts der russischen Kavallerie sind mit den bei uns gültigen im Allgemeinen übereinstimmend, doch herrscht bei uns in der Ausbildungsmethode eine größere Freiheit und erstere wird nicht durch eine derartig in das Einzelne gehende Instruktion, wie die vorliegende, beeinträchtigt. Grundsätzlich verschieden sind in beiden Armeen hauptsächlich nur folgende Punkte: 1) Bei uns schwimmt der Reiter oberhalb (bei den Russen unterhalb) des Pferdes, so daß er von der Strömung an das Pferd herangetrieben wird, da bei uns die Ansicht herrscht, daß der Reiter beim Stromabwärtsschwimmen leicht von seinem Pferde abgetrieben werden kann. 2) Das Leiten des Pferdes am Schweif von Seiten des hinter ihm schwimmenden Reiters ist bei uns nicht üblich. 3) Bestimmte Formationen beim Stromübergang kennen wir nicht; am beliebtesten ist jedoch das Schwimmen im Rudel, wobei die besten Pferde und Schwimmer vorn sind. 4) Widerspenstige Pferde werden von hinten in das Wasser geschoben, indem man die Obergurte unter den Sprunggelenken durchzieht.

Die Uebersetzmittel sind im Allgemeinen bei uns dieselben wie die für die russische Kavallerie angegebenen.

Die Leistungen der letzteren im Ueberwinden breiter Ströme sind außerordentlich große. Auch wir leisten bereits Gutes darin, doch sind unsere östlichen Nachbarn uns darin zur Zeit wohl noch überlegen. J.

Der Patrouillendienst bei der Infanterie- (Jäger-) Truppe mit besonderer Berücksichtigung des Meldedienstes Von E. v. Garger, k. k. Oberstlieutenant u. s. w. Trient 1894. Im Selbstverlage des Verfassers

Um der Thätigkeit der russischen Jagdkommandos, von denen man sich in Rußland für den Ernstfall Wunderdinge zu versprechen scheint, möglichst erfolgreich entgegentreten zu können, verlangt der Verfasser die Uebertragung dieser eigenartigen Einrichtung auch auf österreichische Verhältnisse. Es sollen besondere Kundschafterabtheilungen bei jedem Infanterie-Truppentheil ausgebildet werden, denen im Allgemeinen die Thätigkeit ihrer russischen Vorbilder zuzufallen hat.

Zweifellos ist eine Erweiterung des jetzigen Systems des Kundschafter-, Patrouillen- und Meldewesens, sowie des Ordonnanzdienstes im Kriegsfall für die Infanterie nothwendig und ja bekanntlich auch bei uns neuerdings ernstlich in das Auge gefaßt worden. Ob aber die Uebertragung der russischen besonderen Verhältnisse ohne Weiteres auch für die westlichen Armeen und namentlich auch für uns empfehlenswerth und ausführbar ist, steht noch sehr dahin.

Jedenfalls lesen sich die mit zahlreichen Beispielen aus der neuesten Kriegsgeschichte ausgeschmückten Darlegungen des Oberstlieutenants v. Garger recht interessant. Ernste Bedenken wird jedoch der Leser bei der Lektüre hinsichtlich der Ausführbarkeit und des praktischen Werthes der Forderungen, wie gesagt, nicht unterdrücken können.

Karl August als Chef des 6. preußischen Kürassier-Regiments 1787 bis 1794. Von P. v. Bojanowski. Weimar 1894. Hermann Böhlau.

Auf Grund von theils bekanntem und allgemein zugänglichen, theils aber auch neuem Material schildert der Verfasser eine Periode der militärischen Thätigkeit dieses bedeutenden Fürsten, dem nicht bloß wegen seiner engen Verbindung mit unseren bedeutendsten Geistesheroen und Dichterfürsten, sondern auch durch seine eigene Persönlichkeit als deutscher Patriot, Soldat, Staatsmann und Mensch ein Ruhmesblatt in der Geschichte unseres Vaterlandes gesichert ist. Wir lernen hier den späteren Truppenführer, der 1797 zum Chef des damaligen Kürassier-Regiments v. Rohr (Nr. 6) ernannt wurde, in seiner mannichfachen, sorgsamen und erfolgreichen Thätigkeit als preußischen Generalmajor und späteren Inspekteur der Magdeburger Kavallerie-Inspektion kennen und bewundern seine organisatorischen nicht minder als seine speziell soldatischen Eigenschaften, sowie seinen scharfen Blick für alle Verhältnisse des Dienstes. Der Verfasser hat es verstanden, durch seine Darstellung, wenngleich er sich manchmal zu sehr in das Einzelne und gar zu Nebensächliche vertieft, das Interesse für seinen Ge[illegible] rege zu halten,

und dies dürfte ihm auch über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus die Anerkennung eines größeren Leserkreises aerschaffen. L.

L'état militaire des principales puissances étrangères au printemps de 1894. Par J. Lauth. Paris, Nancy 1894. Librairie militaire Berger-Levrault et Cie.

Dieses fast 700 Seiten starke Buch, welches die Armeen Deutschlands, Englands, Oesterreich-Ungarns, Belgiens, Spaniens, Italiens, Rußlands und der Schweiz behandelt, stellt gewissermaßen den französischen Löbell dar. Auch die Eintheilung, mittelst welcher der Verfasser, der Hauptmann im französischen Generalstab ist, die Friedens- und Kriegsorganisatian der genannten Armeen behandelt, um seinen Landsleuten ein klares und wahres Bild von dem Werth und der Zusammensetzung derselben in allen ihren Theilen zu geben, ähnelt der in unseren berühmten „Jahresberichten" üblichen. Jede dieser Armeen wird in zehn Kapiteln behandelt, und das in diesen übersichtlich und in knapper, klarer Farm vorgeführte Material ist nicht blaß erstauntich reichhaltig, sandern auch, soweit wir es geprüft haben, zugleich richtig. Dem Verfasser müssen aorzügliche Hülfsquellen zu dieser Darstellung zur Verfügung gestanden haben. Der größte räumtiche Umfang und die weitgehendste inhaltliche Ausdehnung ist natürlich Deutschland zugesprochen; auch hier ist die Objektiaität des Verfassers bei der Darstellung anzuerkennen. J.

Das Radfahren. Die militärische Brauchbarkeit des Rades und seine Verwendung in den Militärstaaten. Von Frhr. v. Puttkamer, Premierlieutenant im Inf.-Regt. Nr. 140. Mit 12 Abbildungen im Text. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn.

Der Verfasser, allem Anschein nach selbst ein hervarragender Radler, ist ein begeisterter Verehrer seines Stahlrosses, dessen Bedeutsamkeit und hervarragende Verwendbarkeit für militärische Zwecke er zu beweisen sucht. Er geht darin sa weit, daß er das Fahrrad nicht blaß im Patrauillen- und Melde- und im Relais- und Etappendienst in weitgehendster Weise aerwendet wissen will, sondern sogar ganze Radfahrer-Abtheilungen den Kavallerie-Divisianen beigegeben zu sehen wünscht und denselben eine Bedeutung für das Gefecht zuspricht. Wenngleich wir in dieser Beziehung etwas skeptischer denken, zumal nach den neuesten Manöaererfahrungen, sa käunen wir doch nicht umhin, diese Schrift als ein werthaalles Material für das Studium der Frage zu bezeichnen, welche Ralle das Fahrrad für militärische Zwecke im Ernstfall einst nach zu spielen bestimmt sein wird. Die Darlegungen des Verfassers sind um sa interessanter, als der Gegenstand bisher, außer in Radelmanns bekannter Schrift, unseres Wissens nach nicht in sa ausführlicher Weise behandelt warden ist und weil sich ihnen außerdem eine Zusammenstellung der Organisatian und Angabe des heutigen Standpunktes des militärischen Radfahrwesens in den anderen eurapäischen Armeen anschließt, über welche bisher eigentlich nur in Läbells Jahresberichten vereinzelte Auskunft zu erhalten war. L.

Ueber Verfolgung. Von Liebert, Oberst und Kommandeur des Grenadier-Regts. Prinz Carl von Preußen (2. Brandenburg.) Nr. 12. Zweite durchgesehene u. erweiterte Auflage. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn.

Was der bekannte, als Offizier wie als Schriftsteller gleich ausgezeichnete Verfasser auch veröffentlicht, immer ist es etwas Bedeutendes, den Leser gleichzeitig Fesselndes und Belehrendes. Nicht anders verhält es sich mit der vorliegenden Schrift, die vor längerer Zeit, nachdem der Inhalt zuerst der Militärischen Gesellschaft als Vortrag geboten war, im Druck erschien. Jetzt von Neuem überarbeitet und nach neueren Forschungen (besonders v. Lettows Feldzug 1806/7) erheblich erweitert und berichtigt, stellt sich uns das Ganze fast als etwas Neues dar, als eine Schilderung über das Wesen der Verfolgung, ihre erfolgreiche Ausführung oder schädliche Unterlassung in der Kriegsgeschichte der neueren Zeit, und vor Allem als eine überaus eindringliche Lehre, wie die Verfolgung des geschlagenen Feindes in der Zukunft stattzufinden habe, um die Erlangung des „Vollsieges" zu sichern. Kein Leser wird diese Schrift aus der Hand legen ohne das Gefühl, wichtige Lehren in sich aufgenommen und bedeutungsvolle Fingerzeige empfangen zu haben.

J.

Der zweite punische Krieg und seine Quellen Polybius und Livius nach strategisch-taktischen Gesichtspunkten beleuchtet. Die Jahre 219 und 218. Ein Versuch von Josef Fuchs, k. k. Professor. Wiener-Neustadt. In Kommission bei Karl Blumreich. Preis 2 Mk.

Nachdem wir einige Seiten dieses „Versuches", wie der Verfasser überbescheiden seine Arbeit nennt, durchlesen, fesselte uns der vornehme Stil und berauschte uns wahrhaft die Geistesfülle, über die der Autor zu gebieten hat. Man kann kaum glauben, daß hier ein Herr Professor sich vernehmen läßt, den Beweis der Uebereinstimmung der Berichte von Polybius und Livius zu erbringen, und möchte eher annehmen, daß eine militärische Hand den Griffel geführt habe, um die jeweiligen Situationen zu Wasser und zu Lande einer kritischen Beurtheilung zu unterziehen. Nur ein Mann der wie Fuchs klassisch gebildet ist und dabei das politische wie strategische Feld beherrscht, konnte es wagen, hier und da den Ansichten eines Mommsen entgegen- und die eigenen überzeugend zu vertreten. Wir können diesen zweiten — es ist aber leider nur ein Bruchstück desselben — punischen Krieg nicht dringend genug Jedem empfehlen, der sich für die hohe Politik und die Strategie interessirt; neben Genuß bietet er Belehrung die Hülle und Fülle.

77.

Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. Von W. v. Scherff, General der Infanterie z. D. Zweites Heft: Betrachtungen über die Schlacht von Vionville—Mars la Tour. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn.

Das vorliegende hochinteressante Buch bildet das zweite Heft jenes größeren Gesammtwerkes, dessen Bedeutung von der Presse schon bei dem Erscheinen des

ersten Heftes allgemein gewürdigt wurde. Das vorliegende Heft behandelt die Schlacht vom 16. August nach ihren einzelnen Abschnitten und bespricht, zum Theil in gegensätzlicher Anschauung von Oberst Woide, die vorgekommenen Mißgriffe und Fehler sowie die sich aus jeder einzelnen Gefechtslage ergebenden Kriegslehren. Wiederholt weist der geistreiche Verfasser nach, daß das, was der russische Kritiker als das hauptsächlichste Moment unserer Erfolge betont, nämlich die Selbständigkeit der Unterführer, vielmehr, weil vielfach zu weitgehend und sich in resultatlosen Einzelunternehmungen äußernd, den Erfolg häufig geradezu in Frage gestellt hat. Nicht wegen sondern trotz dieser Selbständigkeit sind die großen Erfolge schließlich erreicht worden, das ist der mehrfach wiederkehrende Punkt in den geistreichen Darlegungen und der Wunsch nach einer festeren d. i. reglementarischen Regelung des Angriffsverfahrens, ist die logische Folge davon. Dieses bisher erst einer Minorität unserer Armee sympathische Verlangen, das in dem Wort „Normalangriff“ seinen schroffsten Ausdruck zu finden pflegt, dürfte in Folge der Scherff'schen Ausführungen weitere Verbreitung und durch dieselbe einen schärferen Rückhalt gewinnen.

Wer sich erst einmal in die bekanntlich nicht ganz leicht verständliche Schreibart des berühmten Militärschriftstellers eingelesen hat und sich durch die außerordentliche Verschachtelung der Sätze, die Fülle von Hervorhebungen vermittelst Druck, Anführungs-, Ausrufungs- und Fragezeichen nicht mehr stören läßt, wird sicherlich das Werk nur mit dem größten Interesse durcharbeiten und aus ihm einen wahren Schatz belehrenden Materials und geistiger Anregung zum Weiterstudium gewinnen.

L.

Erziehung und Unterricht im Königlich Preußischen Kadettenkorps. Von Dr. Bösser. Erstem Professor am Kadettenhause in Köslin. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn.

In klarer und übersichtlicher Weise hat der sachkundige Verfasser in der vorliegenden Schrift, die ein Sonderabdruck aus dem Pädagogischen Archiv (Band 36) bildet, Alles zusammengestellt, was auf die Art und Weise Bezug hat, in der die Erziehung und der Unterricht im Preußischen Kadettenkorps gehandhabt werden. Er schildert den Gang der körperlichen und geistigen Erziehung des Kadetten von seinem Eintritt in die Anstalt anfangend bis zu seiner Einstellung in die Armee und der Laie erhält hieraus wohl zum ersten Mal ein klares und ziemlich erschöpfendes Bild von dem Kadettenkorps, wie es ist, im Gegensatz zu den zahlreichen sogenannten humoristischen Schilderungen oder gar Pamphleten, die es darstellen, wie — es thatsächlich nicht ist! Auch ein prinzipieller Gegner der Internatserziehung wird sich auf Grund der in dieser vorliegenden Schrift gemachten Angaben und Schilderungen der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß die Erziehung und der Unterricht in unserm Kadettenkorps in mustergiltiger Weise organisirt sind und daß sie dabei durchaus nicht jenen einseitigen, ausschließlich militärischen Charakter tragen, den die Gegner dieses für unsere Armee unentbehrlichen

Institutes demselben nachzusagen belieben. Im Gegentheil wird auch derjenige Zögling, der, sei es nach bestandenem Abiturienten-Examen, sei es schon vorher, von dem Kadettenkorps aus sich einem bürgerlichen Beruf zuwendet, durch die in demselben erhaltene Erziehung nur Eigenschaften gewonnen haben, die ihm für sein ganzes Leben zu Gute kommen. L.

Die Feld-Ausrüstung des Infanterie-Offiziers zu „Pferd" und zu „Fuß". Leipzig. Verlag von Zuckschwerdt u. Möschke.

Der junge, aber äußerst rührige Militärverlag von Zuckschwerdt u. Möschke, der seit kurzer Zeit die Erbschaft des alten und rühmlichst bekannten Helwing'schen Verlages angetreten hat und mit Erfolg bemüht scheint, den Ruf des letzteren auch unter der neuen Firma stetig zu fördern, veröffentlicht unter obigem Titel eine Neuzusammenstellung aller derjenigen Bedürfnisse, deren Besorgung und Mitnahme der Infanterie-Offizier zu seiner Ausrüstung bei eintretender Mobilmachung nöthig hat, um später nicht in schlimme Verlegenheiten zu gerathen. In dem Heftchen ist thatsächlich an Alles gedacht worden und vielleicht geht die Zusammenstellung sogar über das absolut Nothwendige hinaus; aber Jeder wird damit einverstanden sein, daß bei solchen Rathschlägen und Angaben ein Zuviel jedenfalls weit besser ist als das kleinste Zuwenig. Wir halten das Büchlein für außerordentlich praktisch und können die Anschaffung nur jedem Kameraden aufrichtig empfehlen. L.

Die Pagen am brandenburgisch-preußischen Hofe 1415 bis 1895. Beiträge zur Kulturgeschichte des Hofes. Von v. Scharfenort, Hauptmann a. D., Bibliothekar an der Haupt-Kadettenanstalt zu Gr.-Lichterfelde u. s. w. Berlin 1895. E. S. Mittler u. Sohn.

Der auf dem Gebiet des preußischen Militär-Erziehungs- und Hofwesens durch mehrfache Arbeiten bereits rühmlichst bekannte Verfasser giebt hier zum ersten Male, hauptsächlich auf Grund von Studien, die ihm im Archiv des Kgl. Hausministeriums gestattet waren, ein übersichtliches und interessantes Bild von der Entwickelung des Pagenwesens am brandenburg-preußischen Hofe. Er beginnt nach einer kurzen Einleitung über die Edelknaben im Mittelalter mit den Pagen am kurfürstlichen Hofe in Cöln a. d. Spree, von den Zeiten der ersten Hohenzollern an, und führt dies Institut in fesselnder Weise bis auf die augenblicklichen Verhältnisse dem Leser vor Augen. Besonders interessant ist dabei zu sehen, wie neben und mit dem Pagenwesen sich allmählich unser preußisches Kadettenkorps entwickelt hat und seit Anfang des 19. Jahrhunderts das erstere völlig in diesem aufgegangen ist. Die Schilderung ist, wie immer bei dem Verfasser, lebendig und fesselnd, und Niemand, der sich für diesen Theil unserer vaterländischen Geschichte interessirt, wird das Buch anders als mit lebhaftester Befriedigung seiner Bibliothek einverleiben. L.

Geschichte des 5. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 94 (Großherzog von Sachsen). Nach den Regimentsgeschichten von v. Hayne und Franke und nach anderen Quellen zusammengestellt von v. Hagen, Premierlieutenant im Regiment. Mit zwei Bildnissen und vier Skizzen im Text. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. Preis 60 Pfg.

Mit unleugbarem Geschick ist aus den beiden größeren Werken das entnommen und zusammengestellt, was etwa für den Gesichtskreis des Unteroffiziers und des gemeinen Mannes sich eignet. So wird eine schlichte, aber entsprechende Erzählung dargeboten der Erlebnisse und Thaten des Regiments. 4.

Ausbildung der Kompagnien vom Eintreffen der Rekruten bis zu den Herbstübungen. In Wochen-Zetteln. Von einem Kompagnie-Chef. Berlin 1894. Verlag von R. Eisenschmidt. Preis: 80 Pfg.

Bei der verringerten Dienstzeit bedarf der grundsätzlich für die Ausbildung verantwortliche Kompagnie-Chef unausgesetzten Nachdenkens, sorgfältigster Prüfung, wie er die Uebungen praktisch, gründlich, sachgemäß gestalten möge. Ein Entwurf für das ganze Jahr liegt hier vor, der wohl durchdacht ist. Aber die örtlichen, persönlichen 2c. Verhältnisse bedingen wohl überall mehr oder weniger beträchtliche Abweichungen. Also nur als „Anhalt" „zur Kontrolle" empfehlen wir das Büchlein — inständigst. 12.

Zeichentafeln aus der Militärscheibenfabrik von Carl Kühler in Wesel. Je nach Umständen 40—75 Pfg.

Entworfen sind die Tafeln von Major Wiebe, der bis vor Kurzem zur Infanterie-Schießschule kommandirt war, — auf Grund der Ziffern 107 und 108 der Schießvorschrift für die Infanterie vom Jahre 1893 Sie enthalten die bildliche Darstellung der Zeichen mit Angabe der ihnen zustehenden Bedeutung. Es empfiehlt sich bezw. es ist nöthig, daß die verabredeten Zeichen für das ganze Regiment gelten. Es haben auch Zeichen für einige seltene Fälle Aufnahme gefunden. 130.

Die Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870. Versuch einer kritischen Darstellung des deutsch-französischen Krieges bis zur Schlacht bei Sedan. Von Woide, Generallieutenant im russischen Generalstabe. Aus dem Russischen übersetzt von Klingender, Hauptmann und Batteriechef im Feldartillerie-Regiment von Scharnhorst. Erster Band. Mit 7 Skizzen in Steindruck und einer Uebersichtskarte. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. Preis: 7,50 Mk.

Wir wollen an dieser Stelle unsere Leser nur aufmerksam machen auf das hochbedeutende und in seltenem Maße spannende Werk des russischen Generals. Diesem ersten Theil soll der zweite, zugleich Schlußband, noch im Laufe dieses Jahres folgen — und behalten wir uns eine eingehende Würdigung des Ganzen bis dahin vor. 6.



Die Augsburger Allianz von 1686. Von Richard Fester. München 1893. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung. Preis: 5 Mk.

Wir empfehlen den inaktiven Offizieren, die zumeist unter Bismarcks unentwegter politischer Leitung bei Königgrätz und Sedan an der Größe des neuen deutschen Reiches mitgearbeitet haben, — dann allen den aktiven Kameraden, denen einige Freistunden verbleiben und Neigung innewohnt, in die Vergangenheit unserer jetzt einheitlichen Macht einen tiefen Blick zu thun, schlichtweg dies Buch — und dringend: es spiegelt getreulich und in überwältigendem Maße die Ohnmacht, Zerrissenheit, Kleinigkeit der deutschen Staaten und Stätchen und Städte, die Kraft- und Blutlosigkeit ihrer Lebensthätigkeiten, die Lähmung des politischen Gehirns! Wie der alte Kanzler Oxenstjerna zu seinem Sohn sagte: Vides, mi fili, quantula prudentia mundus regitur!

Frankreich hat in einem Kriegsmanifeste vom 24. September 1688 versucht, sich als den eigentlich angegriffenen Theil hinzustellen. Die Augsburger Allianz wird darin ausdrücklich genannt. Sie ist das Netz, das Frankreich zerriß, ehe es zugezogen wurde. „La guerre de la ligue d'Augsburg" heißt in der französischen Literatur bis auf den heutigen Tag der mit dem Einfall in die Pfalz beginnende neunjährige europäische Krieg. Es kann nichts Verkehrteres gedacht werden, wenn man damit, wie es hier geschieht, den Krieg als einen Kampf Frankreichs mit den Augsburger Verbündeten bezeichnen will. Thatenloser ist nie ein Bündniß gewesen.

Im Uebrigen weiß Jeder, der die neuere Geschichtsforschung und ihre Vertreter kennt, daß es immer lohnend ist, eine Schrift von Richard Fester zu lesen. 7.

Geschichte der Festungen Danzig und Weichselmünde bis zum Jahre 1814 in Verbindung mit der Kriegsgeschichte der freien Stadt Danzig. Von G. Köhler, Generalmajor z. D., Ritter rc. Erster Theil bis zum Jahre 1734. Zweiter Theil bis 1814. Die Belagerungen. Mit im Ganzen 20 Skizzen und Plänen, wovon neun in Lichtdruck. Breslau 1893. Verlag von Wilhelm Koebner (Inhaber W. u. H. Marcus). Preis à 20 Mk.

Wir halten es für selbstredend, daß die Stadt Danzig den General Köhler zu ihren Ehrenbürger ernennt. Durch dieses meisterhafte Geschichtswerk hat er sich ein großes und immerwährendes Verdienst um die alte Hansastadt erworben! Zwar bilden die vorwiegend geschilderten kriegerischen Ereignisse der Zeit nach den geringsten, aber in Wirklichkeit den wesentlichsten Theil der glorreichen Vergangenheit Danzigs — und mit Recht beanspruchen die Belagerungen von 1734, 1807 und 1813 den größten Raum der Darstellung.

Durch sein bedeutsames Werk: „Die Entwickelung des Kriegswesens und der Kriegsführung in der Ritterzeit von Mitte des XI. Jahrhunderts bis zu den Hussitenkriegen" ist der Herr Verfasser als kriegsgeschichtlicher Autor längst bekannt und unbestritten anerkannt; sein neuestes Werk läßt die Vorzüge des älteren in

fast noch höherem Maße erkennen. Klarheit des Gedanken und des Stils, Ruhe und Sachverständigkeit des Urtheils, anziehende Schlichtheit des Ausdrucks, unbedingte Zuverlässigkeit des ausgedehnten Quellenstudiums.

Der Preis wird sich der Verbreitung des Werkes in Privatkreisen entgegenstellen; um so dringlicher besteht die Pflicht der Beschaffung für die Bibliotheken. Und zumal, wer Danzig kennt und die Westerplatte, Oliva und Zoppot und Brösen, diese zur Frühlings- und Sommerzeit entzückenden Orte, der versäume nicht, den Köhler zur Hand zu nehmen, es wird Jedem ein eigenartiger Genuß damit geboten.

Die Kartenbeilagen sind gediegen und gereichen der Verlagsbuchhandlung zur Ehre! 127.

La guerre au Dahomey 1888—1893 d'après les documents officiels par Ed. Aublet, capitaine d'infanterie de Marine. Avec 21 croquis et 2 cartes. Paris et Nancy 1894. Berger-Levrault et Cie., editeurs.

Das Buch ist dem General Dodds gewidmet, der mit unleugbarer Umsicht und Energie die Franzosen zum Siege über den König Behanzin von Dahomey geführt hat: der erste, glückliche Feldzug nach 1870/71 — da konnte man sich schon auf eine Fülle von Fanfaronaden gefaßt machen! Aber — eine angenehme Enttäuschung: eine von jeder Ruhmredigkeit sich völlig freihaltende, durchaus einfache, den Eindruck der Wahrheit machende Schrift liegt vor uns, die der Verfasser — Ordonnanzoffizier des Marineministers — aus den offiziellen Schriftstücken, den Befehls- und Kriegstagebüchern zusammengestellt und der er alle Legenden und Anekdoten ferngehalten hat. Im ersten, kürzeren Theil werden die Ursache und Vorgeschichte des Krieges erzählt, im zweiten der Verlauf des Feldzugs des General Dodds, der deutlich vor dem Auge des Lesers sich abspielt, dank der klaren Darstellung und der zahlreichen, überaus lichtvollen Kartenbeilagen.

Es gewährt das aufmerksame Studium dieses Feldzuges einen ganz besonderen Nutzen auch uns Deutschen, die wie in den letzten drei Jahren in unseren Kolonien manchen Strauß auszufechten hatten und nicht immer glücklich gewesen sind! 7.

1870. **Kriegserinnerungen eines Elsässers.** Von Georg Müller. Weißenburg i. E. 1894. R. Ackermann's Buchhandlung.

Der Verfasser war 1870 schon, als Jüngling, Augen- und Ohrenzeuge alles Dessen, was er berichtet; er ist, nach seiner Schrift, Sohn eines wohlhabenden Bauern in Lembach bei Wörth — und offenbar lebt er auch heute noch in diesem Orte. Aus mancherlei Anzeichen möchten wir schließen, daß er in seinem Heimathsdorfe Prediger oder Lehrer ist. Jedenfalls handhabt er die volksthümliche Sprache mit vollendeter Gewandtheit: das Buch übt fesselnde Wirkung auf den Leser aus durch die unendliche Schlichtheit und Ehrlichkeit der Mittheilungen, durch den schalkhaften Humor, den sittlichen Ernst, die Treue der Zeichnung der einzelnen Persönlichkeiten: man sieht sie vor sich, lebendig, greifbar — die Dorfbewohner, die

Dourniers, den Maire — aon dem Augenblick der politischen Verwickelung au bis zum und nach dem Friedensschlusse! Wir erfahren die Erlebnisse und Leiden der Dörfler aor, während und nach der Schlacht — und wir geben zuletzt mit dem Verfasser der Ansicht Raum, daß Deutschland auf dem besten Wege ist, sich die Herzen der Elsässer ganz zu gewinnen. Dazu werden Gesinnungen, wie sie aus der Schrift heraorleuchten, wesentlich fördernd wirken. — Für eine neue Auflage empfehlen wir die Beigabe einer einfachen Uebersichtskarte, in der Wörth, Weißenburg, Lembach, Klimbach u. s. w. aorgezeichnet sind. 1.

Das Nachtgefecht im Feld- und Festungskriege. Kriegsgeschichtliche und taktische Studie. Von Cardinal v. Widdern, Kgl. preuß. Oberst a. D. Mit 10 Planskizzen und 8 in den Text gedruckten Skizzen. Dritte umgearbeitete, bereicherte Auflage. Berlin 1894. Verlag von R. Eisenschmidt. Im Geschäftshause des Offizier-Vereins. Preis 5 M.

Diese dritte Auflage bedeutet einen ganz bedeutenden Fortschritt gegen die zweite; es herrscht aöllige Klarheit nunmehr über Zweck und Ziel des Werkes, das mit nichten eine einfache „Chronik" der Nachtgefechte bietet. Das Buch will systematisch durchgearbeitet sein, in den nachfolgenden Kapiteln ist oft auf die früheren Bemerkungen aerwiesen. Es hat eine beträchtliche Vermehrung der geschichtlichen Beispiele stattgefunden. Die „allgemeinen Grundsätze für nächtliche Unternehmungen" sind nahezu einwandsfrei; sie ständen besser an der Spitze als am Ende des ersten Theils. Besonders dankenswerth ist die Bearbeitung des Antheils, den das II. Armeekorps an dem Abend bezw. in der Frühnacht des 18. August an der Schlacht aon Gravelotte genommen hat. Für die Darstellung des Nachtgefechtes bei Podol ist künftig mit Nutzen die kürzlich erschienene Geschichte des Regiments Nr. 31 aom General Gottschalck zu aerwerthen.

Der Herr Verfasser ist keineswegs ein unbedingter Anhänger oder Herold nächtlicher Kämpfe; ihm kam und kommt es lediglich darauf an, das Nachtgefecht nach kriegsgeschichtlichen Begebenheiten möglichst gründlich zu beleuchten und die dabei gemachten Erfahrungen klarzulegen. Besonders ist in jedem Fall nachgewiesen, welche Ursachen zu dem betreffenden Nachtgefecht geführt oder den Entschluß zu einem nächtlichen Unternehmen veranlaßt haben. „Es kam mir nicht nur darauf an, Verständniß für den Verlauf und die Leitung nächtlicher Kämpfe zu verbreiten, sondern auch das Urtheil darüber zu schärfen, unter welchen Verhältnissen der Entschluß zu einer nächtlichen Unternehmung gerathen oder gar geboten ist," sagt Oberst v. Cardinal.

Mag man über die Nachtgefechte denken, wie immer man will: es steht fest, daß Truppen so und so oft gezwungen waren, in der Dunkelheit zu kämpfen, daß es also ein Gebot der Klugheit ist, dies Fechten, soweit es eben angeht, im Frieden zu üben, damit die Truppen nicht ganz überrascht werden.

Jedenfalls ist das Werk des Oberst v. Cardinal ein außerordentlich aerdienstliches. 129.

Geschichte des Feldzuges 1814 gegen Frankreich unter besonderer Berücksichtigung der Antheilnahme der königlich württembergischen Truppen. Von Fritz v. Hiller, Oberst und Regimentskommandeur. Herausgegeben von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte. Stuttgart 1893. Verlag von W. Kohlhammer. Preis 6 Mk.

König Karl von Württemberg hatte vor einigen Jahren die Abfassung einer derartigen Schrift dem Major v. Niethammer, dem Verfasser mehrerer kriegsgeschichtlichen Werke von Ruf aufgetragen, nach dessen Tode dem Oberst v. Hiller, der sich seiner Aufgabe mit anerkennenswerthem Eifer und Erfolge unterzogen hat. Die Zahl und Güte der benutzten Quellen bot Gewähr, daß die allgemeine Geschichte des Jahres 1814 sich klar darstellte — und wir müssen gestehen, daß die Thätigkeit der Württemberger unter ihrem kronprinzlichen Führer trefflich zur Geltung kommt. Manche schöne Waffenthat ist an ihren Namen geknüpft; sie haben in drei Schlachten und 17 größeren und kleineren Gefechten gekämpft.

Eine große Anzahl von Beilagen — Listen, Rapporte, Befehle u. s. w. ist beigegeben. Das Kartenmaterial ist vortrefflich. 128.

Souvenirs de la guerre de crimée 1854—1856. Par le général Fay, ansien aide de camps du marechal Bosquet. Deuxième édition. Paris 1889. Berger-Levrault et Cie., editeurs

Es ist leicht zu verstehen, daß der französische General mit Stolz vor nunmehr fünf Jahren zur Bearbeitung der zweiten Auflage seines Werkes schritt, „stolz das Haupt erhebend, indem er den Bericht der ruhmreichen Thaten wieder aufnahm, deren er zu Beginn seiner Militärlaufbahn Zeuge war.“ Der General, später Souschef des großen Generalstabes, des Kriegsministers u. s. w., Verfasser vieler bedeutender fachmännischer Werke, schildert in einfacher, anziehender, selbstbewußter Weise — äußerst anschaulich — die Begebnisse des Krimkrieges im Allgemeinen, die der Division Bosquet insbesondere. Man sieht sie vor sich, die Verbündeten, — die Engländer, Türken, Franzosen, — man sieht sie aufs hartnäckigste um die Festung Sebastopol ringen mit den zähen Russen; die Schlachten an der Alma, bei Balaclava und besonders bei Inkermann werden dargestellt, in welcher letzteren die Division Bosquet die Engländer aus großer Bedrängniß errettete und den Sieg entschied. Es berührt äußerst wohlthuend, daß die französische Ruhmredigkeit und die Phrase in diesem Werke keinen Platz gefunden hat. 8.

Universum, Illustrirte Familien-Zeitschrift Verlag des Universum, Dresden.

Das neueste 11. Heft enthält außer der Fortsetzung zweier Romane von Ganghofer und Jensen zwei in sich abgeschlossene Novellen, einen illustrirten Aufsatz über Segelschlittensport. Der Inhalt auch dieses Heftes erfüllt die hohen Ansprüche, welche man an diese vornehme Familienzeitschrift zu stellen gewohnt ist.

Kleine Mittheilungen.

Der technischen Zeitungs-Korrespondenz (R. Lüders, Görlitz) entnehmen wir folgende interessante Mittheilungen:

Der Dynamit des Alterthums. Der Titel dieser Mittheilung mag allerdings befremdend klingen und die Vorstellung erwecken, als ob Griechen und Römer schon das moderne Sprengmittel gekannt und zu den bekannten Zwecken benutzt hätten. Wenn auch dies nicht gerade der Fall, so mag diese Besprechung doch Anlaß zu der Erörterung der Frage geben, ob dem Alterthum nicht doch ein ähnliches Sprengmittel zur Hand gewesen sei, und gehen die Gründe zu dieser Annahme aus folgender Betrachtung hervor. Schon in der Schule wird uns gelehrt, daß Hannibal bei seinem Zuge über die Alpen sich und seinen Elephanten mit vielen Schwierigkeiten einen Weg über das Gebirge gebahnt „und die im Wege befindlichen Gesteinmassen mit Essig habe entfernen lassen.“ — Obgleich diese Erzählung ein Unsinn, wenn man bedenkt, wieviel Essig dazu nöthig ist, auch nur kleine Mengen von Gestein aufzulösen, welches dabei aber höchstens Kalk oder Magnesia gewesen sein dürfte, so wird diese Fabel doch weiter gelehrt, ohne darüber weiter nachzudenken, was wohl unter dem Essig zu verstehen ist. Die Bemerkung, daß Essig (Acetum) zum Sprengen von feindlichen Befestigungen verwendet worden sei, findet sich in der That bei vielen römischen Schriftstellern, überall jedoch, wo sich die Bezeichnung „Essig“ für dies Mittel bei den Römern findet, sprechen die griechischen Geschichtsschreiber von einem Mittel „Okos“ (ὄξος), welches mit der griechischen Bezeichnung für Essig nichts gemein hat. Es ist also anzunehmen, daß der lateinische Ausdruck Acetum-Essig nur eine, übrigens damals ganz allgemein geläufige Bezeichnung eines Sprengmittels darstellt, welches auch Hannibal zu seinen Zwecken anwandte. Beläge für die Richtigkeit dieser Annahme findet man, wenn man die Sache in diesem Sinne betrachtet alsdann auch eine Menge. So sprechen Titus Livius und Appianus auch von diesem „Essig“ und fügen hinzu, daß seine Wirkung mit Hülfe einer Flamme, sowie durch eiserne Werkzeuge noch erhöht werden könnte, Bemerkungen, die doch absolut keinen Sinn haben würden, wenn von wirklichem Essig die Rede wäre. Daß Gesteine durch Hitze mürbe gemacht werden, ist allgemein und war auch den Alten schon bekannt; wenn aber Plinius d. J. sagt: „wo das Feuer (zum Lockern des Gesteines) nicht ausreicht, nimmt man seine Zuflucht zum Acetum, welchem kein Gestein Widerstand leisten kann“, so ist es einfach unmöglich, hier an Essig denken zu wollen. Auch Dion Cassius berichtet, daß Metellus bei der Belagerung von Eleutheria auf Creta einen Thurm der Stadt durch „Okos“ oder „Acetum“ zerstört habe; wie aber dies möglich gewesen sei, wenn man darunter

Essig verstehen will, so wäre die Geschichtsforschung dafür ebenso die Erklärung schuldig wie über Hannibals Verwendung des Essigs zur Auflösung des Alpengesteines. Ebenso spricht Apollodorus, ein Baumeister zur Zeit Hadrians, davon, daß man leicht eine Bresche in einer Mauer erzielen könne, wenn man eine Stichflamme gegen diese richte und in diese „Acetum" einleite; hieraus geht wohl klar heovor, daß „der Essig" ein ganz eigenartiges, heftig wirkendes Mittel sein mußte. Solche Stellen finden sich in Menge selbst noch bei Schriftstellern der christlichen Zeitrechnung und treffen wir sogar Abbildungen über die Anwendung des sonderbaren Dynamites in einem von Hero von Byzanz herausgegebenen Werke. Dieser Hero, der seine wirkliche Person unter genanntem Namen verbarg, auch häufig unter dem Namen „Anonymus" schrieb und wahrscheinlich im 10. Jahrhundert n. Chr. lebte, führte so ziemlich alle über das Sprengmittel in der alten Litteratur enthaltenen Stellen in seinen Werken an, spricht aber leider nicht über die Zusammensetzung des antiken Sprengmittels. Eine Abbildung dieses Werkes zeigt eine, wie eine große Löthlampe gestaltete Maschine, welche einen Feuerstrahl gegen die Mauer eines Thurmes bläst, alsa die von Apollodorus gegebene Beschreibung versinnlicht; wir sehen auch, wie das verderbliche Mittel schon eine Menge tiefer Löcher in den Thurm gebohrt hat und daß dieser sich bereits bedenklich auf die Seite neigt. Nach diesen Angaben möchte wohl die Hannibal'sche „Essigmethode" in etwas anderem Lichte erscheinen und das Vorhandensein eines Sprengmittels im Alterthum zweifellos sein; ob die Zusammensetzung des „Sprengessigs" noch einmal bekannt werden wird, ist allerdings der Geschichtsforschung anheim zu stellen. —

Die pneumatische Geschütz-Batterie zur Befestigung des New-Yorker Hafens. Die Idee, durch Preßluft Geschosse zu werfen, ist eine uralte und wird in der rohesten Form eigentlich sogar schon bei den Blasrohren, wie sie die Jugend und wilden Völker benutzen, angewandt. Die Flinten der Schießbuden sind auch heute noch sogenannte Windbüchsen, bei welchen durch Drehen einer Kurbel die Luft in einem kleinen Raum komprimirt und nachher beim Abziehen des Stechers, durch Oeffnen eines Ventils, zur Wirkung auf das Geschoß gebracht wird. So billig und einfach diese treibende Kraft ist, die auch keinen Rauch und wenig Knall erzeugt, so erfordert doch die Kompression eines größeren Quantums Luft, wie es zur Erzielung einer dem Schießpulver gleichkommenden Wirkung erforderlich sein würde, eine mechanische Einrichtung, wie sie an Handfeuerwaffen und Feldgeschützen nicht gut anzubringen, mithin höchstens bei Festungsgeschützen anwendbar wäre. In diesem Sinne haben denn auch die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nunmehr das System mit Erfolg zur Vertheidigung der Einfahrt des Hafens von New-York benutzt und zu Sandy Hook, auf der äußersten Spitze der Insel New-Jersey, eine Batterie aon drei Geschützen aufgestellt, die neulich prabirt und ihrer Bestimmung übergeben wurde, und über welche uns das Patent- und technische Bureau von Richard Lüders in Görlitz einige nähere Angaben macht. Die Batterie besteht aus drei Gußstahlgeschützen, von denen zwei Stück 15 Zoll Bohrung, eins 8 Zoll Bahrung hat, die von der Pneumatic Torpedo and Con-

struction Co. zu New-York geliefert wurden. Die Dampfkessel und Kompressoren, welche zur Lieferung der als treibende Kraft wirkenden komprimirten Luft dienen, umfassen eine Dampfmaschinen-Anlage von 400 Pferdestärken und zwar ist für jedes Geschütz ein besonderer Sammler für die Preßluft vorhanden. Die völlig im Kreise drehbaren Geschütze werden auf elektrischem Wege gedreht und gerichtet und kann eine völlige Drehung, nur durch den Druck auf einen Knopf, in 52 Sekunden erfolgen. Ebenso werden die als Geschosse benutzten Granaten durch elektrische Hebezeuge verladen; diese Geschosse enthalten als Sprengstoff eine Mischung von 87 Hunderttheilen Nitroglyzerin, 7 Theilen Schießwolle, 4 Theilen Magnesia und 2 Theilen Campher; die Zündung geschieht durch eingeschraubte Perkussionszünder in gewöhnlicher Weise. Die Fluggeschwindigkeit der Geschosse ist zwar keine große, so daß das Geschoß sofort nach Verlassen des Laufes sichtbar wird; die Wirkung der Geschosse ist also eine mehr mörserartige und bezwecken dieselben weniger an und für sich als durch die in ihnen enthaltene, bei den großen Kalibern gegen 250 kg betragende Sprengladung zu wirken. Trotzdem ist die Wirkung eine vorzügliche und eine so furchtbare, daß durch die Batterie die Einfahrt in den Hafen völlig und absolut geschützt ist; von 100 Schüssen konnten 96 als sogenannte Kernschüsse betrachtet werden, gewiß ein vorzügliches Resultat. Bei den Versuchen vernahmen die geladenen Zuschauer beim Abfeuern der Geschütze zunächst ein eigenthümlich zischendes, dann in einen dumpfen Knall übergehendes Geräusch; die auf das Wasser aufschlagende Granate verursachte zunächst ein Aufspritzen einer enormen, über 100 Fuß hohen und 50 Fuß dicken Wassersäule, worauf sofort die Explosion erfolgte. Der Luftdruck, den dieselbe erzeugte, war so intensiv, daß auf dem $2^1/_2$ km entfernten Leuchtthurme die Fenster sprangen. Die Kompressionsanlage ist von der Größe, daß alle drei Geschütze innerhalb fünf Minuten wieder den zum Schießen nöthigen Bedarf an Preßluft erhalten, mithin in einer Stunde 36 Geschosse versendet werden können. Obgleich die Konstrukteure mit ihrem System durchaus nicht eine Umwälzung der Artillerie bezwecken, und selbst sagen, daß dasselbe nur für mittlere Entfernungen mit Vortheil anwendbar sei, so genügt die Einrichtung doch in bester Weise und wird man sich wohl vorher alle Vortheile, welche das pneumatische System dem bisher üblichen mit Schießpulver gegenüber hat, genau erwogen und berechnet haben, ehe man dasselbe annahm. --

Der so viel besprochene Dowe'sche Panzer hat wohl in keinem Lande ein solches Interesse für diese Frage erweckt wie in England, und sind sofort eine Menge anderer, kugelfest sein sollender Konstruktionen daselbst entstanden. Unter diesen verdient eine, von Smith in London angegebene, besondere Beachtung. Dieser Panzer besteht, nach einer Mittheilung vom Patent- und technischen Bureau von Richard Lüders in Görlitz, aus einer Lage dünnwandiger Stahlrohre von etwa 10 mm Durchmesser, die mit den Längsseiten einander berührend, eine wie eine Rohrmatte beschaffene Ebene bilden. Ueber diese kommt noch eine zweite derartige Lage, deren einzelne Stäbe in den Rillen zwischen den Stäben der unteren Lage

sich einschmiegen. Diese Anordnung widerstand allen Beschießungs-Versuchen und begründet der Erfinder die günstige Wirkung dadurch, daß die aufschlagenden Kugeln stets gegen gekrümmte Flächen treffen und dadurch von der geraden Richtung abgelenkt werden.

Kleine Mittheilungen über: A. Inländische Zeitschriften.

1. Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine. Band 94. Nr. 281. Februar 1895. Berlin, Verlag von A. Bath. Inhalt: Der Parteigänger Friedrich v. Hellwig und seine Streifzüge, im kriegerischen Zusammenhang betrachtet. (Fortsetzung.) — Improvisirte Befestigungen. (Fortsetzung.) — Die englischen Flottenmanöver 1894. — Ueber Melde- und Ordonnanzdienst der Kavallerie. Von Junk, Rittmeister a. D. — Einige Bemerkungen zum Neuabdruck der Felddienstordnung vom 20. Juli 1894. — Die Wirkung der Feldgeschütze 1815 bis 1892. — Militärisches aus Rußland. — Umschau in der Militär-Literatur.

2. Archiv für Artillerie- und Ingenieuroffiziere des deutschen Reichsheeres. Januar-Februar 1895. Berlin, Mittler u. Sohn. Inhalt: Killiches, Besprechung verschiedener Ansichten über die Organisation der Kriegstechnik. — Klußmann, Ueber den Luftwiderstand bei sehr großen Geschoßgeschwindigkeiten. — Fellmer, Ueber die Konstruktion der Züge bei den modernen Artillerien. — v. Cohausen, Zur Geschichte des Bastions. (Hierzu Tafel 1.) — Rohne, Noch einmal „Treffer und getroffene Figuren". — Literatur.

3. Marine-Rundschau. Berlin, Mittler u. Sohn. Februar 1895. Inhalt: Zum Studium der Seekriegsgeschichte. — Seeschlacht von Hai-yun-tau. — Sicherheitsvorrichtungen zur Vermeidung von Maschinenhavarien und zum Schutze des Maschinen- und Heizerpersonals gegen Verbrühen durch Dampf. (Schluß.) — Mittheilungen aus fremden Marinen. — Personalnachrichten. — Inhalt der Marineverordnungsblätter 25/94 und 1/95.

4. Professor Dr. G. Jäger's Monatsblatt. Zeitschrift für Gesundheitspflege und Lebenslehre. Stuttgart. Februar 1895. Inhalt: Zwanzig Jahre nackt. — Eine Bücheranzeige. — Eine Fußreise um die Erde in Jägerkleidung. — Zur Frage der Schulreform. — Kleinere Mittheilungen: Ueber die Wollkleidung. Ein Urtheil über mein System und das Monatsblatt. — Anzeigen.

B. Ausländische Zeitschriften.*)

1. Streffleur's österreichische militärische Zeitschrift. Februar 1895. Wien, W. Braumüller. 2. Heft. Inhalt: Feldzeugmeister A. Freiherr v. Schönfeld. (Mit Portrait.) — Die Kämpfe in den Loferer Pässen und im Paß Strub 1805. Von Oberst G. Frhr. v. Raretich. — Unsere tragbare Zeltausrüstung. Von Haupt-

*) Es sind hier nur Schriften deutscher Sprache aufgeführt.

mann H. v. Buchwald. — Der Soldat auf dem Felde der Politik. Von Oberstlt. Auditor Dr. F. Dangelmaier. — Erstürmung Praga's durch Suwarow 1794. — Studie über Länderbefestigung. — Blätter und Blüthen. — Literatur.

2. Minerva. Illustrirte militärwissenschaftliche Zeitschrift mit dem Beiblatt „Militärblatt". Januar 1895. Wien, Seidel u. Sohn. Inhalt: Humbert, König von Italien. — Die Einnahme von Kassala. — Reorganisation der italienischen Armee. — Die Mobilisirung der russischen Armee. — Die deutsche Felddienstordnung vom Jahre 1894. — Offiziersbibliotheken — Fahrpanzer. — Das Heerwesen der Balkanstaaten. — Miszellen aus Rußland. — Kleine Mittheilungen.

3. Organ der militärwissenschaftlichen Vereine. Herausgegeben vom Ausschusse des militärwissenschaftlichen Vereins in Wien. 1. Heft. 1895. Wien, Verlag des Vereins. Inhalt: Das russische Gewehr. — Der heutige Stand der Befestigungsfrage. — Untersuchungen über die Taktik der Massenheere. — Militärische und technische Mittheilungen. — Vereinskorrespondenz. — Bücher-Anzeiger.

4. Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. Herausgegeben vom K. u. K. technischen und administrativen Militärkomitee. Jahrgang 1895. 1. Heft. Wien, R. v. Waldheim. Inhalt: Aufsätze: Weitere Beiträge zur elementaren Theorie des Gabelverfahrens. Von R. v. Wuick. — Die provisorische Befestigung. Von E. v. Leithner. (Mit zwei Tafeln.)

5. Mittheilungen aus dem Gebiet des Seewesens. Herausgegeben vom K. u. K. hydrographischen Amt in Pola. Februar 1895. Inhalt: S. M. Schiff „Kaiserin und Königin Maria Theresia". — Die englischen Flottenmanöver 1894. — Die französischen Flottenmanöver 1894. — Eine Methode zur Bestimmung des astronomischen Punktes ohne Logarithmentafeln. — Ueber die besten taktischen Methoden zur Ausnutzung des Gefechtswerthes von Schiffen und deren Waffen (Artillerie, Ramme und Torpedo) im Kampfe zwischen Flotten, Gruppen und einzelnen Fahrzeugen. — Die Vertheidigungswerke von Tarent. — Der Schifffahrts-Kanal von Korinth. — Das italienische Schlachtschiff „Re Umberto". — Das englische Schlachtschiff „Magnificent". — Torpedobootszerstörer „Ardent", „Conflict" und „Dragon". — Das französische unterseeische Torpedofahrzeug „Gustave Zédé". — Neue französische Flußkanonenboote. — Ueber die geplante Flottenvermehrung Portugals. — Neue Panzerschiffe für die brasilianische Kriegsmarine. — Ein neuer französischer Kriegshafen. — Ein neuer Typ den Whitehead-Torpedos für die englische Flotte. — Eine neue Hemmung für Taschenchronometer. — Der Fesselballon zur See. — Literatur. — Zeitschriften-Index. — Bibliographie. — Mit 15 Figuren im Text und 1 Lichtdruck: S. M. Schiff „Kaiserin und Königin Maria Theresia" bei 19 Knoten Fahrt.

Nr. 3. Inhalt: Ueber Strategie zur See in der Defensive. — Ueber das Führen der Schutznetze auf Schlachtschiffen. — Ueber moderne Seetaktik. — Von der englischen Kriegsmarine.

6. Schweizerische Monatsschrift für Offiziere aller Waffen.

Unter Mitwirkung höherer Offiziere der Armee herausgegeben von Oberst H. Hungerbühler. Nr. 1. Januar 1895. Frauenfeld, Huber. Inhalt: Der militärische Vorunterricht. — Manöver gegen markirten Feind und Manöver mit Gegenseitigkeit. — Programm für Ertheilung des Reitunterrichts in Zentralschulen. — Militärisches aus Deutschland. — Kleine Mittheilungen. — Literatur.

7. Blätter für die Kriegsverwaltung. Organ des schweizerischen Verwaltungsoffiziers-Vereins. Nr. 1. 1895. Inhalt: Die Eisenbahnen im Kriegsfalle. — Verpflegungsdispositionen aus französischen Manövern. — Aus der Verordnung, betreffend die Vollziehung des Bundesgesetzes über die Errichtung von Armeekorps. — Schweizerischer Verwaltungsoffiziers-Verein. — Kleine Zeitung. — Vom Büchertisch.

8. Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. Herausgegeben von Oberst F. C. Bluntschli. Nr. 1. Januar 1895. (Jahrgang 31.) Inhalt: Mittheilungen über unsere Artillerie. — Organisatorisches. Die Trainorganisation im Armeekorps. Verhalten der Geschütze und der Munition in den Schulen und Kursen der Artillerie im Jahre 1894. Personelles. — Disziplin oder Abrüsten. — Notizen. — Literatur.

Verzeichniß eingegangener neuer Werke.

Aus dem Verlage von Mittler u. Sohn:

1. **Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870/71.** Von Graf Helmuth v. Moltke, Generalfeldmarschall. Mit 11 Bildnissen, einer Uebersichtskarte in Steindruck, 12 Planskizzen und der Wiedergabe der Schlußworte des Werkes in Moltke's eigener Handschrift. Volksausgabe. Geh. 3 M., in gepreßtem Orig.-Einband 3,60 M.

2. **Grundriß der Taktik.** Von J. Meckel, Generalmajor.

3. **Neueste militärische Bücher.** (Oktober 1893 bis September 1894.) Kostenfrei.

4. **Afrika. Schilderungen und Rathschläge zur Vorbereitung für den Aufenthalt und den Dienst in den deutschen Schutzgebieten.** Von v. Wißmann, Major. Preis 1,20, geb. 2 M.

5. **Die deutsche Reiterei in den Schlachten und Gefechten des Krieges von 1870/71.** Von Kunz, Major. Preis 7,50, geb. 9 M.

6. **Kriegsgeschichtliche Einzelschriften** Herausgegeben vom großen Generalstab, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Heft 17. Truppenfahrzeuge, Kolonnen und Trains bei den Bewegungen der I. und der II. deutschen Armee bis zu den Schlachten westlich Metz. Mit einer Uebersichtskarte und vier Skizzen. Preis 2 M.

Liebel'sche Buchhandlung:

7. **Kurzgefaßte vaterländische Geschichte für den preußischen Soldaten.** Von Paul v. Schmidt, Generalmajor a. D. Preise: einzeln à 75 Pf., von 10 Exemplaren an à 65 Pf.

8. **Deutscher Unteroffizier-Kalender auf das Jahr 1895.** Ein Taschenbuch für den Unteroffizier (Kapitulanten) und Unteroffizier-Aspiranten (Einjährig-Freiwilligen). Herausgegeben von der Leitung der „Unteroffizier-Zeitung". 8. Jahrgang. Preise: einzeln à 40 Pf., von 10 Exemplaren an à 30 Pf.

Fernere Bücher:

9. **Das Exerzir-Reglement der französischen Infanterie von 1894.** Leipzig, Zuckschwerdt u. Möschke. Preis 3 M.

10. **Die neuen Vorschriften über den Aufklärungs- und Sicherheitsdienst der französischen Armee.** Leipzig, Zuckschwerdt u. Möschke. Preis 80 Pf.

11. **Un Chapitre de l'histoire contemporaine Sedan.** Par Louis Navere. Bruxelles, J. Lebègne et Cie., 46 rue de la Madeleine.

12. **Gefechtsbilder aus dem Kriege 1870/71.** Band III. Laon und Mézières. Von Fritz Hoenig. Berlin 1894. Militär-Verlag R. Felix.

13. **Die japanische Armee in ihrer gegenwärtigen Uniformirung.** Leipzig, Verlag von Moritz Ruhl.

14. **Artaria's Eisenbahn- und Post-Kommunikationskarte von Oesterreich-Ungarn 1895.** Wien, Verlag Artaria u. Co. Preis 1 Fl. 2 Kr.

15. **Carte de la repartition et de l'emplacement des troupes de l'armée française pour l'année 1895.** Paris, Librairie H. de Soudier, 174 Boulevard Saint-Germain. Prix Fr. 1,50.

16. **Reflections on the art of war.** By colonel Reginald Clare Hart N. C., Director of military education in india. London 1894. William Clowes and Sons, Charing Cross SW.

Der Inseratentheil erscheint in Verbindung mit den „Neuen Militärischen Blättern" am 1sten jedes Monats

Inseratentheil der „Neuen Milit. Blätter"

Insertions-Gebühr für die 2gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig

Alleinige Inseraten-Annahme in der Expedition der „Neuen Militärischen Blätter", Berlin W., Winterfeldtstraße 26, Gartenhaus 1

Dem Generaloberst der Kavallerie

Otto Fürst von Bismarck

Herzog von Lauenburg

Chef des Kürassier-Regiments von Seydlitz

zum 1. April 1895.

Wenn heute, am achtzigsten Geburtstage des Fürsten Bismarck, im ganzen deutschen Vaterlande nicht nur, sondern allüberall in allen Welttheilen, wo immer Deutsche wohnen, Millionen treuer Herzen sich zusammenfinden in den Gefühlen der Verehrung und Dankbarkeit für den „Baumeister des Deutschen Reiches", so darf und will auch die Armee nicht fehlen. Denn nicht nur äußerlich, tief im innersten Herzen befestigt und unauflöslich sind die Bande, welche die Armee mit dem Fürsten Bismarck verknüpfen. Darf die Armee sich rühmen, das nie versagende Werkzeug gewesen zu sein, welches der ächt deutschen, auf die Einigung der deutschen Stämme gerichteten Politik des Fürsten das Gelingen gab, so hat auch Fürst Bismarck ein Recht auf die unauslöschliche Dankbarkeit der Armee. Wie er das Werk unseres unvergeßlichen Heldenkaisers, die Reorganisation der Armee, die Grundlage ihrer künftigen Größe in hartem, aufreibendem Kampfe gegen eine Welt von Unverstand und Haß siegreich vertheidigte, so hat seine geniale Führung der auswärtigen Politik der Armee die herrliche Siegesbahn geebnet und freigehalten, welche sie in drei ruhmvollen Kriegen durchschreiten sollte. Theuere, schmerzlich empfundene Opfer hat dieser Siegeslauf von der Armee gefordert, aber mit gehobenem Herzen und freudigem Stolz frei von aller Bitterkeit darf sie ihrer gedenken. Auch das dankt sie nächst dem Heldenkaiser Seinem großen Kanzler. Dieses Mal hatte die Feder der Diplomaten nicht verdorben, was das Schwert errungen!

Die Armee verehrt und bewundert in dem Fürsten Bismarck das leuchtende Vorbild jeglicher soldatischen Tugend. Sie weiß sich eines Geistes mit ihm in unwandelbarer Treue gegen unsern Kaiserlichen Herrn, in furchtloser Hingebung an die Pflicht bis zum letzten Athemzuge. So stimmt sie ein in den Ruf, der heute die Welt durchbraust:

Der Generaloberst der Kavallerie, Fürst Otto von Bismarck

Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Der Suezkanal in seiner Bedeutung für den Weltfrieden.

[Nachdruck verboten.]

Europa starrt von Waffen, jede Nation, auch die angeblich friedlichste, spornt alle Kräfte an, um mit Heer und Flotte schlagbereit zu sein. Der Krieg im fernen Asien erbringt noch dazu für Jedermann klar und faßbar den Beweis, daß eine geschulte Armee und eine auf der Höhe der Zeit gehaltene Marine einer noch so großen, zusammengerafften, bewaffneten Volkswehr und einer veralteten Flotte unendlich überlegen ist, und daß nach Ausbruch der Feindseligkeiten weder mächtige Geldmittel noch guter Wille im Stande sind, Vernachlässigtes wieder gut zu machen. Ja, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, in militaribus äußerst sparsam und zurückhaltend, haben ihre Ansicht darüber seit 1889 wesentlich geändert, bauen — wenn auch lange nicht so, wie anfangs beschlossen — eine große, hochmoderne Flotte und haben bereits recht nette Proben in Hawaii, Chile und Brasilien davon gegeben, wie sie dieselbe benutzen wollen, um wieder auf die Kosten zu kommen.

Aus Friedensliebe entspringen diese ungeheuren Rüstungen sicher nicht. Der Fürst Reichskanzler sagte einmal: „Die Nationen lieben sich nicht, sie hassen sich!" Sicher hat er darin Recht, daß aus „Liebe" eine der andern nicht weit entgegenkommen wird, sondern lediglich aus politischen Gründen, und jene Waffen werden nur deshalb geschärft, weil man weiß, daß es besser und billiger ist, seine Rechte mit dem Stahl in der Faust energisch vertheidigen zu können, als sich durch diplomatische Verträge gesichert zu glauben. In ersterem Falle ist man zum mindesten ein gesuchter Bundesgenosse, in letzterem werden die beiderseitigen kriegführenden Mächte alle Papierrechte nicht respektiren.

Es giebt nun, trotzdem die Welt in Waffen starrt, eine ganze Menge Leute, nach deren Ansicht gerade die Ungeheuerlichkeit der Rüstungen den Frieden sichert. Sie glauben nicht an einen Welt-Zukunftskrieg, der das ganze Aussehn Europas verändern wird, der viele, viele Milliarden verschlingt, hunderttausende von Existenzen vernichtet, und aus welchem auch der Sieger schwer geschädigt hervorgehen muß. Wäre diese Ansicht zutreffend, dann brauchten alle Nationen nur abzurüsten, und viel Aerger und Geld würden gespart, wenn auch nicht in dem Maße, wie mancher glaubt. Doch kann man auch der Ansicht sein, daß, falls eine Nation durch Ersparnisse, Abrüstungen u. s. w. später Mißerfolge hat, die bekanntlich sehr theuer sind,

und dann jene Friedensredner verantwortlich machen will — daß dann jeder derselben sich auf das Energischste dagegen verwahrt, jemals derartige Meinungen überhaupt gehört oder ihnen beigestimmt oder gar selbst sie geäußert zu haben.

Es giebt aber auch Leute, welche den heutigen Frieden mit einem Mondsüchtigen vergleichen, der auf einer Dachrinne wandelt und den man nur anzurufen braucht, um ihn zum Fall zu bringen; welche behaupten, die ganze heute kriegsfähige Bevölkerung Frankreichs sei im Haß gegen das neue Deutschland erzogen, Rußland und England strebten nach Konstantinopel, der Dreibund sei unnatürlich, weil alle drei Völker sich innerhalb weniger Jahrzehnte untereinander blutig geschlagen hätten, der Zweibund sei noch unnatürlicher u. s. w., alles Meinungen, die sich sehr wohl vertheidigen lassen.

Jedenfalls ist die Verantwortung, einen Weltkrieg heraufzubeschwören, eine ungeheure, und als sehr wohl möglich muß es scheinen, daß nicht der Wille eines Staatenleiters, ganz gleich, ob Monarch oder Volksvertreter, den Weltkrieg entzünden wird, sondern daß der durchgegangene Verstand einer Nation ihn entflammt, was jeden Augenblick geschehen kann.

Ueber dem Drei- und Zweibund scheint nun — majestätisch — England zu schweben. Anscheinend unantastbar, Herrscher in allen Meeren, gesucht als Bundesgenosse von beiden Gegnern, reich und aus der Geschichte bekannt als Subsidienzahler — eine beneidenswerthe Lage!

Sehen wir uns das „Beneidenswerthe" einmal mit möglichster Objektivität an.

Es ist bekannt, daß England europäischen Händeln, wenn irgend möglich, durch die Diplomatie aus dem Wege zu gehen sucht und sich scheut, neben und gegen europäische Armeen und Flotten die Waffen zu gebrauchen.

Seit dem Krimkrieg, welcher 15 Milliarden kostete und die Engländer den Franzosen in jeder Weise unterlegen zeigte, der den Verbündeten einen zerschossenen Steinhaufen eintrug, der heute mächtiger befestigt dasteht, als er es jemals gewesen ist — seitdem scheint man sich ungern an europäischen Zusammenstößen zu betheiligen, so gern man das (z. B. 1864) zuweilen möchte. Dafür tritt man gegen Egypter, Kaffern, Sudanesen mitunter energisch auf, wenngleich, wie gegen den Sudan, nicht immer mit Erfolg.

Zweifellos aber ist Englands Diplomatie, ob mit oder ohne bewaffnetem Einschreiten, von großen Erfolgen begleitet und da diese Erfolge allbekannt und greifbar sind, ferner an Zahl groß dastehen und sich von Zeit zu Zeit wiederholen; da weiterhin England mit seinem Handel, seiner Schifffahrt, seinem Kabelnetz, den Kolonien mit ihren Handelszentren, befestigten Häfen, Kohlenstationen den Erdball überspannt — so hat sich eine hohe Meinung von englischer Machtstellung herangebildet, die noch dadurch verstärkt wird, daß einerseits das Auftreten der Engländer außerhalb ihres Vaterlandes

nichts weniger als bescheiden genannt werden kann, andererseits ihnen ein sehr energischer Schutz seitens der Konsularbeamten stets zu theil wird. In den beiden letzteren Punkten allerdings ist ihnen der „freie Bürger Amerikas“ noch erheblich — über.

Endlich ist der Nimbus, der das Inselreich umgiebt, seit es allein Napoleon trotzte, noch heute nicht geschwunden.

Aber — der Plan des Korsen — durchaus im Prinzip richtig — heute durchgeführt, würde England binnen weniger Monate dem Hungertode preisgeben, nämlich — die Handelssperre.

England ist durchaus abhängig von auswärtiger Zufuhr und der Offenhaltung des Welthandels, den es mit seiner Riesenflotte vollkommen in Händen hat und dessen Werth auf rund 1000 Milliarden berechnet ist.

Es muß daher England in steter Angst schweben, daß dieser Handel an irgend einem Punkte der Welt geschädigt werden kann, ja es muß sich sagen, daß es in manchen Meeren seine ganze bei Ausbruch eines Krieges dort befindliche Handelsflotte verliert, weil es nicht in der Lage ist, helfend einzugreifen.

Ein solcher Meerestheil ist z. B. das Schwarze Meer.

Da Rußlands Kriegsflotte, namentlich auch mit der freiwilligen Flotte, das Meer völlig beherrscht, die Dardanellen von England nicht passirt werden können, so fallen die englischen Schiffe in russische Hände, und das sind große Werthe. Hier einige Zahlen: Odessa wurde 1893 von 539 englischen Dampfern von 808 822 t angelaufen*), Batum 1892 von 279 Engländern von 390 421 t**). Solche Zahlen geben einen Begriff davon, was England verlieren kann.

Dieser gewaltige Seehandel, die Quelle der Macht und des Reichthums Großbritanniens, besitzt eine Schlagader, durch welche er zum großen Theil geht, eine gefährdete Stelle, an welcher unterbunden werden kann und — wenn dort unterbunden — die Macht Englands einen gewaltigen Stoß erhält.

„Diese Schlagader des englischen Handels ist der Suez-Kanal!“

Wohl gehen und kommen Riesenwerthe über den Atlantischen Ozean, auf welchem Frankreich als Kriegsmacht jede Konkurrenz aufgegeben hat, dagegen in den Vereinigten Staaten ein Riegel entstanden ist, dem man auf die Länge der Zeit kaum gewachsen sein wird, d. h als Kriegsmacht, denn im überseeischen Handel und namentlich im Verkehr, sind die Amerikaner als Konkurrenten für England ungefährlich und besitzen z. B. erst seit zwei Jahren eine einzige erstklassige Dampferlinie und auf ihr zwei erstklassige Schiffe, die noch dazu in England für alt gekauft sind, nämlich „New-York“

*) „La Marine de france“ Nr. 12.

**) „La Marine de france“ Nr 58.



und „Paris“ der American Company. Der Haupthandel Englands aber geht nach Indien, Ostasien, Australien und wiederum gehen alle theureren Ladungen auf Dampfern durch den Suez-Kanal und nicht um das Kap der Guten Hoffnung, weil durch solchen Zeitverlust die Zinsen und Spesen zu groß werden würden.

Der Suez-Kanal, der heute bei Tag und Nacht befahren wird, an dem man stets erweitert, und zu dessen Passage kaum 20 Stunden erforderlich sind, ist immerhin eine so enge Durchfahrt, daß deren Sperrung wenig Schwierigkeiten macht. Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, wie man eine solche Sperre herstellt, und als vortrefflich wurden ein, oder, wenn möglich, mehrere große Dampfer mit losem Zement bezeichnet, an welchen — zufällig — ein Ventil offen stand. Auf einige Millionen Mark, Rubel, Dollar, 2c. kommt es dabei nicht an, es handelt sich dann um viel beträchtlichere Werthe.

Der Kanal wurde von Frankreich und Egypten gebaut, letzteres verkaufte seine Aktien an England, und so ist denn heute die Königin von Großbritannien die größte Aktionärin der Gesellschaft, was am 25 jährigen Fest der Eröffnung 1894 von ihrem Vertreter, der in englischer Generalsuniform erschienen war, ganz besonders betont wurde, wobei eine Kompagnie englischer Marinesoldaten, die der Panzer „Dreadnought“ gelandet hatte, feierlichst die Honneurs vor dem anwesenden Khedive machte, welche Maßnahmen alle schönen Arrangements der Franzosen zu ihrem großen Aerger über den Haufen warfen.

Als größter Aktionär wünschte England nun auch an der Bewirthschaftung dieser eigentlich ja rein privaten Wasserstraße theilzunehmen, auf der Verkehr und Einnahmen in ganz ungeahnter Weise von Jahr zu Jahr wuchsen, und es gelang schließlich eine Art Mitprotektorat zu erlangen, wenngleich die Verwaltung bis heute noch in französischen Händen liegt, und alle Beamten Franzosen sind, was deutschen Schiffen keineswegs liebenswürdiges Entgegenkommen sichert, sondern sich in allerlei kleinen Benachtheiligungen zeigt.

Außer diesem „Protektorat“ aber schritt man zu einer sonderbaren Maßnahme, welche damals wie heute noch als ein unzweideutiges Angstprodukt bezeichnet worden ist und wird, nämlich: „Der Suez-Kanal wurde für neutral in Kriegszeiten erklärt!“

Aus dieser famosen Abmachung kann nur England große Vortheile ziehen, wenn alle andern sich schlagen, denn dann wird es diese Neutralität aufrecht erhalten, mit seinen Schiffen, die ja unter neutraler Flagge fahren, die Meere am Eingang und Ausgang des Kanals anstandslos passiren, während die Schiffe der kriegführenden Staaten im Rothen Meer wie im Mittelmeer allen Gefahren ausgesetzt sind, genommen zu werden. Doch bestehen für England diese Vortheile nur dann, wenn es neutral bleibt, bezw. wenn man ihm gestattet, neutral zu bleiben, und letzteres ist sehr fraglich.

Von Seiten des Dreibundes hofft man, England werde sich ihm anschließen. Weßhalb eigentlich, weiß man zwar nicht recht, aber thatsächlich ist diese Hoffnung vielfach mit großer Ueberzeugung von recht hervorragenden Leuten ausgesprochen worden.

Wer aber jemals englische Politik auch nur flüchtig verfolgt hat, wird zugeben müssen, daß England stets derartig lavirt hat, wie es seine Interessen erforderten. Die aber sprechen durchaus gegen jeden Anschluß an den Dreibund und machen, falls sich die Neutralität nicht durchführen lassen sollte, eine Hinneigung an Rußland und Frankreich wünschenswerth.

Der Suez ist nicht nur die merkantile Schlagader Großbritanniens, er ist auch die politisch-strategische, denn durch ihn geht der Weg zu dem bedrohten Indien.

Es ist bezeichnend für die Friedensliebe der Nationen und für die feste Basis des gegenwärtigen Friedens, daß die ganze Welt mit Bestimmtheit annimmt, daß Indien verloren gehen muß, sowie es an Rußland grenzt. Weshalb glaubt man das eigentlich? Franzosen und Deutsche grenzen ein Jahrtausend aneinander, haben sich niemals geliebt, sich furchtbar bekämpft, aber im Allgemeinen ist die Grenze noch heute dieselbe geblieben. Man nimmt also mit Sicherheit allgemein an, daß die Russen ein Eroberungsvolk sind, und zwar glaubt das in Bezug auf Indien die ganze Welt. Ja, dann wäre es aber doch von den „friedliebenden" Völkern die höchste Zeit, gemeinsam solchem Eroberer entgegenzutreten, da selbstredend mit der Zeit auch die Existenz aller gefährdet ist. Daran denkt aber natürlich Niemand.

Jedenfalls ist man in England auch der Ansicht, daß Rußland den indischen Besitz auf das Aeußerste bedroht, und in Rußland weiß man ganz genau, daß diese Ansicht in England besteht, und daß man sich auch etwas fürchtet.

Was ist nun natürlicher, als daß Rußland, zum wenigsten mit seinen asiatischen Truppen, gegen Indien demonstriren wird, falls England sich dem Dreibund zuneigt, und daß der Zweibund versuchen wird, auf jede mögliche Weise den Suez-Kanal in die Hand zu bekommen, zum mindesten ihn unpassirbar zu machen. Letzteres scheint leicht zu sein, da ja Franzosen das Beamtenpersonal bilden und Frankreich Alles daran liegen muß, England vom Dreibund abzuziehen, um seine Kriegsflotte energisch einsetzen zu können; dem ist aber nicht so, denn England steht seit zwölf Jahren in Egypten. —

Als ohne jede vorherige Meldung an andere Mächte am 11. Juli 1882 Morgens 7 Uhr das Bombardement Alexandriens begann, das übrigens sehr kläglich ausfiel und höchst überflüssig war, galt dasselbe, wie die darauf folgende Einnahme der Stadt und die Besetzung Egyptens nicht etwa Arabi Pascha, und diese Maßnahmen waren nicht etwa geschehen, weil man den Khedive Tefik sehr liebte, sondern die heiße Liebe galt einzig und allein — dem Suez-Kanal!

Es ist behauptet worden, der ganze Aufstand sei von Arabi auf Englands Veranlassung unternommen worden. Das ist wohl übertrieben und durch nichts nachweisbar. Als aber Arabi wirklich den Aufstand unternahm, war das für England ein höchst willkommenes Ereigniß, wie geschaffen dazu, den Suez zu sichern, und man kann sagen, es hat seinen Vortheil wohl benutzt, denn es steht heute noch in Egypten, bereit, jeden Augenblick den Kanal zu besetzen, und angeblich ist noch immer — nach zwölf Jahren — die Ruhe im Nillande nicht wieder hergestellt.

Die ab und zu von der Hohen Pforte eintreffenden, mehr oder weniger energischen Aufforderungen zur endlichen Räumung werden einfach ad acta gelegt und nicht beantwortet.

Die Bestimmung der in Egypten stehenden Truppen ist die, sofort bei irgend einer drohenden Gefahr per Eisenbahn an den Suez-Kanal zu gehen und im Verein mit der von englischen Offizieren befehligten egyptischen Armee die sog. Neutralität der Straße — vorläufig — zu sichern. In Wirklichkeit ist dann der Suez natürlich englisch, und man kann, wenn Frankreich unhöflich wird, gegen dasselbe Repressalien üben.

Hat man den Suez einmal besetzt, so kann man, wie man annimmt, zur rechten Zeit von Indien her etwa nöthige Verstärkungen heranziehen. Natürlich wird Frankreich ebensowenig wie Rußland ein einziges Schiff durch den Kanal gehen lassen, wenn England positiv auf die Seite des Dreibundes übertritt, denn würden ja englische Schiffe die französischen und russischen vor Eintritt in oder nach Austritt aus dem Kanal von Alexandrien oder Aden aus kapern.

Diese ganze Rechnung ist jedoch nicht absolut richtig.

England ist zwar stark im Mittelmeer und mit Italien und Oesterreich-Ungarn zusammen stärker als Frankreich und Rußland. Italien muß aber auf den Schutz seiner langgestreckten Küsten bedacht sein und Oesterreich wird wahrscheinlich in der Adria bleiben. Will England sein Prestige zur See wahren, so muß es Italien derartig unterstützen, daß beide zusammen die Franzosen schlagen können, d. h. es muß so ziemlich sein ganzes Mittelmeer-Geschwader an der Westküste Italiens halten. Damit würde den Russen im Ostbecken des Mittelmeeres freie Hand gelassen sein. —

Einige Worte über die Russen im Mittelmeer.

Wohl fehlte es nicht an Stimmen, welche auf das Erscheinen der Russen im Mittelmeer im Jahre 1893 aufmerksam machten. Die schlaue Tagespresse sah in dem Erscheinen des Admiral Avelane zu Toulon nichts als einen flüchtigen zeremoniellen Gegenbesuch für Kronstadt. Wiederum wurde darauf hingewiesen, daß die Russen Interessen hätten, im Mittelmeer zu bleiben, Hagion Athos wurde als der von ihnen erstrebte Punkt zur Anlage einer Station bezeichnet, weil in jenem Berge, den Klöster einer russisch-orthodoxen Mönchsrepublik bedecken, nach der Sage die Kaiser-Insignien des

byzantinischen Kaiserreiches ruhen sollen. Das wurde für Unsinn erklärt! Und am Schlusse des Jahres 1894? Die Russen sind noch immer im Mittelmeer, besitzen auch schon eine Station Poros, eine Insel in der Nähe der Dardanellen, und — die Hauptsache — durch diese Mittelmeerstation ist es ihnen möglich geworden, drei Panzerschiffe, nämlich „Imperator Nicolaj“, „Admiral Nachimoff“ und „Pamjati Azowa“ nebst dem geschützten Kreuzer „Rynda“, d. h. eben jene Schiffe, mit welchen man im Vorjahre im Mittelmeer erschien, nach Ostasien zu senden, und zwar schnell. Dadurch wurde es weiter möglich, das Mittelmeer-Geschwader zu ergänzen, d. h. zu verstärken, und jetzt besteht dasselbe aus einem Schlachtschiff „Alexander II.“, zwei ganz neuen Panzerkreuzern „Rurie“ von 10946 t und „Ganget“ von 6592 t, einem Panzerkanonenboot und zwei Schichau-Torpedokreuzern.

Es kommt nun sehr darauf an, ob es gelingt, die immerhin sehr starke französische Flotte, die Russen und die gesammten Küsten von Frankreich, Algier und Tunis derartig zu beobachten, daß es nicht gelingt, von Algier, Tunis oder auch Frankreich aus Truppen an den Suez zu werfen. Man vergesse nicht: in Algier stehen zwei starke Armeekorps, die Egypter sind höchstens 6000 Mann stark und von englischen Truppen stehen dort: 1 Bataillon East Yorkshire Nr. 15, 1 Bataillon South Wales Broderers Nr. 24, 2 Bataillone South Staffordshire Nr. 80, 2 Bataillone South Lancashire (Prince of Wales Volunters) Nr. 82 als Infanterie, an Artillerie die 32. Feld-Batterie und die 10. Kompagnie der Eastern-Division der Garnison-Artillerie, ferner die 2. Kompagnie Pioniere, im Ganzen ca. 3500 Mann, das ist keine furchtbare Armee und den Fremden-Regimentern Frankreichs kaum als unüberwindlich zu betrachten.

Wenn es Napoleon möglich war zur Zeit der Segelschiffe, in welcher man wenigstens ungefähr auf den Kurs Schlüsse machen konnte, mit 250 Seglern nach Egypten zu gelangen, ohne bemerkt zu werden, weshalb sollten heute in unendlich kürzerer Zeit nicht ein Dutzend Transportdampfer den Weg dorthin ungefährdet zurücklegen können?

Wenn nun schon aus diesen Gründen die Sicherheit des Suez viel zu wünschen läßt, so wird es mit derselben noch weit schlimmer bestellt, wenn die Türkei sich dem Zweibund anschließt, was garnicht gegen ihren Vortheil wäre. Dann würden russisch-türkische Truppen den englisch-egyptischen sehr bald den Kanal abnehmen. Selbst bei einer Neutralität der Türkei dürfte dieselbe nur den Schiffen der freiwilligen Flotte die Durchfahrt durch die Dardanellen gestatten — was ja auch längst bewilligt ist — und russische Truppen gehen von Sebastopol und Nikolajew nach Egypten. Der Türkei kann das nur recht sein, denn behalten wird Rußland Egypten schwerlich wollen.

England hofft jedenfalls in einem großen Kriege seine Neutralität behaupten zu können, Vortheile daraus zu ziehen, wie die Gegner ihren Handel

gegenseitig sich ruiniren und will wohl auch in alter Weise bald diesem, bald jenem mit Rath zur Seite stehen, vielleicht auch mit der That, nämlich mit dem nervus rerum, dem Geld, wenn sich dabei etwas verdienen läßt. Aber man wird sich täuschen. Die Zeit der Subsidiengelder, die übrigens nie reichlich flossen, so daß z. B. Friedrich der Große Alles in Allem 11 Millionen Thaler erhalten hat, ist vorbei, denn heute helfen ein paar Dutzend Millionen nicht mehr, und England wird sich schwer hüten, an die Milliarden heranzugehen, was heute nöthig wird, wenn mit Geld überhaupt noch zu helfen ist.

Die Neutralität Englands wird bald beiden Kriegführenden ein Gräuel sein und Verwickelungen werden zur Folge haben, daß dieser Zustand nicht auf die Dauer erhalten werden kann.

Aber auch in solchem Falle glaubt man, daß England seine mächtige Rolle weiter spielen kann und zwar auf eine ganz einfache, anscheinend wenig gefahrvolle Weise.

Man wartet etwas ab und schließt sich dann dem Sieger an! Es kann nun aber die Entscheidung im Osten eine andere sein, als im Westen; auch ist das Kriegsglück bekanntlich wenig beständig, sodaß immerhin Zeit vergeht, ohne daß eine wirkliche Entscheidung fällt Wenn z. B. England sich zu Anfang des Krieges in seiner Neutralität mehr dem Zweibund hingeneigt hat, und es ist dem Dreibund in überraschend schneller Weise gelungen, die Gegner entscheidend zu schlagen, was dann? Dann braucht man England nicht mehr, denn das geschlagene Frankreich wird sich wohl hüten, Italiens Küsten zu bombardiren, weil es von 1870/71 sehr wohl weiß, daß jeder angerichtete Schaden vom Besiegten hübsch theuer bezahlt werden muß. Dann werden beim Friedensschluß, der vielleicht recht rasch erfolgt, für England wenig Brocken abfallen, ja es könnte z. B. geschehen, daß alle fünf Mächte auf den naheliegenden Gedanken kommen, die Kosten möglichst auf die sechste Macht mit ihrem zweiseitigen Spiel zu wälzen, England ist ja so reich!

Wie man zu verfahren gedenkt, wenn die Neutralität aufhören muß, ist ziemlich klar. Nachdem es sich gezeigt hat, wer von beiden der Stärkere zu Lande ist — denn da fällt die Entscheidung — schließt man sich ihm an, vernichtet die Schiffe der Gegner und beherrscht ohne Frage das Mittelmeer — und den Suez. Mit Italien und Oesterreich ist man stärker dort und, falls der Dreibund im Vortheil, wird man den Suez wohl halten können. Ist der Zweibund im Vortheil und schließt man sich dem an, so ist die Sache noch besser. Rußland beunruhigt dann Indien nicht, streckt nicht die Hand nach dem Suez aus, den ja seine Freunde besitzen. Mit der französisch-russischen Eskadre vereint, ist man so stark, daß Italien und Oesterreich großen Widerstand nicht leisten können. Dann kann man großmüthig sein und Italiens Küsten gar nicht angreifen, dagegen Pola und Triest und in der Ferne ein Italien frei bis zur Adria zeigen. Dann ist man ohne Sorge

um den Weg nach Indien, um Schädigung des Handels, ja man wird sogar der aufstrebenden, unbequemen Flotte Deutschlands einen Schlag versetzen können und sie wieder in die ihr zukommenden bescheidenen Grenzen zurückweisen.

Man wird zugeben, daß die Sorge um den Suez-Kanal vorhanden ist und nicht bestreiten können, daß England während eines Weltkrieges diese Straße sowohl, wie seinen Welthandel und die Zufuhr nach der Heimath am besten sichert, wenn es weder neutral bleibt, noch sich dem Dreibund anschließt. Mit dem Zweibund vereint, beherrscht es alle Meere ohne viel von den Gegnern fürchten zu müssen, sichert sich Egypten und mit ihm den Besitz seiner Lebensader — des Suez-Kanals. Es.

Die Vertheidigung des Schipka-Passes.*)

(Fortsetzung.)

Der Kampf am 11. (23.) August.

Am frühen Morgen wurde von dem Nikolausberge aus bemerkt, daß dichte Kolonnen von der Neunäugigen nach Sofok zu marschirten, augenscheinlich, um die Zentralstellung von dieser Seite her anzugreifen. Die Stahlbatterie eröffnete sofort ihr Feuer auf diese Kolonnen, als sie sich aber eingeschossen hatte, verschwanden diese hinter dem Abhange. Zu derselben Zeit wurde vom Kahlen Berge her die ganze Zentralstellung heftig von Artillerie beschossen. Noch am Abend des 10. August hatte man nämlich bemerkt, daß der Feind auf dem Kahlen Berge etwas vor hatte; es wurden dort Erdarbeiten vorgenommen, auch befand sich eine kleinere geschlossene Abtheilung rechts von diesen in Deckung. Diese Beobachtung, sowie der Umstand, daß man Geschütze dort hinauf hatte transportiren sehen, hatten schon die Aufmerksamkeit gefesselt. In Folge der einbrechenden Dunkelheit war es nicht möglich gewesen, diese Arbeiten zu stören. In der Nacht noch hatte der Feind seine Batterie vollendet und beträchtliche Kräfte dort zusammengezogen.

Trotz des Feuers der Stahlbatterie richtete die Neunäugige das ihrige auf die kleine Batterie. Diese antwortete ihr lebhaft und es entspann sich nun ein längeres Feuergefecht zwischen Stahl- und kleiner Batterie und der

*) Siehe März-Heft 1895 der „Neuen Militärischen Blätter“. Im März-Heft war die Fortsetzung irrthümlich als „Schluß“ bezeichnet.



Neunäugigen, das aber schließlich aufhörte, von der Stahlbatterie infolge Schonung der noch vorhandenen Munition. Die Kleine Batterie übertrug ihr Feuer auf den Platz gegenüber den Felsen, wo die Türken versuchten, die gestern von uns zerstörte Brustwehr für eine Batterie wieder auszubessern. Dennoch gelang es dem Feinde, aus dieser Batterie einige Schüsse auf die Felsen abzugeben, das lebhafte Feuer der Kleinen Batterie und eines Geschützes der Großen brachte indessen diese feindliche Batterie für den ganzen weiteren Verlauf des Tages zum Schweigen.

Auf dem südwestlichen Abhang führten die Türken ein lebhaftes Feuergefecht gegen die Große Batterie, auf welches diese nur mit einem Geschütz antwortete. Der 3. Zug des Fähnrichs Graß hatte sich ein neues Ziel gewählt, die türkische Batterie auf dem Kahlen Berg, welche ihr Feuer auf die Zentralstellung und namentlich auf die Zentralbatterie gerichtet hatte; aber die Entfernung dahin war viel zu groß, als daß diese beiden Geschütze und die des Lieutenants Senkowitsch (aus der Großen Batterie) hätten von Wirkung sein können; sie betrug 1200 Saschen (2560 m). Zwei bis drei Salven vom Kahlen Berg her genügten, um die Große Batterie für einige Zeit zum Schweigen zu bringen. Schon zu dieser Zeit fehlte es in der Batterie an Geschossen (gegen 10 Uhr Morgens). Fast die ganze Bedienungsmannschaft war verwundet von Gewehrschüssen, Steinen und Granatsplittern. Man mußte die Geschütze mit weniger Nummern besetzen, dabei hielt das feindliche Infanteriefeuer aus den Schützengräben lebhaft an. Die zur Bedeckung der Batterie beigegebene Kompagnie der bulgarischen Opoltschenie konnte mit ihrem Feuer nicht wirksam eingreifen, weil sie an Zahl zu schwach war. Die Deckungen waren im Profil zu schwach angelegt, um vor den feindlichen Gewehrschüssen Schutz zu bieten. Die Folge hiervon war, daß die Große Batterie den Batterien der Zentralstellung durch ihr Feuer gegen die feindliche Batterie auf dem Kahlen Berg keinen nennenswerthen Nutzen brachte. Während unsere Batterien die feindlichen beschossen, begannen von Beredok her starke feindliche Kolonnen gegen das Dorf Schipka sich zu entwickeln und den Nikolausberg von Westen her durch die Thalgründe zu umgehen, von denen auch nicht einer von unseren Batterien eingesehen werden konnte. Nur bei Beginn dieser Bewegung beschoß die Stahlbatterie die Kolonnen, indessen ohne jeden Erfolg, denn die Entfernung war zu weit, 2000 Saschen.

Während sich vorstehende Ereignisse bei der vorgeschobenen Stellung in der Zeit von 5 Uhr Morgens bis Mittag zutrugen, entspann sich bei der Zentralstellung der Hauptkampf. Mit Tagesanbruch eröffnete eine feindliche Batterie von 10 Geschützen auf dem Kahlen Berge ihr Feuer auf die ganze Zentralstellung, zeitweise dasselbe auf die Zentral- und die Runde Batterie konzentrirend, mitunter auch mit Salven die Schüsse der Großen Batterie erwidernd. Zu derselben Zeit wurden $2^1/_2$ Kompagnien Regiments Brjansk, welche den seitwärts gelegenen „Grünen", späteren „Volhynischen" Hügel

besetzt hielten, von einem überlegenen Gegner in der Front und linken Flanke angegriffen. Fast gleichzeitig gingen die Türken auch von der Sofok-Höhe gegen die Stellung der bulgarischen Druschinen auf dem östlichen Abhang vor. Von der Stahlbatterie wurden auf sie einige Schüsse ohne Erfolg abgegeben; nichtsdestoweniger wurden die Angriffe von der 2., 3. und 5. Druschine abgeschlagen, denen die 1. und 4. aus der Reserve zu Hülfe kamen. Ein besonders scharfes Gefecht entspann sich am Wege nach Jmetli, an dem Berge hinter den Fugassen. Der Kommandeur in dieser Stellung, Oberstlieutenant Schwab, benachrichtigte den Oberst Lipinski schon vorher, daß ihm ein harter Kampf bevorstehe, indem vier starke Kolonnen gegen ihn im Vorgehen seien. In Folge dessen schickte dieser sofort die halbe 3. Schützen- und die 9. Linien-Kompagnie Brjansker Regiments dahin, so daß Oberstlieutenant Schwab nunmehr vier Kompagnien seines Bataillons (9., 10., 12. und 3. Schützen-) beisammen hatte. Gegen 6 Uhr Morgens führten die Türken den am meisten energischen Angriff aus Die vom Kahlen Berg herunterkommenden feindlichen Kolonnen versuchten den Grünen Hügel in dem Grunde südlich zu umfassen. Eine Stunde lang hielt sich Oberstlieutenant Schwab mit seinem kleinen Detachement; als aber unter fortwährender Verstärkung seiner Kräfte der Feind den Grünen Hügel auch von Norden her bedrohte, bat er um Verstärkung. Oberst Lipinski schickte die 3. und 6. Linien-Kompagnie Regiments Orel mit dem Befehl, sich nunmehr bis auf's Aeußerste zu halten. Das Eintreffen dieser Kompagnien stellte nicht nur das Gefecht her, sondern veranlaßte auch 8½ Uhr Morgens den Feind, zurückzugehen. Oberstlieutent Schwab wurde schwer durch einen Schuß in die Brust verwundet. An seiner Stelle übernahm das Kommando der Kapitän Brjanzew, welcher, als Nachmittags gegen 4 Uhr unsere Abtheilungen die Stellung am Wege nach Jmetli räumten, mit einigen Mannschaften von den Tscherkessen abgeschnitten und geköpft wurde; für ihn übernahm dann der Stabskapitän Pomarenko das Kommando des Bataillons.

Mit der Eröffnung des Feuers durch die türkische Batterie auf dem Kahlen Berge auf die Zentralstellung antwortete auch die Zentralbatterie (Stabskapitän Polikarpow und Fähnrich Dratschewski). Die ersten auf 1250 Saschen von der Batterie abgegebenen Schüsse zeigten die Unmöglichkeit des Kampfes einer Batterie von vier Geschützen mit der feindlichen von zehn Geschützen, welche auf einer dominirenden Höhe in guter Deckung angelegt war. Stabskapitän Polikarpow gab das Feuer gegen den Kahlen Berg auf, dessen Batterie fortfuhr, die Zentralbatterie zu beschießen, und richtete das seinige mit Granatkartätschen gegen den waldigen Berg, auf 600 Saschen Entfernung. Sobald sich feindliche Massen dort zeigten, wurden sie von der Batterie so wirksam beschossen, daß sie alle Versuche, vorzugehen, aufgeben. Auf diese Weise wurde der Feind bis 12 Uhr von der Besetzung des seitwärts gelegenen Hügels abgehalten und es unserem Seitendetachent möglich

gemacht, sich bis zur Ankunft von Unterstützung aus der Reserve (zwei Kompagnien Regiments Orel) zu halten.

Die Runde Batterie schoß seit früh Morgens auf Kolonnen, welche von Sofok heruntermarschirten; derjenige Theil dieser feindlichen Abtheilungen, welcher nach rechts marschirte, kam bald in einem Grunde in Deckung, diejenigen aber, welche sich links wendeten, wurden bis zu einem Gehölze, wo sie Deckung fanden, beschossen. Aber schon gegen 9 Uhr zeigte sich der Feind mit starken Kräften im Rücken der Runden Batterie, wohin er durch den Grund unbemerkt gelangt war. Die in der Nähe befindlichen 1½ Kompagnien Regiments Brjansk entwickelten sich und beschossen die Angreifer mit Salven, die Batterie that dies mit Granatkartätschen. Die Türken wurden zurückgeworfen, warfen sich aber in den Gesträuchen, hinter Steinen und in Wasserrissen nieder und schossen stark auf die Batterie und die anliegenden Schützengräben. Die „Kahle" Batterie beschoß die Runde in Rücken und Flanke. Noch mehrere Male erneuerte der Feind seine Angriffe, wurde aber jedes Mal in derselben Weise abgewiesen. Schließlich zog Lieutenant Rodionow seine Geschütze bis an den Rand des Abhanges vor und trieb den Gegner, welcher sich den todten Winkel zu Nutz gemacht hatte, mit Kartätschen weiter zurück. Der Feind begnügte sich nun, die Batterie und die Schützengräben fortgesetzt unter Feuer zu halten.

Die allmähliche Verstärkung des Feindes gegenüber dem Grünen Hügel hatte den Oberst Lipinski veranlaßt, gegen 10 Uhr Morgens noch eine Kompagnie — die 2. Linien= — dorthin zu entsenden. Die Ankunft derselben besserte die Lage des dortigen Detachements wesentlich; alle Angriffe in der Front wurden abgewiesen und die Schützenlinie ging sogar etwas vor.

11½ Uhr Mittags schickte Oberst Lipinski nachstehende Meldung nach Gabrowo an den General Deroschinski:

„Ich befinde mich zwischen der Einsenkung und unserem rechten Flügel vor den Fugassen. Auf den Berg schickte ich den Major Wasiljewitsch (Regiments Orel); ich befahl ihm, die Kompagnien soweit möglich zu sammeln und sich auf jeden Fall zu halten. Unsere Abtheilungen sind vorgegangen. Ich fühle meine Füße nicht, denn man hat meine Pferde mit den übrigen irgend wohin zurückgetrieben und ich muß Alles zu Fuß machen. Der Angriff umfaßt die Stellung ringsum, geht aber nicht vorwärts. Wir erwarten das Eintreffen frischer Kräfte."

Gegen Mittag war die Lage eine verhältnißmäßig günstige. Alle Angriffe der Türken waren abgeschlagen, die Versuche derselben, sich auf dem chaussirten Wege im Rücken der Stellung festzusetzen, waren gescheitert. Aber von 12 Uhr an erhielt der Feind beträchtliche Verstärkungen, welche längs des Weges von Imetli vorgingen. Sie beschränkten sich nicht auf einen frontalen Angriff, sondern umfaßten auch die rechte Flanke des Seitendetachements. Die durch einen achtstündigen harten Kampf erschöpften Kom=

pagnien konnten dem Ansturm der frischen Kräfte nur mit Mühe widerstehen. In der zweiten Stunde schickte der Kommandirende auf dem Grünen Hügel, Major Basiljewitsch, nachstehende Meldung an den Oberst Lipinski:

„1 Uhr. Die Schützenlinie wird locker in der Mitte; es ist Verstärkung nöthig. In Reserve habe ich noch einen Zug, zum Zutragen der Munition in die Schützenlinie. Einzelheiten wird Lieutenant Denisow melden."

Dieser verwundete Offizier meldete dem Obersten, daß das Seitendetachement schwere Verluste gehabt habe, in beiden Flanken angegriffen werde und sich ohne Verstärkungen nicht mehr halten könne. Oberst Lipinski meldete hierauf dem General Stoljetow:

„In dem Walde ist keine Möglichkeit mehr, sich zu halten, weil sie mit Massen angreifen. Sieben Kompagnien sind schon eingesetzt; mehr ist nicht da."

Gleichzeitig wendete sich Oberst Lipinski an den Kommandeur der vorderen Stellung mit der Bitte, ihm wenigstens eine Kompagnie Unterstützung zu schicken. Diese wurde erfüllt, die 1. Kompagnie Regiments Brjansk traf ein und wurde in Reserve bei der Kaserne aufgestellt. Während dieser Zeit verstärkten die Türken ihren Angriff gegen das Seitendetachement. Major Basiljewitsch bat abermals um Verstärkung:

„Herr Oberst, es ist nicht möglich, sich zu halten. Bitte schicken Sie Unterstützung."

Nachdem er die 5. Kompagnie Regiments Orel (anfangs Stabskapitän Boljasnji, der aber unterwegs verwundet wurde, dann Fähnrich Karpow) abgeschickt hatte, sah Oberst Lipinski wohl ein, daß diese Verstärkung nicht genügen würde, um die Gefechtslage zu ändern, und gab die Hoffnung auf, die Stellung auf dem Grünen Hügel zu halten. Er schrieb an den General Stoljetow: „Sagen Sie offen, wird Hülfe kommen oder nicht. Es ist jetzt schon 2 Uhr Nachmittags!" Die Antwort dieses Generals kennzeichnet die Lage, in welcher sich zu dieser Zeit das Detachement befand: „Es sind keine frischen Kräfte da. Nimm eine halbe Druschine, aber bedenke, daß der linke Flügel geschwächt wird. Zu Radetzki habe ich den Oberst Djepreradowitsch geschickt. Möge Gott unsere Position schützen."

Die Verwundeten kamen auf dem Verbandplatze in so großer Zahl an, daß es unmöglich war, sie in der Kaserne unterzubringen. Verbandmittel waren überhaupt nicht vorhanden. Man zerriß Handtücher, Zeltleinewand, kurz Alles, was in die Hand kam. Erst in der dritten Stunde, als die Chaussee hinter der Hauptstellung etwas schwächer beschossen wurde, kam der Befehl, die Verwundeten hinter die Rückenbatterie zu schaffen. In der vierten Stunde traf noch eine Kompagnie (Brjansk) aus der vorderen Stellung unter Oberst Graf Tolstoi ein.

Vom Morgen bis zum Mittag hatte Niemand an dem glücklichen Ausgange des Kampfes gezweifelt; aber als der Feind seine, die Zentralstellung

angreifenden Truppen immer mehr verstärkte, als seine Kolonnen sich fast im Rücken zeigten und die Tscherkessen die Rückenbatterie angriffen und es schien, daß auch der Kampf rückwärts heiß entbrannt, da kam man zum Bewußtsein der gefährlichen Lage, ganz besonders auf dem Nikolausberge, wo das Gefecht mit dem Gegner bedeutend schwächer geworden war. Die Neunäugige schoß wenig, die Stahlbatterie antwortete ihr gar nicht, die Kleine Batterie beschoß nur selten die Batterie und die Schützengräben auf dem kleinen Platze; nur die Große Batterie schickte mitunter einige Granaten nach dem Kahlen Berge oder in den Schützengraben am südwestlichen Abhange. Das Infanteriefeuer war während dieser Zeit von Seiten des Feindes sehr stark, namentlich gegen die Große Batterie, in welcher beide Offiziere verwundet wurden, Lieutenant Senkowitsch schwer durch zwei Gewehrschüsse in Brust und Rücken und einen Stein am Kopf — er starb am nächsten Tage, Fähnrich Graß durch einen Schuß in die Hand. Den Befehl in der Batterie übernahm nach dem Abgang der beiden Offiziere zunächst der älteste Feuerwerker Sabunkow und machte dem Batteriekommandeur, Oberstlieutenant Trosdowski, Meldung. Dieser schickte den Fähnrich Mamüschen vom 4. Zuge als Befehlshaber zu der Großen Batterie. Derselbe fand bei seinem Eintreffen die Batterie in einer sehr üblen Verfassung. Es waren für jedes Geschütz nur noch sechs Schuß vorhanden, von der Bedienungsmannschaft traf er im Ganzen noch drei Mann für jedes Geschütz an, einschließlich der Opoltschenie-Hülfsmannschaft. Diese waren sämmtlich mehr oder weniger verwundet oder verletzt und zu energischer Arbeit unfähig. Unter dem starken Gewehrfeuer aus den feindlichen Schützengräben und von den Gebüschen her war eine Bedienung der Geschütze sehr erschwert; kaum begab sich die Bedienung zu ihnen, so hagelten die Infanteriegeschosse dutzendweise auf sie. So unangenehm und schädlich das Schweigen der Geschütze für das moralische Element auch war, man sah sich aus Mangel an Munition dazu gezwungen. Vom kahlen nach dem waldigen Berg marschirten Massen von Infanterie; die einzige Batterie, welche dorthin feuern konnte, war die oben erwähnte Große Batterie. Die Munition war unter dem starken feindlichen Infanteriefeuer von rückwärts her nicht möglich zu ergänzen. Plötzlich zeigte sich hinter dem waldigen Berge feindliche Kavallerie. „Da müssen wir hinschießen!" riefen die Mannschaften des 3. Zuges; zwei Kanoniere mit zwei Opoltschenieleuten liefen nun wirklich nach der Stahlbatterie und holten von dort fertig gemachte Granaten, mit welchen die Große Batterie einige Schüsse auf die Reiterei mit Erfolg abgab; sie war aber zu fernerem Schweigen gezwungen und konnte die zahlreichen Infanteriekolonnen, welche nach dem waldigen Berge zu marschirten, nicht beschießen.

Gegen 6 Uhr fing die Stahlbatterie auch an zu schweigen. Auf dem Nikolausberge glaubte man, daß Alles verloren und der Feind im Rücken sei. Die Leute fingen an, von dem Rückzug zu sprechen. In ihrem Pflicht-

gefühl beschlossen die Offiziere, den Ausgang zu erwarten. Sie erkannten die schwierige Lage und blieben auf ihrem Platze, um das sinkende moralische Element der Mannschaft durch ihr Beispiel zu heben. Es gelang ihnen dies auch, nicht durch Strenge, sondern durch Macht der Ueberzeugung, daß ein Rückzug unnöthig sei.

Gegen 4 Uhr war die Lage eine sehr kritische. Der ungeheure Verlust des Seitendetachements an Mannschaften angesichts der Massen des Feindes, welche den Wald nördlich des Hügels besetzt hatten, machte das Halten der dortigen Stellung zur Unmöglichkeit. Die Reserve der Hauptstellung war vollständig ausgegeben bis auf zwei Kompagnien Regiments Brjansk, welche kaum ausreichten, die oberen Schützengräben zwischen Zentral- und Runder Batterie zu besetzen. Die in der Reserve stehenden zwei Kompagnien (7. und 8. Orel) hatten besondere Aufträge erhalten, die 7. war zur Vertheidigung der Rückenbatterie, die 8. zur Unterstützung der bulgarischen Druschinen bestimmt worden. Im Rücken der Stellung hatten die Tscherkessen einen Angriff auf die Bergbatterie gemacht, waren aber abgewiesen worden. Der Kommandeur der Hauptstellung ließ die Kompagnien des Seitendetachements wissen, daß, wenn sie sich nicht mehr halten könnten, sie ihren Rückzug nach der Einsenkung auszuführen und die dortigen frei gebliebenen Schützengräben zu besetzen hätten. Dem Unterlieutenant Romanow des 7. Sappeur-Bataillons wurde Befehl gegeben, die galvanische Batterie bereit zu halten, aber erst auf besondere Weisung zu sprengen. Gegen 5 Uhr gingen die Kompagnien des rechten Seitendetachements in die Gräben vor die Fugassen zurück mit Ausnahme der 3. Linien-Kompagnie, welche den besetzten Abschnitt weiter zu vertheidigen suchte. Die Verluste, welche diese Kompagnien in dem zwölfstündigen ununterbrochenen Kampfe erlitten hatten, waren sehr große.

In der Zeit zwischen 2 und 5 Uhr war der Feind fünfmal gegen den Abschnitt bei der Runden Batterie zum Angriff vorgegangen, war aber jedes Mal von der 5. Kompagnie Brjansk und der Batterie mit Granatkartätschen und Kartätschen abgewiesen worden.

Die Zentralbatterie hatte mit ihren letzten vorhandenen Granaten den Feind von einem Vorgehen von dem seitwärts gelegenen Hügel abgehalten, welchen derselbe besetzt hatte, nachdem das Seitendetachement zurückgegangen war. Auch hier war die Lage kritisch. Die Ueberreste der Brjansker und Orel'schen Kompagnien hielten den Feind mit Bajonett und Kolben, die Batterie mit Kartätschgranaten zurück. Einzelne feindliche Schützen liefen auf der allernächsten Entfernung an die Fugassen heran und beschossen kniend auf ganz nahe Entfernung die Batterie. Auf dem kahlen und dem waldigen Berg stellte sich Kavallerie auf, um im geeigneten Augenblick sich auf unsere Rückzugslinie zu werfen. Die Tscherkessen hatten schon mehrere Male die Rückenbatterie angegriffen. Zur Sicherung dieser und des Rückens überhaupt wurden aus der allgemeinen Reserve zwei Kompagnien der 1. Dru-

schine der Opoltschenie dahin geschickt. Die Zentralbatterie hatte ihre letzten Granaten verschossen und nur noch Kartätschen zur Verfügung, die sich aber nicht verwenden ließen, weil unsere Schützengräben so an der Batterie lagen, daß man die eigenen Leute treffen konnte. Als man die verschiedenen rückwärtigen Bewegungen sah und die Nachricht erhielt, daß die runde Batterie geräumt werde, gab der Kommandeur der Zentralbatterie den Befehl, die Kanonenwischer zur Hand zu nehmen. In dumpfem Schweigen lag die Batterie da, Alles war bereit zum Handgemenge; die Ueberreste der Kompagnien erwarteten die entscheidenden Anstrengungen von Seiten des Gegners. Aber dieser wagte sie nicht; die kritische Lage wendete sich für uns zum Besseren. Der Rückzug des Seitendetachements zu der Einsenkung und den Fugassen vor der Zentralbatterie, der Abmarsch der beiden Kompagnien der 1. Druschine vom Nikolausberge zur Rückenbatterie, der lange Zug von Verwundeten, welche von dem Verbandplatz nach rückwärts geschickt wurden, ließ bei einigen Abtheilungen den Gedanken aufkommen, daß der allgemeine Rückzug begänne. Als Oberstlieutenant Benetzki, Kommander der Runden Batterie, die rückgängigen Bewegungen sah, gab er den Befehl, die Verschlüsse aus den Geschützen zu nehmen und auf der Chaussee anzutreten. Die Mannschaften von drei Geschützen führten denselben aus, das vierte Geschütz nicht, wahrscheinlich, weil man ihn nicht gehört hatte. Als Oberstlieutenant Benetzki nach der Chaussee kam, erhielt er von dem herbeigeeilten Obersten Lipinski, Kommandirenden der Hauptstellung, Aufklärung über seinen Irrthum und den Befehl, die Batterie sofort wieder zu besetzen, sowie das Feuer zu eröffnen. Dies geschah auch; Oberstlieutenant Benetzki wurde kurz darauf erschossen. In seinem Berichte äußerte sich Oberst Lipinski dahin, daß lediglich ein Mißverständniß vorgelegen und sich der Oberstlieutenant während der vorhergegangenen dreitägigen Kämpfe stets als tapferer Offizier erwiesen habe.

Die zeitweise Unthätigkeit seitens der Runden Batterie während dieser letzten Periode der kritischen Lage, in welcher wir uns befanden, übte keinen schädlichen Einfluß auf den allgemeinen Gang des Gefechtes lediglich aus nachstehendem Grunde aus. Als die Türken vor der Runden Batterie sich zum letzten entscheidenden Angriffe formirten, ließ der Kommandeur der 5. Kompagnie Brjansker Regiments, Stabskapitän Schnei, das einzige Geschütz auf die Brustwehr schaffen und mit Kartätschen auf den Feind schießen. Diesen Befehl führte der Bombardier Rütschew aus und jagte mit dem Hagel Kugeln von drei sicher sitzenden Schüssen den Feind zurück. Nur durch diesen Umstand wurde nicht allein der Angriff der Türken aufgehalten, sondern auch die Straße gerettet, welche diese zu besetzen sich bestrebten.

Als um 6 Uhr Abends die kritische Lage ihren Höhepunkt erreichte, traf auf Kasakenpferden die Teten-Kompagnie des 16. Schützen-Bataillons ein und folgten ihr die übrigen Kompagnien dieses Bataillons mit dem Korps-

kommandeur. Sie gingen sofort zum Angriff über und mit ihnen die Ueberreste einiger Kompagnien Brjansk und Orel; der Feind wurde hinter den seitwärts liegenden Hügel zurückgeworfen. Das Hurrah der angreifenden Truppen wurde in der ganzen Stellung schnell aufgenommen. Die Krisis verschwand, der Paß blieb in unseren Händen. Bald kamen auch die übrigen Bataillone der 4. Schützen-Brigade und bildeten eine frische Reserve. Die Flanken und der Rücken wurden gesichert und die Verbindung der Stellung nach rückwärts frei. Man konnte nun Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse heranschaffen und Verstärkungen (die 14. Division) folgen lassen.

Mit dem Kommandeur des Korps, General Radetzki, trafen auch sein Stab, ferner der Kommandeur der 14. Division, General Dragomirow, der Kommandeur der 9. Artillerie-Brigade, Generalmajor Anosow, und der 14. Artillerie-Brigade, Generalmajor Chudjakow, mit ihren Stäben ein.

Der Korpskommandeur besichtigte sofort die Stellung und befahl, daß das 16. Schützen-Bataillon die des Seitendetachements besetzen solle. Es ward ferner für Herbeischaffung von warmer Nahrung für die braven Truppen, die seit drei Tagen fast nur von Zwieback und schmutzigem Wasser gelebt hatten, gesorgt; bei der Artillerie kam sie 1 Uhr Nachts an.

Die Batterien mußten wieder gefechtsbereit gemacht werden, dazu war die Herbeischaffung von Munition und die Ergänzung an Personal nöthig. Die 2. Batterie hatte an diesem Tage von 5 Offizieren 2, von 48 Mann 3 todt und 11 verwundet; zwei Geschütze der Großen Batterie waren in Folge Ausbrennens unbrauchbar geworden; sie hatten jedes über 100 Schuß abgegeben. Die 5. Batterie hatte den Kommandeur, Oberstlieutenant Benetzki, und 6 Mann todt, den Stabskapitän Iwanowski und 10 Mann verwundet. Die Batterien ergänzten zunächst ihre Munition aus dem herangeholten 14. Artilleriepark. Eine Ablösung der stark mitgenommenen Batterien erfolgte zunächst nicht; es wurden für sie frische Mannschaften von den Pferden und den Fahrzeugen, sowie von dem Zuge des Artillerieparks, der sich schon in der Stellung befand, entnommen. Diese Maßregeln sollten nur vorläufige sein, bis die Batterien von denjenigen des VIII. Korps abgelöst werden sollten, welche heute in Gabrowo eintrafen. Die 3. Batterie der 14. Artillerie-Brigade (Oberst Meinander) wurde indessen herangeholt; 2 Geschütze derselben wechselten die beiden unbrauchbar gewordenen der 2. Batterie aus, 2 wurden in der Runden Batterie und 4 in einer neu erbauten aufgestellt.

Die folgende Nacht brachte den Vertheidigern des Schipa keine volle Ruhe. Es gab sehr viel zu thun: Geschosse heranholen und vorbereiten, Verwundete nach dem Verbandplatz schaffen, Gefallene beerdigen, die Geschütze in Stand setzen, sowie die Deckungen erneuern. Die allgemeine Freude, daß der Schipka gerettet worden, verdoppelte Aller Kräfte; Niemand fühlte Müdigkeit, und Alles, was geleistet werden konnte, geschah. Nur die

schwersten Arbeiten an der Ausbesserung der Deckungen konnten nicht fertig werden. Bis gegen 11 Uhr Nachts dauerte das Gewehrfeuer des Feindes; dann setzte ihm die eintretende Verfinsterung des Mondes*) ein Ziel und machte es möglich, die Arbeiten ohne Verluste auszuführen. 100.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Schlacht am Yalu.

Ueber das für alle Flotten ungemein wichtige Seetreffen am Yalu liegen neuere und berichtigende Daten, besonders von japanischer Seite, vor, und ihre Wiedergabe dürfte vielleicht nicht nur das Interesse der Fachmänner, sondern auch dasjenige weiterer am Verlauf der Ereignisse des ostasiatischen Kriegsschauplatzes Antheil nehmender Kreise beanspruchen.

Nach den nunmehr zusammengestellten eingehenden Relationen über die Schlacht hatten 10 der 14 chinesischen Schiffe, als sie zuerst in Sicht kamen, den Kurs von der Mündung des Yalu-Flusses nach dem Eingange des Golfs von Petschilie genommen, während sich 4 Schiffe der chinesischen Flotte und 6 Torpedoboote zur Deckung des Transports an der Yalu-Mündung befanden. Jene 10 Schiffe hielten sich hoch im Norden des gelben Meeres, augenscheinlich in der Absicht, ein Zusammentreffen mit den Japanern möglichst zu vermeiden, deren Geschwader sie weiter im Süden namentlich am Tadong-Fluß und bei Chemulpo beschäftigt wußten. Beim Anblick des Feindes ließ der japanische Viceadmiral Ito sofort klar zum Gefecht machen und steuerte derart, um der feindlichen Flotte den Weg nach dem Golf von Petschili abzuschneiden. Diese Bewegung placirte die japanischen Schiffe diagonal gegen die Linie der chinesischen Vorbewegung. Die Schiffe unter Admiral Ito's Befehl waren an diesem Tage nicht sämmtlich in der gehörigen Verfassung für kooperative Bewegungen. In der Gesammtheit mit ihnen zu manöveriren, würde daher die Geltendmachung einiger der starken Seiten der einzelnen Schiffe ausgeschlossen haben. Der dies voraussehende Admiral hatte bereits eine entsprechende Theilung in ein fliegendes Geschwader und ein Hauptgeschwader vorgenommen. Das erstere bestand aus 4 Schiffen, das letztere aus 5, ihr Deplacement und Geschwindigkeit waren die folgenden: Das fliegende Geschwader bestand aus dem Stahlkreuzer

*) Totale Mondfinsterniß.

„Yoshimo" von 4216 t und 23 Knoten, dem Stahlkreuzer „Takatio" von 3709 t und 18,7 Knoten, dem Stahlkreuzer „Akitsusima" von 3209 t und 18,7 Knoten. Das Hauptgeschwader bestand aus dem Flaggschiff „Matsusima", einem stählernen Küstenvertheidigungsschiff von 4278 t und 17,5 Knoten, dem Stahlkreuzer „Tschiyoda" von 2439 t und 19 Knoten, dem stählernen Küstenvertheidigungsschiff „Itsukusima" von 4278 t und 17,5 Knoten, dem stählernen Küstenvertheidigungsschiff „Hakidate" von 4278 t und 17,5 Knoten, der Panzerkorvette „Fuso" von 3777 t und 13 Knoten. Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß die Fahrtgeschwindigkeit der Panzerkorvette „Fuso" sie nicht befähigte, wirksam mit den übrigen Schiffen des Hauptgeschwaders zu manövriren. Da sie jedoch ihren Gefährten an Panzerschutz weit überlegen war, wurde sie dennoch dem Hauptgeschwader zugetheilt. Von den drei übrigen Schiffen Admiral Ito's erhielten der „Hyei", eine umgebaute Panzerkorvette von 2284 t, und der „Akagi", ein stählernes Kanonenboot von 622 t, welches zu langsam war, um mit den übrigen zu manövriren, den Befehl, sich weiter rückwärts zu halten, und der „Saikio Maru", ein Handelskreuzer, wurde so placirt, daß das Hauptgeschwader sich zwischen ihm und dem Feinde befand. Die beiden Geschwader waren, obgleich ihre Hauptgeschwindigkeit differirte, nicht sehr an Ausrüstung verschieden. Das Hauptgeschwader führte drei 67 Tonnen-Canet-Geschütze, das fliegende Geschwader nur eine dieser mächtigen Waffen, allein im Uebrigen war wenig Unterschied zwischen denselben. Es sei hier bemerkt, daß die schwersten Geschütze auf chinesischer Seite die 37 Tonnen-Krupp-Geschütze waren, welche die Panzerschiffe „Ting-Yuen" und „Tschen-Yuen" führten. Als die Chinesen bemerkten, daß der Feind ihren Weg kreuze, formirten sie ihre 10 Schiffe in Linie, indem dieselben sich nebeneinander setzten. Sie änderten jedoch ihren Kurs nicht bemerklich. Als daher die japanischen Schiffe in einer einzigen Kolonne in Kiellinie mit beträchtlichen Zwischenräumen zwischen den beiden Geschwadern, diagonal, von links nach rechts den chinesischen Kurs kreuzend, steuerten, ergab sich, daß das vor dem Hauptgeschwader befindliche fliegende Geschwader zuerst in den Schußbereich der feindlichen Geschütze gelangte. Die Chinesen eröffneten das Feuer auf weite Entfernung, die Angaben variiren zwischen 4000 und 7000 m, allein die Japaner reservirten ihr erstes Feuer auf die Entfernung von 3000 m. Den rechten Flügel der feindlichen Linie umkreisend, konzentrirte das fliegende Geschwader sein Feuer gegen die Schiffe auf dieser Seite, nämlich den „Yuang-Wei", „Chao-Yung" und den „Tsching-Yuen". Die taktischen Anordnungen Admiral Ting's waren einfach. Die beiden Panzerschiffe „Tschen-Yuen" und „Ting-Yuen" in die Mitte nehmend, ordnete er die übrigen Schiffe in Linie zu beiden Seiten derselben, so daß ihre Reihenfolge nach dem etwa eine Stunde nach Beginn des Kampfes erfolgenden Eintreffen der 4 Schiffe und 6 Torpedoboote von der Yalu-Mündung vom linken zum

rechten Flügel die folgende war: „Yuang-Wei“, „Chao-Yung“, „Tsching-Yuen“, „Lai-Yuen“, „Kuang-Tschi“, alsdann ein nicht festgestelltes Schiff, und hierauf „Tschen-Yuen“, „Ting-Yuen“, „King-Yuen“, „Tschih-Yuen“, „Wei-Yuen“, „Chi-Yuen“, „Kuang-Ping“ und der „Ping-Yuen“. Diese Gefechtsordnung hoffte der Admiral, wie es scheint, völlig innehalten zu können, jedoch die Zwischenfälle der Schlacht vereitelten seine Absicht. Der „Yuang-Wei“ fiel zuerst aus der Linie, durch das heftige Feuer des fliegenden Geschwaders gerieth er in Brand und hörte von da ab auf, irgend einen Antheil am Kampfe zu nehmen, da er kurze Zeit darauf auf den Strand lief und von seiner Bemannung verlassen wurde, in welcher Lage er schließlich von den Japanern am Tage nach der Schlacht vernichtet wurde.

Die sechs chinesischen Torpedoboote blieben zuerst hinter der Flotte. Als sie jedoch das japanische fliegende Geschwader um den rechten Flügel der Linie Admiral Ting's schwenken sahen, steuerten die Torpedoboote nordwärts und gingen daher vor dem fliegenden Geschwader und im rechten Winkel zu dessen Kurs vorbei. Das fliegende Geschwader verfolgte sie, kehrte jedoch sofort, durch ein Signal des Flaggschiffs zurückberufen, steuerbordwärts zurück. Inzwischen richtete das Hauptgeschwader, welches fast denselben Weg, den das fliegende Geschwader genommen hatte, beschrieb, bevor dasselbe in Verfolgung der Torpedoboote von ihm abgewichen war, sein Feuer gegen die rechte Hälfte der chinesischen Schiffe. Alsdann brachte dasselbe, den rechten chinesischen Flügel umkreisend, dieselben Schiffe in seinen unmittelbaren Geschützbereich, welche dem Anprall des Feuers des fliegenden Geschwaders ausgesetzt gewesen waren. In diesem Moment ging der „Chao-Yung“ in Flammen auf und sank kurz darauf. Admiral Ito auf dem „Matsusima“ führte dann das Hauptgeschwader in den Rücken der chinesischen Linie. Er hielt seine Schiffe auf der Maximalgeschwindigkeit des „Fuso“ (13 Knoten) und dampfte in nahen Bereich des Gegners. Es muß sehr befremden, daß die Chinesen dem feindlichen Admiral gestatteten, sie derart auszumanövriren, allein die Erklärung für diese Erscheinung liegt vielleicht in ihrem unveränderten Entschluß, ihren Kurs nach dem Golf von Petschili und seinen befestigten Häfen festzuhalten. Das, wie erwähnt, von seinem Versuch, die Torpedoboote zu verfolgen, zurückgerufene fliegende Geschwader kehrte steuerbordwärts zurück und beschrieb einen vollständigen Kreis und setzte sich derart wieder auf den rechten Flügel der chinesischen Linie und hinter das Hauptgeschwader. Die chinesische Flotte war nun auf beiden Flügeln engagirt. Sie hielt noch ihre allgemeine Richtung, allein ihre Linie wurde eine gebrochene und der „Ting-Yuen“ und der „Lai-Yuen“ geriethen in Brand. Es erscheint geboten, jetzt dem „Hiei“ und dem „Akagi“ einen Blick zu widmen, die in Folge ihrer geringen Geschwindigkeit nicht mit dem Hauptgeschwader und dem fliegenden Geschwader im Verein manövrirten. Diese Schiffe, welche im Kielwasser des Hauptgeschwaders auf der äußeren Seite

folgten, hatten sich etwas westwärts gewandt, um das volle Feuer der chinesischen Flotte zu vermeiden. Allein als sie gerade den rechten Flügel der chinesischen Linie hinter sich gelassen hatten, gerieth der „Hyei“ in Brand und da der „Akagi“ zu seinem Beistand herbeikam, befanden sich beide Schiffe in einer sehr kritischen Lage. Um diese Zeit war das fliegende Geschwader von seiner Verfolgung der Torbedoboote zurückgekehrt, es dampfte mit großer Geschwindigkeit im Rücken des rechten feindlichen Flügels und folgte dem Hauptgeschwader entlang der Queue und gegen den linken Flügel der chinesischen Flotte. Allein Admiral Ito signalisirt, die gefährliche Lage des „Hyei“ und „Akagi“ erkennend, dem fliegenden Geschwader, ihnen zu Hülfe zu kommen, und die vier Schiffe passirten, abermals einen Kreis beschreibend, den feindlichen rechten Flügel wieder und engagirten ihn so heftig rechts in der Front, daß der „Akagi“ und „Hyei“ Luft erhielten und bei Zeiten sich zurückziehen konnten.

Das Resultat der vorstehenden Manöver war, daß das fliegende Geschwader und das Hauptgeschwader jetzt in entgegengesetzter Richtung dampften, das erstere den rechten Flügel der Chinesen umkreisend, das letztere den linken. Der Kampf entbrannte jetzt am heftigsten. Schon gebrochen, gerieth die chinesische Linie in große Unordnung. Ein anderes Schiff, der „Tschih-Ynen“, sank, zwei andere geriethen in Brand und vier dampften, verfolgt von dem fliegenden Geschwader, nach der Küste, welches eins von ihnen, den „King-Yuen“, abschnitt und zum Sinken brachte. Der Abend brach jetzt herein. Die Chinesen gingen mit voller Geschwindigkeit ab und die Japaner verfolgten sie in einer parallelen Linie, hielten sich jedoch in Besorgniß vor den Torpedobooten in beträchtlicher Entfernung, da diese wieder zur chinesischen Flotte gestoßen waren und während der Dunkelheit auch zur Verwendung gelangen konnten.

Aus diesem allgemeinen Umriß der Schlacht ergiebt sich, daß die Japaner ihre Schiffe weit geschickter verwandten, wie die Chinesen. Sie zogen den größten Nutzen von der überlegenen Geschwindigkeit ihrer Schiffe und vermieden erfolgreich alle Gefahren des Rammens und der Torpedos, welchen beiden sie ausgesetzt waren. Allein obgleich die Chinesen ausmanövrirt wurden, fochten sie standhaft und nahmen den Geschützkampf wenigstens zu Beginn des Gefechts scharf auf.

Die Erfahrungen, welche die „Matsusima“, das Flaggschiff Admiral Ito's, machte, bestätigten das zuweilen vortreffliche Feuer der Chinesen. Als das Schiff ins Gefecht kam, verfügte sein Geschützoffizier über 62 Mann in den verschiedenen Batterien. Eine Stunde später waren nur 6 dieser Zahl unverwundet. Der Zustand der Decks wurde als schrecklich verwüstet geschildert. Gliedmaßen und verstümmelte Körper waren darüber zerstreut und das Blut floß überall. Das schreckliche Blutbad scheint jedoch die Ueberlebenden nicht eingeschüchtert zu haben, denn sie kämpften wie die Bulldoggen,

bis eine Granate des 37 Tonnen-Geschützes des „Tschen-Yuen“ das zweite Barbettgeschütz auf der Steuerbordseite traf. Die Wirkungen ihrer Explosion waren ganz außerordentliche. Alle Kabinen in diesem Theil des Schiffes wurden zerstört, eine tiefe Aushöhlung blieb im Deck, viele Leute wurden getödtet und verwundet und der Geschützoffizier wurde über Bord gefegt, nur Mütze und Teleskop blieben zurück. Fast gleichzeitig traf eine andere Granate desselben Kalibers das Schiff am Stückpforten-Bug und verursachte einen Brand, der nur mit Mühe gelöscht wurde. Trotz alles dessen behielt Admiral Ito den „Matsusima“ an der Tete des Hauptgeschwaders und leitete von ihm aus die Bewegungen der Schiffe. Am Schluß des Gefechts hißte er seine Flagge auf dem „Hakidate“ und sandte den „Matsusima“ zur Reparatur heimwärts. Als dieselbe in Sascho erfolgt war, ging das Schiff nach Kure und wurde dort vom Kaiser besichtigt. Der „Matsusima“ litt mehr wie irgend ein anderes Schiff der japanischen Flotte. Wenn die Erfahrungen, die er machte, allgemeinere waren, so hätte man sagen können, daß die von den modernen Präzisionswaffen vorausgesetzten schrecklichen Verheerungen am 17. September im gelben Meere sich verwirklichten. Allein im Ganzen genommen standen, da 25 stark armirte Schiffe fünf Stunden lang kämpften, die Beschädigungen keineswegs im Verhältniß zu ihrem Zerstörungsvermögen. Jedoch verdient bemerkt zu werden, daß sieben Schiffe, fünf auf chinesischer und zwei auf japanischer Seite, in Brand geriethen. Ueber den Verlust der chinesischen Flotte an Offizieren und Mannschaften wurde in Japan nichts bekannt. Man schätzt ihn jedoch auf über 1000 Mann. Die Japaner käpften mit bewunderungswürdiger Bravour und es steht fest, daß Verwundete in vielen Fällen sich weigerten, ihren Posten zu verlassen, und daß, wenn sie peremptorisch zur Annahme ärztlicher Hülse unter Deck gesandt wurden, sie oft mit den halb angelegten Verbänden wieder an Deck eilten. Mit solchen Mannschaften mochte der Sieg in einem Kampfe von den Japanern errungen werden, der in manchen Beziehungen, namentlich was den Effekt der Artilleriewirkung und die Manövrirfähigkeit der Japaner betrifft, in der neuen Seekriegsgeschichte ohne ähnliches Beispiel dasteht und der die Herrschaft der Japaner in den nordchinesischen Gewässern glänzend erkämpfte und für die Dauer des Krieges besiegelte. R. B.

Die militär-politische Bedeutung Zentralamerikas.*)

Von
Otto Wachs,
Major a. D.

Wer in Deutschland den Namen Amerika hört, denkt zunächst an das weite Gebiet der Vereinigten Staaten; in zweiter Linie erst kommt Einigen der Gedanke an Südamerika, mit dem der deutsche Handel ja auch auf beiden Seiten der Meere wichtige Beziehungen unterhält; und erst zuletzt wendet sich unser Blick auf Zentralamerika und die Reihe der herrlichen Inseln, welche wir heute noch mit dem Entdecker, der da glaubte, auf dem Wege nach Westen das gesuchte Indien gefunden zu haben, mit diesem Namen belegen, aber zum Unterschiede Westindien nennen. In unseren Tagen hat freilich die großartige Columbus-Feier hüben und drüben einerseits und das traurige Schicksal des Panama-Kanals sammt seinem kläglichen Nachspiel in Paris auf der anderen Seite den Blick Vieler auch auf jene Gegenden gelenkt, wo der große Genuese zwar nicht was er suchte fand, aber mehr als das, eine neue Welt.

Wenn wir Deutsche diesem großen und gesegneten Gebiet des westlichen Erdtheils bis jetzt nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben, ist es doch an der Zeit, sich Westindien und Zentralamerika näher anzusehen; denn es bereiten sich dort Dinge vor, die vielleicht bald nicht nur das Schicksal jener Länder bestimmen, sondern auch den weitgreifendsten Einfluß auf Europa, auf den Handel und die Politik der Erde ausüben werden.

Betrachten wir zuerst diese ausgedehnten Wasser- und Landstrecken in geographischer Hinsicht.

I.

Von dem südlichen Theil der nordamerikanischen Halbinsel Florida ziehen in weitem Bogen die Großen und Kleinen Antillen nach Südosten hin, um mit Trinidad den Anschluß an Südamerika zu finden. Den stumpfen Winkel, welchen die Großen Antillen mit Florida bilden, füllt die langgestreckte Bahamagruppe aus.

Westlich von der Halbinsel Florida und von der großen Inselperlenschnur,

*) An dieser Stelle möchten wir nicht unterlassen, unserem verehrten Freunde, Herrn Hauptmann Bingham, Militär-Attaché bei der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten zu Rom, für durch Mittheilung werthvollen Materials und bedeutsame Winke bei Anfertigung nachstehenden Artikels geleistete Unterstützung warmen Dank auszusprechen.

zwischen deren Gliedern, theilweise wenigstens, Sandbänke, Riffe und Korallenfelsen die Verbindung zu einer noch engeren gestalten, liegt, das eine Festland im Norden, das andere im Süden, mit dem Rücken an die isthmische Wand gelehnt, das Mittelmeer der neuen Welt, welches bei aller Verschiedenheit doch durch mancherlei Analogien an dasjenige der alten Welt erinnert. Zunächst ist die Ausdehnung des westindischen Meeres von Südost nach Nordwest nur um ein Weniges geringer als diejenige des Mittelmeeres von der syrischen Küste bis an die Säulen des Herkules, und wie das Mittelländische Meer durch die Verengung zwischen Italien, Sicilien und Tunesien in ein östliches und westliches Becken sich gliedert, so bildet hier die lang hingestreckte Scheidewand der Insel Cuba im Verein mit der Halbinsel Yucatan zwei gesonderte große Meerbusen, den Golf von Mexiko und die Caraïbische See. Ferner scheidet wie hier ein Isthmus zwei Welten von einander, und wenn nur ein Weltstrom, der ehrwürdige, uralte Nil, seine schlammigen Gewässer in das Mittelmeer schüttet, so ist es auch in Amerika nur eine, die große Pulsader des Mississippi, welche in ungeheuren Mengen das flüssige Element dem Golf von Mexiko zuführt. Unähnlich aber ist die Trennung der beiden Mittelmeere von der Atlantis; denn das östliche, fast ein Binnenmeer, hat nur die schmale Pforte bei Gibraltar, das westliche dagegen besitzt in vielen Ausgängen für die Schifffahrt taugliche Meeresstraßen. Der Bedeutung nach war und ist heute wieder das Mittelmeer ein Weltmeer, denn es liegt einmal in der gemäßigten Zone und dann inmitten der Kontinente uralter Kultur; die Bedeutung des amerikanischen Beckens aber beruht lediglich auf der begünstigten geographischen Weltstellung und der Nachbarschaft der mächtigen Union.

Bei einer näheren Besichtigung des in seinen Umrissen regelmäßig gestalteten Busens von Mexiko finden wir denselben zunächst von nordamerikanischen Territorien umgrenzt: die nach Süden lang vorgestreckte Halbinsel Florida bildet die östliche Kulisse; von da, wo Florida am Kontinent wurzelt, ist es nach Westen dieser selbst, welcher mit seinem Rumpfe, das Mississippi-Delta in der Mitte vorgeschoben, ihn nördlich umrandet. Dann folgt im Westen der isthmische Theil, welcher, die Halbinsel Yucatan weit vortreibend, auch von Süden aus den Golf umfaßt. In der Mitte zwischen dem Kap Catoche auf Yucatan und dem in der Luftlinie 700 km entfernten Kap Sable auf Florida schließt das nordwestliche Gestade von Cuba den Golf im Süden ab. Die größte Ausdehnung des mexikanischen Busens — 1800 km — finden wir auf der Linie, welche man von dem nordwestlichsten Punkte Floridas nach Vera-Cruz zieht.

Die Halbinsel Yucatan trennt in Verbindung mit Cuba den Mexikanischen Golf von der südlich ihm vorliegenden größeren — in westöstlicher Richtung 2900 km langen — Caraïbischen See oder dem Antillen-Meer. Dieses Becken legt sich westwärts an den Isthmus und im Süden an das Nord-

gestade Südamerikas, während es im Nordosten in großem Bogen von Cuba, Haïti, Portorico und den Kleinen Antillen umspannt wird. Die Inselkette der Bahamen endlich bildet sowohl für den Mexikanischen Busen wie für das Caraïben-Meer eine äußere Barrière. Diese große mittelamerikanische Inselkette der auf Korallengrund ruhenden Bahamen und der mehr oder weniger vulkanischen Kleinen Antillen besitzt eine Gesammtlänge von 3000 km und läuft mit der isthmischen Küste des Stillen Meeres ziemlich parallel.

Der ovale, wie an Umfang kleinere, so auch an Tiefe dem Caraïbischen Meer bedeutend nachstehende Mexikanische Golf ist durch den Kanal von Yucatan mit diesem und durch die Straße von Florida mit der Atlantis verbunden; beide besitzen im Durchschnitt eine Breite von 250 km. Zahlreicher sind naturgemäß die Kommunikationen zwischen dem Ozean und Caraïben-Meer; als am meisten befahren nennen wir die Windward-Passage (zwischen Cuba und Haïti) und die 140 km breite, wenig Fährnisse bietende Mona-Passage (zwischen Haïti und Portorico).

Unter wolkenfreiem, stahlblauem Himmelsgewölbe schmiegt sich an die farbenprächtige Antillen-See nordwestlich der ernstere Golf von Mexiko. Neben stillen Oertlichkeiten, wo das Auge tief in das Blau des Meeres tauchen kann, donnern, von der Ebbe gesenkt, von der Fluth gehoben, wilde Wogen um überhängende, dunkle Vorgebirge vulkanischen Ursprunges, um zernagte Klippen, die unter dem Anprall zu erzittern scheinen, oder stürmen über dann und wann zu Tage tretende Korallenriffe mit schäumendem Gischt dahin. Der Golfstrom und der innige Konnex der westindischen Gewässer mit dem Weltmeer im Osten sind neben den Luftströmungen die Ursachen, daß sich die Wassermassen oft unheimlich aufthürmen und den Grund zerwühlen, während andererseits emporragende Festen und hochrückige Inseln und Eilande dem Schiffer wieder stille Seen bieten.

Wie bemerkt, ist dieses große westindische Meeresbecken dem Weltverkehr nur nach Osten, nach der Atlantis geöffnet; im Westen umrahmt es der hochragende Isthmus von Zentralamerika. Aber die Zeit ist nicht fern, wo eine Wasserstraße mitten durch diesen Isthmus hindurch das Atlantische Meer und den Pacific, die östliche und die westliche Erdkugel in direkte und schnelle Verbindung bringen wird. Die unermeßliche Tragweite einer solchen, heute können wir sagen Weltstraße, sprang schon bald nach der Entdeckung Amerikas den Konquistadoren in die Augen, und besonders war es der Eroberer und Statthalter von Mexiko, Ferdinand Cortez, welcher nach einer natürlichen Wasserstraße zwischen den beiden Ozeanen suchte. Er schreibt an Karl V.: „Ich habe den Christóbal de Olid zum Befehlshaber einer Flottille ernannt, um ihn an die Nordküste zur Besetzung der Landspitze oder des Kaps von Hibueras (Honduras) zu senden und ihn an der Küste des Festlandes weiter zu schicken bis nach Darien, weil es die Meinung vieler Seeleute ist, daß durch jene Bai eine Durchfahrt zum anderen Meere (Pacific)

führe. Einen solchen Durchgang aber zu finden, ist die Sache, die zu erreichen ich in diesem Leben wegen des großen Dienstes am meisten wünsche, den ich meiner Meinung nach Euerer Kaiserlichen Majestät damit leisten würde." Später sendet Cortez drei Caravellen und zwei Brigantinen aus und schreibt darüber: „Ich halte es für den größten Dienst, den ich meinen früheren hinzufügen könnte, wenn durch meine Bemühungen die Durchfahrt entdeckt würde. Findet sich aber auch diese nicht, so müssen doch große und reiche Länder entdeckt werden, aus welchen Eure Kaiserliche Majestät bedeutenden Nutzen ziehen könnten. Außerdem wird es dann immerhin von großem Vortheil sein, daß Eure Hoheit weiß, daß diese Durchfahrt nicht existirt." Dann berichtet er weiter: „Ende Juli dieses Jahres (1524) entsende ich nach Süden und nach Norden ein Geschwader, und es muß ‚das Geheimniß' nothwendig erforscht werden. Ich lasse alle übrigen Vortheile und Interessen, die mir nahe liegen, dahinter, um allein diesen Weg zu verfolgen. Gott möge es zum Besten lenken, Eurer Majestät Wunsch erfüllen und auch den meinigen, Euch zu dienen." Hoffnungsfroh äußert sich Cortez ein andermal: „Ich bin überzeugt, daß ein Weg durch's Festland gefunden wird, denn vor dem Glück Eurer Majestät kann sich nichts verbergen." Der Wunsch des Kaisers konnte nicht erfüllt werden; seinen großen Gedanken aber: durch Menschenhände eine Wasserstraße herzustellen und durch die Kunst zu erzwingen, was die Natur versagt hatte, auszuführen, hinderten ihn seine europäischen Verwickelungen und Geldmangel. Karl's Sohn, Philipp, dachte anders: „Wenn Gott in Mittelamerika," so lautete sein Entscheid, „einen Kanal gewollt hätte, dann würde er ihn auch geschaffen haben." Der spanische Geschichtschreiber José de Aosta hält aber den Plan einer Wasserverbindung deshalb für sündhaft, weil Gott die beiden Meere absichtlich durch Land getrennt habe, um die Wuth der Meereswogen zu zähmen. Erst in unseren Tagen ist der Plan energisch wieder aufgenommen worden; doch kann der Versuch Ferdinand v. Lesseps', nachdem Milliarden an Geld verschwendet und Tausende von Arbeiterleben geopfert worden sind, heute als gescheitert betrachtet werden; daß aber der zweite, der unter Benutzung des Nicaragua-Sees unternommen ist, zu einem glücklichen Ende geführt werde, dafür bürgt die Thatkraft der Nordamerikaner. Denn wenn schon die Gesellschaft für den Bau das große Werk augenblicklich wegen finanzieller Schwierigkeiten fortzuführen nicht in der Lage ist, so bezweifelt doch Niemand, daß die Regierung die Sache selbst in die Hand nimmt, zumal die am 4. Dezember 1893 im Kongreß zu Washington verlesene Botschaft des Präsidenten Cleveland besonders hervorhebt, daß die Vereinigten Staaten ein außerordentliches Interesse an der Fertigstellung des Kanals unter den Auspirien Amerikas hätten. Uebrigens ist der Gedanke, den Kanal durch den Niraragua-See zu leiten, nicht neu; schon 1665 brachte der Pirat Edward David die Nachricht nach Jamaica, daß derselbe leicht

mit dem Stillen Meere verbunden werden könne; nach der Atlantis aber hat er in dem St. Juan-Strom einen natürlichen Ausfluß. Es ist daher erklärlich, daß England in dem bewußten Streben, sich die entscheidenden Punkte des Weltverkehrs, wie das Kap der Guten Hoffnung, Singapore, Gibraltar, Malta, den Suez-Kanal u. s. w. zu sichern, seit Langem, wenn auch vergeblich, versucht hat, auf Nicaragua Einfluß zu gewinnen oder gar dort festen Fuß zu fassen. So trat, als 1779 zwischen England und Spanien der Krieg ausgebrochen war, Britannien insofern schon der Kanalfrage näher, als man den Versuch machte, sich der Landstrecken zu bemächtigen, welche die interozeanische Route durchschneiden würde, und entsandte 1780 eine Expedition nach Nicaragua, bei welcher dem später so berühmt gewordenen Admiral Nelson das Kommando des Geschwaders übertragen war. Die Expedition schlug namentlich deshalb fehl, weil die Truppen dem ungesunden Klima zum Opfer fielen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Nicaragua-Kanal die Bedeutung Westindiens außerordentlich erhöhen wird. Doch auch jetzt schon ist sie unermeßlich. Sie beruht zunächst auf der geographischen Lage, die Westindien als verbindendes Glied zwischen den weitgestreckten Kontinenten von Nord- und Südamerika erscheinen läßt. Es genügt nur ein flüchtiger Blick auf den Globus, um uns wahrnehmen zu lassen, daß Amerika die Weltmitte einnimmt, seine Stirnseite Europa und den Rücken Asien zugewendet. Das Zentrum aber dieser Weltmitte bildet Westindien, wo eine verschwenderische Natur, tropisches Klima und üppigster Boden die arbeitende Menschenhand belohnt. Dazu kommt die eigenthümliche Inselbildung und vortheilhafte Küstenentwickelung, kommen die nach Norden, Osten und Süden führenden Fluß- und Seestraßen, welche Kauf und Tausch vermitteln und erleichtern. Der Zu- und Abfluß findet heute noch nur im Osten statt, und verglichen mit der Bewegung, die hier herrscht, stocken Leben, Handel und Wandel im Westen, wo die Cordillerenkette den Verkehr abschneidet. Welch' gewaltsame Veränderungen dereinst die Eröffnung des Nicaragua-Kanals bewirken wird und bewirken **muß**, läßt sich heute nur ahnen, wenngleich es zweifellos feststeht, daß eine unübersehbare Verschiebung in den Verkehrs- und Besitz-, damit aber auch in den Machtverhältnissen eintreten und nirgends besser als in Westindien die Wahrheit des Satzes Bestätigung finden wird: „**Initium scientiae politicae geographia.**“

Schon im Jahre 1847 verglich Napoleon III. in einem ausführlichen Aufsatz diese künstliche Meeresverbindung der Zukunft mit der vortheilhaften geographischen Lage der europäischen Meerengen. Unserem Bedünken nach muß aber jeder Vergleich der vollendeten Seestraße in der neuen Welt mit den natürlichen zwischen dem Pontus und dem Aegäischen Meer zu Ungunsten der letzteren ausfallen. Denn wenn diesen auch ihre Wichtigkeit für die östliche Hemisphäre auf ewige Dauer gesichert ist, können sie dennoch

nicht in Wettbewerb mit der Hochstraße treten, auf welche die ganze Welt angewiesen sein wird. Nachdem die räumlichen Schranken auf dem Isthmus durchbrochen und das Mittelthor des Stillen Ozeans sich geöffnet haben wird, muß die Kraft zweier Weltmeere sich offenbaren, die sich auf die unvergleichliche Basis in Nicaragua, dem Kampfselde friedlichen wie kriegerischen Ringens, stützt. Unvergleichlich nennen wir diese Basis, weil hier nicht nur das große Waarenhaus für die Welt sich etabliren, sondern auch die hohe Politik in andere Bahnen lenken, und jeder in den Kanal geworfene Stein weite Kreise nach Osten und Westen ziehen wird. Von seiner Vollendung wird eine Umgestaltung und Neubelebung der großen wirthschaftlichen, politischen und militärischen Beziehungen datiren.

Es wird demnächst, weil gerade und schnell zu überwinden, nur Eine Weltstraße, Eine Weltbahn geben, die den Pacific mit der Atlantis, diese mit dem Indischen Ozean verbindet und von hier aus wieder in das Stille Meer zieht. Das ist der große Ring, dessen ewige, durch die Natur selbst festgelegte Pässe die Thore bei Gibraltar und Singapore darstellen, zu denen sich das künstlich gebrochene bei Suez und das in Nicaragua zu brechende gesellt. Die natürliche Superiorität ist dem Besitzer des Nicaragua-Kanals gesichert; dieser folgt aber nicht eo ipso die strategische Ueberlegenheit; dazu bedarf es noch anderer Faktoren, auf welche wir jetzt eingehen wollen.

Wenn wir die Karte ausbreiten und mit dem Blick die Seestraßen verfolgen, welche von Greytown, der östlichen Mündung des Nicaragua-Kanals, nach den Küsten der am Mexikanischen Golf gelagerten Territorien der Union und ihren wichtigen atlantischen Gestaden, d. h. dahin führen, wo das Schwergewicht der Vereinigten Staaten liegt, und der Erdtheil am zugänglichsten ist, so finden wir, daß diese Wege Nordamerika in hohem Grade bevorzugen. Die Gunst der natürlichen Verbindungen, darüber belehrt dieselbe Karte das militärisch geschulte Auge, wird aber nur den Handelsstraßen zu Theil und verkehrt sich in Ungunst, sobald der englische Kriegswimpel sichtbar wird und in Westindien der Flagge mit den Sternen und Streifen den Weg verlegt. Und ohne Zweifel wird es dahin kommen. Der neue Kanal wird nicht bloß friedliche Wirkungen äußern, sondern wird auch eine Eifersucht herausfordern, welche diese seit Jahrhunderten mit Blut getränkten Inseln und Meeresfluthen abermals zum Schauplatz gewaltiger Kämpfe zu machen droht. Man wird dies erkennen, sobald man die Inselwelt mit ihren Bewohnern und die umfassenden Gestade des Kontinents näher in's Auge faßt und dabei zugleich ihre militärische Eigenart zur Abwehr oder zum Angriff berücksichtigt.

II.

Es liegt auf der Hand, daß jede Betrachtung dieser Art mit den britisch-westindischen Kolonien beginnt; denn hier, wie überall, sind nicht

nur die Schlüssel zu den Seestraßen, es sind auch, das werden wir sehen, Oertlichkeiten im englischen Besitze, von denen namentlich südamerikanische Festlandsgebiete weithin zu beherrschen sind.

Von Greytown oder St. Juan, dem östlichen Ausgangspunkte des demnächstigen Nicaragua-Kanals 1100 km entfernt, stoßen wir auf Jamaica, in britischen Händen seit dem 11. Mai 1655, wo der von Cromwell an der Spitze einer 10 000 Mann betragenden Streitkraft entsandte Admiral Penn und der General Venables die Insel den Spaniern nach nur schwachem Widerstande entriß. Jamaica (10 860 qkm mit 639 000 Bewohnern), die herrliche Insel der „Ströme und Wälder", entspricht fast einem Drittel des englischen Antillenbesitzes und umschließt beinahe die Hälfte seiner Bewohner. Die Kolonie nimmt eine zentrale Position ein, und zwar nicht nur mit Bezug auf die westindischen Inseln (zwischen Cuba, Haïti und den Kleinen Antillen), sondern auch auf die südlichen Küsten der Union, das ostisthmische Gestade wie das nördliche Südamerika (Columbien und Venezuela). Was aber ebenso wichtig ist wie die zentrale Lage Jamaicas, von der aus die Peripherie der Caraïben-See eingesehen und beherrscht werden kann, liegt für unsere Betrachtung in dem Umstande, daß die Insel nicht nur auf der direkten Route von Greytown nach den nordamerikanischen Häfen und nach Europa postirt ist, sondern auch darin, daß sie in Kingston einen Ausgangspunkt für große Operationen auf allen eben genannten Linien besitzt. An der Greytown zugewandten südlichen Front der Insel krönt eine Erhöhung die 1692 gegründete heutige Hauptstadt Kingston mit 30 000 Einwohnern. Der Platz verdankt seine Entstehung einem am 7. Juni genannten Jahres stattgehabten entsetzlichen Erdbeben, durch welches Port Royal, von dem die „New History of Jamaica" behauptet, daß es „die schönste Stadt in Westindien und der reichste Fleck auf dem Erdboden" gewesen sei, fast vollständig zerstört wurde. Kingston erhebt sich, um seine Lage näher zu bezeichnen, in der Mitte des Nordstrandes eines weiten, hafenartigen Beckens, das von Westen nach Osten bei 3 bis 6 km Breite durchschnittlich 14 km lang und durch eine schmale Festlandszunge — die Pallisados — von der See geschieden ist. Das heutige Port Royal wuchs über dem westlichen Theil der Pallisados auf dem Grund und Boden der einst so schaurig zerstörten Stadt empor. In diesem Orte entfaltet sich ebenso das militärische und maritime Leben und Treiben (hier befindet sich das Seearsenal und Marinehospital, der Dockyard, das Kohlendepot und Proviantmagazin), wie in Kingston das kommerzielle und industrielle. Der durch zahlreiche Untiefen, Klippen und Bänke erschwerte Schiffsweg zum Kingston-Hafen führt um das westliche Ende der Landzunge, nachdem der Ost- und Südkanal sich vor Port Royal vereinigt haben. Die Lootsen des Platzes führen selbst tiefauchende Fahrzeuge mit größter Sicherheit durch die vielfachen natürlichen Schutzvorrichtungen dem Hafen zu, welcher der beste auf der Insel und in

Anbetracht seiner Größe einer der bedeutendsten der Welt ist. Seine Wassersäule genügt, um jedes Fahrzeug aufnehmen zu können, da er auf weiten Flächen, so z. B. an den Quaien der beiden Plätze, 12 bis 22 m tief ist. Von der Wichtigkeit des Platzes überzeugt, verstärkte Britannien durch Befestigungen die schon durch die Natur gesicherte Hafeneinfahrt. Auf Port Royal Point, südlich an die gleichnamige Stadt dicht angelehnt, erhebt sich Fort Charles und unweit desselben das Fort Victoria. Diesen Werken gegenüber liegen die Apostel-Batterie und Fort Henderson und stellen mit erstgenannten den schmalen Kanal unter ihre Obhut, so daß schwerlich ein Kriegsschiff den Zugang zu forciren unternehmen dürfte. Das sehr umfangreiche Fort Augusta, auf einem niederen, sandigen Vorsprunge im Nordwesten der Pallisados, ist nicht mehr bestückt und ohne Besatzung, da die Malaria ein Regiment nach dem anderen hinraffte. Heute dient das Werk als Pulvermagazin. Auf dem südlichen Gipfel des Long Mountain liegt 160 m hoch ein mächtiger Martello-Thurm, der weithin sichtbar ist und den Hafen von Osten nach Westen bestreicht. Als letzte Befestigung müssen wir das an der Hunt-Bai, dem nordwestlichen Theil der Lagune, sich erhebende Passagefort nennen. In früherer Zeit galt Kingston in Anbetracht der Wasserverhältnisse und Befestigungen als uneinnehmbarer Platz; heute dürfte die Stadt gegen die weittragenden Geschütze der Neuzeit schwer zu sichern sein und muß auf die englischen Geschwader rechnen. Von jeher galt Port Royal als Stelldichein der britischen Kriegsschiffe, welche Proviantirung, Retablirung u. s. w. suchten. Nelson, Collingwood, Jervis und viele andere Seehelden legten sich hier vor Anker. Aber auch die Bukanier trieben einst daselbst ihr Unwesen.

Im Hafen kann reichliches und gutes Wasser eingenommen werden.

Wenn wir schließlich noch bemerken, daß Kingston einen Haupthandelshafen darstellt, dessen Wichtigkeit mit Eröffnung des Nicaragua-Kanals ungemein wachsen muß, dann kann man auch ermessen, welche Hülfsmittel das schwimmende Kriegsmaterial hier findet.

Zwischen Kingston und dem 950 km von ihm entfernten Kap Antonio (südwestliche Spitze von Cuba) liegen die drei (Groß-, Klein- und Brac-) Cayman-Eilande. Sie bilden in diesen Regionen auf einer vielbefahrenen Seestraße den westlichsten britischen insularen Besitz und gewähren selbst für große Schiffe an der westlichen Seite von Groß-, an der südlichen von Klein-Cayman, sowie in der Anker- und Scott-Bai geschützte Bergestellen. Außer den Inseln, von denen wir eben sprachen, ist auch ein Stück Festland auf der südlichen Hälfte der Ostküste von Yucatan (etwa 22 000 qkm), Britisch-Honduras, in englischer Gewalt. —

III.

Nunmehr möge der geneigte Leser mit uns die Caraïbische See durchmessen, um deren östlichen Theil und die Kleinen Antillen zu erreichen. Dieselben dehnen sich durch neun Breitengrade (10 bis 19), und zeigen in der Modellirung der Oberfläche und Küstenentwickelung wunderbare Kontraste, während eine tropische Natur hier ihre Gaben verschwendet. Trotz relativ beschränkter Bodenausdehnung bietet der Archipel in Bezug auf seine europäischen Besitzer eine Art internationaler Ausstellung; England hat auch hier wieder sich das beste Theil gesichert, indem es sich seit 1797 auf Trinidad (4544 qkm mit etwa 196 000 Seelen) eingenistet Diese südlichste, größte, reichste und wichtigste Antillen-Insel wird im Norden vom Caraïbischen Meer, im Osten und Süden von der Atlantis und im Westen von den Wassern des Golfes von Paria bespült. Derselbe ist im Norden durch die „Drachenschlünde" — Kanäle, denen Columbus wegen der Schnelligkeit der Strömung und Veränderlichkeit der Winde diese Bezeichnung gab — mit der Caraïben-See und im Süden durch die „Schlangenöffnung" mit dem Atlantischen Ozean verbunden.

Wenngleich die Küstenbildung die Bedingungen zur Anlage eines auch für große Schiffe tauglichen Hafens versagte, hat die Natur dagegen innerhalb des fast landumschlossenen Paria-Busens über gutem Grunde mehrere Ankerplätze freigebig dargeboten, welche wegen der Regelmäßigkeit der Windströmungen (Orkane sind selten) und auch deshalb sicher sind, weil man die hohe See des Golfes nicht fühlt, und die Fluthen des Ozeans durch die nach Westen vorgetriebenen Landzungen unschädlich gemacht werden.

Port of Spain (Puerto de España), die Hauptstadt und die hauptsächlichste europäische Niederlassung der Insel mit 30 000 Einwohnern sehr gemischter Nationalität, hat die besuchteste Rhede und 10 m Wasser. Der Platz liegt zwischen der Küste und dem Fuße des Berges von St. Anne. Die in der Nähe des Berges sich erhebenden Höhen von Lavantille und Abercrombie, diese Widerlager der nördlichen Berge, beherrschen Stadt und Rhede von Nordwesten aus und tragen 374 m hoch das freilich in schlechtem Zustand befindliche Fort George; unfern und östlich der Ankerstelle erblickt man 125 m über dem Wasserspiegel die Ruinen des Thurmes von St. David.

Als zweite Rhede nennen wir San Fernando (6000 Einwohner); sie ist 18 m tief und wird durch die Water-Batterie geschützt.

In der starken Strömung des Orinoco, etwa 50 km nordöstlich von Trinidad, erhebt sich als Vorwerk des letzteren die Insel Tobago (950 qkm mit 19 500 Bewohnern), während das 125 km ferne Grenada (344 qkm und 44 000 Seelen) als nordwestliches detachirtes Fort angesehen werden kann. Wenn Tobago durch die Man-of-war-Bai (geräumig, sicher, 36 m Wasser) und die Courland-Bucht (bis 18 m tief) wichtig ist, dann ging aus

französischer in englische Hand 1783 mit Grenada geradezu eine Perle, deren hohen Werth der beinahe landumschlossene, von Höhen eingefaßte St. George-Hafen darstellt. Die gleichnamige Inselhauptstadt liegt terrassenartig um die nördliche Seite dieses Seebeckens, dessen Zugang durch zwei Vorgebirge bis auf 800 m verengt ist. Der Hafen, die Stadt und alle militärischen Etablissements (Hospital, Zeughaus, Kohlendepot u. s. w.) werden durch starke Forts und Strandbatterien gedeckt. Der Anblick von St. George erinnert an La Valetta auf Malta; dieses Malta aber ist ebenso üppig, wie das der alten Welt kahl und steinig. Fügen wir dem bereits Gesagten hinzu, daß gutes und reichliches Quellwasser vorhanden, dann wird über die Bedeutung dieses Stützpunktes für das schwimmende Material kein Zweifel mehr obwalten.

Zwischen Grenada und dem 125 km fernen St. Vincent liegen die Grenadines, etwa hundert Eilande und Felsenriffe (84 qkm mit 7000 Menschen). Die sie trennenden Kanäle sind frei von Gefahren.

Die mit Ausnahme des kurzen Zeitraums von 1779 bis 1783 seit 1763 in großbritannischem Besitz befindliche Insel St. Vincent (360 qkm mit 40 000 Seelen), eine aus vulkanischem Gestein bestehende vegetationslose Bergmasse, besitzt in der Kingstown-Bai einen 1200 m breiten, 1600 m langen und 36 bis 50 m tiefen Ankerplatz. In der Hauptstadt (5000 Einwohner), welche den gleichen Namen wie die Bai trägt, vereinigt sich das südamerikanische mit dem europäischen Kabel. Stadt und Hafen werden von dem 212 m hoch gelegenen Fort Charlotte und einer starken Batterie gesichert. In Porto Grande, dem zweiten Ankerplatz der Insel, ist von einer deutschen Firma ein Depot westfälischer Kohlen errichtet, das 3000 bis 4000 Tonnen hält.

Als äußerste Insel der Kleinen Antillen erscheint Barbados (430 qkm mit 184 000 Seelen); schon frühe durch die Spanier entdeckt, wurde die Insel im Jahre 1625 britisch. Die Besitzergreifung ist einzig in ihrer Art und geschah, indem die Besatzung der Fregatte „Blossom“ folgende Worte in die Bäume schnitt: „Jacob I. von England ist König dieser Insel“. Wäre es auch nur um der seewärtigen Lage willen, so würde darum allein schon Barbados besonderes Interesse beanspruchen; denn alle von Europa nach Südamerika bestimmten Fahrzeuge legen hier an und genießen den Vortheil, bei den neun Monate im Jahre herrschenden Passatwinden jede westindische Insel erreichen zu können. Neben der merkantil und strategisch hoch begünstigten Lage kann Barbados sich eines vortrefflichen Hafens — der Carlisle-Bai — rühmen, welcher, 52 m tief, gegen den Nordostpassat geschützt ist und 500 Fahrzeugen Raum bietet. Die Hauptstadt Bridgetown (21 000 Einwohner) ist der Obhut der Forts Willoughby und Charles sowie der Batterie Ricketts anvertraut. Schwere Trübsale haben den Platz schon oft heimgesucht; denn nicht nur, daß große Brände ihn verschiedentlich eingeäschert haben, ist er auch gefährlichen Wirbelwinden ausgesetzt, welche

urplötzlich auftreten, jeden Widerstand gewaltsam brechend Alles niederfegen und, nachdem die Natur sich beruhigt, nichts zurücklassen, als ein ödes, trostloses Trümmerfeld. Bridgetown, dem ewiges Leben zugesichert zu sein scheint, erhebt nach jeder Katastrophe kühn wieder das Haupt. Wäre es möglich, den Hafen St. George von Grenada nach hier zu verlegen, dann würde Barbados die Insel im Weltall sein, mit welcher keine andere in Rivalität treten könnte.

Barbados, das militärische Hauptquartier für den englisch-westindischen Rayon, besitzt ein Kohlendepot erster Klasse, Hospital, Seearsenal u. s. w.

Die im Nordwesten von Barbados und fast nördlich von St. Vincent gelegene Insel St. Lucia (614 qkm mit 45000 Seelen) wurde 1803 bleibendes englisches Besitzthum. Sie hat zwei Häfen, Old-Fort-Bai, einen der schönsten Ankerplätze im Caraïbischen Meer, und den noch vorzüglicheren, selbst gegen Orkane geschützten Hafen von Port Castries in der Mitte der Westküste (1600 m lang, 600 m breit und sehr tief). Bei dieser Gelegenheit dürfen wir nicht vergessen, ausdrücklich hervorzuheben, daß St. Lucia überdies eine ausgezeichnete Rhede besitzt, auf der ganze Flotten sich Rendezvous geben können. Sie liegt in stiller See in und vor der Gros-Islet-Bai und dehnt sich über einer Wassertiefe von 40 m bei einem Radius von $3^1/_2$ km seewärts nach allen Richtungen aus. Die Hauptstadt Castries (7000 Einwohner) erhebt sich in dem inneren Winkel der gleichnamigen Bai und besitzt ein Kohlendepot. Ort und Hafen vertheidigen Fort Charlotte nebst zwei Batterien (La Vigia und Tapion). Wie verlautet, beabsichtigt man, das Hauptquartier für Englisch-Westindien von Barbados nach Castries zu verlegen.

England verfügt sonach in dem vortheilhaft postirten St. Lucia, wo, wie auf Trinidad, das französische Blut vorherrscht, über eine ausgezeichnete maritime Basis, einen Lug-in's-Meer und Spähposten gegenüber der Nachbarschaft der dritten Republik.

Die seit 1783 England gehörige Insel Dominica (750 qkm mit 30000 Bewohnern) hat in Port Roseau und Prinz-Ruperts-Bai nur unzuverlässige, schlechte Rheden mit hohem Seegang.

Am 12. April des Jahres 1782 war es, wo in der denkwürdigen Seeschlacht zwischen Dominica und Guadeloupe Britanniens Suprematie zur See entschieden wurde. Lord Sandwich entließ Admiral Rodney von der heimathlichen Insel nach Westindien mit den Worten: „Das Geschick des Reiches liegt in Ihrer Hand.“ Rodney täuschte die auf ihn gesetzte Hoffnung nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reserve- und Territorialoffiziere in Frankreich.

In Frankreich ist ebenso wie in Deutschland die Frage immer dringlicher geworden, wie man die im Mobilmachungsfalle aufzustellenden zahlreichen Neuformationen mit brauchbaren Offizieren besetzen soll. In einer Hinsicht hat man in Frankreich einen anderen Weg zur Lösung dieser Frage eingeschlagen, als wir, indem man dort bestrebt ist, sämmtliche Offizierstellen vom Kompagnieführer an aufwärts bei den Reserve-Infanterieformationen durch aktive Offiziere zu besetzen, die den aktiven Regimentern ohne Beeinträchtigung derselben im Mobilmachungsfalle entnommen werden sollen. Man hat daher durch das Kadres-Gesetz vom 25. 7. 93 eine große Anzahl von überzähligen Offizierstellen bei den Infanterie-Regimentern errichtet (durch Verstärkung des sogenannten Cadre complémentaire), für die man im Frieden keine rechte Verwendung hat, wenn man sie auch hier und da unterzubringen sucht. Aehnlich ist man bei der Artillerie verfahren.

Wenn nun diese ganze Einrichtung auch ihre Bedenken hat, so sind diese Offiziere doch jedenfalls im Mobilmachungsfalle sofort für die Reserveregimenter verfügbar, ohne daß das aktive Regiment geschwächt wird.

Sehen wir von der Territorialarmee zunächst ab, so handelt es sich für die Reserveregimenter hiernach nur noch um den Ersatz der Reserveleutenants. Grade diese Frage wurde aber brennend, als im vorigen Jahre eine einflußreiche Persönlichkeit in der französischen Armee, der Armee-Inspekteur General de Cools sich in äußerst scharfer Weise über die Reserveoffiziere aussprach und sie in einer öffentlichen Kritik als gänzlich unbrauchbar bezeichnete. Obwohl der damalige Kriegsminister versuchte, den Eindruck dieser Kritik in einer öffentlichen Erklärung abzuschwächen, so wirbelte die Angelegenheit doch unendlich viel Staub auf und gab zu zahllosen Erörterungen und Vorschlägen in der Presse Veranlassung.

In Frankreich ergänzen sich bekanntlich die Reserveoffiziere (abgesehen von den Schülern der Polytechnischen Schule und der Forstschule) einestheils aus den früheren Einjährig-Freiwilligen, an deren Stelle dann nach dem Wehrgesetz von 1889 diejenigen jungen Leute getreten sind, die auf Grund besonderer Bildung nur zu einjährigem Dienst verpflichtet sind (Artikel 23 des Wehrgesetzes), anderentheils aus den Unteroffizieren, die nach Beendigung der gesetzlichen Dienstpflicht zur Reserve entlassen werden. (Bekanntlich sind die Unteroffiziere in Frankreich nicht, wie bei uns, sämmtlich Kapitulanten, sondern höchstens $^2/_3$ derselben, ein Umstand, über den in Frankreich sehr oft unter Hinweis auf die deutschen Verhältnisse geklagt wird und der dort

als einer der Gründe gegen die Einführung der zweijährigen Dienstzeit oft aufgeführt wird.

Schließlich kommen noch die nach 15 jähriger Dienstzeit als versorgungsberechtigt ausgeschiedenen Unteroffiziere in Betracht.

Die Einen schlugen nun vor, diejenigen Leute, die sich von vornherein als geeignet erweisen, um später zu Reserve-Offizieren befördert zu werden, während eines Theiles der gesetzlichen Dienstzeit in besonderen Schulen auszubilden, während die Anderen mehr für eine praktische Ausbildung bei den Regimentern waren.

Der Kriegsminister Mercier hat nun durch ein Reglement vom 23. 3. 1894 die Frage des Ersatzes und der Ausbildung der Reserve- und Territorialoffiziere erledigt. An diese Verfügung schloß sich ein Dekret des Präsidenten von demselben Tage, betreffend das Avancement dieser Offiziere.

Wenn wir von den noch vorhandenen ehemaligen Einjährig-Freiwilligen absehen, so ergänzen sich nach dem neuen Reglement die Reserveoffiziere:

einestheils aus Unteroffizieren, die drei Jahre aktiv gedient haben,

anderntheils aus Unteroffizieren, die nur ein Jahr aktiv gedient haben.

Was die Ersteren betrifft, so sollen jährlich im August diejenigen Unteroffiziere, die sich zum Reserveoffizier eignen, aus den im Herbst zur Entlassung kommenden Unteroffizieren durch eine Kommission des Regiments ausgesucht werden. Der Brigadekommandeur hält eine Prüfung ab, bestimmt diejenigen, die er für geeignet zum Reserveoffizier hält und ertheilt ihnen die Berechtigung, bereits im ersten Reservepflichtjahre ihre erste Uebung abzuleisten, was sonst nicht statthaft ist.

Was nun die zweite Kategorie der Unteroffiziere betrifft, so sind damit hauptsächlich diejenigen jungen Leute gemeint, die an die Stelle der früheren Einjährig-Freiwilligen getreten sind, d. h. die auf Grund ihres Studiums nach Artikel 23 des Wehrgesetzes nur zu einjährigem Dienst herangezogen werden. Es treten jedoch auch diejenigen jungen Leute hinzu, die aus anderen Gründen (Artikel 21 und 22 des Wehrgesetzes) nur zu einjährigem Dienst verpflichtet sind, sich aber ihrer allgemeinen Bildung nach zum Reserveoffizier eignen.

Es ist hierbei zu bemerken, daß alle diese Leute bei der Infanterie eingestellt werden. (Die Kavallerie stellt überhaupt keine Einjährigen ein; der Artillerie und dem Genie fallen als Reserveoffiziere die Schüler der Polytechnischen Schule zu, soweit sie nicht in die aktive Armee eintreten.)

Diese Leute nun erhalten während ihres Dienstjahres eine besondere Ausbildung, legen am Schlusse desselben eine Prüfung ab und werden in ihrem dritten Dienstjahre zu einer Uebung eingezogen. Bei dieser Gelegenheit

trifft der Brigadekommandeur die Auswahl. Die zu Reserveoffizieren in Aussicht Genommenen werden zu Unteroffizieren ernannt und erhalten ebenfalls die Berechtigung, in ihrem ersten Reservepflichtjahre ihre erste Reserveübung abzuleisten.

Für beide Kategorien tritt nun die Bestimmung in Kraft, daß sie bei der in ihrem ersten Reservepflichtjahre (also im vierten Jahre) abzuleistenden Uebung vor einer Kommission eine Prüfung abzulegen haben, worauf der Brigadekommandeur entscheidet, wer sofort zur Beförderung zum Reserveoffizier eingegeben werden kann.

Unteroffiziere, die in der Reserve nicht zum Offizier befördert worden sind, können dies noch in der Territorialarmee werden. Sie werden, wenn sie einen bezüglichen Antrag stellen, dann zu einer besonderen achttägigen Uebung eingezogen, legen ein Examen ab und können nach günstigem Ausfall desselben zum Offizier in der Territorialarmee in Vorschlag gebracht werden.

Die Reserveoffiziere werden nach ihrer Ernennung soweit als möglich dem ihrem Wohnort nächstgelegenen Truppentheil zugewiesen, beispielsweise bei der Infanterie dem nächsten Subdivisions-Regiment. Treten diese Offiziere in Folge ihres Alters zur Territorialarmee über, so werden sie dem entsprechenden Territorialinfanterie-Regiment einverleibt.

Es sei hier daran erinnert, daß in Frankreich die Korpsbezirke entsprechend unserer Landwehrbezirks-Eintheilung in sogenannte Subdivisionen zerfallen, an deren Hauptort sich das bureau de recrutement (unser Bezirkskommando) befindet. Der Regel nach steht an diesem Orte, wenigstens mit einem Theile, das der Subdivision entsprechende Linieninfanterie-Regiment, das im Mobilmachungsfalle ein Reserve- und ein Territorialinfanterie-Regiment aufzustellen hat. Das bureau de recrutement liefert die hierzu erforderlichen Mannschaften. Diese ganze Einrichtung ist zweifellos klar und durchsichtig.

Für die Ausbildung der Offiziere während der Uebungen werden die Truppenbefehlshaber verantwortlich gemacht, wobei auf die große Bedeutung dieses Dienstzweiges hingewiesen wird.

Die Reserveoffiziere sollen in der Regel alle zwei Jahre zu einer vierwöchentlichen Uebung, und zwar zugleich mit denjenigen Truppentheilen einberufen werden, für die sie im Mobilmachungsfalle bestimmt sind. Die Territorialoffiziere sollen nach denselben Grundsätzen alle zwei Jahre auf 14 Tage eingezogen werden.

Von Wichtigkeit ist die Bestimmung, daß die Reserve- wie die Territorialoffiziere bei ungenügenden Leistungen im folgenden Jahre zu einer erneuten Uebung eingezogen werden können. Innerhalb gewisser Grenzen können auch Offiziere zu freiwilligen Uebungen zugelassen werden.

Um die Offiziere auch außerhalb der Zeit der Uebungen in beständige Beziehung zum Truppentheil zu bringen und ihr militärisches Interesse rege



zu halten, bestehen besondere **Ausbildungsschulen**, an deren Spitze aktive Offiziere stehen. Sonntags Vormittags sollen regelmäßige Zusammenkünfte stattfinden, die im Winter zu Vorträgen und theoretischem Unterricht, im Sommer aber zu Uebungen im Gelände (Exerziren und Felddienst) verwandt werden. Die erforderlichen Truppen stellt der Garnisonälteste zur Verfügung. Die Offiziere werden am Schlusse jedes Uebungsjahres hinsichtlich ihrer Leistungen beurtheilt, und diese Beurtheilungen sollen bei Vorschlägen zu Beförderungen u. dgl. berücksichtigt werden.

In jeder Subdivision besteht eine solche Ausbildungsschule für die Infanterieoffiziere, während für die Offiziere der anderen Waffen innerhalb des Korpsbezirks je nach den Verhältnissen eine oder mehrere solcher Schulen errichtet werden sollen. Die ersteren Schulen unterstehen dem Kommandeur des betreffenden Subdivisionsinfanterie-Regiments, der Oberstlieutenant dieses Regiments ist der Direktor der Schule, während eine Anzahl von Offizieren als Lehrer verwendet wird.

Die Reserve- und Territorialoffiziere sollen ferner durch die Garnisonältesten benachrichtigt werden, wenn in der Garnison Vorträge, Felddienst- oder Exerzirübungen stattfinden, denen beizuwohnen für sie von Vortheil wäre. Sie können daraufhin zur Theilnahme ermächtigt werden und erhalten, soweit möglich, ein ihrer Charge entsprechendes Kommando oder werden wenigstens einem Truppentheil zugewiesen. Thatsächlich sind hiermit schon vielfach Versuche gemacht worden. Besonders der Gouverneur von Paris, General Saussier, der im Kriegsfalle als Höchstkommandirender vorgesehen ist, hat die Reserve- und Territorialoffiziere wiederholt zu Garnisonübungen herangezogen.

Alle diese Versuche, die Offiziere des Beurlaubtenstandes, wie wir sie nennen, zu einer regeren und fortlaufenden Theilnahme am militärischen Leben zu veranlassen, sind für uns durchaus beachtenswerth. Es sei daher auf den Wortlaut der Begründung hingewiesen. Der Minister Mercier sagte:

„Das aktive Regiment ist in Wahrheit die Ausbildungsschule für das entsprechende Reserve- und Territorial-Regiment. Dieses gesetzmäßige Verhältniß ermöglichte es nunmehr, die Ausbildung der Reserve- und Territorialoffiziere nicht ausschließlich bei Gelegenheit der Uebungen, sondern auch während des ganzen Jahres zu betreiben, indem man sie an dem militärischen Leben des Regiments theilnehmen läßt und ihre Berufskenntnisse erweitert. Dieses Verhältniß soll ferner möglichst enge Beziehungen zwischen den drei Regimentern (d. h. dem aktiven Regiment und dem entsprechenden Reserve- und Territorial-Regiment) schaffen, die im Felde berufen sind, dieselben Anstrengungen und dieselben Gefahren zu theilen." —

Was zum Schluß das **Avancement** anbetrifft, so sei kurz erwähnt, daß dasselbe für Reserve- wie für Territorialoffiziere ausschließlich „au choix" stattfindet, d. h. nicht nach der Anciennetät, sondern nach Auswahl. Die

Reserveoffiziere können nur die Charge eines Kapitäns erreichen. Nach vierjähriger Dienstzeit als sous-lieutenant (Sekondelieutenant) kann man zum lieutenant (Premierlieutenant) befördert werden, nach sechsjähriger Dienstzeit als lieutenant zum capitaine (Hauptmann).

In der Territorialarmee kann der lieutenant nach sechsjähriger Dienstzeit als solcher zum capitaine, der capitaine nach sechsjähriger Dienstzeit als solcher zum Major (chef de bataillon) befördert werden.

Es sei hieran anschließend nach bemerkt, daß der Kriegsminister zu späterer Zeit nach Gelegenheit genammen hat, für die Schießausbildung der Reserve- und Territorialoffiziere Sorge zu tragen. Um auch bei den Mannschaften der Reserve- und Territorialarmee die Uebung im Schießen zu erhalten, bestehen bekanntlich in Frankreich für diese Mannschaften zahlreiche „territoriale" oder „gemischte" Schießvereine, die von der Regierung in jeder Weise unterstützt werden. Die Oberstlieutenants (Kammandeure) der betreffenden Territorialregimenter sind die Ehrenpräsidenten dieser Schießvereine. Die Ergebnisse sollen zum Theil recht günstig sein. Der Kriegsminister hat nunmehr auch die Reserve- und Territorialoffiziere zur Theilnahme aufgefardert und hoffte grade hierdurch zur Belebung der Schießvereine viel beizutragen. Der betreffende Oberstlieutenant der Territorialarmee soll dem Direktor der entsprechenden Ausbildungsschule jährlich über die Theilnehmer berichten Bei Varschlägen zu Beförderungen soll hierauf Rücksicht genammen werden. 186.

Der Krieg in Ostasien.*)

(Fortsetzung)

Hierzu eine Kartenskizze am Schluß des Blattes.

[Nachdruck verboten.]

Die Vorgänge bei der Einnahme van Wei-hai-wei bedürfen der Ergänzung und Berichtigung, die wir uns ausdrücklich vorbehalten hatten (vergl. zweite Anmerkung auf Seite 253, März-Heft). Der Kampf fand keineswegs den schnellen Abschluß, den selbst die offiziellen japanischen Berichte in der sicheren Erwartung der unumstößlich feststehenden Thatsache schon für den 6. Februar gemeldet hatten. Thatsächlich zog sich die Einnahme der Insel

*) Siehe März-Heft 1895 der „Neuen Militärischen Blätter."

Liu-kung-tao und die Uebergabe der chinesischen Flotte noch eine volle Woche, bis zum 13., hinaus. Nachdem in der Nacht zum 6. die chinesischen Torpedoboote den verunglückten Versuch gemacht hatten, aus dem Hafen von Wei-hai-wei zu entkommen, beschränkte sich der Widerstand der Chinesen auf ein passives Ausharren im Feuer der japanischen Landbatterien. Das japanische Geschwader hielt die bereits seit einigen Tagen erschütterten Batterien der Inseln Liu-kung-tao und J-tao unter fortwährendem Feuer und beobachtete die beiden Hafeneingänge, um das Entweichen der feindlichen Flotte zu verhindern. Die japanischen Torpedoboote fanden nach Beseitigung der Hafensperren allnächtlich Eingang in den Golf, und wenn es auch nicht mehr gelang, weitere feindliche Schiffe zu zerstören, so hielten sie doch die chinesischen Panzer in steter Besorgniß und verhinderten sie an Unternehmungen aller Art. Das Schicksal des chinesischen Geschwaders war, wenn es im Golfe verblieb, von Haus aus entschieden, so daß Graf Ito es gar nicht nöthig hatte, seine Schiffe unter das Feuer der feindlichen Landbattrrien zu bringen, um die Katastrophe zu beschleunigen, welche über kurz oder lang eintreten mußte.

Am 12. Februar trat Admiral Ting in Verhandlungen ein, die am folgenden Tag zu einer Kapitulation führten. Hiernach wurden alle Werke mit den Geschützen und Marineeinrichtungen, sowie die Schiffe den Siegern übergeben, während die Besatzung nach Abgabe der Waffen freien Abzug erhielt. Ting überlebte den Untergang seines Geschwaders nicht: mit zwei höheren Seeoffizieren gab er sich selbst den Tod. Die Uebergabe wurde chinesischerseits durch den Vizeadmiral Mac Clure abgeschlossen. Die Kapitulation lieferte den Japanern — abgesehen von den bereits im Laufe des Kampfes genommenen 12 Torpedobooten — noch

4 Panzerkreuzer,
6 Kanonenboote,
2 Avisos

in die Hände. Vier Panzerschiffe waren gesunken, lagen aber in so flachem Wasser, daß Aussicht vorhanden ist, sie ohne allzu große Kosten zu heben. Die erforderlichen Arbeiten wurden unverweilt eingeleitet. Ueber 100 schwere Geschütze neuester Art, 40 Schnellfeuergeschütze kleiner Kaliber, große Massen von Torpedos, Kohlen, Lebensmittel auf fünf Monate für eine Stärke von 10 000 Mann kamen in den Besitz der Sieger. Einschließlich der Leichtverwundeten betrug die Zahl der chinesischen Seesoldaten und Landtruppen, welche nach dem Wortlaut der Kapitulation jenseits der japanischen Linien unter Wahrung aller Rücksichten in Freiheit gesetzt wurden, noch 2300 Mann. Zehn europäische (vorwiegend englische) und nordamerikanische Offiziere bezw. Beamte in chinesischen Diensten wurden unter der Besatzung der überwundenen Seefestung und ihrer Flotte vorgefunden und von den Japanern alsbald nach Tschifu verbracht, wo sie unter der Versicherung, in diesem Krieg nicht

mehr gegen Japan zu kämpfen, entlassen wurden. Nur ein amerikanischer Staatsangehöriger, dem die japanischen Behörden politische Vergehen nachweisen konnten, blieb in Haft. Uebergabe und Entlassung der Besatzung vollzogen sich ohne Störung und bezeigten, daß die Japaner den überwundenen Gegner schonend und ehrenvoll zu behandeln verstanden. Die Leichen Ting's und der mit ihm durch Selbstmord geendeten Offiziere wurden unter großem Zeremoniell auf einem der erbeuteten chinesischen Kanonenboote nach Tschifu überführt und dort den chinesischen Behörden übergeben. Als das Schiff mit den Leichen der chinesischen Offiziere aus dem Hafen von Wei-hai-wei auslief, senkten alle Schiffe des japanischen Geschwaders ihre Flaggen auf Halbmast; ebenso nahmen die vor dem Golf ankernden europäischen bezw. amerikanischen Schiffe ihre Flaggen herab. Vom Flaggschiff des Grafen Ito wurden von Zeit zu Zeit Kanonenschüsse als Salut gelöst. Die in Tschifu eingetroffenen chinesischen Offiziere und Flottenmannschaften lobten die generöse Rücksicht, die ihnen von Seiten der Japaner zu Theil geworden war. Die Ehren, welche dem todten chinesischen Admiral erwiesen worden waren, haben einen tiefen Eindruck auf die Chinesen gemacht, welche von Seiten des Feindes nach dem Ende des Kampfes blutige Rache erwartet haben mochten.

Der kurze, für die Japaner verhältnißmäßig wenig verlustreiche Kampf hatte zu überraschend großartigen Ergebnissen geführt. War schon die Beute an Material sehr bedeutend und ungemein werthvoll, so bestand seit der Kapitulation von Wei-hai-wei die chinesische Nordflotte, die Schöpfung Li-hung-Chang's und der einzige wirklich verwendbare Theil der chinesischen Seestreitkräfte, nicht mehr.*) Die Japaner waren unbeschränkte Herren aller chinesischen Meere; sie konnten landen und Verschiebungen vornehmen, wann und wo sie wollten, ohne ernstliche Vorkehrungen gegen etwaige feindliche Störungen treffen zu müssen. Japan hatte seine Ueberlegenheit zur See glänzend bewiesen und praktisch wie moralisch zu voller Geltung gebracht. Unter den bei Wei-hai-wei genommenen Kanonenbooten befanden sich vier, welche der Flotte von Kanton, also nicht dem Nordgeschwader, angehörten.

*) Die Flotte Li-hung-Chang's, das Pei-jang-Geschwader, umfaßte bei Ausbruch des Krieges:

2 Panzerthurmschiffe (zu je 7430 t),
2 gepanzerte Kreuzer (zu je 2900 t),
5 Kreuzer mit Panzerdeck (zu je 1550 bis 2335 t),
6 Kanonenboote (zu je 440 t),
3 Avisos (älteres Material),
3 für den Kampf nicht verwendbare Schulschiffe,
6 Torpedoboote,

im Ganzen 21 Schiffe und 6 Torpedoboote mit insgesammt 32565 t, 203 Geschützen (worunter 101 Schnellfeuerkanonen), 304 Offizieren und 2820 Mann. Das ganze Geschwader ging, soweit die Schlacht an der Yalu-Mündung nicht schon Einbuße gebracht hatte, mit dem Fall von Wei-hai-wei verloren.

Die Entsendung dieser Kanonenboote und wahrscheinlich auch einiger Torpedoboote, welche gleichfalls verloren gingen, ist die einzige Kraftäußerung und das erste Lebenszeichen der drei übrigen Flotten des chinesischen Reichs. Allerdings stehen dieselben*) der Pei-jang-Flotte an Zahl und Brauchbarkeit der Schiffe nach, doch bleibt es erstaunlich, daß niemals auch nur ein schwacher Versuch gewagt wurde, die über die ganze Küste von Mittel- und Südchina zerstreuten Streitkräfte zusammenzufassen und zur Unterstützung der schwer bedrohten Nordflotte einzusetzen. Im Februar wurde über die Anwesenheit von Schiffen der Geschwader von Fu-tschu und Kanton an der Westküste der Insel Formosa berichtet. Doch scheint diese Bewegung lediglich den chinesischen Seeräubern gegolten zu haben, welche in den Gewässern um jene Insel seit Langem ihr Unwesen treiben. Als das Gerücht auftauchte, daß die Japaner Absichten auf Formosa hätten und möglicherweise eine Landung auf dieser Insel vornehmen würden, zogen sich die chinesischen Schiffe mit solcher Hast in den Bereich ihrer schützenden Häfen zurück, daß die Japaner bei ihren weiteren Plänen die jedenfalls mangelhaft ausgestatteten oder schlecht geführten Schiffe des chinesischen Südens füglich als nicht vorhanden ansehen dürfen.

Die Einnahme von Wei-hai-wei und die Eroberung einer an Zahl fast gleich starken feindlichen Flotte in dem überaus strengen Winter an einer von Schneestürmen und eisiger Brandung umtobten Küste rief in ganz Japan begreiflicherweise flammende Begeisterung wach und steigerte mächtig das Gefühl der eigenen Kraft und der unbestreitbaren Ueberlegenheit.

Auf chinesischer Seite war der Untergang der Pei-jang-Flotte unvermeidlich, sobald sich diese widerstandslos im Golf von Wei-hai-wei umzingeln und vom hohen Meere abschneiden ließ. So wurde sie die unbewegliche Zielscheibe der japanischen Landbatterien und das Opfer der feindlichen Torpedos, und zwar um so schneller, als Wei-hai-wei, wie wir gesehen haben, gar nicht darauf eingerichtet war, länger als einige Tage einem auf der Landseite angreifenden entschlossenen Gegner zu widerstehen, ganz abgesehen von der Mangelhaftigkeit der chinesischen Landtruppen, denen man in aller Eile die Vertheidigung der schwachen Werke übertragen mußte. Fühlte sich das Geschwader Ting's unter dem Eindruck der ununterbrochenen Niederlagen außer Stand, der japanischen Flotte im Kampf zur See entgegenzutreten, so blieb nichts übrig, als möglichst schnell in die südchinesischen Meere sich zurückzuziehen, wohin die Japaner mit Rücksicht auf die Seemächte**) nicht ohne Weiteres folgen konnten. Allerdings blieb in diesem Falle der

*) Vergl. Oktober-Heft 1894, Seite 237.

**) Wenn wir den Meinungsäußerungen der englischen leitenden Blätter Glauben schenken dürfen, so ist die britische Regierung gesonnen, einen japanischen Angriff auf die Haupthäfen des britisch-chinesischen Handels, also in erster Linie wohl auf Schanghai, nöthigenfalls mit Gewalt abzuweisen.

Golf von Petschili, d. h. der ganze Kriegsschauplatz, unbestritten in der Hand Japans, aber schon das Vorhandensein einer ziemlich intakten, kampffähigen chinesischen Flotte, wenn auch in weiter Entfernung, mußte auf die Freiheit der japanischen Bewegungen zur See einen beschränkenden Einfluß ausüben und die japanischen Geschwader zu weitgehenden Vorsichtsmaßregeln zwingen. Das passive Ausharren in der Bucht von Wei-hai-wei ist gewissermaßen typisch für die ganze Kriegführung, ja für die gesammten Anschauungen der Chinesen überhaupt. Ein oberster Kriegsrath in Peking, von welchem englische Berichte mit Vorliebe sprechen und welcher dem Admiral das unthätige Verbleiben in Wei-hai-wei vorgeschrieben haben soll, besteht nicht, und selbst wenn ein solcher bestanden hätte, so würde er bei den großen Entfernungen und dem Mangel an Telegraphenlinien schwerlich in der Lage gewesen sein, dem Admiral Ting für alle einzelnen Fälle Vorschriften zu ertheilen. Ting hat nicht anders gehandelt als alle chinesischen Führer, welche in diesem Krieg bis dahin aufgetreten sind: er hat den Posten, auf welchen die Kriegslage oder der Zufall ihn gestellt, mit der der chinesischen Rasse eigenen geduldigen Ergebenheit behauptet, ohne durch einen kühnen Entschluß den Versuch gemacht zu haben, noch in letzter Stunde zu retten, was zu retten war. Im Uebrigen zeigt der Widerstand bei Wei-hai-wei für die Chinesen insofern lichtere Seiten, als hier vielfach tapfer gekämpft und muthvoll gestorben wurde. Admiral Ting gab sich den Tod als ein rechter Sohn seines Volkes, indem er sich selbst für eine Sache opfern zu müssen glaubte, die nicht durch sein Verschulden, sondern in Folge eines seit vielen Jahrhunderten überlebten, gänzlich verkommenen Systems vor einem moralisch wie physisch weit überlegenen Gegner rettungslos zusammenbrach.

X.

Beiderseitige Lage nach der Einnahme von Wei-hai-wei (13. Febr. 1895). Die Besetzung von Niu-tschuan durch die Japaner (4. März 1895). Anknüpfung von Friedensverhandlungen.

Die Einnahme von Wei-hai-wei schließt den Winterfeldzug ab. Derselbe hatte den japanischen Waffen die unbestreitbare Herrschaft zur See, den Besitz der beiden einzigen chinesischen Kriegshäfen (Port Arthur und Wei-hai-wei) und eines ausgedehnten Gebietes in der südlichen Mandschurei gebracht. Zwar war die lange erwartete Entscheidung bei Niu-tschuan, wo sich die beiderseitigen Truppen seit Ende Dezember 1894 gegenüber standen, noch immer nicht erfolgt. Trotzdem bedeutet der Fall von Wei-hai-wei einen so wichtigen Abschnitt im Gang der Kriegsereignisse, daß wir ihn militärisch und politisch einer kurzen Würdigung im Zusammenhang mit der allgemeinen Lage unterziehen müssen.

Zur Zeit der Einnahme von Wei-hai-wei standen die japanischen Streitkräfte*) wie folgt:

1. die I. Armee (General Nodsu**) abwartend bei Haitscheng und Liao-jan, hart östlich Niu-tschuan und südlich Mukden; Stärke 23000 Mann;

2. die II. Armee mit einer Division (10000 Mann) bei Gaiping in enger Fühlung mit der I. Armee, die andere Division im Süden der Halbinsel Liao-tong bei Fu-tschu und Talien-wan zur Verfügung des Marschalls Oyama, welcher auch während des Angriffs auf Wei-hai-wei den Oberbefehl über diejenigen Truppen der II. Armee behalten hatte, welche nach der Einnahme von Port Arthur nicht nordwärts zur Vereinigung mit der Armee Nodsu's abmarschirt waren;

3. die III. Armee in voller Stärke (24 000 Mann) zur Verwendung bereit bei Wei-hai-wei.

Das Geschwader des Grafen Ito und die Transportflotte lagen zur Verfügung vor Wei-hai-wei.

Die militärische Lage Japans war somit die denkbar günstigste. 33000 Mann waren bei Niu-tschuan allerdings durch eine etwa 60000 Mann zählende Truppenmacht des Feindes beschäftigt. Dagegen standen 34000 Mann, bei welchen sich zahlreiche Belagerungsformationen mit schwerer Artillerie befanden, zu beliebiger Verwendung bereit, da diese Truppen keinen Gegner hatten und auf der Transportflotte jederzeit verschoben werden konnten.

Ueber die Stärke und Zusammensetzung der japanischen Besatzungstruppen auf Korea liegen zuverlässige Nachrichten nicht vor, doch dürfen wir sie kaum auf weniger als auf eine Division veranschlagen. Englischen Berichten zufolge sollen in Nordostkorea, gegen die russische Grenze hin, seit Dezember 1894 ziemlich beträchtliche japanische Truppenmassen in Bereitschaft stehen, wohl in der Absicht, etwaigen russischen Unternehmungen gegen die Küstenplätze des koreanischen Ostens entgegenzutreten. Ob diese Meldung auf Thatsachen beruht, läßt sich vorläufig nicht erkennen, doch dürfen wir es als ausgeschlossen betrachten, daß Rußland sich zu bewaffnetem Eingreifen herbeilassen wird. Der Widerstand der japanischen Truppen, welche jeder

---

*) Trupppeneintheilung der auf chinesischem Gebiet befindlichen japanischen Streitkräfte im Februar 1895:

Armee	Division	
I. Armee	3. Division,	jede Division planmäßig 12 Bataillone, 3 Eskadrons, 6 Feld- oder Gebirgsbatterien, 2 Geniekompagnien; dazu die erforderlichen Sanitätsanstalten, Munitions-, Verpflegungs- und Feldtelegraphenabtheilungen.
	5. „	
II. „	1. „	
	2. „	
III. „	4. „	
	6. „	

**) Nodsu, bei Beginn des Krieges Generallieutenant und Kommandeur der 5. Division, hatte, als Yamagata krankheitshalber den Kriegsschauplatz verlassen mußte, den Oberbefehl über die I. Armee und zugleich die Leitung der Operationen gegen Niu-tschuan und Mukden übernommen. Anfang März 1895 wurde er zum General der Infanterie ernannt.

Unternehmung der fremden Mächte zu Land an Zahl weit überlegen sein werden, dürfte ein solches Wagniß als gefährlich erscheinen lassen, ganz abgesehen davon, daß Rußland viel eher Vortheile dadurch erhoffen kann, wenn es im Einvernehmen mit den Seemächten handelt und sich beim Friedensschluß mit dem siegreichen Japan im Guten abfindet. Keinenfalls kann Japan auf Korea einer starken Truppenmacht entbehren, denn das koreanische Volk, namentlich die Tonghaks in den Südwestprovinzen der Halbinsel, ist noch immer nicht mit dem Umschwung der Dinge ausgesöhnt und bedarf ständiger Ueberwachung. Die Aufständigen wurden Anfang Januar in mehreren regelrechten Gefechten von den koreanischen Regierungstruppen, denen kleine japanische Abtheilungen zugetheilt waren, geschlagen und bestraft, obwohl die japanische Verwaltung, was die Behandlung der Koreaner angeht, sich bemüht, durch Reformen und wohlwollendes Entgegenkommen das Vertrauen derselben zu gewinnen.

Alles in Allem dürften Mitte Februar 100 000 bis 105 000 Mann, nur die Kombattanten gerechnet, außerhalb Japans in Thätigkeit gewesen sein. Gleichzeitig wurde die Bildung einer IV. Armee betrieben und deren Versammlung bei Hiroschima vorbereitet Zusammensetzung, Stärke und Zweck dieser Truppen sind vorerst unbekannt.

Japan hat sich im Winterfeldzug thatsächlich als eine große militärische Macht erwiesen. Allerdings sind die Chinesen kein ebenbürtiger Gegner, aber die ganze Art der japanischen Kriegführung, die sorgsame Friedensvorarbeit für alle Einzelheiten des Krieges, die Schnelligkeit der Mobilmachung, das mustergültige Zusammenwirken des gesammten Heer- und Flottenwesens, Strategie, Taktik und Ausbildung sprechen beredt für die hervorragende Kriegstüchtigkeit des japanischen Volkes. Nicht nur die kriegerischen Erfolge selbst, sondern auch die Art und Weise, unter welcher die Japaner ihre Siege erkämpften, verdient Beachtung. Von dem Grundgedanken ausgehend, sich durch sein Verhalten im Kriege die so lang erstrebte Gleichberechtigung mit den europäischen Kulturvölkern zu erwerben, hat Japan den Kampf in gesitteter Weise unter Anwendung der modernen Grundsätze der Humanität, welche die Schrecken des Krieges nach Möglichkeit zu mildern sucht, geführt. Lazarethwesen und Krankenpflege sind musterhaft eingerichtet und stehen auch dem Feinde offen. Längst ist Japan dem „Rothen Kreuz"*) beigetreten, und wenn auch seinen Heeren die Priester der Schinto-Religion und des Buddha in's Feld gefolgt sind, so athmet doch die ganze Kriegführung, soweit sie die Behandlung des überwältigten Feindes und der Bewohner des eroberten Landes betrifft, den Geist des Christenthums. Vor 300 Jahren führten die Japaner den Krieg in Korea als grausame Barbaren; die Köpfe der gefallenen Feinde wurden als Siegesbeute

*) China ist nicht beigetreten.

mit in die Heimath gebracht, die Gefangenen gewohnheitsmäßig furchtbar verstümmelt. Wie anders heute! „Und ob auch", sagt der bewährte Kenner des modernen japanischen Lebens, Karl Munzinger, „unter Japans Kriegern nur wenige Christen sind, so ist doch die humane Kriegführung Japans ein Erfolg des Christenthums und der christlichen Kultur, wie er glänzender kaum erwiesen werden kann." Jede Ausschreitung der im japanischen Arbeitsdienst verwendeten Kulis*) gegen die Landeseinwohner und gegen wehrlose Feinde wurde nachdrücklich bestraft. Die in Japan ansässigen Chinesen bleiben ganz unbehelligt. „Ich habe selbst in Osaka über hundert chinesische Kriegsgefangene einziehen sehen", schreibt Munzinger, „und stand mitten im Gedränge der dicht geschaarten Zuschauermenge. Aber ich habe auch nicht eine Aeußerung der Rohheit gehört, während die Unglücklichen vorbeimarschirten. Es mag wohl Wenigen von ihnen in ihrem Leben je so gut gegangen sein, als jetzt in ihrer Gefangenschaft."

Was die materiellen Mittel Japans anbetrifft, so stehen ihm Menschen, Waffen und alle Bedürfnisse des Heeres in überreicher Menge zur Verfügung. Die Volksvertretung stellte der Regierung, um die Zwecke des nationalen Krieges vollkommen zu erreichen, unbegrenzte Mittel zur Verfügung. Die Gelder wurden ohne Heranziehung des Auslandes in Japan selbst aufgebracht; die wiederholten Anleihen brachten jedesmal eine mehrfache Ueberzeichnung. Bis Anfang Februar betrug die vom Landtag für Kriegszwecke bewilligte Summe 250 Millionen Yen = 625 bis 650 Millionen Mark.

Während Japan in der Fortsetzung des Krieges, dessen Erfolg bei den großen noch zur Verfügung stehenden Hülfsmitteln und im Hinblick auf die hingebende kriegerische Begeisterung nicht zweifelhaft sein konnte, nur die Steigerung seiner Ansprüche erblicken durfte, gestaltete sich die Lage für China mehr und mehr hoffnungslos. Japan kann, falls sich die angebahnten Friedensverhandlungen zerschlagen sollten und mit Beginn der wärmeren Jahreszeit die Operationen im ganzen Umfang wieder aufgenommen werden können, 130 000 bis 150 000 wohl ausgebildeter, vollkommen verwendungsfähiger Soldaten zur Fortsetzung des Krieges, zum entscheidenden Vorstoß gegen die feindliche Hauptstadt in's Feld stellen.

Nachstehend geben wir einen Ueberblick über die chinesischen Streitkräfte um die Mitte Februar, indem wir uns im Wesentlichen einem anscheinend auf guten Quellen beruhenden Berichte des „Russischen Invaliden" anschließen.

Am Flusse Ljao-ho, bei Niu-tschuan in der südlichen Mandschurei, sollen, wie auch die japanische Heeresleitung anzunehmen scheint, 60 000 Mann

*) Vergl. Februarheft, Anmerkung zu Seite 143.

unter den Generalen Sung und Ma versammelt sein. Hiervon ist mindestens ein Fünftel auf mandschurische Kavallerie anzurechnen; das Uebrige sind die Reste der im Herbst 1894 in Korea und an der mandschurisch-koreanischen Grenze mehrfach geschlagenen Schaaren, verstärkt durch einige Tausend Mann frischer Truppen aus Petschili und die zweifelhaften Aufgebote der Milizen der Provinz Schin-king. Einheitliche Führung vorausgesetzt, dürften diese Streitkräfte, gestützt auf die starke Linie des Stromes Lja-ho zwischen Niu-tschuan und Jingtse, wohl im Stande sein, dem Andringen der Japaner einigen Aufenthalt zu bereiten. Jedenfalls ist die Armee Sung's die zahlreichste, welche China in diesem Krieg versammelt hat. Ein Theil der Mandschutruppen ist mit neueren Gewehren*) (Mauser M/71, Winchester, Prabody) versehen, doch wird die Disziplin der Truppen als sehr schlecht, ihr innerer Halt als wenig zuverlässig geschildert.

Die 60 000 Mann um Niu-tschuan sind der Rest der Streitmacht der Nordostprovinzen, der Truppen Li-Hung-Chang's. Die Stärke der zur Vertheidigung der Ebene von Peking seit Oktober 1894 allmählich herangezogenen Truppen läßt sich nur annähernd schätzen. Sicherlich könnten viele Hunderttausende, ja Millionen aus dem ungeheuren Reiche aufgeboten werden, aber es fehlt an Organisation, namentlich aber an der Autorität der Zentralregierung, an Waffen und an Allem, was für Ausstattung eines Heeres erforderlich ist. Nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil der Truppen könnte überhaupt bewaffnet werden. Die Gestellung von Truppen hängt ausschließlich vom guten Willen der Gouverneure ab, aber selbst wenn diese einige Tausend von Rekruten (meist arbeitslosen Kuli's) zusammengebracht und nach monatelangem Zeitverlust nach Peking oder Schanghai abgeliefert haben, fehlt nicht weniger als Alles, um diese zuchtlosen, unbewaffneten Haufen zu wirklichen Soldaten zu machen.**) Sicherlich giebt es im inneren China noch jetzt ganze Provinzen mit zahlreichen Millionen, wo man vom großen Krieg im äußersten Nordosten gar keine oder nur oberflächliche Kunde hat. Ferner bleibt zu berücksichtigen, daß die Verbindungen im Innern des Reiches so schlecht sind, daß Truppentransporte unverhältnißmäßig lange Zeit gebrauchen, bis sie an die bedrohten Punkte geworfen werden. Alles

*) Im Ganzen sollen 80 000 moderne Gewehre im Besitz der chinesischen Truppen sein, bezw noch zur Verwendung bereit liegen. Schwierigkeiten bereitet die Beschaffenheit der Munition, welche meist aus England und Nordamerika angefertigt und auf Umwegen an die Truppen in Nordostchina gelangt, da die Küste von den japanischen Geschwadern bewacht wird.

**) Die auf dem Londoner Markt ausgebotene sechsprozentige Anleihe ist völlig fehlgeschlagen und trotz seiner jedenfalls bedeutenden Geldquellen im eigenen Land kann China keinen Kredit erhalten. Zur Sicherstellung der Anleihe war die Verpfändung der Zolleinkünfte der Vertragshäfen vorgeschlagen. Diese Einnahmen betrugen 1893 rund 95 Millionen Mark.

ist auf den Fußmarsch angewiesen, denn der Verkehr längs der Küste wird, seit die Japaner das Gelbe Meer beherrscht, kaum noch mit einiger Sicherheit möglich sein. Allerdings ist die große zentrale Wasserstraße des Jangtse-kiang, der schiffbar ist, die natürliche Verbindung aus dem volkreichen Süden und Südwesten nach Schanghai, und auf diesem Wege könnten Truppen, d. h. Rekruten herangezogen werden. Aber von Schanghai nach Tientsin (1350 km Landweg) ist der Seeverkehr durch die japanischen Kreuzer gesperrt und die ehemals vortreffliche Verkehrsader des Jün-ho-Kanals (des sogenannten Kaiserkanals) ist heute für Transportzwecke im großen Maßstab nicht mehr verwerthbar.*)

Im Dreieck Peking—Taku—Schan-hai-kwan waren Anfang März versammelt:

1. 24 000 Mann leidlich ausgebildeter, ziemlich gut bewaffneter Mandschu-Truppen, die als Garnison von Peking einer Art Garde gleichgerechnet zu werden pflegen.

2. 55 000 neu ausgehobene Mannschaften aus den Provinzen des mittleren und unteren Hoang-ho (Schan-tung, Ho-nan, Schan-si), unausgebildet, schlecht bewaffnet;

3. 110 000 ebensolcher Mannschaften aus den Südprovinzen;

4. 3000 Mann Hülfstruppen der mohamedanischen Stämme der Miao-tse, die halb unabhängig im äußersten Süden des Reiches (Provinz Kuei-tschu) wohnen und als besonders kriegstüchtig gelten; hervorgehoben wird die Thatsache, daß dieses Kontingent mit Henry-Martini-Gewehren bewaffnet ist.

Dem Namen nach stehen alle diese regellos zusammengerafften Schaaren unter dem Oberbefehl des vormaligen Vizekönigs von Kiang-su, Liu-Kung-Yi, dem auch die Truppen bei Mukden und Niu-tschuan unterstellt sind. Von eigentlichen Truppenverbänden (Korps, Divisionen, Brigaden) ist keine Rede. Die Eintheilung erfolgt in Bataillone zu rund 500 Mann, deren eine willkürliche Zahl zu einem „Lager“ unter einem Kriegsmandarinen (General) zusammengezogen wird. Feldartillerie ist wenig vorhanden, da zahlreiche

*) Ueber die strategische Bedeutung des Kaiserkanals für die Vertheidigung des Beckens von Petschili herrschen vielfach falsche Vorstellungen. Der Kanal ist im VII. Jahrhundert nach Christi Geburt durch Abdämmung erbaut und im XIII. Jahrhundert vollendet worden. Bei einer Länge von 1100 Kilometern verbindet er den Jang-tse-kiang mit dem Hoang-ho und dem Pei-ho und war bis in die neuere Zeit die wichtigste strategische Verbindungslinie des Reiches. Der veränderte Unterlauf des Hoang-ho, vor Allem aber die Gleichgültigkeit der chinesischen Verwaltung, welche die Vorschläge der ausländischen Ingenieure mit Geringschätzung abzuweisen pflegt, haben dazu geführt, daß der Kanal in den letzten Jahrzehnten versumpft und gänzlich verwahrlost ist. Als durchgehende Linie ist die ehemals so wichtige Wasserstraße durchaus unbrauchbar geworden, und nur die Trümmer des Riesenbaues legen Zeugniß von der vergangenen Größe und gegenwärtigen Verfalles der chinesischen Kultur ab.

Batterien in den ersten Kämpfen bereits in Feindeshand gefallen waren. Ueberhaupt können die Streitkräfte um Peking, welche auf fast 200 000 Mann veranschlagt werden dürfen, nicht mit Truppen in unserem Sinne verglichen werden, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie — selbst wenn sie sich mit Hingebung schlagen sollten — wegen ihrer ungleichmäßigen Bewaffnung, mangelnder Organisation und Bewaffnung und schlechter Führung auch bedeutend schwächeren japanischer Kräften unterliegen werden.

Wir haben die Darstellung der Ereignisse bei der japanischen (I.) Nord-Armee Mitte Dezember 1894 nach Schilderung des für die Japaner siegreichen Gefechtes bei Kungwasi zwischen Haitscheng und Niu-tschuan verlassen*) und bereits auf die Gründe hingewiesen, welche dem japanischen Vormarsch auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes Halt geboten.**) In dieser Verzögerung, welche vom Dezember 1894 bis Anfang März 1895 andauerte, sah man auf chinesischer Seite bereits einen nicht unwesentlichen Erfolg und zog optimistisch den Schluß, daß sich hier ein Umschwung des Kriegsglücks vorbereitete. Augenscheinlich hat dieser Umstand nicht unwesentlich auf die Entschließungen in Peking bezüglich der Einleitung von Friedensangeboten gewirkt.

Nach dem Gefecht von Kungwasi (19. Dezember 1894) ging General Sung in eine befestigte Stellung beim Dorfe Kau-kan, einen starken Tagemarsch östlich Niu-tschuan, zurück. Hier gelang es ihm, bereits in den nächsten Tagen 11 000 bis 12 000 Mann (worunter neun Bataillone zuverlässiger Truppen) zu versammeln, um in vortheilhafter Stellung dem Feind den Weitermarsch nach Niu-tschuan zu versperren. Rechts, d. h. südwestlich von Kau-kan, stand eine Truppenmacht von 8000 bis 10 000 Mann bei Gaiping an der Küste und der längs derselben auf Fu-tschu und Port Arthur führenden Straße, während auf dem linken Flügel eine Abtheilung von mindestens 10 000 Mann bei der Stadt Ljao-jan die große Straße nach Mukden sperrte. Hinter dieser vorderen Linie sammelte sich in und bei Niu-tschuan ein chinesisch-mandschurisches Heer in der angeblichen Stärke von ungefähr 25 000 Mann. Allerdings scheinen dies meist Milizen aus der näheren Umgegend oder Zuzüge aus der mandschurischen Provinz Kirin, jedenfalls zum überwiegenden Theil unausgebildete, zuchtlose Rekruten gewesen zu sein; Waffen für letztere trafen erst im Februar auf dem Landwege von Schan-hai-kwan her ein. Indessen ist nicht zu verkennen, daß General Sung sich eifrig bemühte, seine Truppen zu organisiren und auf einen Grad von Kriegstüchtigkeit zu bringen, der die bisherigen Leistungen der chinesischen

---

*) Februar-Heft Seite 155.

**) März-Heft Seite 210 bis 233.

Landtruppen weit übertreffen sollte. Thatsächlich ist hier der wiederholte Versuch gemacht worden, offensiv aufzutreten, und wenn auch die Angriffe angesichts der festen Haltung der Japaner jedesmal scheiterten, so beweisen sie doch, daß Sung seinen Soldaten einen Geist beigebracht hat, welcher sich vortheilhaft vom sonstigen Verhalten seiner Landsleute abhob.

Die japanische I. Armee war durch die Schwierigkeiten der Verpflegung und durch den Mangel an größeren Ortschaften gezwungen, die Truppen ziemlich weit auseinander zu legen. Sie befand sich noch im Gebirge und beschränkte sich darauf, die Westausgänge desselben für den weiteren Vormarsch offen zu halten. Sie durfte sich im Hinblick auf die Ueberlegenheit des Gegners, der zudem in starker Stellung stand, nicht zu voreiligem Angriff verleiten lassen, bevor nicht Theile der nach dem Falle von Port Arthur frei gewordenen II. Armee herangekommen waren. Aber selbst als diese in den ersten Tagen des Januar 1895 eingetroffen waren und südwestlich von Gaiping zum Eingreifen bereit standen, blieb der Vormarsch aufgeschoben. Die Unbilden des Winters (die Temperatur sank im Januar auf — 26 bis — 28° C.) scheinen indessen weniger auf den Entschluß zum Halten eingewirkt zu haben, als die richtige Erkenntniß, daß die verhältnißmäßig schwache Streitmacht Nodsu's*) sich keinem Mißerfolg aussetzen dürfe. Die Weiterführung der Operationen im großen Maßstab konnte doch schwerlich vor Mitte März erfolgen. Um diese Zeit stand der Rest der II. Armee und nach dem bis dahin zu erwartenden Falle von Wei-hai-wei auch die ganze III. Armee zu gemeinsamen Unternehmungen zur Verfügung.

Der aus strategischen wie aus politischen Rücksichten gebotene Aufenthalt ist von einer Reihe von Kämpfen ausgefüllt.

In den ersten Januartagen stand die I. Armee mit der rechten Flügel-Division (der 3., Generallieutenant Katsura) am Ausgang des Gebirges, 20 km südlich Ljao-jan, mit der linken Division (der 5., Generalmajor Tazumi) in befestigter Stellung bei Haitscheng; beide Divisionen in enger Fühlung mit dem Gegner, welcher sich gleichfalls verschanzt hatte.

Am 10. Januar griff die Division**) Nogi der II. Armee, längs der Küste von Fu-tschu her vorgehend, die Küstenstadt Gaiping (auch Kaiping geschrieben) an und warf die dort in befestigter Stellung stehende chinesische

---

*) Im Ganzen 33 000 Mann (einschließlich der von der II. Armee abgegebenen Theile). Hierbei ist zu bemerken, daß mindestens ein Viertel der Kräfte zur Deckung der rückwärtigen Verbindungen für den Fall des weiteren Vormarsches verwendet werden mußte. Da die japanische Heeresleitung den Feind bei Niu-tschuan auf 60 000 Mann schätzte, so ist ihr Entschluß, den Vormarsch Nodsu's vorläufig anzuhalten, allein schon aus der Erwägung zu rechtfertigen, daß ein Sieg der Chinesen von weittragendem Einfluß auf den Gang etwaiger Friedensverhandlungen hätte sein können und deshalb zu hintertreiben war.

**) Nach anderem Bericht war die Abtheilung Nogi's nur als Brigade formirt. Ihrer Stärke nach (10 000 Mann) dürfte die Bezeichnung „Division" zutreffender sein.

Abtheilung nach lebhaftem, für letztere sehr verlustreichem Kampf auf Jingste, den Hafen von Niu-tschuan, zurück. Die Chinesen hatten die Häfen vor der Stadt mit 6 bis 7 Bataillonen (3000 Mann), 2 Feldbatterien und 2 Gatling-Geschützen besetzt. Mindestens 10 000 Mann standen während des Gefechts unthätig dicht nördlich der Stadt und wurden in den fluchtartigen Rückzug der geschlagenen Truppen verwickelt, ohne zum Kampf gekommen zu sein. Schon am Tage vorher waren die Kavallerien der I. und II. Armee in Verbindung getreten. Die Einnahme von Gaiping beschloß die Vereinigung der beiden japanischen Heere. Bereits am 10. Abends war Haitscheng, das Stabsquartier Nodsu's, mittelst Feldtelegraph mit Gaiping verbunden.

Der Kampf am 10. Januar war für längere Zeit die letzte Offensivbewegung der Japaner auf dem nördlichen Kriegsschauplatz.

Am 17. Januar griffen 20 000 Chinesen, in drei Kolonnen vorgehend, die einige Kilometer westlich Haitscheng stehende Avantgarde der Division Tazumi an. Ehe es zum entscheidenden Vorgehen des Angreifers kommen konnte, fielen die eintreffenden Verstärkungen aus dem Gros der japanischen Division dem Feind in die rechte Flanke und nöthigten ihn unter Verlust zahlreicher Gefangener und unter Preisgabe von sieben Geschützen zum schleunigen Abzug auf Kan-kan.

Ein zweiter Angriff erfolgte am 16. Februar. An diesem Tage gingen die Chinesen, diesmal 13 000 Mann mit 20 Geschützen, wiederum in drei Kolonnen gegen Haitscheng vor, erlitten aber schon auf weite Entfernungen durch das japanische Geschütz- und Infanteriefeuer solche Verluste, daß der Angriff in's Schwanken kam und die des inneren Haltes entbehrenden Massen ungeordnet zurückwichen. Am gleichen und am folgenden Tag fanden kleine Unternehmungen der bei Ljao-jan stehenden chinesischen Abtheilungen gegen die Division Katsuma statt, ohne daß die Chinesen Erfolge erreichten. Die Kavallerie der letztgenannten Division streifte bei der Verfolgung des zurückgehenden Feindes bis in die Nähe von Niu-tschuan und stellte die Anwesenheit starker Kräfte bei dieser Stadt fest. Dem Anschein nach gingen die Vorstöße der chinesischen Truppen von Liu-kung-Yi aus, der um diese Zeit als Oberbefehlshaber in Niu-tschuan eingetroffen war und vermuthlich den Geist der Truppen durch entschlossene Unternehmungen heben wollte.

Die Nachricht von der Einnahme der Seefestung Wei-hai-wei änderte mit einem Schlage die Verhältnisse bei Haitscheng—Niu-tschuan. Die Aussicht, daß die III. japanische Armee in kurzer Zeit in den weiteren Verlauf des Krieges eingreifen könne und daß vielleicht schon in den nächsten Tagen eine Unternehmung gegen Schan-hai-kwan oder einen anderen Küstenpunkt von Petschili eingeleitet werden würde, mußte auch die Truppen Nodsu's in Bewegung setzen, unter denen die Kunde vom Falle Wei-hai-wei's begreiflicherweise große Begeisterung und den lebhaften Wunsch wach rief, nach so langer Unthätigkeit nun auch selbst wieder in den Gang des Kampfes einzugreifen.

In den Tagen vom 24. Februar bis 2. März setzten die Chinesen, deren Zähigkeit Anerkennung verdient, ihre Angriffe auf die japanischen Stellungen auf allen Punkten fort, ohne aber trotz beträchtlicher Verluste Erfolge zu erzielen. Am 2. März ging General Nodsu auf der ganzen Linie zum energischen Gegenstoß vor.

Schon am 2. setzte sich die Division Katsura in den Besitz von Ljao-jang und bog sodann, auf der Straße nach Mukden zur Verfolgung des geworfenen Feindes ein schwaches Detachement mit einigen Eskadrons belassend, gegen Niu-tschuan ab. Nach einem Marsch von fast 45 km durch tiefen Schnee gelang es ihr, noch am 3. mit der Division Tazumi nordöstlich Niu-tschuan Fühlung zu gewinnen. Letztgenannte Division hatte am 2. Kau-kan und am folgenden Tag mehrere Stellungen genommen, in denen sich der weichende Feind zu setzen suchte. Die Division Nogi bemächtigte sich am 2. der Stadt Jingste, des Hafens von Niu-tschuan an der Mündung des Ljao-ho, und erschien am Abend des 3. südlich Niu-tschuan.

General Sung, dessen zerstreute Streitkräfte in den letzten Kämpfen bedeutende Verluste erlitten hatten, raffte Alles, was er an Truppen an sich ziehen konnte, zur Vertheidigung von Niu-tschuan zusammen, um, gestützt auf die Erdwerke bei der Stadt, den Japanern hier den letzten Widerstand entgegenzusetzen.

Am 4. März 10 Uhr Morgens entwickelte sich die Division Katsura von Norden, die Division Tazumi von Südosten her gegen die Stadt. Um 1 Uhr eröffnete die japanische Artillerie ein lebhaftes Feuer gegen die Wälle und brachte die chinesischen Geschütze sehr bald zum Schweigen. Um 4 Uhr verließen die chinesischen Schützen die Werke und zogen sich in die Eingeborenenstadt*) zurück. Sofort stürmte die japanische Infanterie von allen Seiten über die Wälle, während eine Brigade (wahrscheinlich die 9.) südlich um die Stadt herumging, um im Verein mit der Division Nogi den eingeschlossenen Chinesen den Abzug nach Nordwesten und Westen abzuschneiden. Die Chinesen verschanzten sich in den Straßen der Stadt und in den Häusern, so daß die Japaner nur langsam vordringen konnten und nach hartnäckigem Kampf erst um 11 Uhr Nachts jeden Widerstand überwunden hatten. Die Sieger erkennen an, daß die chinesischen Mandschutruppen sich hier mit verzweifelter Tapferkeit geschlagen und im Straßenkampf großes Geschick gezeigt haben. In der Nacht gelang es zwar einigen tausend Chinesen zu entkommen,

*) Niu-tschuan (von den Engländern gewöhnlich Newchang geschrieben) heißt chinesisch Ying-kau. Die 60000 Bewohner zählende, lebhafte, wohl gebaute Stadt ist Vertragshafen Sie ist Stapelplatz des ganzen Handels von und nach der Mandschurei und Wohnort zahlreicher Fremden, namentlich von Engländern und Amerikanern. Die Stadt liegt etwa 25 km oberhalb der Mündung des Ljao-ho in's Meer; ihr Hafenplatz ist die mehrfach von uns erwähnte bedeutende Stadt Jingste (auch In-tsi), ebenfalls Vertragshafen. Der Ljao-ho ist bis Niu-tschuan aufwärts nicht für große Seeschiffe fahrbar.



aber die Armee Sung's war völlig gesprengt, nur schwache Reste scheinen längs der Küste in Richtung auf Tsin-tschu sich gerettet zu haben. Ueber die jedenfalls sehr erheblichen Verluste der Chinesen während der Tage bis zum 3. März liegen Nachrichten nicht vor; in der Stadt allein fanden die Japaner 1800 todte und verwundete Chinesen. 600 Mann gaben sich gefangen; 18 Geschütze, viele tausend Gewehre und sehr bedeutende Vorräthe aller Art wurden erbeutet. Die Japaner geben ihren Verlust am 4. auf nur 206 Mann an.

Der Sieg brachte Japan in den Besitz einer an Hülfsmitteln reichen, strategisch als Straßenknotenpunkt und Hafen wichtigen Stadt. Zur Zeit der geschilderten Kämpfe lagen ein britisches und ein nordamerikanisches Kriegsschiff in dem Hafen von Jingtse, doch besetzten die Japaner sofort den von den Fremden bewohnten Stadttheil und haben ihre Verpflichtungen gegen die Ausländer auf's Loyalste gehalten.

Abgeschlossen: 14. März 1895.

(Fortsetzung folgt.)

Sammelblätter über Waffentechniker.

Zugleich Schilderungen aus der Geschichte der Waffen.

Von

Reinhold Günther,

Ob.-Lieutenant im Eidgen. Füsilier-Bataillon Nr. 17.

I.

Henri Gustave Delvigne.

Die Geschichte aller Heere zeigt es, daß nach jeder großen kriegerischen Anstrengung und der dieser folgenden Friedenszeit nicht etwa ein Ausruhen, sondern im Gegentheil eine lebhafte Thätigkeit auf allen Gebieten sich findet.

Diese Erscheinung wurde auch im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts überall in Europa — mit alleiniger Ausnahme von England etwa — beobachtet. Der fünfundzwanzig Jahre andauernde Kampf gegen die Revolution und den „letzten Condottieri" war beendet, es galt die geschlagenen Wunden zu heilen, die Kräfte für neue Kämpfe zu stählen.

Es sind jedoch weniger die Veränderungen auf dem Gebiete der Wehr-

ordnung und der militärischen Erziehung u. s. w. gewesen, welche die Staaten damals beschäftigten. Zu ihrem eigenen Schaden folgten sie in diesen Fragen keineswegs der Entscheidung Preußens. Dagegen machte sich das allgemeine Streben bemerkbar, die Waffen zu verbessern; denn die verflossenen Kriegszüge hatten ihre Mängel gar zu deutlich dargethan und doch zugleich die Richtigkeit des von Napoleon zuerst in umfassender Weise erkannten taktischen Grundsatzes bewiesen, daß dem Feuer der Infanterie auf dem Schlachtfelde eine Alles entscheidende Macht zukomme.

Damit gingen Hand in Hand die durch die Fortschritte der Chemie ermöglichte Erzeugung eines sicher wirkenden Zündmittels, der glänzende Aufschwung der Technik, die theoretischen Studien über die Bedingungen des Schießens und Treffens. Schon 1816 wurden Versuche in dieser Richtung durch eine Königl. Hannoversche Waffen- und Schießversuchs-Kommission angestellt. Während aber das System der Perkussionszündung (mittelst Zündpillen und später durch Zündhütchen) schon seit 1820 von England aus sich auf dem Festlande verbreitet hatte, führte doch Frankreich noch 1822 das neue Modell eines Infanteriegewehrs mit Batteriezündung (Steinschloß) ein. Uebrigens fand die Perkussion nur sehr langsam die Werthschätzung, welche ihr gebührte. Gegen ihre Verwendung bei Handfeuerwaffen wurden die lächerlichsten Einwürfe erhoben, die freilich keiner Neuerung (Zündnadel! Mehrlader!) erspart geblieben sind!*) Seit dem ersten Auftreten der Perkussionsgewehre vergingen fünfundzwanzig und selbst dreißig Jahre, bis alle Armeen mit ihnen ausgerüstet waren. Unter den Großstaaten ist es wiederum Preußen gewesen, das sich zuerst (1839) für die Einführung dieser Neuheit endgiltig entschloß.

Schon vor dem Auftreten der Perkussion war eine andere Frage, die Bewaffnung eines Theiles der Linieninfanterie mit gezogenen Gewehren, angeregt worden, und Hannover hatte einschlägige Versuche angestellt. Diese mißlangen freilich vollkommen. Man kannte keine andere Art des Ladens von gezogenen Rohren, als die mittelst gepflasterter Geschosse, welche durch Hammerschläge und kräftige Einwirkung auf den Ladestock durch die keinen Spielraum bietende Seele bis auf das Pulver hinunter getrieben wurden und dessen Körner in nachtheiligster Weise mehr oder minder zerquetschten. Eine solch' umständliche Art des Ladens war unter Umständen wohl noch

*) Das Sonderbarste in dieser Richtung leistete wohl der Vlamländer B van den Broeck in seiner Broschüre: Des Dangers qui peuvent résulter de l'emploi des armes à percussion dans les Régiments d'Infanterie de ligne (Paris 1844). Er behauptete, daß die bei der Explosion der Zündhütchen entwickelten „giftigen Gase" höchst nachtheilig auf die Gesundheit der Schießenden einwirkten. In der That fand sich ein französischer Abgeordneter, welcher in der Kammer dem Kriegsminister eine bezügliche Frage vorlegte. Zum Glück waren die französischen Infanterie-Regimenter bereits seit zwei Jahren mit Perkussionsgewehren ausgerüstet. Sonst wäre man vielleicht beim Steinschloß geblieben.

bei den kurzen Büchsen („Stutzer") der Jäger (Scharfschützen) angängig, für die langen Läufe jedoch, die das zum Feuern auf zwei und drei Glieder geeignete Infanteriegewehr besitzen mußte, erschien es als viel zu schwierig und zeitraubend.

Trotzdem hätte man gern eine Handfeuerwaffe besessen, welche, wie sich der braunschweigische Major Berner (1831) ausdrückte, gleich einer Muskete mit Leichtigkeit sich laden und mit der Treffsicherheit einer Büchse abschießen ließe.

Kein Geringerer als G. H. D. von Scharnhorst zeigt uns so recht die gewaltige Entwickelung, welche das Wesen der Feuerwaffen seit seinen Tagen, also seit der höchsten Ausbildung der glatten Steinschloßmuskete, gewonnen hat. Im Jahre 1813 erschien aus seiner Feder bei G. C. Nauck in Berlin ein kleines, 108 Oktavseiten starkes Werklein, welches den Titel trug: „Ueber die Wirkung des Feuergewehrs. Für die Königl. Preußischen Kriegsschulen", und welches den jungen Offizieren wohl zunächst als ballistisches Feldtaschenbuch dienen sollte. Der Generallieutenant schreibt vom 16 mm-Geschoß des preußischen Infanteriegewehrs (sogenanntes Nothard'sches M/1800), das im Laufe einen Spielraum von beiläufig 1 mm hatte: „Wird die Kugel im hohen Bogen abgeschossen, so erreicht sie nach Beschaffenheit der Erhöhung 1000 und mehrere Schritte — wenn über Visir und Korn auf den halben Mann gerichtet wird, schlagen die Kugeln auf ungefähr 200 bis 250 Schritte auf die Erde auf." Die Kugel durchschlug bei 8 bis 10 gr Pulverladung kurz vor der Gewehrmündung 11 cm eichene und 13,5 cm fichtene Blöcke. Auf 225 m Entfernung ergab eine etwa 4 cm dicke Holzwand, also ein gewöhnlicher Bretterzaun, schon genügenden Schutz gegen die Geschoßwirkung der Steinschloßmuskete. Von 200 Schüssen trafen auf 75 m 145 Kugeln, auf 150 m 97, auf 225 m 56, auf 300 m 32, auf 375 m 10, auf 400 m 0 Kugeln eine große Kolonnenscheibe. Die Feuergeschwindigkeit betrug dabei 2 bis 3 Schüsse in der Minute. Die Pflasterbüchsen der preußischen Jäger erzielten im günstigsten Falle 68% Treffer auf 100 m und 20% auf 300 m. Zum Laden derselben brauchte man durchschnittlich drei Minuten Zeit; nach je 20 Schüssen mußte die Seele gereinigt werden.

Bei solchen Leistungen der gezogenen Rohre wird man dem Ausrufe Napoleon I. die Berechtigung nicht versagen können, welchen er anläßlich eines Exerzirens im Feuer des Bückeburgischen Jägerkorps that. „Das ist doch", meinte er, auf die Büchsen deutend, „die unhandlichste Waffe, welche man einem Soldaten in die Hände geben kann."

Man hatte in Frankreich nicht immer so gedacht. Während der Revolutionskriege führten die Chasseurs und ein Theil der Flanqueurs, also die leichte Infanterie, die sogenannte Carabine de Versailles (M/1794), immerhin — was bei der mangelhaften Konstruktion der Waffe erklärlich ist — ohne viele Erfolge zu erzielen. Schon in jenen Tagen behaupteten

einsichtige Militärs, welche das Wesen des französischen Soldaten genau kannten, daß die Büchse und ihr gleichsam kostbarer Schuß wenig für ihn passe. Das Verpuffen der Munition in's Blaue hinein übte der französische Krieger im ersten wie in den folgenden Koalitionsfeldzügen eben so sehr wie im Jahre 1870 und 1871. In den Kreisen der mit der Carabine M/1794 Bewaffneten fühlte man es ebenfalls instinktiv, daß diese für sie nicht tauge. Schon 1799 und 1800 warfen die Chasseurs das unhandliche Ding, wo immer es nur anging, von sich, und 1803 beseitigte eine aus dem Lager von Boulogne datirte Verfügung des ersten Konsuls die Carabine.

Freilich hat Napoleon die Verbesserung der Handfeuerwaffen niemals außer Augen gelassen und seinem Techniker, dem Schweizer Obersten Pauli, vielfache Anregung gegeben. Der Kaiser mag sogar wirklich den Gedanken ausgesprochen haben, eine Hinterladerwaffe für seine Infanterie zu besitzen, an ein gezogenes Gewehr hat er jedoch niemals gedacht.

Um so auffallender ist es, daß die ersten praktischen Anregungen für die Aenderung der bis dahin gebräuchlichen Bewaffnung der Linieninfanterie dem Kopfe eines jungen französischen Offiziers entsprangen. Und das war Henri Gustave Delvigne.

Geboren als der Sohn eines Flüchtlings aus Toulon von bürgerlicher Abkunft zu Hamburg im Jahre 1799, kehrte er mit den Eltern nach der Wiederherstellung des Königthums der Bourbonen in das Vaterland zurück. Delvigne hatte genug deutschen Geistes, deutscher Erziehung in sich aufgenommen, um, die Aeußerlichkeiten vermeidend, sich strenger geistiger Arbeit mit Vorliebe zuwenden zu können. Im Jahre 1819 trat er als Unterlieutenant in das 2. Garde-Voltigeur-Bataillon Ludwigs XVIII. ein, und da er seit 1821 vorübergehend zu Schießversuchen mit Handfeuerwaffen in Metz und Vincennes herangezogen ward, erwachte in ihm der Erfindergeist. Schon 1826 erschien der erste Bericht über die Ergebnisse seiner Studien, nämlich die „Recherches sur le feu de l'infanterie", sowie der „Essai sur la carabine rayée". Delvigne war unterdessen Schießoffizier des Bataillons geworden und stieg ziemlich rasch zum Lieutenant und 1829 zum Hauptmann auf. Die Ereignisse der Juli-Tage von 1830 und wohl auch die seitdem erfahrene Zurücksetzung bewogen ihn, der sich noch soeben im Feldzuge gegen den Dey von Algier das Kreuz der Ehrenlegion erworben, den Abschied zu nehmen. Der strenge Legitimist lebte von da an mit den verschiedensten Erfindungen beschäftigt in Toulon.*) Dort ist er am 18. Oktober 1876 verstorben.

Fünfzig Jahre zuvor, im Sommer 1826, hatte Delvigne das erste gezogene, für die Bewaffnung der Voltigeurs bestimmte Gewehr nach dem

*) So erfand er z. B. auch die ersten Rettungsraketen (flèches porte-amarres) für Schiffbrüchige.



System der Geschoßstauchung erstellt. Die Idee dazu war einfach genug. Die Schwanzschraube des Laufes bildete eine hohle Kammer von geringerem Durchmesser als die eigentliche Seele des Rohres und mit scharf vorstehendem Rande. Das zu ladende Geschoß hatte einen ziemlichen Spielraum im Laufe und wurde durch zwei bis drei kräftige Stöße auf den Rand der Kammer gestaucht, also erheblich vergrößert. Da das in der Kammer liegende Pulver nicht zerquetscht ward, so vermochte es gleichmäßig abzubrennen und seine Kraft völlig zu äußern.

Der junge Offizier empfand es bald schwer genug, daß die Artillerie das Hauptwort über die Infanteriebewaffnung zu sprechen hatte. Während voller drei Jahre prüften acht Kommissionen das Gewehr; die Infanterie erklärte sich für die Neuerung, die Artillerie dagegen. Letztere Waffe galt (und gilt auch jetzt noch) in der französischen Armee als das Orakel in solchen Dingen. — Immerhin erhielt der Hauptmann Delvigne ein Kommando nach Algier. Er hatte nämlich das Modell einer (gezogenen) Wallbüchse mit Hinterladung erstellt, die, zur Perkussionszündung eingerichtet, Explosionsgeschosse verwendete.*) Diese Geschosse aber waren die ersten von zylindro-kegelförmiger Gestalt, welche praktisch zur Verwendung kamen, und Delvigne nannte sie projectiles allongés. Hundert Schützen unterstanden bei der Belagerung von Algier seinem Befehle, seine unmittelbaren Vorgesetzten waren der Bataillonschef im Geniekorps Vaillant — später unter dem zweiten Kaiserreich der bekannte Marschall — und General La Hitte, der eigentliche Erfinder von Le canon de l'Empereur, der 1859 in Italien seinen Erfolg feierte.

Delvigne erlebte das Schicksal, welches so ziemlich allen Erfindern widerfahren ist, er wurde zunächst mit halben Versprechungen hingehalten und dann kalt abgewiesen.

Im Jahre 1836 erschien aus seiner Feder die Broschüre: „Exposé d'un nouveau Système d'armement pour l'Infanterie". Sie gewann ihm wenigstens einen hohen Gönner, den damaligen Kronprinzen Frankreichs, Herzog Philipp von Orleans. In der That enthielt das Schriftchen eine ganze Anzahl merkwürdiger Gedanken, die auf scharfer Beobachtung der Wirklichkeit beruhten. Delvigne, davon ausgehend, daß der Munitionsverbrauch der Infanterie im ersten Feldzuge in Algier ein ganz unerklärlich großer — in vierzehn Tagen drei Millionen Patronen! — gewesen sei, behauptete, daß die Schießausbildung der Kadres wie der Mannschaften eine durchaus mangelhafte wäre. Er nannte den in dieser Richtung herrschenden Zustand einen barbarischen und erklärte, der Soldat verstehe wohl Kugeln

*) Diese Wallbüchsen sind ebenfalls die ersten im Felde zur Anwendung gelangten Hinterlader. Sie lieferten bis auf 600 m gute Treffergebnisse, doch verschleimte ihr nicht gasdichter Verschluß zu schnell, um für die Folge Beachtung finden zu können.

zu säen (semer des balles), aber keineswegs zu schießen. So forderte er denn einen besseren Schießunterricht und eine vervollkommnete Feuerwaffe, d. h. ein nach seinen Gedanken verfertigtes gezogenes Gewehr.

Unterdessen war die Stauchung der Geschosse bereits von anderer Seite aufgegriffen worden. Der Oberstlieutenant der Artillerie Pon chara glaubte nämlich die unausbleibliche Verunstaltung der geladenen Kugeln dadurch zu vermeiden, daß er sie mit Pflaster und Holzspiegel versah. Freilich mußte dieser unpraktische Gedanke bald wieder aufgegeben werden.

Der Herzog von Orleans ließ nun also Delvigne zu sich kommen, um sich mit ihm über die Organisation einer Schützentruppe zu berathen. Die Folge war die Gründung der berühmten Chasseurs d'Orléans im Jahre 1837, deren erstes Bataillon mit einer Büchse bewaffnet wurde, die nicht weniger als 6 kg wog und bei einem Kaliber von 20 mm 45 g schwere gestauchte Kugeln schoß.*) Die Jäger wurden bald auf 10 Bataillone vermehrt und nun begannen im Lager von St. Omer die Versuche mit den „projectiles allongés" von Delvigne. Die hatten anfangs keinen Erfolg und als der Herzog von Orleans durch einen Unglücksfall plötzlich verstarb, kümmerte sich längere Zeit Niemand mehr um diese Fragen. Dagegen wurde Delvigne im Auslande bekannt. Rußland, das damals mit einer Neubewaffnung seiner Jäger umging und in der Folge die sogenannte Lütticher Büchse — M/1843, Kaliber 17,2 mm, zwei Züge eingeschnitten für das mit zwei Zapfen versehene Langgeschoß — annahm, machte auch entsprechende Versuche mit dem System Delvigne. Auf die Bitte des Erfinders hin ernannte jetzt die Akademie der Wissenschaften eine Prüfungskommission, an deren Spitze der bekannte Astronom Arago stand und die ihre Arbeiten im Juli 1844 begann. Schon wenige Tage später erklärte Arago in der Abgeordnetenkammer: „Das Ergebniß der Prüfung ist ein außerordentliches; die Waffe des Herrn Delvigne wird vollständig das Kriegssystem ändern; sie mag vielleicht vom Kriegführen selbst abschrecken, ich persönlich wäre darüber aber durchaus nicht erzürnt" — und der berühmte Artillerist General Paixhans meinte in der nämlichen Sitzung: „Ich ersuche die Kammer darum, ihre Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu richten, die Erfindung bedeutet sehr wahrscheinlich einen hervorragenden Fortschritt auf dem Gebiete des Kriegswesens."

Aber schon war die Idee der Langgeschosse fremdes Eigenthum geworden; sie wurde von dem Hauptmann Minié und dem Major Tamisier aufgegriffen, welch' Letzterer in Verbindung mit dem Obersten Thouvenin

*) Das rührige Königreich Sardinien sah auf den Vorschlag hin, welchen Alessandro La Marmora 1838 dem König Carlo Alberto machte, ein erstes Bataillon der nun so berühmt gewordenen Bersaglieri entstehen. Diese führten bis 1856 ebenfalls die Büchse mit Stauchungsgeschoß von Delvigne.

arbeitete, der seinerseits einen Dorn zur Stauchung der Langgeschosse verwendete.*)

Schon 1828, als Delvigne die ersten Langgeschosse erstellte, hatte er ihre Bodenfläche halbkugelförmig ausgebohrt. Fünfzehn Jahre später (Augustheft von 1843 des „Spectateur militaire“: Sur l'emploi et les effets des projectiles cylindro-coniques évidés) erklärte er, daß diese Höhlung den Pulvergasen Gelegenheit gäbe, das mit Spielraum geladene Geschoß in die Züge zu pressen. Dies war der Ursprung der Expansionsgeschosse, durch die sich später Minié, Neßler, Burnand, Timmerhans u. a. m. einen Namen gemacht haben. Es wurde später behauptet, Delvigne hätte keine wirklichen Erfolge mit seinen Expansionsgeschossen erzielt. Das ist jedoch ganz falsch, er wurde vielmehr gezwungen, vorzeitig von seinen Versuchen zurück zu treten. Im Auslande waren die Verdienste von Delvigne besser geschätzt worden, freilich ohne daß er davon greifbare Vortheile gehabt. So führte der Kaiserstaat an der Donau 1842 eine Kammerbüchse (Consolе-Augustin's Zünderschloß) mit Geschoßstauchung ein, welche in den Feldzügen von 1848/49 den tapferen Jägern auf den Kampfplätzen und in den Ortschaften Italiens und Ungarns die besten Dienste leistete.**)

Delvigne hatte unterdessen ein anderes Gebiet betreten. Seit 1832 machte er Versuche mit einem kleinen Geschütz, dessen schmiedeeisernes gezogenes Rohr (in der Schweiz fabrizirt) ein Kaliber von 4 cm hatte und das kleine Langgranaten von 500 bis 600 g Gewicht schoß. Als sich Delvigne aber im Oktober 1844 an den Kriegsminister, den Marschall Soult, wendete und ihn bat, einschlägige offizielle Versuche mit Langgranaten machen zu dürfen, die aus gezogenen Rohren geschossen werden sollten, erhielt er die geradezu klassische Antwort, daß sich eine der Artillerie fern stehende Person gar nicht mit solchen Dingen abzugeben nöthig habe. Eine derartige Erlaubniß „pourrait avoir de graves inconvénients et serait un très-facheux précédent“. Uebrigens hieß es ferner in dem Schreiben, daß gezogene Geschütze keinerlei praktisch greifbare Ergebnisse liefern würden.

*) Die Dornbüchsen vom Kal. 17,5 mm noch dem System Thouvenin (à tige) wurden 1846 bei den Chasseurs unter dem Namen Carabine de Vincennes eingeführt. Sie blieben der Armee nur bis 1854 erhalten, in welchem Johre der für die Reinigung der Wosse so unbequeme Dorn obgeschnitten und das Exponsionsgeschoß von Neßler angenommen word. — Auch Preußen griff 1849 zu einer Jägerbüchse mit Dorn, welche 1855 der Zündnadelbüchse dos Feld räumen mußte. — Dos 1853 von Hannover angenommene „Pickelgewehr“ beruhte ebenfolls auf dem System Th.; der Dorn verschwand jedoch bereits 1855.

**) In der Woffensammlung des Verfassers dieses Aufsatzes findet sich eine aus dem Ende der dreißiger Johre stommende Delvigne-Büchse vom Koliber 14,5 mm und 6 kg Gewicht (14 Züge). Diese Waffe liefert bis auf 250 und 300 m recht befriedigende Treffergebnisse, über diese Entfernung hinaus ober sehr unsichere. Etwas besser sind die Leistungen meiner Carabine de Vincennes M/1846. R. G.

Der Marineminister Admiral von Mackau hatte mehr Verständniß für die Wichtigkeit der Ideen Delvigne's. Er stellte diesem im Jahre 1845 eine kleine gezogene (sechs Züge) Karonnade vom Kal. 7 cm zur Verfügung, welche ihre Langgeschosse bis auf 2680 m mit hinreichender Sicherheit schleuderte. Um die Geschosse in den Zügen zu führen, waren sie mit einem flügelartigen Mantel (Couronne et ailette) aus gefettetem Hanf umgeben.

Delvigne ist demnach neben dem Bayern von Reichenbach der Erste gewesen, der moderne Gedanken über die Konstruktion von Geschützrohren und Artilleriemunition äußerte. Er erscheint überdies als der direkte Vorgänger von La Hitte (canon de l'emp.) und seine Granate von 1845 war im Weiteren das Vorbild des Flügelgeschosses der österreichischen Artillerie vor 1866.

— — — — — — — — — — — — — — —

In Frankreich ist der Name Delvigne so gut wie vergessen; er wird höchstens noch flüchtig in Werken über die Geschichte der Waffen erwähnt. Jeder Leser dieser Zeilen wird jedoch anerkennen, daß Delvigne in der That zu den ersten Waffentechnikern zu zählen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Frankreich.

Wir haben das letzte Mal die Schmähschrift des Herrn von Pardiellan erwähnt: „Die politischen Sitten der Deutschen". Heute zitiren wir das Urtheil des „Avenir militaire" über das Buch. Es lautet folgendermaßen:

„Das ist eine Antwort durch Thatsachen auf das Unrecht und die Schmähungen und die bösartigen Verdächtigungen, an denen sich seit der Panama-Angelegenheit die Deutschen uns gegenüber so fruchtbar gezeigt haben. Das ist," sagt „l'Avenir militaire", „der Zweck des Verfassers. Er würde ihn ohne Zweifel sicherer erreicht haben, wenn er sich Mäßigung in seinen Aeußerungen auferlegt hätte. Schon gelegentlich einer anderen Schrift drängte sich dieselbe Bemerkung auf. Die Absichten des Verfassers sind patriotisch, aber sie würden gewinnen, wenn sie sich in eine vornehmere Form gekleidet hätten."

Man sieht, daß der Sinn im Avenir doch noch chevaleresk geblieben

ist. Es gehört jedenfalls viel Muth dazu, in jetzigen Zeiten einem Pardiellan entgegenzutreten. . . .

Im Uebrigen war der Januar 1895 reich an wichtigen Ereignissen für das französische Kriegswesen: mit dem Präsidenten Casimir Perier sanken der Kriegs- und der Marineminister dahin. Ersterer, General Mercier, mit dem Kommando des IV. Armee-Korps abgefunden, hatte ziemlich abgewirthschaftet. Er bearbeitete die wichtigsten Sachen selbst oder nur mit wenigen Gehülfen, fragte wenig um Rath, brachte seine eigene Meinung unbedingt zur Geltung — und war dann mehrfach zur Zurücknahme seiner Erlasse gezwungen, so z. B. der Befehle hinsichtlich der vorzeitigen Entlassungen aus dem activen Dienste. Allgemein ist der Unwille über das Decret, das der am 14. Januar zurückgetretene Kriegsminister noch unter dem 13. Januar durchgesetzt hat, das Decret über das Avancement der Offiziere, das dahin abzielt, das Offizierkorps durch verstärkte Beförderung außer der Tour zu verjüngen. Fast alle Mitglieder des Ober-Kriegsrathes und kommandirenden Generäle waren gegen das Gesetz, das überall Unzufriedene schafft und doch nichts hilft, wie „l'Avenir militaire" sagt, solange die Uebergangenen nicht, wie in Deutschland, grundsätzlich den Abschied nähmen. Aber das wäre nicht angängig, weil kein Offizier, der nicht körperlich ganz untauglich ist, vor 30 Dienstjahren Pension erlangen kann. Nur und einzig durch die Herabsetzung der Altersgrenze aller Grade wäre eine Verjüngung des Offizierkorps zu erreichen.

Der neue Kriegsminister, bisher zweitjüngster Korps-Kommandeur, General Zurlinden, 57 Jahre alt, ein Elsässer, ist aus der Artillerie hervorgangen. 1870 nahm er sein Ehrenwort, nicht zu entfliehen, zurück, wurde darauf zwangsweise in eine Festung im Innern Deutschlands gebracht und entkam von dort*), um zu seinem Freunde Gambetta zu stoßen. Es wird gerühmt die persönliche Energie des Generals, der „Troupier" war und ist und für einen ausgezeichneten Taktiker gilt. „Diesem soldatischen Charakter, diesem Kriegsmann kann es nicht passen, sich in eine technische Spezialität einzuengen und als äußerste Ehre einen Sitz im Comité anzusehen. Er ist mehr handelnder Soldat als Redner," sagt „la France militaire".

Der neue Marine-Minister, Admiral Besnard, hat auch eine schöne Vergangenheit und gilt als kenntnißreicher, energischer Seeoffizier. „La France militaire" klagt über die Unbeständigkeit der Minister. „Wir haben einen neuen Kriegsminister", dieser Ruf wiederholt sich alljährlich, während eines Vierteljahrhunderts. Wieder einmal ist der jetzige trefflich gewählt; aber was hilft das, da er nicht über die gewöhnliche Zeit hinaus bleiben kann und wird! — Und es bedarf einer Ueberwachung, eines Zaums für die wechselnden Minister, da sie in ihrer Machtfülle Frankreich unsägliches Elend zufügen, seine Sicherheit preisgeben können. Denken wir an die vor-

*) Gr.-Glogau.

zeitigen Entlassungen kürzlich. Der Fehler war so offenkundig, daß die öffentliche Stimme sich erhob und das Parlament einschritt. Aber wie oft entgehen große Fehler der Menge!“ — —

Canrobert, der letzte Marschall von Frankreich, ist nun auch dahin gerafft. In sein Lob mischt sich manches bittere, tadelnde Wort.

Man kommt allmählich dahinter, daß es mit der Dekoration der Ehrenlegion doch sehr traurig bestellt ist. Wer in aller Welt trägt das Kreuz der Legion! Welche unwürdigen Subjekte sind Ritter! „La France militaire“ will das Uebel mit der Wurzel ausrotten und schlägt vor: Es dürfen ernannt oder befördert werden im Orden der Ehrenlegion:

1) im Heer und in der Marine nur Personen wegen Kriegsthaten, die eine öffentliche Belobigung im Tagesbefehl der Armee erhalten oder wegen Errettung oder Aufopferung unter eigener Lebensgefahr, alles aktenmäßig nachgewiesen;

2) im Zivilverhältnisse nur Personen, welche sich durch wissenschaftliche, künstlerische oder literarische Arbeiten, die ehrenvoll für die Nation oder nützlich für die Menschheit sind, ausgezeichnet haben und nach offener Abstimmung von der zuständigen Klasse der Akademie vorgeschlagen werden, oder welche Lebensrettung und Akte der Aufopferung unter eigener Lebensgefahr vollbracht haben.

Das würde den Spuk bald dämpfen, aber die Franzosen müßten eben nicht Franzosen sein, wenn sie solche beschränkenden Bestimmungen für ihren Orden annehmen sollten!

Die Unteroffizier-Frage ist in Frankreich wieder einmal eine offene und kann selbst durch das Opfern mehrerer Millionen nach Ansicht des „Avenir militaire“ nicht gelöst werden; vorgeschlagen wird vielmehr die Verdoppelung der Vorbereitungsschulen, wobei als Muster die deutschen Unteroffizierschulen hingestellt werden. Und dann wird es für eine Hauptquelle der Kraft des Unteroffizierkorps in Deutschland hingestellt, daß eben bereits der „Unteroffizier“, der dem französischen „caporal“ entspricht, wirklich Vorgesetzter ist und zum Korps gehört, während in Frankreich der Unteroffizier erst mit dem Sergeanten beginnt.

Die Madagascar-Expedition macht doch gewaltige Arbeit und Sorge. Die Zahl der Rathschläge, Vorschläge u. s. w., die aller Orten beigesteuert werden, ist Legion. Da wird besonders hervorgehoben, wie wichtig es wäre, daß die verschiedenen Regimenter bezw selbstständigen Abtheilungen ihre Musik besäßen. „Diese Zerstreuung ist nothwendig in einem Lande, wo das moralische Element unter einem entnervenden Klima so abnimmt. Macht Musik, desto weniger Krankenwärter werdet ihr brauchen! Wird man nicht Freiwillige genug unter den 170 Militärmusiken Frankreichs finden? Im Felde ist man nicht anspruchsvoll und die Werke großer Meister gelten dort weniger als eine hinreißende Polka.“ Das mag wohl sein!

Uebrigens treten auch „die Damen Frankreichs“, die Expedition fördernd,

auf. Man ist in großer, begreiflicher Spannung allüberall. Wie wird der Kriegszug verlaufen?

Wer das zu sagen vermöchte!

Jedenfalls hat die „France militaire“ alle Veranlassung, der Frage einer „französischen Kolonial-Armee“, über die schon so lange und so viel geschrieben und gestritten worden, abermals näher zu treten. Erfolg wird selbstredend ausbleiben! —. 8.

Rußland.

(Uebungsfahrt der Radfahrer der 2. Infanterie-Division. Fund in der Donau vom Uebergange im Jahre 1877 herstammend. Eine mobilisirte kombinirte Kasaken-Division der 2. (Beurlaubten-) Kategorie im Monat August.)

1. Eine Uebungsfahrt der Radfahrer der 2. Infanterie-Division fand im vergangenen Monat August von Brest-Litowsk nach Meschiretschje und zurück statt. Die Mannschaften hatten Postsachen zu überbringen und sollten auch Nachts unterwegs sein. Um 5 Uhr Abends fuhren fünf Radfahrer (je zwei von dem Revaler und Esthländischen und einer vom Libau'schen Regiment) unter Anführung eines Offiziers vom Divisionsstabsquartier nach Meschiretschje ab. Bis nach Bjela machte man 12 Werst die Stunde und kam 8 Uhr 15 Minuten dort an. Nach einer Rast von 25 Minuten wurde schon in der Dunkelheit die Fahrt fortgesetzt und 10 Uhr 20 Minuten erfolgte die Ankunft in Meschiretschje. 10 Uhr 35 Minuten Abends stellte sich das Kommando dem Kommandeur des dort garnisonirenden 5. Kaluga'schen Infanterie-Regiments vor, welcher die Mannschaften und Maschinen besichtigte und die Post in Empfang nahm. Nach einer dreistündigen Ruhe, während welcher die Mannschaften ein halbes Glas Branntwein erhielten, fuhren sie mit den sich anschließenden Radfahrern des Kaluga'schen Regiments 2 Uhr 2 Minuten Nachts zurück, erreichten Bjela 3 Uhr 40 Minuten Morgens und waren 8 Uhr 40 Minuten Morgens wieder im Divisionsstabsquartier Brest-Litowsk, woselbst der Divisionskommandeur Mannschaften und Fahrräder besichtigte. Im Ganzen wurden in 15 Stunden 10 Minuten 132 Werst (145 km) oder 8½ Werst in der Stunde zurückgelegt, wovon auf Ruhepausen 5 Stunden 10 Minuten abgehen, so daß für die Marschleistung nur 10½ Stunden zu rechnen bleiben oder in der Stunde 12½ Werst. Die Kaluga'schen Fahrer brachen nach drei Stunden wieder auf und waren um 7 Uhr Abends wieder in ihrer Garnison Meschiretschje. Die Fahrräder waren sämmtlich von der Militärverwaltung gelieferte und bewährten sich zu vollster Zufriedenheit. —

2. Gegen Mitte des Monats August wurde bei Sistowa in Bulgarien ein Ponton, welches beim Uebergange über die Donau von den russischen

Truppen im Jahre 1877 benutzt worden und hierbei untergegangen war, von Fischern aus dem Flusse gezogen. Dasselbe hatte eine Länge von $2^1/_2$ Saschen und eine Breite von 1 Saschen (2,134 m), sowie eine Höhe von 1 Arschin 6 Werschok (ca. 1 m). Der vordere Theil des Pontons war von 25 Infanteriegeschossen durchschlagen, die rechte Bordwand von 18, die linke von 15 und der hintere Theil von 11 dergleichen. Im Innern des Pontons fand man eine Anzahl von Knochen vor; aus der Zahl der außerdem noch darin gefundenen Waffen kann man auf die Stärke der Besatzung einen ungefähren Schluß ziehen. Es befanden sich in dem Ponton 17 Gewehre System Krnka, ein mit sechs Patronen geladener Revolver und ein Säbel mit dem russischen Wappen in Silber, auf welchem sich die Inschrift „Für gutes Fechten" befindet. Auf der Klinge stehen mit goldenen Buchstaben altslavischer Schrift die Worte: „Preis für das Preisgewehrfechten am 21. April 1875 für den Praporschtschik Petrowitsch des 51. littauischen Infanterie-Regiments". Der Säbel ist gut erhalten, die Schrift vollständig leserlich, nur hat die Klinge eine matte Färbung angenommen. —

3. Zur Theilnahme an den großen Manövern bei Smolensk im vergangenen Sommer war die Mobilisirung einer kombinirten Kasaken-Division aus Kasaken-Regimentern der 2. Beurlaubten-Kategorie angeordnet worden. Es waren dies zwei donische Regimenter Nr. 29 und 30, ein kuban'sches Nr. 2 (uman'sches) und ein orenburgisches Nr. 10; zum Kommandeur der Division war der Ataman des Ustj-Medwjed'ser Kreises, Generalmajor Pomarjew, bestimmt. Die Regimenter hatten ihre Mobilmachung innerhalb der für den Kriegsfall vorgeschriebenen Zeit beendet und erfolgte dann der Eisenbahntransport der beiden donischen und des kuban'schen Regiments bis zur Stadt Orel und des orenburgischen bis zur Stadt Tula ohne Störung und zur festgesetzten Zeit. Während der Periode der Mobilmachung am Don und der Eisenbahnfahrt hatten die Regimenter keine Abgänge an Mannschaften, an Pferden die beiden donischen Regimenter nur je drei und das kuban'sche zwei dergleichen.

Als die Regimenter am 8. August sich bereits auf dem Eisenbahntransport befanden, wurden die großen Manöver bei Smolensk abgesagt. Trotzdem erhielten dieselben Befehl, die angeordnete Fahrt nach Orel und Tula fortzusetzen, wo sie einer eingehenden Besichtigung bezüglich ihres materiellen Zustandes und ihrer taktischen Ausbildung unterzogen wurden. Die drei ersten Regimenter wurden in der Stadt Orel und nächster Umgebung, das orenburgische in der Stadt Tula einquartiert. Am 10. August kam das letzte Echelon der donischen Regimenter an und in der Nacht vom 11. zum 12. August und am letzteren Tage nahmen dieselben schon an dem gegenseitigen Manöver der mobilgemachten 1. Brigade der 36. Infanterie-Division Theil. Die beiden Detachementsführer waren mit dem Dienstbetriebe ihrer Kavallerie vollständig zufrieden, wobei nicht außer Acht gelassen

werden darf, daß das 29. donische und das kuban'sche Regiment vorher nur einmal im Regiment exerzirt hatten, während das 33. donische nur in den Sſotnjen geübt hatte. Am 12. August traf der vom Kriegsministerium abgesandte Kommandeur des Hauptstabes der Kasakentruppen, Generallieutenant Bunakow, in Orel zur Besichtigung ein. Am nächsten Tage wurde eine schon vorher angesetzte Parade der ganzen Garnison von Orel auf dem Lagerplatze abgehalten, an welcher sich auch die Kasaken betheiligten. Die beiden Parademärsche führten sie in Sſotnjenkolonnen in verschiedenen Gangarten zufriedenstellend aus. An demselben Tage Abends 5 Uhr besichtigte General Bunakow die Regimenter auf dem Kadettenplatze in einer Aufstellung zu Fuß, wobei die Ausrüstung, Bewaffnung und Parademarsch zu Fuß gezeigt wurden. Am nächsten Morgen wurden von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags die sämmtlichen Pferde der drei in Orel liegenden Regimenter vorgeführt. Nachmittags fand Besichtigung im Reiten, in der Dſchigitowka, im Säbelfechten, Schießen vom Pferde und Flankiren mit der Lanze statt; dann exerzirten die Sſotnjen und zeigten Attaken.

Am 15. August wurden Manöver in der Division abgehalten, um den Sicherheits- und Aufklärungsdienst, sowie das Gefecht zu Fuß sowohl im Angriff als in der Vertheidigung zu zeigen. Die zweite Aufgabe an diesem Tage bestand in einem Manöver gegen einen markirten Feind, wobei das Passiren eines Defilees, der Aufmarsch zur Gefechtsordnung und eine Attake ausgeführt wurden.

Am 16. August nahm der General eine Parade der drei Regimenter ab, verlas sodann eine Allerhöchste Ordre und ließ das Allerhöchst bewilligte Revue-Geschenk, welches in einem Silberrubel für jeden Kasaken bestand, an die Regimenter austheilen, pro Regiment ein Sack, die am Abend vorher aus Petersburg gekommen waren. Die Rubel wurden gleich an Ort und Stelle an die Kasaken vertheilt! Die Regimenter saßen sodann ab und es fand ein Feldgottesdienst statt. Später wurden die Kasaken von der Stadt bewirthet, während die Offiziere im Sommertheater im städtischen Garten ein Frühstück erhielten.

Am 17. August unterwarf der General die Pferdeequipage je einer Sſotnje des 29. donischen und des kubanischen Regiments einer Prüfung, womit die Besichtigungen beendet waren.

Trotz der raschen Mobilisirung hatten sich die Regimenter nach jeder Richtung hin in befriedigendem Zustande gezeigt; Mannschaften wie Pferde waren mit wenigen Ausnahmen kriegsbrauchbar. 100.

Italien.

(Kurzer Bericht über einiges Wissenswerthe aus dem Jahr 1894.)

Im Ganzen leidet unter der wenig rosigen Finanzlage auch naturgemäß das Heer. Eine Hauptsorge bildeten „die Ersparnisse". Es sind solche erzielt worden durch organisatorische Veränderungen verschiedener Art, in Folge deren auch Verminderungen im Stand der Offiziere eintreten werden. Wenn die vom Kriegsminister Mocenni ausgearbeiteten Pläne die Billigung des Parlaments erhalten, woran nicht zu zweifeln ist, so vermindert sich die Zahl der Generale von 151 auf 141, der Offiziere der Infanterie von 6814 auf 6784, die der Artillerie von 1642 auf 1560, während die der Kavallerie von 918 auf 937 sich erhöhen wird. Die Zahl der Aerzte, Unterärzte und Beamten soll um 756 verringert werden. Diese Reduktion will Mocenni im Zeitraum von drei Jahren eintreten lassen. Die dadurch erzielte Ersparniß am Budget beträgt 7½ Millionen. Der Kriegsminister hofft aber, mit diesen Reductionen und den damit zusammenhängenden Vereinfachungen eine Stärkung des Heeres und namentlich eine Beschleunigung der Mobilmachung zu erreichen. Eine der Aenderungen ist wohl deutschem Vorbild nachgemacht: die Bezirkskommandos geben einen guten Theil ihrer bisherigen Funktionen, namentlich die Einkleidung der Einberufenen, im Krieg und Frieden an die Regimenter ab. Der Rechnungshof wird abgeschafft und es sollen seine Geschäfte theils beim Kriegsministerium, theils bei den Generalkommandos besorgt werden. Fünf Militärgerichtshöfe gehen ein. Die Schwerfälligkeit der Verwaltung ist in Italien eine alte Klage. Sechs Feldbatterien werden zu Gebirgsbatterien umgewandelt. Eine Neueintheilung in 10, statt der bisherigen 12 Armeekorps, ist auch von Mocenni, so wenig wie von seinem Vorgänger Pelloux, beabsichtigt, wenn sie auch seit Jahren von nicht wenigen, darunter Senatorengeneralen, gefordert wird.

Dem Sparsystem sind auch die großen Manöver zum Opfer gefallen; erst im Jahre 1895 sollen solche wieder abgehalten werden. Die Korps haben Feldmanöver abgehalten, die Alpentruppen in zwei getrennten Gruppen an der Ost- und Westgrenze. Außerdem fanden große Kavallerieübungen in mehreren Korps statt. Zu den Manövern waren Mannschaften aus denjenigen Bezirken einberufen, die nicht schon Leute zu den im Anfang des Jahres nach Sizilien entsendeten Abtheilungen gestellt hatten.

Es war nicht gerade eine erfreuliche Verwendung, die einen Theil des Heeres zu Beginn des Jahres 1894 betraf. Nach Einberufung von etwa 12 000 Mann wurden die Brigaden Siena (in Livorno) und Ferrara (in Salerno) auf Kriegsfuß gebracht und nach Sizilien zur Unterdrückung des dort ausgebrochenen Aufstandes gesandt. Das sizilianische (XII.) Armeekorps war schon vorher verstärkt worden, so daß dem kommandirenden

General Morra schließlich 56 000 Mann zur Verfügung standen. Sie wurden entsprechend dislozirt und es konnten die nach der Insel gesandten Truppen Ende Januar zumeist wieder nach dem Festland in ihre Standorte zurückgesandt werden. Der Aufstand ist mit Klugheit und Energie unterdrückt worden; seine Ursachen abzustellen ist eine Aufgabe, die des Schweißes der Edlen in Italien werth wäre!

Das vom Minister Pelloux eingeführte System der „forza massima und forza minima" hat eine Aenderung dahin erfahren, daß der Zustand der forza minima, d. h. der geringsten Friedenspräsenzstärke, jetzt nur noch von der Entlassung der Reservisten nach den Herbstübungen bis Anfangs Dezember dauert. In diesem Monat, und nicht mehr im März, sollen jetzt die Rekruten eingestellt werden. Die Friedensstärke beträgt nunmehr im Durchschnitt 211 000 Mann. Sie erreicht ihr Maximum im Dezember mit 243 240 und ihr Minimum in der Zeit September-November mit 135 715 Mann. Die Aenderung des Rekruteneinstellungstermins wird mit Freuden begrüßt; für die Kavallerie war das alte System besonders ungünstig.

Der Kriegsminister Mocenni, dem die Ersparniß- und Vereinfachungsvorschläge zu danken sind, ist 58 Jahre alt und hat seine Offizierslaufbahn im Jahr 1857 begonnen. Er ist ein Kenner deutscher Heeresverhältnisse, die er namentlich als Attaché der italienischen Botschaft in Berlin studirt hat. Man erwartet von ihm ferner, daß er auch die schon lange im Entwurfsstadium befindlichen Gesetze über das Avancement, die Verheirathung von Offizieren, das Militärstrafgesetz und das Gesetz über die Fürsorge für die Familien der in Kriegs- und Friedenszeiten einberufenen Mannschaften in den Hafen bringen wird. In einer früheren Korrespondenz ist das Schicksal des von dem Vorgänger Mocenni's der Kammer vorgelegten Gesetzentwurfs über das Avancement mitgetheilt worden. Aus dem diesmaligen Entwurf seien hier zunächst die Artikel 7 und 8 erwähnt, deren ersterer bestimmt, daß die Zugehörigkeit zu einem Dienstgrad, ehe Beförderung erfolgen kann, für alle Grade, mit Ausnahme desjenigen des Lieutenants und des Hauptmanns, mindestens zwei Jahre, beim Lieutenant drei und beim Hauptmann vier Jahre, betragen soll. Die Altersgrenze ist für alle Offiziere auf 68 Lebensjahre festgesetzt.

Das Gesetz über die Offiziersehen ist auch recht dringlich: eine große Anzahl Offiziere ist nur kirchlich getraut und wird vom Staat, der dies allerdings auch nicht verboten hat, als gar nicht verheirathet betrachtet. Daß dies ein höchst unbehaglicher Zustand ist, der die moralische Verfassung des Offizierkorps beeinflussen muß, ist einleuchtend. Verschiedene Kriegsministerialerlasse haben sich mit dieser Frage schon befaßt, in einem soll das Wort „Konkubinat" vorgekommen sein.

Eine Verfügung des Kriegsministers ändert das Mindestmaß für

einzelne Truppen. Es wurde von 1,64 auf 1,65 erhöht für die Infanterie, die Alpini, die Lancieri, die Feldartillerie und zwei Genie-Regimenter.

Die Bewaffnung mit dem Gewehr M/91 schreitet fort, freilich nicht gerade schnell. Aus der Abgeordnetenkammer selbst verlangt man von der Regierung in dieser Beziehung ein rascheres Tempo. Bis jetzt sind von den neuen Gewehren 170 000 Stück ausgegeben, bewaffnet sind damit u. a. alle Alpini und alle Bersaglieri. Für die Herstellung der weiteren 500 000 sind fünf Jahre vorgesehen, eine Zeit, die nach der Ansicht des Ministers „gewiß keine bedeutenderen Fortschritte auf diesem Gebiete bringen wird". Die neue Waffe und die darauf sich gründende neue Schießinstruktion ist im Oktober-Heft dieser Blätter in besonderem Aufsatz behandelt worden. Wir haben übrigens die nicht unwichtige Einrichtung nachzutragen, daß das Gewehr — unseres Wissens als die erste Handfeuerwaffe — Progressivdrall hat.

Ein mit der italienischen Armee sich befassender Bericht kann nicht umhin auch von der Disziplin ein Wort zu reden. Einzelne im Lauf des Jahres 1894 vorgekommene schwere Fälle werfen gerade kein günstiges Licht auf sie. Selbst Todesurtheile sind gefällt worden. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß wir es mit südländischem Temperament zu thun haben. Zur Besserung der Disziplin werden allerlei Vorschläge gemacht. Nicht der ungeeignetste scheint uns der zu sein, der den religiösen Sinn im Heere besser gepflegt wissen will. Nur sollen sich die Bemühungen in diesem Sinn nicht nur nach unten erstrecken, sonst kommt die Religion blos in Mißkredit. Auch der Sonntagsdienst wird eine Beschränkung ertragen können.

Die Einrichtung, daß jeder Soldat hier zu Lande auch im Frieden eine Anzahl scharfer Patronen (90) in Verwahrsam hat, dünkt uns Deutsche überflüssig. In Italien stieße die Abschaffung dieser Maßregel auf harten Widerstand und doch sind vielleicht die schwersten Vergehen des verflossenen Jahres nur dadurch möglich gewesen.

Die Zahl der Selbstmorde hat nach der „Selbstmordschronik" des „Exercito", wenn wir richtig gezählt haben, 60 betragen, darunter 16 Offiziere. Der Kriegsminister hat eine Zunahme konstatirt, der aber auch eine Zunahme der nichtmilitärischen Selbstmorde entspricht.

Es ist früher schon über die Art und Weise berichtet worden*) wie eine in der Kammer über die Befestigung Bisertas bezw. über die dieser Befestigung gegenüber italienischerseits getroffenen Maßnahmen vom Minister beantwortet worden ist. In der letzten Session war die „Vertheidigung Sardiniens" Gegenstand einer Interpellation. Auf Sardinien steht eine Infanterie-Brigade, deren Kommando mit einem Regiment in Cagliari im Süden, deren anderes Regiment in Sassari im Norden dislozirt ist. An

*) Vergl. Neue Militär. Blätter, Band XXXXII, S. 449

der Straße von Bonifaccio sind, wie man weiß, Befestigungen. Es besteht nun die Absicht der Bildung zweier neuer Küstenkompagnien und die Umbildung zweier Depots zu aktiven Kompagnien. Das Brigade-Kommando soll nach Sassari verlegt werden. Die Frage der Befestigung von Ozieri, südöstlich von Sassari, Knotenpunkt der Bahnen von Sassari, Cagliari und Terranova, soll in Erwägung gezogen werden. Die Wiederbefestigung von Portoferraio auf Elba ist gleichfalls seit lange im Plan oder schon im Gang.

Von der afrikanischen Kolonie ist militärisch bis jetzt nur Gutes zu melden. Wir haben der Waffenthat von Cassala, wie der vorjährigen von Agorbat, im Dezemberheft einen besonderen Artikel gewidmet. Seither hat sich wieder mancherlei ereignet. Wir werden, sei es vor oder nach dem bei Cassala zu erwartenden Zusammenstoß der Italiener mit den Mahdisten, die Ereignisse in Erythräa besonders zusammenfassen. Hier nur noch die Notiz, daß der gefeierte Gouverneur, General Baratieri, ebenfalls schon, wie der Kriegsminister, der italienischen Botschaft in Berlin attachirt war. Einstweilen ist eine bronzene „Afrikamedaille" geschaffen worden. Sie wird an solche Militärpersonen verliehen, die einen Feldzug in Afrika mitgemacht oder in der italienischen Einflußsphäre wenigstens ein Jahr gedient haben. Auch Angehörige der Eingeborenentruppen der erythräischen Kolonien können sie durch Theilnahme an einem Feldzuge erwerben. Uebrigens sind auch für Agorbat und Cassala zahlreiche Orden und Medaillen verliehen worden. Auf die afrikanischen Erfolge ist man in Italien zur Zeit stolz, und man darf es sein. Was dort unter italienischen Offizieren geleistet worden ist, verdient alle Achtung. 145.

Nordamerika.

Die Folgen des japanisch-chinesischen Krieges lassen sich mit absoluter Sicherheit zwar nicht vorausbestimmen, doch werden sie ohne Zweifel bedeutende insofern sein, als die Erschließung großer und reicher Ländermassen, und sei es allein die Koreas, dem Friedenschluß folgen wird. An dieser Erschließung werden sich zunächst mit Erfolg die seefahrenden Nationen Europas, neben Japan, stark betheiligen, ebenso wie sie es in betreff Japans bisher gethan haben, und das weit günstiger gelegene Amerika, namentlich die Vereinigten Staaten von Nordamerika, muß sich vorläufig diese sehr unbequeme Konkurrenz gefallen lassen. Schon während des Krieges stellte es sich heraus, daß man durch Unterlassungen sich zwar nicht direkt geschädigt hatte, aber eine weit weniger bedeutende Rolle spielen mußte, als es hätte sein können, wenn man bei einigen Unternehmungen schneidiger in den verflossenen Jahren gewesen wäre.

Man hätte sehr gut haben können: Ein Pacific-Kabel — den Panama-Kanal — eine erstklassige Dampferlinie durch den Stillen Ozean.

Diese drei Projekte muß man suchen, sobald als irgend angängig, zur Verwirklichung gelangen zu lassen, um den Europäern in Japan, China und Korea den Rang ablaufen zu können. Namentlich gilt Letzteres den Engländern gegenüber, die, im Besitz von Canada, alle Anstrengungen machen und machen werden, sich nicht überflügeln zu lassen und bisher noch in jeder Weise an erster Stelle in Ostasien stehen.

Was das Pacific-Kabel angeht, so giebt es zwei Hauptprojekte, ein englisches und ein amerikanisches, die möglicherweise beide zu gleicher Zeit zur Ausführung gelangen, denn England, im fast alleinigen Besitz aller großen Kabellinien, kann die Amerikaner unmöglich ein Stilles Ozean-Kabel legen lassen und auf den Besitz einer ihm gehörigen Linie dort verzichten.

Das englische Projekt stammt vom Ingenieur Gisborne, und nach demselben soll das Kabel von Vancouver über die Aleuten nach Japan und von dort nach Australien geführt werden. Dieses Kabel würde 4032 Seemeilen lang werden und in vier Abschnitte zerfallen. Nach amerikanischem Entwurf — der Ingenieur ist nicht genannt — soll das Kabel von San Francisco ausgehen und nach den Sandwichs-Inseln laufen, die sich bekanntlich unter amerikanischem Protektorat befinden. Von dort soll dann eine Linie nach Yokohama, eine andere nach Brisbane in Australien gehen. Die Entfernungen würden folgende sein: San Francisco—Sandwichs-Inseln 2050 Meilen, Sandwichs-Inseln—Japan 3900, Sandwichs-Inseln—Brisbane 4350 Meilen. Die Ausführung soll bisher daran gescheitert sein, daß man die großen Tiefen im Stillen Ozean, die 8440 m erreichen, gefürchtet hat, doch ist man mit der Legung in der That noch nicht vorgegangen.

Die schnellste Beförderung nach Japan und China ist keineswegs mehr die durch den Suez-Kanal, sondern geht über Nordamerika, dessen kürzeste, den Kontinent durchquerende Bahnlinie die Canadian-Pacific-Bahn ist, die in Vancouver endet. Man kann z. B. folgendermaßen fahren: London—New-York 3040 Meilen, 6 Tage, New-York—Vancouver 3183 Meilen, 4 Tage, Vancouver—Yokohama 4334 Meilen, 10 Tage, zusammen 10567 englische Meilen in 20 Tagen; andererseits: London—Brindisi 1410 Meilen, 2 Tage, Brindisi—Port Said 2½ Tage, Port Said—Aden 3½ Tage, Aden—Colombo 5 Tage, Colombo—Singapore 3 Tage, Singapore—Honkong 3 Tage, Honkong—Yokohama 4 Tage, zusammen 13450 Meilen in mindestens 23 Tagen. Es ist also die Traversade San Francisco-Yokohama sehr wohl in 10 Tagen zu machen, und thatsächlich wird sie gemacht von der einzigen Dampferlinie im Pacific, der — englischen Canadian Pacific Company. Diese besitzt in den Schiffen „Expreß of India", „Expreß of Chine" und „Expreß of Japon" seit 1891 erstklassige Passagierdampfer von 5700 Brutto-Tonnen, mit Maschinen, die ihnen bei über 9000 Pferdekräften

über 18 Meilen Fahrt sichern („Expreß of India“ 9720 Pferdekr. 18,45 Meilen). Diese drei Schiffe, welche als Hülfskreuzer gebaut sind und Ende 1894 zu Honkong ihre Armirung an Bord genommen haben sollen, machen bei nur 15 Meilen Fahrt in der Stunde die Ueberfahrt in 10 Tagen, und 15 Meilen erreichen sie stets ohne Mühe. Sie führen 720 t Kohlen an Bord und können 760 Passagiere, davon 260 in den beiden Kajüten, aufnehmen.

Diese hervorragend leistungsfähige Linie wäre also von den Amerikanern zu überholen, und das dürfte sehr schwer halten, denn die Vereinigten Staaten sind bisher in dem Wettbewerb großer Linien England sowie Deutschland, Frankreich und Holland vollständig unterlegen. Seit dem Jahre 1854 verschwand mit dem Zusammenbruch der seit 1850 erst bestehenden Collins-Linie die amerikanische Flagge auf erstklassigen Dampfern von der See und sie erschien erst 1893 wieder und zwar auf den von der englischen Inmann-Linie gekauften Schiffen „Paris“ und „New-York“. Diese neue Gesellschaft, die „International Navigation Comp.“, macht Fahrten von New-York nach England und soll 1893 bei Cramp and Sons drei weitere Dampfer von ca. 10 000 t Deplacement bestellt haben, die auf eine Linie nach Antwerpen gesetzt werden. Von den Geschäften der Gesellschaft hat man bisher wenig gehört; in Anbetracht der scharfen Konkurrenz der alten, bekannten und bewährten Firmen werden sie aber kaum glänzend gewesen sein.

Wenn im Pacific englische Linien die Oberhand behalten, wird auch der englische Handel an erster Stelle bleiben, und die Amerikaner werden trotz ihrer günstigen Lage große Anstrengungen machen müssen, hier an die Spitze zu kommen.

Der dritte große Wunsch gilt dem Panama-Kanal. Wie schön wäre es gewesen, wenn man den bei Ausbruch des Krieges in Ostasien fertig gehabt hätte. Wie leicht wäre es gewesen, dann ein halbes Dutzend Schiffe der neuen Flotte in jene Gewässer zu werfen und dann dort eine gewichtige Rolle zu spielen, wie schon zu Chile und mehr noch vor Rio de Janeiro! Aber man hat es nun einmal versäumt, zu rechter Zeit der verkrachten Panama-Gesellschaft mit Geld unter die Arme zu greifen, hoffte vielleicht den Kanal für ein Butterbrot an sich zu bringen, und so ist der Kanal nicht fertig.

Der Nicaragua-Kanal scheint Schwindel zu sein, denn — er ist überhaupt noch nicht begonnen. Daß aber der Panama-Kanal an sich kein Schwindel ist, wenngleich eine Anzahl Schwindler an ihm betheiligt waren, läßt sich leicht dadurch widerlegen, daß vor Ende Oktober 1894 die Arbeiten wieder aufgenommen sind, und daß thatsächlich schon immerhin Beträchtliches an dem ganzen Werk geleistet ist, mehr als man in und nach der Zeit des Sturzes der Gesellschaft und während der allgemeinen Panik annahm.

Es hat sich eine neue Panama-Kanal-Gesellschaft gebildet, deren vorläufiges Kapital von 12 Millionen Lstr., das noch um 20 Millionen Lstr.

vermehrt werden soll, allerdings kaum ausreichen wird, den Kanal fertig zu stellen, aber genauere Untersuchungen der Arbeiten und des Materials haben ein günstiges Resultat ergeben, und da die Eröffnung dieser Wasserstraße doch nur eine Frage der Zeit sein kann und die Amerikaner sie immer nothwendiger, Chinas wegen, gebrauchen, so ist es nicht unmöglich, daß sich allmählich auch amerikanisches Kapital an der Herstellung des Panama betheiligt und sich nicht mehr, wie bisher, ablehnend und sogar feindlich zu dem Unternehmen stellt, das in erster Linie den Amerikanern Vortheile bringen muß. Allerdings wäre es sehr peinlich für die Amerikaner, und vor allen Dingen würde der Ruf ihrer kaufmännischen Genialität sehr beträchtlich leiden, wenn es Ausländern, Nichtamerikanern, gelänge, den Kanal zu eröffnen, worauf sie von den amerikanischen Schiffen amerikanische Dollars in ihre fremden Taschen stecken und damit womöglich nach ihrer Heimath wandern. Daher die Feindschaft gegen den Bau des Kanals, d. h. so lange ihn Franzosen bauen.

Die Untersuchung hat ergeben, daß die üppige Vegetation, welche die seit fünf Jahren ruhenden Erdarbeiten bedeckt, in hohem Grade zur Erhaltung derselben beigetragen hat, daß die Arbeiten an den Schleusen großentheils intakt geblieben sind und daß auch das Material sich nicht in so schlechtem Zustand befindet, wie man allgemein angenommen hatte. So z. B. sind von den 16 großen Dampfbaggern zehn so gut wie neu, sechs sind reparirbar, und außerdem sind noch zwei Seebagger und zwei der Art, wie sie im Suez-Kanal zur Verwendung kommen, vorhanden — kurz, die Arbeiten befinden sich in besserem Zustand als man glaubte, und man gedenkt den Kanal doch nach dem Lesseps'schen Plane durchzuführen.

Das wären amerikanische Wünsche für die Zukunft und für den Handel nach Asien. Ob man, wenn jener Handel einen großen Aufschwung genommen hat, sich auch der aus Ostasien kommenden Nachtheile dauernd wird erwehren können, muß vorläufig angezweifelt werden. Es ist damit in erster Linie die Zuwanderung der Chinesen gemeint. Der so internationale Amerikaner gleicht in dieser Beziehung dem sogenannten „internationalen" Sozialdemokraten wie ein Ei dem andern, d. h. sie beide sind, obgleich sie das Wort „international" stets im Munde führen und schwarze, gelbe und rothe Arbeiter fröhlich als „Genossen" begrüßen und sich mit ihnen „solidarisch" erklären, plötzlich sehr „national", sobald es sich um schwer zu bewältigende Konkurrenten handelt. Der Chinese bringt keinen Dollar hinein, hat er aber genug Dollars erworben, so zieht er wieder in seine Heimath, denn es fällt ihm nicht ein, unter den fremden Teufeln sein Leben zu beschließen. In den Staaten gab es, nach dem Bericht des Schatzsekretärs, 1892 106 685 chinesische Seelen, von denen aber bei der mangelhaften Kontrolle nur 13 240 Seelen eingeschrieben waren. Darunter sind sehr wenige Frauen und mindestens 85 000 sind Arbeiter. Da jeder Chinese im Jahr mindestens

200 Dollars spart, so ergiebt das einen jährlichen Verlust der Staaten um mindestens 20 Millionen Dollars oder 85 Millionen Mark. — Es sollte in Folge des Gray-Gesetzes ein Rücktransport aller Chinesen auf Staatskosten stattfinden, aber da sich die Sache nicht so leicht machen läßt, andererseits 10 335 000 Dollars erfordern würde, so hat man bisher auf die Ausführung verzichtet. Jedenfalls wird nach Beendigung des Krieges und beim Emporblühen des Handels die Einwanderung der Chinesen eher zu- als abnehmen, und was die Staaten am Handel verdienen, nehmen ihnen die bezopften Söhne des himmlischen Reiches auf andere Art wieder ab und führen es nach China zurück. Das ist für Amerika die Kehrseite des Handels mit Ostasien. E.

Kleine Mittheilungen.

— Die Schrift des Schweizer Majors im Generalstab Herrn Fritz Gertsch, „Disziplin oder Abrüsten", hat nicht nur in der Fach- und Tagespresse der Schweiz, sondern auch überall, kann man sagen, im Ausland berechtigtes Aufsehen erregt. In einer ganzen Reihe bemerkenswerther Aufsätze wird für und gegen die Schrift des Majors Gertsch Partei genommen und auch bekannte Schweizer Militär-Schriftsteller wie Herr Oberst Bluntschli und Herr Oberst Hungerbühler haben ihre Ansichten ausgesprochen. Wenn wir daher die Schlichtung eines immerhin unerquicklichen Streitpunktes den Schweizer Militärbehörden überlassen können, so möchten wir hier nur noch einen den „Baseler Nachrichten" vom Januar entnommenen Aufsatz des Schweizer Majors Hadorn, Kommandant des Fort Airolo, wiedergeben, welcher doch auch einige Schatten auf die Disziplin innerhalb der Schweizer Armee zu werfen im Stande ist und dem man Offenherzigkeit nicht absprechen wird. Major Hadorn sagt:

Sie nennen die Schrift des Stabsmajors Gertsch eine sensationelle Publikation. Diese Benennung ist nur dann statthaft, wenn nach langer Lüge jede Wahrheit als „sensationell" bezeichnet werden muß.

Was hat Stabsmajor Gertsch gethan? — Er hat, gestützt auf praktische Diensterfahrung langer Jahre, nach reifer Ueberlegung das offen ausgesprochen, was jeder brave Offizier längst fühlte: daß die Disziplin in unserer Armee eine ungenügende ist und daß wir, wenn wir nicht Abhilfe schaffen wollen, an dieser Disziplinlosigkeit zu Grunde gehen müssen. Und Major Gertsch besaß den Muth, seine Ueberzeugung

drucken zu lassen, nicht um sensationell zu wirken, sondern um durch das Aussprechen der vollen Wahrheit vor dem ganzen Volke rechtzeitig Abhilfe des schlimmsten Uebelstandes in unserem Heerwesen herbeizuführen.

Es ist in hohem Grade zu bedauern, daß ein Theil unserer Presse von Anfang an mit Voreingenommenheit an die Besprechung der Schrift des Stabsmajors Gertsch herangetreten ist. Der Grund, warum es geschah, liegt klar. Ein Berufsoffizier, der so denkt, schreibt und handelt, hat unter unsern Milizoffizieren viele Hasser. Und die Verleumdung, die vom Haß auf Reisen geschickt wird, hat flinkere Füße als überzeugtes Lob.

Ein tüchtiger Regimentskommandant hat erklärt: Im Mobilmachungsfalle schicke ich 25 pCt. meiner Subalternoffiziere nach Hause! Der Ausspruch ist schlagend. In unserem Milizheer bestehen zu viele Offizierschargen, weil wir glauben durch die Zahl ersetzen zu müssen, was an Tüchtigkeit abgeht. Das führt zur Brevetirung von Offizieren, die sich für die Charge nicht eignen; das hat zur Folge, das von unsern Milizoffizieren ein Viertheil wenig, ein Viertheil gar nichts taugt. Diese Untauglichen, die das Bessere hassen, weil sie es sich nicht zu eigen machen können, sparen keine Mittel, um den personifizirten Gegenstand ihres Hasses, einen braven, in allen Lagen tüchtigen Offizier, wo sich Gelegenheit bietet, herunterzusetzen und zu verleumden. Daß viele andere, die der gleiche Berufsoffizier zu guten Führern ihrer Züge und Kompagnien erzogen hat, ihn achten und ehren, ändert am Endergebniß nichts. Denn das Lob eines Instruktionsoffiziers gelangt nicht in die Presse, es ist nicht „sensationell“!

Voreingenommenheit wirft man der Schrift des Stabsmajors Gertsch, „Disziplin oder Abrüsten“, in erster Linie vor, sie sei im Zorn geschrieben, im Zorn über die Strafe, die die Vorfälle beim Wiederholungskurs des Bataillons 87 für ihn zur Folge hatten. Der Vorwurf ist unhaltbar. Mit den maßlosen Angriffen, die vom Privatblatt eines Theils der Urneroffiziere in die gesammte Presse geleitet worden waren, stand die ausgesprochene Strafe in keinem Verhältniß. Sie bewies, daß die Angriffe des oppositionellen Urnerblattes erkannt worden waren, als auf Unverstand oder Unwahrheit beruhend.

Zum Zorn war daher kein Grund vorhanden und zudem frägt der brave Offizier, wenn vom höchsten Vorgesetzten über ihn eine Strafe ausgesprochen wird, nicht darnach, ob sie gerecht sei oder nicht. Er nimmt sie in soldatischem Gehorsam entgegen, als Sühne für einen begangenen oder vermeintlichen Fehler. Dann trägt er den Kopf hoch wie zuvor und thut seine Pflicht.

Mit den Erfahrungen eines Wiederholungskurses schreibt man überdies keine Schrift, wie Major Gertsch es gethan hat in seiner Untersuchung über den Stand der Disziplin in unserer Armee. Dazu gehört jahrelange Diensterfahrung und zur Veröffentlichung gelangt man dann, wenn sich die Summe der Erfahrungen zur Ueberzeugung gestaltet hat.

Es wird der Schrift „Disziplin oder Abrüsten“ im weitern vorgeworfen, sie verlange Hebung der Disziplin in unserer Armee und dabei sei sie selbst ein Produkt

der Indisziplin, da sie Dienstbefehle als Ursache der Beschwerdesucht unserer Truppen angreife. Das steht nicht in der Schrift des Stabsmajors Gertsch.

„Wir können die Disziplin stehender Heere, die wahre Disziplin uns zu eigen machen; und da wir können, so müssen wir! Wir können es nicht nur ohne Vergewaltigung republikanischer Gesinnung, sondern gerade mit ihrer Hilfe. Denn um das ideale Ziel zu erreichen, ohne zu weit gehende Vermehrung der Dienstzeit, bedarf es der intelligenten, politisch klugen und begeisterungsfähigen Bürgerschaft, wie sie nur die demokratische Republik hervorzubringen vermag."

Das ist keine Auflehnung gegen die Dienstbefehle gegen Soldatenmißhandlung. Die ganze Tendenz der Schrift geht überdies dahin, diese Dienstbefehle für Vorgesetzte und Untergebene schärfer und bestimmter zu fassen. Der Soldat, der von seinem Vorgesetzten mit Worten oder thätlich mißhandelt wird und der diese Mißhandlung nicht zur Anzeige bringt, soll bestraft werden.

Der Soldat soll aber auch bestraft werden, wenn er, statt den vorgeschriebenen Dienstweg einzuschlagen, nach Schluß des Dienstes in der Presse seinen Beschwerden Geltung zu verschaffen sucht. Verschärfte Strafe gebührt ihm, wenn er ohne Grund sich beschwert.

Die schärfste Strafe soll aber den Offizier treffen, der einen Untergebenen eine gegen ihn auf dem Dienstweg erhobene Beschwerde entgelten läßt oder der eine Beschwerde, sei sie begründet oder unbegründet, zu unterdrücken sucht.

Diese Grundsätze sprechen aus der Schrift des Stabsmajors Gertsch, keine andern.

Fragen wir nun, ist es gefährlich, gegenüber dem Ausland eine Schrift wie „Disziplin oder Abrüsten" zu veröffentlichen? Nein! Die Wahrheit bringt in diesem Falle nicht Gefahr, wohl aber das Verschweigen und Bemänteln der Wahrheit. Täuschen wir uns nicht! Das Ausland ist sehr wohl unterrichtet darüber, wie es mit unserer Armee, ihrer Disziplin und daher ihrer Kriegstüchtigkeit steht. Die Berichte, die jene fremden Offiziere, die zu unsern Herbstübungen kommandirt werden, zu Händen ihrer Vorgesetzten verfassen, lauten gewiß anders, als ihre wohlwollend geschriebenen Aperçus, die sie zu unsern Händen veröffentlichen. Sie handeln nach dem Grundsatz, daß man über das gastfreie Haus, in dem man gute Aufnahme fand, entweder nichts sagen, oder es nur loben darf. Außerdem handeln sie taktisch richtig, wenn sie öffentlich die fremde Armee anerkennend loben; denn Tadel würde Verbesserungen rufen.

Wir allerdings sind gerne geneigt, das Lob eines fremden Offiziers, der an unsern Herbstübungen theilgenommen hat, als baare Münze zu nehmen. Dies thun auch jene unter unsern Offizieren, die für den kommenden Kampf nicht mit der Kriegstüchtigkeit unserer Vorfahren, sondern mit den bestehenden Thatsachen rechnen insofern, als sie sich einer angenehmen Täuschung hingeben und wenigstens für kurze Zeit glauben, daß die eigene Einsicht die thatsächlichen Verhältnisse kritisch zu scharf beurtheilt habe. So kommt es, daß das Ausland unsere Disziplin und daher auch unsere Widerstandsfähigkeit besser kennt, als wir selbst; daher hat

es keine Gefahr gegenüber dem Ausland, wenn eine Schrift veröffentlicht wird wie „Disziplin oder Abrüsten“; nur Vortheil bringt uns diese Veröffentlichung, wenn wir verständig genug sind, die in ihr enthaltenen Forderungen rechtzeitig zu erfüllen.

Wie nothwendig ist dies! Denn es mußte gesagt und muß wiederholt werden: Das, was wir bei allen Waffen, mit Ausnahme der Kavallerie, Disziplin zu nennen belieben, taugt nichts.

Der Zustand unserer Feldarmee in Hinsicht auf die Disziplin ist thatsächlich so schlimm, wie die Schrift von Stabsmajor Gertsch ihn schildert, trotz allen Opportunistenphrasen. „Es giebt nur eine Disziplin, die gute!“ Die haben wir nicht! Behauptet wird zwar zur Genüge, daß die Disziplin nichts zu wünschen übrig lasse. – Trauen wir dieser Behauptung nicht, denn es ist zu leicht ersichtlich, warum diese Behauptung aufgestellt wird.

Ein Infanterie-Regiment des Auszuges marschirt über einen Bergpaß. Unterhalb der Paßhöhe wird biwakirt. Für das Biwak sind vom Regimentskommandanten alle Anordnungen bestens getroffen, Decken und Holz zur Genüge. Da beginnt in der Nacht ein leichter Regen zu fallen, und als nach Mitternacht der dienstthuende Regimentsadjutant mit dem Adjutanten des Inspizirenden auf einem Rundgang das Biwak besichtigt, finden sie im Biwak: den Regimentskommandanten, einige Offiziere, ein Dutzend Unteroffiziere und Soldaten. Der Rest, d. h. die Bataillone, sind fort. Gruppenweise haben sich die Mannschaften über die Alpe zerstreut. Die einzelnen Gruppen sind in Sennhütten eingedrungen, haben Thüren eingeschlagen, Dächer abgedeckt, um auf den Heuboden zu gelangen. Denn es fiel ja ein leichter Sprühregen. Andere findet ihr 10 Minuten vom Biwakplatz entfernt, wie sie um eine Wettertanne herum ein Feuer angezündet haben, an dem man einen Ochsen braten könnte. Die prächtige Tanne verbrennt mit; aber das thut ja nichts; die Eidgenossenschaft wird den Schaden vergüten. An diesen nicht „reglementarischen“ Biwakfeuern findet ihr Offiziere, die an der Art, wie ihre Mannschaft sich zu helfen weiß, die helle Freude haben. Und im offiziellen Kursbericht heißt es: Die Disziplin ließ, abgesehen von einigen Fällen, in denen sofort strenge Strafen ausgesprochen wurden, nichts zu wünschen übrig!

Ein anderes Bild: Ein Bataillon des Auszuges marschirt durch die Hauptgassen unserer Stadt. An der Spitze reitet der Bataillonskommandant; dann folgt die Musik. Die Kompagnien marschiren wohlgeordnet in sicherem Taktschritt. Da fällt ein Platzregen nieder. Die erste und zweite Kompagnie bleiben geschlossen in guter Ordnung. In der dritten Kompagnie bricht trotz der Bemühungen eines jungen Offiziers ein Halbzug aus und flieht vor dem Regen in die Lauben; die halbe dritte und vierte Kompagnie folgen und es bedarf des energischen Einschreitens der Offiziere, um die Leute beim Marsch durch unsere Stadt wieder in Reih und Glied zu bringen. Es hat ja geregnet! Aber im offiziellen Kursbericht heißt es: Die Disziplin war im Allgemeinen eine sehr gute. — In einem andern Bericht eines Bataillonskommandanten über den Wiederholungskurs seines Bataillons lesen

wir: Die Disziplin war gut; denn trotz der schlechten Witterung hat sich die Mannschaft nicht gegen die ausgegebenen Tagesbefehle aufgelehnt!

Aehnliche Beispiele wie diese, in stärkerer und schwächerer Form, liefert beinahe jeder Wiederholungskurs. Warum gestattet sich aber der Kurskommandant, die Disziplin als besser darzustellen als sie thatsächlich war? Er weiß, daß man in erster Linie ihm den Vorwurf macht, wenn die Disziplin schlecht war. Und doch trägt nicht er allein die Schuld an der Disziplinlosigkeit seiner Truppe. Dem Kommandanten, der zum ersten Male sein Regiment oder sein Bataillon führt, ist es nicht möglich, während der Dauer eines Wiederholungskurses aus einer undisziplinirten eine disziplinirte Truppe zu machen. Diese Arbeit muß früher begonnen worden sein, bei der Ausbildung des Rekruten, bei der Heranbildung der Unteroffiziere und Offiziere.

Der Schrift des Stabsmajors Gertsch, „Disziplin oder Abrüsten", kommt das Verdienst zu, die Nothwendigkeit der frühen Vorsorge für die Erziehung unserer Soldaten und Offiziere zur Disziplin schlagend nachgewiesen zu haben. Die Schrift will nicht „sensationell" sein, sie will nicht tadeln um des Tadels willen, sie zeigt die Wahrheit unverhüllt und weist auf den gefährlichsten Fehler in unserer Armee hin, damit sobald als möglich der Fehler getilgt und volle Besserung geschaffen werde.

Wenn wir so weit gekommen sein sollten, daß wir die Wahrheit nicht hören wollen, weil wir sie nicht ertragen können, dann wäre es zu spät zur Besserung. So weit sind wir nicht.

— Von dem Internationalen Patentbureau des Herrn Carl Fr. Reichelt, Berlin NW., werden uns nachstehende interessante Mittheilungen gemacht:

1. Ueber die Veränderungen, welche die Struktur von Metallen und anderen Stoffen durch Druck, Zug, Verdrehung 2c. erleidet, hat ein französischer Artillerieoffizier Hartmann sehr interessante Resultate erzielt, welche wiederum beweisen, daß auch hierbei, gerade wie sonst in der Natur, die Gruppirung der Atome bei solchen Veränderungen streng nach mathematischen Prinzipien vor sich geht. Indem Hartmann z. B. einen eisernen Rundstab, an einem Ende festgehalten, um seine Achse verdrehte und diese unnatürliche, veränderte Lagerung der Eisentheile durch geeignete Befestigung der Welle dauernd erhielt und alsdann den Stab mit Säuren ätzte, fand er, daß die Oberfläche des Stabes ganz überraschend regelmäßige Zeichnungen aufwies, die auf dem Umfang aus rechts und links gewundenen, sich gegenseitig kreuzenden Schraubenlinien bestanden, auf den kreisrunden Stirnflächen aber spiralförmig von der Mitte ausgehende, ebenfalls rechts und links verlaufende, also sich kreuzende Linien bildeten, welche Kurven, in mathematischer Hinsicht genaue sogen. logarithmische Spiralen bilden. Kugeln, unter Druck in beschriebener Weise behandelt, ergaben eine Zeichnung, als ob der Körper mit einem Netz bestrickt wäre; jede spezielle Art der Belastung, innerer Spannungen in hohlen Zylindern und hohlen Kugeln gaben stets ganz

charakteristische Figuren, die in ihren streng regelmäßigen Zeichnungen ebenso überraschend wirken, wie z. B. die Chladni'schen Klangfiguren. Die jedenfalls sehr wichtigen und verdienstvollen Arbeiten des französischen Offiziers erregten bei der französischen Kriegsakademie, in deren Auftrag Hartmann Versuche über die Festigkeit der Materialien anstellte, mit Recht das größte Interesse, und sind die Ergebnisse wohl geeignet, der Festigkeitslehre große Dienste zu leisten, wenn nicht gar ganz neue Theorien und Berechnungsmethoden zu liefern. —

2. Eine Neuerung an Fahrrädern von L. Stange in Bartenstein bezweckt die Vermeidung der treibenden Gelenkkette, welche bekanntlich viel Reibung ergiebt, durch den Staub der Straßen leicht abgenutzt wird und als ein viel Arbeit aufzehrendes Element betrachtet werden muß. Die Neukonstruktion ersetzt die Kette durch Triebstangen derart, daß auf der Trittkurbelwelle zunächst ein innen gezahnter Ring sich befindet, der in ein, auf einer besonderen Vorlegewelle sich befindendes Getriebe greift. Auf das eine Ende der Vorlegewelle ist eine Kurbel aufgesteckt, ebenso auf das Ende der hinteren Radachse, und beide durch eine hohle, dünne Zugstange verbunden. Abgesehen von der geringen Reibung, der soliden, starren, keinen todten Gang ergebenden Anordnung, gewährt die Zugstange auch einen besseren Anblick wie die Kette. —

3. Mit alten schmiedeeisernen Brücken, die neulich in der Schweiz nach 35jähriger Benutzung abgebrochen wurden, machte man Versuche, ob sich die Festigkeit des Eisens durch die wechselnden Belastungen im Laufe der Zeit geändert haben möchte. Aus vielen, an den verschiedensten Theilen angestellten Zerreißungsproben ergab sich, daß die Zerreißungsfestigkeit im Mittel 35 Kilogramm pro Quadratmillimeter betrug, also ein Resultat, welches beweist, daß das Eisen noch dieselbe Festigkeit wie neues besaß. —

4. Wiederum eine neue Eigenschaft des Aluminiums wurde von einem Engländer Spring entdeckt, welcher fand, daß zwei Aluminiumplatten, genau eben geschliffen, aufeinandergepreßt und in diesem Zustand ca. acht Stunden einer Hitze von ungefähr 330 Grad ausgesetzt, sich nachher nicht mehr von einander trennen lassen und gewissermaßen wie geschweißt erscheinen; wurde die eine Platte in einen Schraubstock gespannt und die andere mit einem Hammer und Stemmeisen herunterzuschlagen versucht, so riß dieselbe eher Brocken aus der unteren Platte heraus, als daß sie sich in der Fuge losgelöst hätte. Bei der Schwierigkeit, die das Löthen von Aluminium auch heute noch bietet, muß dieser Versuch von Wichtigkeit erscheinen. Uebrigens fand Spring, daß auch andere Metalle, vor Allem Platin, diese Eigenthümlichkeit zeigen, welches letztere Metall auch unter demselben Druck und bei derselben Temperatur sich verbindet. Vor Allem soll jedoch das Gelingen der Operation von der peinlichen Sauberkeit und dem vollkommenen Berühren der zu verbindenden Flächen abhängen.

— Wieder ein neues Schießpulver! Wir haben uns nachgerade schon daran gewöhnt, daß die Erfindungsgabe der Chemiker, die sich jetzt mit soviel Eifer und Vorliebe auf die Schöpfung von Mitteln zur Vernichtung der Menschheit verlegt, jede Woche eine „dernière nouveauté“ dieses Genres auf den Markt wirft, daß wir nur noch mit Gleichgiltigkeit und Geringschätzung auf die fortwährende Vermehrung der bereits in die Hunderte gewachsenen Zahl der neuerfundenen Schießpulver blicken. Aber der Name Raoul Pictet hat doch einen zu guten und weithin wirkenden Klang, als daß wir ihn überhören könnten. Und dieser Name ist es, welcher der neuesten Erfindung auf diesem Gebiete als Etikette angeheftet ist. Der berühmte Physiker und Chemiker, dem es gelungen ist, die flüchtigsten der Gase, den Sauerstoff und Wasserstoff, in flüssige Form zusammenzudrängen, hat sich jetzt auf das vielbearbeitete Versuchsfeld der entgegengesetzten Bestrebungen begeben, feste Körper in Gase von möglichster Ausdehnungsfähigkeit umzuwandeln, und es ist ihm, wie wir bereits kurz in unserem Sonntagsblatte gemeldet haben, in der That gelungen, in seinem „Fulgurit“ einen Explosivstoff zu schaffen, der in drei verschiedenen Mischungsverhältnissen sowohl der Industrie als Sprengmittel, als auch dem Kriegswesen als Munition von hervorragend guten Eigenschaften zu dienen vermag. Wir wollen hier nur von der letzten Mischung, vom Fulgurit Nr. 3 sprechen, das — nach dem außerordentlich günstigen Ergebniß der in Thun, Freiburg und der eidgenössischen Pulverfabrik zu Lavaux angestellten Versuche zu schließen, wohl berufen sein dürfte, das gegenwärtig im Gebrauch befindliche rauchschwache Pulver zu verdrängen, oder demselben zum mindesten eine empfindliche Konkurrenz zu bereiten.

Ein Versuch mit in eine frei aufgehängte kupferne Patronenhülse geladenem Fulgurit hatte folgendes Ergebniß: Statt zu zerplatzen, riß sich die Hülse los und fuhr tief in den Erdboden; das Fulgurit hatte auf dieselbe wie der Treibsatz einer Rakete gewirkt. Die Hülse, welche sich, wenn sie mit gewöhnlichem Pulver geladen worden wäre, jedenfalls so stark erhitzt hätte, daß man sie mit den Fingern nicht hätte berühren können, blieb kalt. Im Augenblick der Explosion zeigte sich weder Rauch, noch bildete sich ein Rückstand. In Minenlöcher versenkt, entlud sich die aus Fulgurit Nr. 3 bestehende Füllung nach Art eines Kanonenschusses, ohne das sie einschließende Felsgestein zu zertrümmern. Ueberhaupt äußerte diese Mischung im Gegensatz zu denjenigen Nr. 1 und 2 eine langsamere, mehr treibende Wirkung, während Fulgurit Nr. 1 und 2 das Gestein sprengten und zertrümmerten und überhaupt in weit heftigerer und gewaltsamerer Weise wirkten.

Die zahlreichen zu Lavaux mit dem Pictet'schen Fulgurit Nr. 3 vorgenommenen Schießversuche, bei welchen das neue schweizerische Infanteriegewehr, M 1889 (System Rudolf Schmidt, Kaliber 7,5 mm, Lauflänge 780 mm, drei konzentrische Züge, rechtsgewundener Drall von 36 cm oder 27 Laufweitenlänge und 5° Steigung) als Waffe verwendet und die zu diesem Gewehr gehörigen Patronen (77,5 mm lang, Geschoßgewicht 13,7 gr, Ladung 1,9 gr rauch-

schwaches Kornpulver) anstatt mit dem ordonnanzmäßigen mit der gleichen Menge Fulgurit Nr. 3 gefüllt wurden, hatten folgendes Ergebniß: Während die Anfangsgeschwindigkeit des neuen schweizerischen Gewehres mit dem eingeführten rauchschwachen Pulver 550 bis 560 m (nach anderen Angaben 620 m an der Mündung) beträgt, steigert sich dieselbe mit dem Fulgurit Nr. 3 bis auf 668 m, eine immerhin ganz beträchtliche Erhöhung, selbst wenn man die höchste der oben angegebenen Ziffern als die richtige betrachtet. Ueberdies verursacht das Fulgurit keine Wärme- und Rauchentwicklung und verunreinigt den Lauf nicht durch schmierende oder ätzende Rückstände. Eine überraschende Erscheinung, welche bei den Schießversuchen zu Lavaux zuerst von einem Arbeiter bemerkt und dann auch von den übrigen Anwesenden konstatirt wurde, ist die, daß die Flugbahn des Geschosses in eigenthümlicher Weise sichtbar wurde, sobald die Geschwindigkeit des letzteren mehr als 600 m betrug. Wenn man die Landschaft quer gegen die Flugbahn in's Auge faßte, bemerkte man da, wo das Geschoß sich augenblicklich befand, eine Lichterscheinung, welche einer in der Richtung der Flugbahn mit dem Boden nach vorne sich fortbewegenden weißen Porzellantasse glich. Herr Pictet schrieb diese Erscheinung der Thatsache zu, daß das Geschoß bei seiner raschen Fortbewegung eine so starke Verdichtung der Luft bewirkt, daß die schräg einfallenden Sonnenstrahlen gebrochen werden. Die kleine, vor dem Geschoß liegende und durch dieses zusammengepreßte Luftmasse läßt nur zerstreutes Licht durchdringen und dadurch entsteht jene, unseres Wissens bis jetzt noch nirgends beobachtete Erscheinung, auf deren Sichtbarkeit übrigens auch die Beschaffenheit, namentlich die Wärme und der Wassergehalt der Luft, einen wesentlichen Einfluß ausüben dürfte.

Unwillkürlich muß man angesichts dieser in's Auge fallenden Wirkung des Luftwiderstandes an die Steigerung der Schußweite der Handfeuerwaffen denken, welche durch das vor einiger Zeit von uns besprochene Krnka-Hebler'sche Geschoß mit Luftkanal erzielt werden könnte, vorausgesetzt, daß diese Erfindung sich auch bei den fortgesetzten Versuchen so glänzend bewährt wie bei den bereits stattgefundenen. Dieses Geschoß gestattet bekanntlich der vor demselben liegenden Luft das Abströmen durch einen in die Längsaxe des Geschosses gelegten Luftkanal, und der Luftwiderstand würde auf diese Weise ganz beträchtlich vermindert.

Die mit dem Pictet'schen Fulgurit angestellten Versuche haben die hohe Bedeutung dieser Erfindung in entschiedener Weise dargethan. Die Wirkung des Fulgurites als Sprengstoff für industrielle Zwecke übertrifft diejenige des Dynamites und vom militärischen Gesichtspunkte aus zeigt es sich dem bereits eingeführten rauchschwachen Pulver überlegen. Der Erfinder selbst hält dasselbe indeß nach einer Richtung hin noch für verbesserungsfähig. Nach seiner Ansicht soll der Druck, welchen der Explosivstoff auf das Geschoß ausübt, ein konstanter und bei möglichst hoher Geschwindigkeit ein möglichst schwacher sein. Das Fulgurit wirkt in diesem Sinne bei Anfangsgeschwindigkeiten unter 450 m, für welche der Gasdruck 500 Atmosphären nicht erreicht. (Vergleichsweise fügen wir hier bei, daß beim deutschen Gewehr „88" der größte Gasdruck 3200, beim österreichischen M 88

2800 bis 3000, beim italienischen M 91 gegen 4000, beim schweizerischen M 89 2600 Atmosphären beträgt.) Bei einer Anfangsgeschwindigkeit von 668 m erscheint Herrn Pictet der Gasdruck seines Fulgurit (dessen Höhe übrigens im „Av. mil.“, dem wir diese Mittheilung entnehmen, nicht angegeben ist) zu beträchtlich und er hofft durch weitere Versuche dahin zu gelangen, daß der Druck ein geringerer und konstanter werde. Bei den Ansprüchen, die nach dem Ebengesagten Herr Pictet in dieser Beziehung zu stellen scheint, muß man das Ziel, das er sich gesteckt hat, als ein sehr hohes ansehen.

Immerhin scheinen uns die Vorzüge des Fulgurites schon jetzt beträchtlich genug zu sein, um in der Erfindung des Herrn Pictet einen Fortschritt von weittragender Bedeutung erblicken zu können. Die Vergrößerung der Anfangsgeschwindigkeit wird auch die Durchschlagswirkung der Geschosse auf lebende Ziele vermehren und dadurch einen der schwerwiegendsten Einwände gegen das kleine Kaliber entkräften Aus Versuchen, welche in Rumänien mit dem dort eingeführten neuen Gewehr (System Mannlicher 6,5 mm Kaliber, 730 mm Lauflänge, 10,5 gr — nach Andern 10,3 gr — Geschoßgewicht, 2,1 gr Ladung, 726 m Geschoßgeschwindigkeit an der Mündung) angestellt worden sind, hat man die Erfahrung gewonnen, daß die durch Geschosse kleinen Kalibers verursachten Verwundungen keineswegs leichterer Natur sind, als diejenigen durch die großkalibrigen Feuerwaffen. Diese Versuche wurden an fünf Pferdekadavern angestellt, welche hinter einander in Zwischenräumen von je 50 cm auf 600 m Entfernung vom Schießstand placirt wurden. Das 6,5 mm-Geschoß vermochte drei derselben mit Leichtigkeit zu durchdringen. Die Verwundungen, welche diese Geschosse bis auf 1400 m Schußweite bei lebenden Pferden hervorbrachten, erwiesen sich keineswegs als unbedeutend. Die weichen Gewebe zeigten zwar engere Eingangs- und Ausgangsöffnungen der Schußkanäle als bei Verwundungen durch ältere Geschosse, und die Ausdehnung der von der Zerstörung ergriffenen Theile war vielleicht eine geringere, dagegen wurden die Knochen niemals durchbohrt, sondern auf alle Entfernungen ausnahmslos zersplittert und gespalten Was die Blutgefäße betrifft, so wurden dieselben durch die größeren Geschosse nicht wie jetzt durch die kleinkalibrigen glatt entzwei geschnitten und jene bewirkten häufig selbst die Stauung des Blutes, während eine solche durch die kleinen Geschosse in keinem Falle beobachtet werden konnte. Verwundungen der Lunge, die nicht ein einziges von den großen Gefäßen in Mitleidenschaft zogen, riefen schreckliche Blutstürze hervor; Verletzung der Eingeweide zog, wenn diese gefüllt waren, förmliche Darmzerreißungen nach sich, während sie bei leeren Gedärmen von weniger schwerer Bedeutung waren. Wenn hiernach die durch kleinkalibrige Geschosse bewirkten Verwundungen keineswegs geringfügiger, theilweise sogar weit schwerer sind als solche, die von größeren Geschossen herrühren, so wird bei Ingebrauchnahme des Fulgurites und infolge derselben vermehrter Geschoßgeschwindigkeit (auch die gleichzeitig vermehrte Rotationsgeschwindigkeit kommt hierbei in Betracht) die Schußwirkung noch erhöht werden und somit von

der von den Gegnern des kleinen Kalibers besonders betonten Unzulänglichkeit dieses letzteren in Bezug auf die Außergefechtsetzung des Gegners kaum mehr die Rede sein können. (A. den Milit. Mittheilg. der Berl. N. Nachrichten.)

Kleine Mittheilungen über: A. Inländische Zeitschriften.

1. Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine. Band 94. Nr. 282. März 1895. Berlin, Verlag von A. Bath. Inhalt: Der Parteigänger Friedrich v. Hellwig. (Fortsetzung.) — Improvisirte Befestigungen. (Fortsetzung.) — Des Friedens grüner Tisch und Wirklichkeit. Von Spohr. — Schießübungen französischer Artillerie im Gelände, August 1894. — Die russischen Festungstruppen. — Generalmajor Maßlowski. — Eine scharfe Ordre Friedrichs des Großen 1762.

2. Archiv für Artillerie- und Ingenieuroffiziere des deutschen Reichsheeres. März 1895. Berlin, Mittler u. Sohn. Enthält für beide Waffen interessante Aufsätze.

3. Marine-Rundschau. Berlin, Mittler u. Sohn. März 1895. Inhalt: Der Krieg um Korea bis zur Einnahme von Port Arthur. — Neue Versuche gegen Panzerplatten. (Mit 13 Tafeln.) — Preußens Ruder-Kanonenboote. (Mit zwei Skizzen.) — Mittheilungen aus fremden Marinen. — Personalnachrichten. — (Vom April ab erscheint die „Marine-Rundschau" losgelöst vom „Marine-Verordnungsblatt" als selbstständige Monatsschrift".)

4. Professor Dr. G. Jäger's Monatsblatt. Zeitschrift für Gesundheitspflege und Lebenslehre. Stuttgart. März 1895. Inhalt: Schule und Gesundheitspflege. — Die Arbeit der Scholastik. — Eine kleine Genugthuung. — Wissenschaft und Bekleidungsfrage. — Eine Fußreise um die Erde in Jägerkleidung. — Die Behandlung der Wollwäsche. — Gesteigerte Empfindlichkeit des Geruchssinnes. — Kleinere Mittheilungen: Zur Schulfrage. Zur Cholera. Krankheit und Gestank. Heilmagnetismus. Rassengeruch. Feuergefährlichkeit von Baumwolle, Wolle und anderen Stoffen. Das Wetter und St. Bibiana. — Briefkasten. — Zur Kurzweil: Die Nationaltracht. — Anzeigen.

B. Ausländische Zeitschriften.

1. Streffleur's österreichische militärische Zeitschrift. März 1895. 3. Heft. Wien, W. Braumüller. Inhalt: Erzherzog Albrecht. — Gewaltsame Flußübergänge der neueren Kriegsgeschichte. — Ueber Infanterie-Meldereiter. — Das 8 mm-Repetirgewehr System Mannlicher in seinen Wirkungen auf menschliche Körper. — Die Friedensarbeit der österreichisch-ungarischen Kavallerie.

2. Minerva. Illustrirte militärwissenschaftliche Zeitschrift mit dem Beiblatt „Militärblatt". Februar 1895. Wien, Seidel u. Sohn. Inhalt: General der Kavallerie Freiherr v. Appel. — Zur Reform des Militär-Strafprozesses. — Taktische Eigenthümlichkeiten der russischen Armee. Jahresbericht über Neuerungen im

Heerwesen Oesterreich-Ungarns für 1894. — Uebersicht und Dislokation der russischen Armee Anfang 1895. — Kleine Mittheilungen.

3. Organ der militärwissenschaftlichen Vereine. Herausgegeben vom Ausschusse des militärwissenschaftlichen Vereins in Wien. 2. Heft. 1895. Inhalt: Die Schlacht von Dettingen am 27. Juni 1743. — Einige Warte über Ausbildung und Taktik der Infanterie. — Eherne Militärdiplame.

4. Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. Herausgegeben vam K. u. K. technischen und administrativen Militärkomitee. 1895. 2. Heft. Wien, R. v. Waldheim. Inhalt: Zulässigkeit des Schießens aus verdeckter Stellung im Festungskriege. — Untersuchung maderner Schießpräparate bezüglich der bei der Explosion gelieferten Wärme. — Der Erfindungsschutz und die militärischen Interessen.

5. Mittheilungen aus dem Gebiet des Seewesens. Herausgegeben vam K. u. K. hydragraphischen Amt in Pala. März 1895. Inhalt: Ueber Strategie zur See in der Defensive. — Ueber das Führen der Schutznetze auf Schlachtschiffen. — Ueber moderne Seetaktik. — Bazins Schiff auf Rollen. — Das französische Schlachtschiff „Brennus“. — Das englische Schlachtschiff „Majestic“. — Das englische Tarpedodepot- und Werkstättenschiff „Vulcan“. — Von der englischen Kriegsmarine. — Torpedabaatszerstärer „Baxer“. — Torpedobaotszerstörer „Lynx“. — Die Niederbord-Korvetten (Sloaps) „Alert“ und „Tarch“. — Der Bau des deutschen Schlachtschiffes 1. Klasse „Ersatz Preußen“. — Ein Scheibenschießen mit 15 cm-Schnellfeuerkananen. — Ein neuer Zündergranaten-Typ. — Vorrichtung zum Zerstären der Torpedaschutznetze. — Die Verwendung von Aluminium für Schiffsbodenbleche. — Der Jahresbericht des Marinesekretärs der Vereinigten Staaten für das Jahr 1894. — Eine neue Nordpal-Expeditian. — Ueber Kohleneinschiffung auf Kriegsschiffen. — Neue Tarpedoboote für die deutsche Marine.

6. Schweizerische Manatsschrift für Offiziere aller Waffen. Unter Mitwirkung häherer Offiziere der Armee herausgegeben von Oberst H. Hungerbühler. Nr. 2. Februar 1895. Frauenfeld, Huber. Inhalt: Der chinesisch-japanische Krieg. — Die Kriegführung China's und die Schlacht am Ping-Yang. — Etwas über die 4. Bataillone der deutschen Armee und die zweijährige Dienstzeit.

7. Blätter für die Kriegsverwaltung. Organ des schweizerischen Verwaltungsaffiziers-Vereins. Nr. 2. Februar 1895. Inhalt: Abschiedsfeier zu Ehren des Oberkriegskommissars Herrn Oberst v. Grenus. — Das Eisenbahnwesen im Kriegsfalle. (Fartsetzung.) — Einige Beispiele über Verpflegungsschwierigkeiten bei der deutschen Armee im Kriege 1870/71. — Beförderungen, Versetzungen und Kammandoübertragungen im Offizierkorps der Verwaltungstruppen.

8. Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. Herausgegeben von Oberst F. C. Bluntschli. Nr. 2. Februar 1895. Inhalt: Mittheilungen über unsere Artillerie. — Der Waffenchef der schweizerischen Artillerie an die Militärbehörden der Kantone. — Aus den Verhandlungen des schweizerischen

Bundesrathes. — Die 8. Artillerie-Brigade bei den Manövern des IV. Armeekorps. — Neue Feldstecher und Relief-Fernrohre.

9. **Frankreich.** L'Avenir militaire. 5. März: L'avancement. — 8. März: Artillerie lourde de campagne. — La France aux fêtes de Kiel. — 12.: Les conserves de viande pour l'armée. — Chauffage des casernes. — 15.: Préparation à la guerre. — Revolver colonial. — Le Progrès militaire. 2. März: L'instruction du jeune soldat. — 13.: Le budget et les effectifs. — 16.: L'artillerie de position. — Les anciens soldats et la dotation de l'armée. — La France militaire. 5. März: La question de l'artillerie allemande. — 6.: Les effectifs. — 7.: L'hygiène de marche. — 8.: Le tir en France. — 9.: La France en Kiel. · 11.: Du ravitaillement dans les guerres coloniales. — 18.: Der Nordostsee-Kanal. — Revue du cercle militaire. 9. März: Madagascar. — Les voitures Lefebre et le corps expéditionnaire de Madagascar. — Le 13e corps d'armée pendant la guerre de 1870. — 16.: La statistique médicale de l'armée française en 1892. — Madagascar. — Revue de cavalerie. 10e année. Février 1895; La Cavalerie aux manœuvres. — La Division de cavalerie de la Garde dans la campagne d'Italie 1859. — Journal des marches et opérations. — Études sur le combat à pied de la cavalerie. (Avec une gravure.) — Convocation de deux régiments de réserve de cavalerie (suite et fin). — La Marine française. No. 9. 10. März: La défense de côtes et la marine. — Médecins coloniaux et médecins de la marine. — Le Prix de construction française du yacht club de France, — A propos de la catastrophe de l'Elbe.

10. **England.** Army and Navy Gazette. 2. März: Army Roonounts. — The status of the soldier. — 9.: The 1895—96 Reliefs. — Military functions of the Navy. — 16.: The army Estimates 1895—96. — The british officers erpenses. — United service Gazette. 9. März: The North-west frontier of India. — Heavy guns in fortress defence. — 16.: Aplliances for crossing rivers and landing troops. — The training of british officers.

11. **Italien.** Rivista militare. 1. März: Le grande manovre Tedesche nell'Autunno 1894. — L'archiduca Alberto d'Austria.

Die russischen Zeitschriften folgen vom nächsten (Mai-) Heft an.

C. Wochenschriften,

welche wöchentlich ein- resp. zweimal erscheinen.

1. Militär-Wochenblatt. Bringt Personenveränderungen in der deutschen Armee; im „Nichtamtlichen Theil“ Aufsätze, Besprechungen, kleine Mittheilungen und Beihefte. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. (Zweimal wöchentlich.)

2. Deutsche Heereszeitung. Bringt möglichst schnelle und zuverlässige Berichte über die kriegerischen Verwickelungen der Gegenwart, sowie das Wissenswertheste aus der militärischen und politischen Presse, so daß der Leser jederzeit ein

möglichst vollständiges Bild über die militärischen Zeitverhältnisse gewinnen kann. Berlin S.W., Militär-Verlag R. F. Felix. (Zweimal wöchentlich.)

3. Militär-Zeitung. Organ für Reserve- und Landwehr-Offiziere des deutschen Heeres. Bringt größere Aufsätze, welche auch für alle Linien-Offiziere von Interesse sind, Besprechungen, Umschau in der Militär-Literatur und kleine militärische Mittheilungen. Berlin, R. Eisenschmidt. (Wöchentlich.)

4. Allgemeine Militär-Zeitung. (Darmstadt.) Bringt interessante Artikel aus allen Gebieten der Militär-Literatur, Nachrichten aus allen Ländern, Kritiken, Besprechungen von Schriften und Anzeigen. Darmstadt, E. Zernin. (Wöchentlich zweimal.)

5. Deutsches Adelsblatt. Wochenschrift für die Aufgaben des christlichen Adels, veröffentlicht in seinem ersten Theil (I) alle Bekanntmachungen, Sitzungs-Berichte u. s. w. der deutschen Adelsgenossenschaft, während der zweite, allgemeine Theil (II) weitere Artikel und Mittheilungen enthält. Buchh.-Komm.-Verlag Berlin S.W., J. A. Stargardt. (Wöchentlich.)

6. Deutscher Sport. Organ für Pferdezucht und Rennsports in Deutschland, erscheint jeden Donnerstag und Sonntag; vom 1. April bis 1. November täglich. Vertritt die Interessen des gesammten Rennsport und bringt unter der Rubrik: „Pferdemarkt" Anzeigen, welche sowohl dem Rennmann, wie Jedem, der auf den Gebrauch des Pferdes angewiesen ist, stets eine Gelegenheit geben, eine Auswahl von Material zu finden, oder solches geeigneten Konsumenten anzubieten. Berlin, Georg Ehlers.

7. Technische Zeitungs-Korrespondenz. Görlitz, Verlag von Richard Lüders (Patent-Bureau). Erscheint einmal wöchentlich. Bringt interessante technische Notizen, enthält ein technisches Feuilleton, Mittheilungen über wichtige, neue Patente und verschiedene technische Neuerungen, auch von militärischem Interesse.

8. Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. Unter Mitwirkung hervorragender bekannter Schriftsteller herausgegeben von Friedrich Zillessen und Richard George. Verlag von Fr. Zillessen, Berlin N., Schönhauser Allee 141. Interessante Aufsätze und belehrende kleinere Artikel mit guten Abbildungen. U. A.: Aus Deutschlands Vergangenheit. Historischer Roman von C. Gründler.

Literatur.

Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Politische Geschichte von 1871 bis 1890. Von Dr. Hans Blum. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Das Buch wird den zahllosen Verehrern des Fürsten gerade jetzt, wo sein Name wiederum im Vordergrunde des patriotischen und politischen Interesses steht, willkommen sein. Es wird den unsterblichen Verdiensten des großen Staatsmannes auch auf dem dornenvollen Felde der inneren Politik gerecht und wird Vielen erst ein richtiges Verständniß dieses durch den Hader der Parteien wenig erfreulichen Zeitraumes unserer neuesten Geschichte bringen.

Geschichte des Schleswig-Holsteinischen Ulanen-Regiments Nr. 15 von seiner Stiftung bis zum Tage des 25jährigen Bestehens. Auf Befehl des Königlichen Regiments zusammengestellt von v. Glasenapp, Premierlieutenant im Regiment. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. Preis 9 M.

Dem Regiment, welches den großen kriegerischen Erfolgen der preußischen Armee und der daraus erwachsenen Vergrößerung des Gebietes des preußischen Staates seine Entstehung verdankt, ist es frühe vergönnt gewesen, seine Standarten mit dem Siegeslorbeer zu schmücken und gleich auf den ersten Blättern seiner Geschichte ruhmvolle kriegerische Thaten zu verzeichnen. Daß das Regiment, welches, am 30. Oktober 1866 gegründet, dessen Stammmannschaften dem Westpreußischen Ulanen-Regiment Nr. 1, dem 1. Brandenburgischen Ulanen-Regiment Nr. 3, dem Posenschen Ulanen-Regiment Nr. 10 und dem 2. Brandenburgischen Ulanen-Regiment Nr. 11 entnommen waren und dem als Ersatzgebiet die neu erworbene Provinz Schleswig, Lauenburg und die Hansastädte zugewiesen war, mit seinen Leistungen im Kriege gegen Frankreich sich ebenbürtig in den Kreis der bewährten altpreußischen Reiter-Regimenter einreihen konnte, ist ein schönes Zeugniß für den Eifer, die Energie und das Geschick des Offizierkorps in der Ausbildung während der wenigen vorangegangenen Friedensjahre.

Die Darstellung verdient volles Lob. Der Herr Verfasser bietet ein mit vielem Fleiß und großer Liebe zu seiner Waffe sorgfältig ausgearbeitetes lebensvolles Bild nicht nur der rühmlichen Betheiligung des Regiments an dem großen Kriege von 1870/71, sondern auch eine werthvolle lehrreiche Darstellung der Entwickelung im Frieden und seine Ausführungen über die kavalleristische Friedensarbeit verdienen die Beachtung der Fachkreise in hohem Grade.

Eine glänzende Ausstattung in Druck, Papier, vorzüglichen Porträts und kolorirten Ausrüstungsbildern bilden einen würdigen Rahmen zu dem trefflichen Inhalt.

Ein reichliches, gut ausgeführtes Kartenmaterial erleichtert wesentlich den nutzbringenden Gebrauch des Buches, dessen Studium wir den Herren Kameraden der Kavallerie insbesondere warm empfehlen möchten. L.

Gesetz betreffend die Rechtsverhältnisse der Reichsbeamten vom 31. März 1873, 21. April 1886, 25. Mai 1887. Berlin 1895. S. Gerstmann's Verlag. Preis 90 Pf.

Das Gesetz betreffend die Rechtsverhältnisse der Reichsbeamten vom 31. März 1873 regelt alle Rechte und Pflichten der Beamten mit solcher Genauigkeit und Klarheit, daß ein ähnliches Gesetz von gleicher Vollkommenheit für eine bestimmte Berufsklasse kaum vorhanden sein dürfte. Und doch ist dasselbe unter den zunächst Betheiligten nur in beschränktem Umfange verbreitet. Diese auffallende Thatsache hat ihren Grund wohl darin, daß die bisher im Buchhandel erschienenen Ausgaben den Anforderungen der Beamten nicht entsprechen.

Um dem Gesetz die ihm gebührende Verbreitung zu sichern, hat der Verlag sich zur Herausgabe einer auch größeren Ansprüchen gerecht werdenden Ausgabe entschlossen. Dieselbe beschränkt sich nicht auf die Wiedergabe des grundlegenden Gesetzes vom 31. März 1873, sondern umfaßt auch die Ergänzungsgesetze vom 21. April 1886 und vom 25. Mai 1887; außerdem sind die einzelnen Paragraphen mit werthvollen, die Anwendung des Gesetzes sehr erleichternden Anmerkungen versehen.

Reflections on the art of war. By colonel Reginald C. Hart. London 1894. William Clowes & sons, 13 charing cross SW.

Nachdem der Herr Verfasser erst vor Kurzem eine kleine Schrift, enthaltend Rathschläge und Vorsichtsmaßregeln zur Erhaltung der Gesundheit und gegen klimatische Einflüsse (namentlich für die Truppen in Indien bestimmt) veröffentlicht hat, ist jetzt unter obigem Titel von ihm ein Buch über die Kriegskunst und über die Kriegführung veröffentlicht worden. Mit einer Menge von Beispielen belegt, welche allein großen Fleiß und Geschichtskenntniß verrathen, giebt Colonel Hart in interessanter erzählender Weise Ansichten über die Art der Kriegführung. Theorie und Praxis, Kriegsglück, Strategie und Taktik, den Effekt der modernen Feuerwaffen, die Thätigkeit der einzelnen Waffen und ihr Zusammenwirken in der Schlacht u. s. w. werden eingehender, belehrender Besprechung unterzogen. Das Buch unterhält den Leser vom ersten Kapitel bis zum Schluß. H.

Unsere alten Alliirten. Szenen und Typen aus dem Friedensleben der russischen Offiziere. Nach russischen Originalen deutsch von A. von Drygalski. Berlin 1894. Verlag von Eisenschmidt. Preis 4 Mark.

Herr von Drygalsky kennt die russische Armee und das Leben innerhalb des Offizierkorps derselben aus persönlicher Erfahrung. Wir haben ihm schon viele interessante Mittheilungen zu verdanken und sind erfreut, daß er uns in den „alten Alliirten" in lebensfrischen Farben Schilderungen giebt, wie wir sie so genau noch nicht gelesen haben. „Auch uns hat die Lektüre viel Vergnügen bereitet", und wir sind überzeugt, daß jeder Leser das Buch nicht ohne ein Gefühl des Dankes gegen Herrn von Drygalski aus der Hand legen wird, weil er durch dasselbe angenehm, fesselnd unterhält und in liebenswürdiger Weise belehrt. 300.

Von Löbell's Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. 20. Jahrgang. 1893. Herausgegeben von Th. v. Jarotzky, Generallieutenant z. D. Berlin 1894. Mittler und Sohn. 8. XXII. 554 S. Preis 9,50 M.

Der von dem leider verstorbenen Generallieutenant von Jarotzky mit Hülfe namhafter Mitarbeiter herausgegebene 20. Band der von Löbell'schen Jahresberichte schließt sich würdig in Form und Gehalt seinen Vorgängern an. Militärische Stimmen des In- wie Auslandes begrüßen ihn lebhaft. Die Vorzüge dieses hervorragenden encyklopädischen Werkes bestehen in der von dem Begründer der Jahresberichte aufgestellten übersichtlichen Anordnung der weitschichtigen Materie und ihrer vorzüglichen Durcharbeitung. W.

Otto Hübner's geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde für das Jahr 1896. Herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. Fr. von Juraschek. Frankfurt a. M. Heinrich Keller. Preis 1,20 Mk.

Bei dem anerkannten Werthe der jedem Militär, Politiker u. s. w. unentbehrlichen Tabellen, die, was Stoffanordnung und Genauigkeit anbetrifft, unübertroffen dastehen, genügt der Hinweis, daß die 43. Ausgabe erschienen ist. F.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Abtheilung für Kriegsgeschichte. Heft 18. Das Generalkommando des 3. Armeekorps bei Spichern und Vionville. Mit drei Plänen und drei Skizzen. Berlin 1895. Mittler u. Sohn. 8. VIII. 481. bis 607. Seite. Preis 3 Mk.

Vorstehende literarische Gabe bedeutet ein ehrendes Denkmal für das 3. Armeekorps und seinem heldenhaften Führer, General Konstantin von Alvensleben, der planmäßig und entscheidend in die Schlacht bei Spichern eingriff, welcher, auf sich selbst und das ihm unterstellte Armeekorps vertrauend, am 15. August auf eigene

Verantwortung handelte, um an dem folgenden Tage einen Einsatz zu wagen, der ihm von des Königs Majestät das Lob eintrug, eine der heroischesten Thaten vollbracht zu haben. W.

Leben und Wirken des Generals der Infanterie und kommandirenden Generals des V. Armeekorps Karl v. Grolman, Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler in Brillanten, gestorben am 15. September 1843. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte der Könige Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. Nach archivalischen und handschriftlichen Quellen verfaßt von E. v. Conrady, General der Infanterie z. D. Erster Theil, von 1777 bis 1813. Mit einem Bildniß, einer Uebersichtskarte und sieben Skizzen. 8. VI. und 297 S. Berlin 1894. Mittler u. Sohn. Preis 6 M

Im vollsten Sinne gilt das oft mißbrauchte Wort, daß ein Schriftwerk einem tiefgefühlten Bedürfniß abhelfe, für die am Kopfe dieser Zeilen genannte literarische Gabe des Generals v. Conrady, des trefflichen Verfassers von „Das Leben des Grafen August v. Werder“ und „Geschichte des 2. hannoverschen Infanterie-Regiments Nr. 77“. Der erste der auf zwei Bände berechneten Biographie gliedert sich in folgende Abschnitte: „Lehrjahre 1777 bis 1806 — Der Krieg von 1806 und 1807 — Reorganisation der Armee 1807 bis 1809 — In fremden Diensten 1809 bis 1812 — Grolman als Student in Jena 1812“. Es ist viel Sturm und Drang in diesem Werk, aber auch viel Tiefe mit bedeutsamen Gesichtspunkten, und nicht die Quantität des Stoffes, sondern die Vertiefung in denselben, die Qualität des Wissens nimmt uns gefangen. Der Verfasser hat das mit dem Künstler gemein, daß man seiner Schöpfung anmerkt, wie sie aus einem Gusse entstanden ist, wie *ein* leitender Gedanke ihn beherrschte. Der Versuchung, aus dem Inhalt der Schrift Auszüge zu geben, widerstehen wir deshalb, weil wir hoffen, daß sie gelesen und studirt werde. Das nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten gesammelte, geprüfte und gesichtete Material ist trotz mancher Momente, die einer zusammenfassenden Darstellung widerstrebten, dennoch in ein Ganzes glücklich vereint. Um aber seinen Helden lebenswahr und lebenswarm vor uns hinzustellen, fühlte sich General v. Conrady mit Recht bewogen, ihn auf dem Hintergrunde der Geschichte sich abheben zu lassen. Die klare, fesselnde und dabei knappe Darstellung der Zeit um die Wende der Jahrhunderte läßt uns mit ihren Einblicken in die Charaktere leitender Persönlichkeiten, in dem Bloßlegen geheimer Triebfedern u. s. w. den scharfsinnigen Historiker erkennen. Diesen löst dann der Biograph ab, und der Verfasser tritt an seine schwierige, aber dankbare Aufgabe heran, um mit sicher geführtem Griffel die wuchtige Gestalt Grolman's charakteristisch zu zeichnen, bei welcher Gelegenheit jeder aufmerksame Leser es herausfühlt, daß *nur* ein erfahrener Soldat *soldatisch* zu beurtheilen versteht. Uns frappirt in dem historischen Theil des Buches die geschickte Anordnung der weitschichtigen Materie, das besonnene, abwägende und dennoch bestimmte Urtheil, in dem biographischen

die Kraft des Verfassers. Aber es bedurfte auch einer ganzen Kraft, um aus kleinen Steinen — denn nur solche standen zu Gebote — einen festgefügten Bau zu errichten. Conrady's Grolman ist, getragen von der Manneskraft, ein Muster patriotischer Gesinnung und selbstloser Tüchtigkeit, seine Größe aber in der vollendeten Einheit des Wollens und Wirkens begründet und gefestet. Nunmehr bedarf Grolman keines weiteren Schmuckes, es genügt, seinen Namen, der bis dahin Vielen fast unbekannt war, zu nennen, und mit diesem Namen ist dem deutschen Volke eine Losung mehr gegeben, wenn es gilt, Muth, Ehre und patriotische Gesinnung zu zeigen. Nunmehr auch hat sich, wie einst im Rath und auf der Wahlstatt, zu Scharnhorst, zu Gneisenau der Fehlende, der Dritte im Bunde auch literarisch gesellt. Wenn der erste Theil der Biographie „Sturm" heißt, dann wird der zweite sich „Brand" nennen. Wir begrüßen Conrady's Charakterbild, das den gesunden deutschen Patriotismus in alten wie in jungen Herzen stärken wird, um so lebhafter, je mehr unserer Zeit hohe Ideale abhanden gekommen sind. Möchte das Werk ein Heim finden am deutschen Herd, wie in der Armee! W.

Die Erziehung der Einjährig-Freiwilligen aller Waffen zum Reserve-Offizier-Aspiranten. Grundlagen für das Bestehen der Prüfungen und für die Gesammtausbildung der Reserve-Offiziere. Herausgegeben von Hilken, Hauptmann z. D. Feldartillerie-Ausgabe, bearbeitet von Zwenger, Hauptmann und Batteriechef. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen und drei lithographirten Tafeln. Berlin 1894. Verlag der Liebel'schen Buchhandlung. Preis 2,50 M.

Die „vollständige Umarbeitung" ist bei genauer Prüfung zugleich eine ganz wesentliche Verbesserung. Das Handbüchlein spricht für ungemein praktische Veranlagung der beiden Verfasser, die ihrem sehr wichtigen Zwecke in besonderer Weise gerecht werden. Ein warmer, ernst-ermahnender, patriotischer, ansprechender Ton durchzieht die Abschnitte, die nicht rein sachlichen Inhalts sind. Das Buch wird zweifellos den Einjährigen der Feldartillerie ein guter Freund und Berather werden. 128.

Die Feld-Ausrüstung des Infanterie-Offiziers „zu Pferde" und „zu Fuß". Leipzig, Verlag von Zuckschwerdt u. Möschke. Preis 60 Pf.

Tabellen nach Art derjenigen, die in den Preislisten des Offizier-Vereins gegeben sind; eine Anzahl von recht guten Abbildungen; Zettel zum Einkleben in Koffer und Tornister: recht praktisch! 130.

Universum, Illustrirte Familienzeitschrift. (Verlag des Universum, Dresden.) Die Leitung dieser vornehmen Familienzeitschrift verräth auch in dem soeben erschienenen 12. Hefte XI. Jahrgangs das Bestreben, in textlicher wie illustrativer Hinsicht stets das Beste zu bieten. Schon der Anfang des in dem Hefte beginnenden Romans: „Die weißen Rosen von Ravensberg" von Gräfin Adlersfeld-Ballestrem, deren fesselnde Erzählungsweise ihr ungezählte Freunde verschafft hat, läßt eine ebenso spannende wie interessante Lektüre erhoffen und reiht sich damit dem neuesten Roman Ludwig Langhafer's: „Schloß Hubertus" würdig an. Auch der übrige Inhalt des Heftes ist reichhaltig und werthvoll.

Verzeichniß eingegangener neuer Werke.

Das russische Alphabet. Eine Anleitung zum richtigen und verständlichen Lesen. Verfaßt für den Schul- und Selbstunterricht von Nicolaus Dimitriewics. Lemberg 1895.

Der japanisch-chinesische Krieg. Erster Theil. Eine kurze Darstellung der Ursachen und des Verlaufes des Feldzuges bis Ende 1894. Bearbeitet von v. Kunawski und Fretzdorff. Zweite Auflage. Leipzig 1895. Zuckschwerdt u. Mäschke. Preis 1,60 M.

Prinz Louis Ferdinand. Ein Heldenleben. Historische Dichtung von Rudolf Bunge. Berlin 1895. Karl Sigismund.

Das Wald- und Ortsgefecht. Eine kriegsgeschichtlich-taktische Studie. Berlin 1895. Verlag von R. Eisenschmidt. Preis 6 M.

Spezial-Lexikon zum russischen Theil des Feldwörterbuches für die k. u. k. Armee. Bearbeitet von Julius Bußjager, k. u. k. Major. Wien 1895. Im Selbstverlage des Verfassers.

Das Militär-Fahrrad. Gleichzeitig parteiloser Rathgeber bei Anschaffung von Fahrrädern. Von Freiherr v. Puttkamer, Premierlieutenant. Leipzig, Zuckschwerdt u. Mäschke.

Militaire Bibliographie betreffende het 1te en 2te halfjaar 1894. Samengesteld onder toezicht van Kolonel Boogaard. Amersfoort 1895. J. Valkhoff.

Von Lüneburg bis Langensalza. Erinnerungen eines hannoverschen Infanteristen. Bremen 1895. Carl Schünemann.

Liederbundeln voor Janmaat en Soldaat. Bijen verzameld en gewijzidt door H. C. C. Clockener Brousson, Luitenant der Infanterie. Nitgave van den Militairen Bond „Voor Kooningin en Vaderland" te Amsterdam.

La guerre au Dahomey. 2. Partie la conquête du Dahomey 1893—1894 d'après les documents officiels par Ed. Aublet, capitaine. Paris, Nancy, Berger-Levrault et Cie.

Sous l'étantard. C. L. Paris 1895. Calman Levy, editeurs.

L'expédition française de Formose 1884–1885. Par le capitaine Garnat. Paris Librairie Ch. Delagrave.

Die Kämpfe bei Slivnica am 17., 18. und 19. November 1885. Von Carl Regenspursky, k. u. k. Oberst. Wien, Seidel u. Sohn.

Militärische Sprichwörter und Redensarten. Von Gotthold Krebs, k. u. k. Hauptmann. Wien, Seidel u. Sohn.

Der Krieg an den rückwärtigen Verbindungen der deutschen Heere und der Etappendienst. Von Cardinal v. Widdern, Oberst a. D. Theil III. Im Rückengebiet der II. und III. Armee während des Loire-Feldzuges. 1. Band. Berlin 1895. Verlag von R. Eisenschmidt.

Aus dem Verlage von E. S. Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung:

Handbuch für Offiziere des Beurlaubtenstandes der Infanterie. Zweite, nach den neuesten Dienstvorschriften bearbeitete Auflage.

Abriß der Geschichte des Pommerschen Jäger-Bataillons Nr. 2. Bearbeitet für die Mannschaften des Bataillons.

1. Leib-Husaren-Regiment Nr. 1. 1741 bis 1894.

Die ökonomische Musterung. Praktische Winke für den Kompagniechef von einem älteren Hauptmann.

Praktische Bajonett-Fechtschule auf Grund der Bajonettir-Vorschrift für die Infanterie vom 15. August 1889. Verfaßt durch v. Barsewisch, Hauptmann und Kompagniechef.

Russisch für Offiziere. Praktisches Lehrbuch der russischen Sprache. Grammatik, Lesebuch, Gesprächsübungen. Von W. Pohl, Hauptmann und Kompagniechef.

Leitfaden für den Unterricht im Militär-Schreibwesen (Geschäftsstil und Geschäftskenntniß) auf den Königlichen Kriegsschulen. Auf Veranlassung der General-Inspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens ausgearbeitet. 9. Auflage.

Der Inseratentheil erscheint in Verbindung mit den „Neuen Militärischen Blättern" am 1sten jeden Monats.

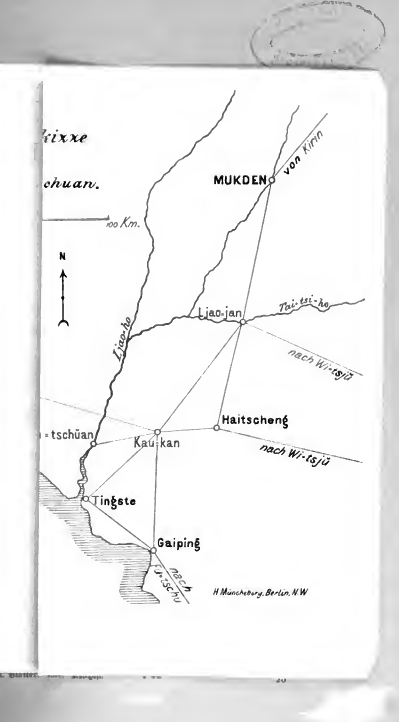
Inseratentheil

der

„Neuen Milit. Blätter"

Insertions-Gebühr für die 2gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig

Alleinige Inseraten-Annahme in der Expedition der „Neuen Militärischen Blätter", Berlin W., Winterfeldtstraße 26, Gartenhaus 1.



kizze
chuan.
100 Km.
N
MUKDEN
von Kirin
Ljao-ho
Ljao-jan
Tai-tsi-ho
nach Wi-tsjü
Haitscheng
=tschüan
Kau-kan
nach Wi-tsjü
Tingste
Gaiping
nach
Fu-tschu
H Müncheberg, Berlin, N.W

Der Inseratentheil erscheint in Verbindung mit den „Neuen Militärischen Blättern" am 1sten jedes Monats.

Inseratentheil

der

„Neuen Milit. Blätter"

Insertions-Gebühr für die 2gespaltene Petitzeile oder deren Raum



Die Vertheidigung des Schipka-Passes.*)

(Fortsetzung.)

(Siehe Karte am Ende des Heftes.)

Um die Lage der Dinge auf dem Schipka am Abende des 11. (23.) August aufzuklären, erscheint es unumgänglich nöthig, einen Blick rückwärts zu thun und einer Reihe von Begebenheiten sich zu erinnern, welche jenen schweren Tagen vorangegangen waren und im Zusammenhange mit ihnen stehen.

Im Anfange des Monats August war die Vertheilung der Truppen des VIII Korps des Generallieutenant Radetzki folgende: Das 35. Infanterie-Regiment Brjansk (9. Division) mit der 3. Batterie 9. Artillerie-Brigade, das 53. Infanterie-Regiment Wolhynien (14. Division) mit der 1. Batterie 9. Artillerie-Brigade und das 54. Infanterie-Regiment Minsk (14. Division) mit der 4. Batterie 14. Artillerie-Brigade mit mehreren Ssotnjen Kasaken der Donischen Regimenter Nr. 23 und 30 bildeten das Detachement von Selwi unter dem Befehle des Kommandeurs der 9. Infanterie-Division General-Adjutanten Fürsten Swjatopolk-Mirski. Dieses Detachement hielt die Stadt Selwi besetzt und hatte die linke Flanke der Truppen zu decken, welche gegen Plewna operirten, zu welchem Zwecke das Regiment Minsk mit der 4. Batterie 14. Artillerie-Brigade in eine vorgeschobene Stellung nach dem Dorfe Kakrin entsendet war.

Das 36. Infanterie-Regiment Orel (9. Division) mit der 2. und 5 Batterie der 9. Artillerie-Brigade, 4 Geschützen der 2. Gebirgsbatterie, 5 Druschinen bulgarischer Opoltschenie, 5 Ssotnjen Donischen Kasaken-Regiments Nr. 30 und einem Zuge der 10. Donischen Kasaken-Batterie bildeten unter dem Oberbefehle des Generalmajors Deroschinski, Kommandeurs der 2. Brigade 9. Infanterie-Division, das Detachement von Gabrowo. Hiervon waren zwei Bataillone des Regiments Orel mit zwei Batterien und einigen anderen Abtheilungen nach dem Schipka-Paß und die bulgarische Opoltschenie nach dem Dorfe Schipka entsendet; die übrigen Truppen des Detachements hatten Gabrowo besetzt.

Das 33. Infanterie-Regiment Jeletz (9. Division) mit der 6. Batterie 9. Artillerie-Brigade, einer Gebirgsbatterie und zwei Ssotnjen Donischen Kasaken-Regiments Nr. 23 unter dem Befehle des Oberst Gromann, Kommandeurs des 33. Regiments, hielten den Paß von Chankiöi besetzt.

*) Siehe April-Heft 1895 der „Neuen Militärischen Blätter".

Das 34. Infanterie-Regiment Sjewsk (9. Division) mit der 5. Batterie der 14. Artillerie-Brigade, dem 13. Dragoner-Regiment „Kriegs-Orden“ und einem Zuge der 20. reitenden Batterie bildeten unter dem Generalmajor Boreisch, Kommandeurs der 1. Brigade 9. Infanterie-Division, das Detachement von Elena und beobachteten die Pässe von Elena und Bebrowo.

Die 4. Schützen-Brigade (13.—16. Bataillon), die 2. Brigade 14. Division (Regimenter Nr. 55 Podolien und Nr. 56 Schitomir) mit der 1., 2., 3. und 6. Batterie 14. Brigade und drei Ssotnjen Donischen Kasaken-Regiments Nr. 23 bildeten bei Tirnowa die strategische Reserve dieser Detachements; daselbst befand sich auch General Radetzki. Auf diese Weise war das VIII. Korps in mehrere, verhältnißmäßig schwache Detachements vertheilt und hatte die sehr schwierige Aufgabe, nicht nur die drei Pässe von Schipka, Elena und Chankiöi, sondern auch Selwi zu decken, sowie eine Sicherung nach der Seite von Osman-Bazar aufzustellen zur Deckung der Stadt Tirnowa und zur Unterstützung des rechten Flügels des Detachements von Ruschtschuk. Gegen jedes dieser Detachements konnten die Türken stärkere Kräfte entwickeln, denn sie verfügten über die kürzeren Kommunikationen und über zwei Eisenbahnen im Thale. Die russischen Detachements konnten dagegen nur aus der Reserve verstärkt werden; die hierzu bestimmten Abtheilungen hatten 2—3 Tagemärsche zurückzulegen, denn es betrug die Entfernung von Tirnowa nach dem Schipka-Paß 50 Werst, nach Chankiöi 45 Werst und nach Elena 60 Werst.

Am 7. (19.) August erhielt General Radetzki gleichzeitig zwei Meldungen, die eine vom General Stoljetow, welche ihn von dem Vorgehen starker feindlicher Massen auf Kasanlik in Kenntniß setzte, die andere vom General Boreisch, welcher meldete, daß das von ihm nach Staroreki entsendete Detachement von überlegenen feindlichen Kräften angegriffen und trotz erhaltener Verstärkung auf Bebrowo zurückgeworfen, welches vom Feinde besetzt und verbrannt worden sei. So wurde denn an ein und demselben Tage das Vorgehen starker feindlicher Abtheilungen gegen zwei Punkte gemeldet, welche 85 Werst von einander entfernt waren. Es war sehr wahrscheinlich, daß die eine dieser offensiven Bewegungen die Demonstrative zur Erleichterung der anderen war. Es blieb zu entscheiden, in welcher Richtung der Feind den Hauptstoß führen werde.

Die Zusammenziehung der Armee Suleiman-Paschas bei Jeni-Zagra, die Möglichkeit einer ungestörten Bewegung über Kotel zur Vereinigung mit der Armee Mehemed-Ali's und schließlich die Vortheile, welche dem Feinde aus einer derartigen Zusammenziehung erwachsen mußten, ließen es sehr wahrscheinlich werden, daß der Hauptstoß gegen den linken Flügel des VIII. Korps gerichtet sein werde.

Diesen Ansichten entsprechend wurden entsendet: die 4. Schützen-Brigade nach Elena, die 2. Brigade 14. Infanterie-Division nach Slatariza und

erhielt außerdem der Führer des Detachement Lowtscha-Selwi vom General Radetzki den Befehl, sofort das Regiment Brjansk zur Verstärkung nach dem Schipka-Paß abzuschicken. Nachdem die 4. Schützen-Brigade mit Tagesanbruch des 8. August vom Dorfe Prisowo bei Tirnowa auf der Straße nach Elena abmarschirt und bis zum Kloster des heiligen Nikolaus gelangt war, wurde sie angehalten. Der Korpskommandeur, welcher nach Elena vorausgeeilt war, hatte sich davon überzeugt, daß dort nur ein Aufstand der Einwohner, der durch Baschi-Bozuks unterstützt wurde, stattgefunden hatte und daß nur eine geringe Anzahl regulärer türkischer Truppen betheiligt war, gegen welche das Detachement von Elena keine Unterstützung bedurfte. Beide Brigaden, die 4. Schützen- und die 2. der 14. Division erhielten Gegenbefehl.

Bei seiner Rückkehr fand der General Radetzki in Tirnowa die von den beiden Generalen Deroschinski und Stoljetow unterschriebene Depesche vor, welche mittheilte, daß seit 3 Uhr Morgens die Türken den Schipka angriffen. In Folge dieser Depesche wurde am 10. August früh die 4. Schützen-Brigade vom Dorfe Prisowo, die 2. Brigade der 14. Division mit der 2. und 3. Batterie der 14. Brigade vom Dorfe Scheremet aus der Besatzung von Schipka zu Hülfe geschickt. Außerdem erhielt die 2. Infanterie-Division den Befehl, von Mrado nach Selwi zu rücken, um die 1. Brigade der 14. Division und die 4. Batterie der 14. Artillerie-Brigade abzulösen, welche nach Gabrowo zu rücken hatte. Am 10. August 11 Uhr Nachts traf die 4. Schützen-Brigade in Gabrowo ein. In Folge der äußersten Ermüdung der Leute, welche eine Marschleistung von 40 Werst bei furchtbarer Hitze an diesem Tage hinter sich hatten, und der Nachrichten, daß auf dem Schipka am 10. nur Scharmützel stattgefunden und die Türken nicht angegriffen hätten, wurde beschlossen, den Leuten eine Rast zu gönnen und am nächsten Tage später abzumarschiren. Beunruhigende Nachrichten indessen waren die Veranlassung, daß die Brigade doch am 11. um 10 Uhr Vormittags in Marsch gesetzt wurde. Die Hitze war fürchterlich. Auf dem Marschhalte wanden die Offiziere und Mannschaften ihre Röcke aus, bevor sie sie zum Trocknen aufhingen. Um den Mannschaften das Marschiren zu erleichtern, hatte man die Mäntel und Zelte auf dem Biwak zurückgelassen, Tornister und Lebensmittelbeutel trugen sie ebenfalls nicht. In der Avantgarde marschirten das 16. Bataillon und zwei Gebirgsgeschütze, die 2. Kompagnie bildete den Vortrupp. Die Einwohner von Gabrowo empfingen die Brigade mit Freude; die Mädchen brachten Blumen und Wasser. Die Bataillone verhielten sich stille, die Mannschaften waren sich der Wichtigkeit der sich vollziehenden Ereignisse bewußt. Während des Marsches durch die Hauptstraße traten die Schützen aus der Front, um sich den Kopf durch Uebergießen mit Wasser zu erfrischen. Vor jedem Hause standen Frauen mit Eimern voll Wasser. In den Mienen der Bulgaren drückte sich Unruhe aus, obgleich bei dem Anblicke der nach dem Schipka marschirenden Ver-

stärkungen die allgemeine Bestürzung der Hoffnung gewichen war, daß sich derselbe halten werde und daß in Folge dessen der Wohlstand der Einwohner nicht vernichtet werden würde. Jenseits der Stadt wurde halt gemacht, um den ausgetretenen Mannschaften Zeit zum Herankommen zu lassen. Außerdem erwartete man das Eintreffen der 9pfündigen Batterie, welches um 12 Uhr erfolgte. Man traf Verwundete, sie sprachen ihre Trauer darüber aus, daß die Brigade sich „verspätet“ habe. Viele sagten: „Kameraden, Ihr kommt zu spät, Schipka ist gefallen“, andere gingen weiter, sie theilten mit, daß auf dem Passe Niemand mehr übrig geblieben sei. Es kamen Ordonnanzen gesprengt, welche baten, daß man sich beeilen möchte. Als General Radetzki die Mühlen erreichte, übernahm er mit drei Sotnjen Kasaken die Avantgarde. General Zwezinski schickte den Vertheidigern des Passes einen Zettel mit den wenigen, aber vielsagenden Worten: „Ich komme zur Hülfe!“

Um 2½ Uhr begann die Brigade das Gebirge zu ersteigen, nachdem sie etwa 10 Werst im Thale der Jantra zurückgelegt hatte. Die Schlucht, durch welche die Jantra fließt, zog sich nach Westen, der Weg aber nach dem Passe wendete sich links. Es begann ein steiler Aufstieg. War es schon schwierig gewesen, bei der starken Hitze in dem Thale des Flusses zu marschiren, so erreichte bei dem Aufstiege nach der ersten Terrasse auf einer Strecke von wenigstens zwei Werst die Ermüdung der Mannschaften die äußerste Grenze. Die Leute fielen kraftlos nieder; sie schleppten sich kaum noch bis zur ersten Quelle. Dort befahl der Brigadekommandeur zu halten, um die Bataillone wieder Kraft schöpfen und die Leute durch das kalte Wasser sich erfrischen zu lassen. Die Bataillone sammelten sich in der Reihenfolge: 16., 14., 15. und 13. Bei dem Halte der Teten-Kompagnie (2. 16 Bataillons) trafen Kasakenpferde mit Führern ein, welche die Schützen aufsitzen ließen, um sie schneller nach der Stellung hinaufzubefördern. Auf diese Weise trabten 150 Mann — in der Mehrzahl von der 2. Kompagnie, aber auch von anderen Kompagnien und Bataillonen — unter Führung des Lieutenants Bausal hinauf nach dem Paß. Als die Höhe, auf welcher die Rückenbatterie lag (welche später die Dragomirow-Batterie genannt wurde, weil der General dieses Namens dort verwundet wurde), erreicht war, saß das Kommando wieder ab, weil in dem engen Gelände einige Pferde verwundet wurden. Die Pferde gingen wieder zurück, um neue Mannschaften heraufzuholen, auch wurden alle nur verfügbaren Fahrzeuge, Train-, Fuhrparkwagen und Pferde dazu verwandt, die Schützen des 16. und 14. sowie theilweise auch der anderen Bataillone heraufzuschaffen. Lieutenant Bausal ließ seine Leute im Laufschritt über die vom Feinde vom Kahlen Berge her bestrichene Strecke der Straße gehen und bei der Runden Batterie halten. Er meldete sich beim Oberst Lipinski und erhielt von diesem den Befehl, die Logements auf dem Sattel bei der Zentralbatterie wieder zu nehmen, welche

bereits von den Türken besetzt wurden. Die Schützen fielen den Feind so unerwartet an, daß dieser in Richtung auf den Volhynischen Berg zurückging; bei dem Angriffe wurde Lieutenant Bausal verwundet. Die Schützen besetzten die vom Feinde verlassene Stellung und verfolgten ihn mit lebhaftem Feuer und Salven. Das Hurrah der Schützen pflanzte sich durch die ganze Stellung fort und diente als Zeichen, daß Hülfe eingetroffen war. Wie groß die Freude Aller und jedes Einzelnen war, das läßt sich nicht beschreiben. In jenem Augenblicke wurde ein Jeder darüber klar, daß nun die Sache auf dem Schipka gewonnen war.

Die 2. Brigade der 14. Division war am 10. August von dem Dorfe Scheremet um 4 Uhr Morgens aufgebrochen in der Stärke von 3 Bataillonen Regiments Podolien und der 2. und 3. Batterie 14. Artillerie-Brigade; die Leute hatten einen dreitägigen eisernen Bestand; an Wagen folgten nur die Patronen- und Lebensmittelwagen und die Offiziersbagage. Der übrige Train verblieb bei den Quartieren der 1. und 6. Batterie unter Bedeckung der Kranken der Brigade, vom Regiment Podolien 100 Mann, vom Regiment Schitomir 75 Mann. Die Küchen rückten noch am Abend bis zum Dorfe Debelitza, wo sie bis zum nächsten Morgen früh 6 Uhr fertig gekocht haben sollten. Die Tage waren ungewöhnlich heiß, so daß selbst am frühen Morgen das Marschiren nicht leicht fiel. Das Detachement kam gegen 9 Uhr früh auf dem Halte an; da das Essen noch nicht fertig war, mußte gewartet werden. Gleich nach dem Essen — gegen 11 Uhr — wurde weitermarschirt. Zu dieser Zeit erreichte die Hitze schon 45° R. Bei einer derartigen Temperatur war es nicht nur für die Mannschaft schwer, vorwärts zu kommen, auch die Artilleriepferde konnten die Geschütze die steilen Böschungen nicht hinaufschleppen, man mußte sogar noch Kommandos zu Hülfe schicken, was die Mannschaften noch vollständig erschöpfte. Die Leute fielen in der unbarmherzig brennenden Sonne um, Sonnenstichfälle mit tödtlichem Ausgange traten ein, glücklicherweise nur vereinzelt. Man miethete und griff Fahrzeuge auf, um die Ermatteten nachzuführen. Nachdem man noch nicht fünf Werst bis zur Stadt Dranowo zurückgelegt hatte, mußte gehalten werden. Auf den Rath der Aerzte wurde der Halt bis nach Sonnenuntergang ausgedehnt. In dem vorbeifließenden Bache badeten sich die Leute, was die so erschöpften Menschen sehr erquickte. Für die schwächsten Leute wurde Rothwein gekauft, im Uebrigen mußte man sich mit Thee und Zwieback begnügen, weil die Küchen nicht hatten folgen können. Nach und nach trafen die Zurückgebliebenen auf Wagen und zu Fuß ein. Um 8 Uhr Abends wurde der Marsch nach Gabrowo fortgesetzt. Die Ruhe und die Abendkühle hatten die Leute wieder belebt. Beim Passiren von Dranowo kaufte man Wein und was an Eßbarem zu erlangen war. Die schwächsten Leute wurden auf Wagen gesetzt, die man von Bulgaren nahm, die von jenseits des Balkan auf der Flucht nach Tirnowa begriffen waren. Anfangs marschirten

die Mannschaften lustig, sie sangen; aber der lange Marsch, die furchtbare Hitze, welche sie während des ganzen Tages ertragen hatten, das ermüdende Bergansteigen hatten den Einfluß, daß gegen Morgen wieder sich Nachzügler zeigten.

In Gabrowo kam das Regiment Schitomir, das an der Tete marschirte, gegen 9 Uhr Morgens, Podolien gegen 11 Uhr an; dort traf man die 4. Schützen-Brigade, welche gegen Mitternacht Tags zuvor angelangt war. Die 2. Brigade sollte bis 5 Uhr Nachmittags rasten, wodurch man hoffen konnte, die Leute nach einem 45 stündigen, bergan zurückgelegten Marsche zu stärken. Leider fehlten wieder die Kompagnie-Küchen. Man kaufte, was an Eßbarem nur zu erlangen war, für die Leute. Der Agent der „Gesellschaft für die Versorgung der Armee“ war aus Furcht geflohen

Zur bestimmten Zeit rückte die 2. Brigade ab, voran das Regiment Schitomir, dahinter folgten 1½ Batterien und hinter diesen 2 Bataillone Regiments Podolien. Alle Fahrzeuge blieben in Gabrowo unter Bedeckung der 12. Kompagnie Podolien. Als etwa 4 Werst zurückgelegt waren, traf vom Korpskommandeur der Befehl ein, eine Batterie nach Gabrowo zurückzuschicken (die 2.); am Fuße des Gebirges stieß zu der halben 3. Batterie noch die andere Hälfte, welche mit der 4. Schützen-Brigade marschirt war. Dieser letzte Marsch war ein sehr schwieriger, trotz des späten Aufbruches brannte die Sonne noch sengend; als sie untergegangen war, mußten die steilen Böschungen überwunden werden. Gegen 11 Uhr Nachts erreichte das Regiment Schitomir das erste türkische Wachhaus, das später das Brjansker Häuschen genannt wurde. Hier wurde das Regiment vom General Radetzki begrüßt, welcher von seinem Besichtigungsritt der Stellung zurückgekehrt war und befahl, daß dasselbe dort Biwak beziehen sollte. Das Regiment Podolien, welches erst gegen 12 Uhr Nachts eintraf, erhielt seinen Biwaksplatz am Hauptverbandplatz angewiesen, wo sich auch das Korpsstabsquartier befand. Die 3. Batterie erreichte die Höhe erst am Morgen des 12. August. Die 2. Brigade der 14. Division hatte in weniger als zweimal 24 Stunden einen Marsch von mehr als 70 Werst im Gebirge bei starker Hitze zurückgelegt.

Das am 10. August Abends bei Selwi abgelöste Volhynische Regiment mit der 1. Batterie 9. Artillerie-Brigade rückte am Morgen des 11. unter Befehl seines Regimentskommandeurs nach Gabrowo ab. Die Abtheilungen waren ohne Trains marschirt. Auf der Hälfte des Marsches nach Gabrowo überholte die Batterie das Regiment und traf Abends in dem Orte ein. Da die Batterie keine weiteren Befehle erhielt, rückte sie durch die Stadt in ein Biwak. Nachts traf vom Kommandeur der 9. Artillerie-Brigade, General Anoson, welcher den Tag über auf dem Schipka-Paß verbracht hatte, der Befehl ein, daß die Batterie und die 2. der 14. Artillerie-Brigade (Oberst Podtjagin) nicht auf dem Passe Verwendung finden könnten in Folge Mangels



an vorhandenen Batterien, dagegen als allgemeine Artillerie-Reserve zu dienen hätten, aus welchem sich die in der Stellung befindlichen Abtheilungen ergänzen sollten. Das Volhynische Regiment wurde am 12. August Morgens nach der Stellung in Marsch gesetzt. Das 54. Infanterie Regiment Minsk mit der 4. Batterie der 14. Artillerie-Brigade konnte Gabrowo erst am Abend des 12. August erreichen, in Folge Verzögerung der Ablösung durch die 2. Infanterie-Division; das Regiment marschirte am nächsten Tage nach dem Paß, die Batterie jedoch verblieb bis zum 19. in Gabrowo, an welchem Tage sie zur Ablösung der 5. Batterie der 9. Artillerie-Brigade herangezogen wurde. 100.

(Fortsetzung folgt.)

Meldereiter-Eskadrons.

Dem Reichstage liegt ein Vorschlag des Kriegsministeriums vor, der die Errichtung von zunächst drei Meldereiter-Eskadrons betrifft. Es dürfte somit von Interesse sein, dem Leserkreis dieser Zeitschrift einen Aufsatz wieder zugängig zu machen, der vor nunmehr zwanzig Jahren (II. Band 1875) in den „Neuen Militärischen Blättern" erschienen ist. Derselbe behandelte unter der Ueberschrift „Divisionskavallerie und Ordonnanzwesen" die Erfahrungen, welche im Feldzuge 1870/71 hinsichtlich des Meldewesens gemacht worden sind, und betont zum Schluß die Nothwendigkeit der Errichtung von einer Meldereiter-Eskadron bei jedem Armeekorps. Der Verfasser ist Major v. Bredow, damals Lieutenant im Husaren-Regiment Nr. 9.

In der neueren kavalleristischen Literatur ist der Schwerpunkt auf die Thätigkeit der Kavallerie-Divisionen in und während der Schlachten gelegt worden, während die Divisions-Kavallerie überall als das Stiefkind behandelt wird.

Die Erfahrungen, welche der letzte Krieg in dieser Hinsicht gezeitigt hat, sind noch nicht zum geistigen Austausch gelangt und noch nicht genügend verwerthet worden.

Im vergangenen Kriege haben die Divisions-Kavallerie-Regimenter meistens eine interessantere Thätigkeit als die Regimenter der Kavallerie-Divisionen gehabt, theils wohl, weil letztere nicht immer in ausgiebiger Weise verwandt wurden; sie setzten sich dadurch über das Undankbare und

Anstrengende ihres Berufs hinweg. In kommenden Kriegen werden sich die Verhältnisse aber wesentlich anders gestalten. Mit Neid werden die Divisions-Kavallerie-Regimenter auf ihre glücklichen Kameraden bei den Kavallerie-Divisionen blicken, die eine herrliche Thätigkeit finden werden in kleineren oder größeren Rekognoszirungsgefechten vor der Armeefront und in einer ausgiebigen Verwendung der blanken Waffe in der Schlacht. Sollte man da nicht erst recht darauf sinnen, den Dienst der Divisions-Kavallerie zu erleichtern, ihr vielleicht einen Zweig ihres vielseitigen Dienstes abzunehmen, damit das jetzige exzentrirende System eingeschränkt würde, die Schwadronen stärker und geschlossener blieben und wirklich als taktische Einheit gelten und mit Erfolg als solche auftreten könnten?

Die Aufgaben, welche der Divisionskavallerie im Kriege zufallen, sind folgende:

1. für taktische Zwecke:
   a) während des Marsches der Infanterie-Divisionen Sicherung und Aufklärung,
   b) während des Biwakirens oder Lagerns der Infanterie-Divisionen den Vorpostendienst bei Tage zu übernehmen, und
   c) während des Gefechts der Division entweder die Flanken zu schützen oder bei Schlachten, wo in größeren Verbänden gefochten wird, bereit zu sein, einerseits diesseitige Infanterie oder Artillerie zu degagiren, andererseits feindliche geworfene Abtheilungen völlig auseinander zu treiben, wo sich Gelegenheit bietet;
2. für Befehlsmittheilung oder Meldungen; Gestellung von Ordonnanzen und Meldereitern an die verschiedentlichsten Stäbe und an die Vorposten der Division während der Nacht;
3. Abkommandirungen für einige innere Zwecke, wie z. B. zur Bagage und Feldpost.

Die ad 1 unter a und b besprochene Thätigkeit ist eine entschieden sehr anstrengende; denn es sind damit lange Patrouillenritte behufs Rekognoszirung des Feindes, Zerstörung von Eisenbahnen u. s. w. verbunden. Es ist dies aber die eigentliche Thätigkeit der Divisionskavallerie und sie muß ihre besten Kräfte daran setzen, um allen in dieser Beziehung an sie gestellten Anforderungen genügen zu können. Zu diesen Zwecken und der unter c bezeichneten Gefechtsthätigkeit werden Reiter und Pferde im Frieden erzogen und herangebildet, und der Krieg findet sie auf das Sorgfältigste vorbereitet.

Anders ist es jedoch mit den als Ordonnanzen und Meldereiter abkommandirten Mannschaften und Pferden! Sie sind nicht im Frieden zu diesem Zwecke erzogen worden und können deswegen nichts Zufriedenstellendes leisten. Da nun, je länger der Krieg dauert, die Anforderungen an Ordonnanzen bei den betreffenden Stäben steigen, einfach deswegen, weil mit

der längeren Dauer des Krieges die Qualität derselben eine schlechtere wird, so werden die Eskadrons gerade dann am meisten geschwächt, wenn sie schon zahlreiche Verluste gehabt haben und sehr stark in Anspruch genommen werden für taktische Zwecke. Aber nicht nur quantitativ werden die Eskadrons durch das Ordonnanzen-Abgeben geschwächt, sondern auch qualitativ; denn während man bei Patrouillen und sonstigen Ritten auch schlechteres Material unter das Gute gemischt zur Verwendung bringen kann, müssen die Ordonnanzen findige, zuverlässige Leute auf ausdauernden, guten Pferden sein. — Also gerade das beste unersetzliche Material geht den Schwadronen auf diese Weise verloren, ein Material, das sie nothwendig brauchen für wichtige Patrouillen und Rekognoszirungen. —

Die jetzige Organisation des Ordonnanzwesens wirkt also auf die Schwadronen der Divisionskavallerie in entschieden zersetzender exzentrirender Weise und dezimirt dieselben oft derart, daß bei länger dauernden Kriegen solche geschwächte Eskadrons kaum noch als taktische Einheit gelten können. Der deutsch-französische Krieg zeigte uns in seinem Verlaufe Eskadrons, die weniger durch Schlachtenverluste als durch diesen vielseitigen, zersetzenden Dienst auf die Stärke von 62 Klingen herabgesunken waren!

Durch Vermehrung der Divisionskavallerie ist keine Verbesserung möglich. Da nun der Vorposten- und Patrouillendienst der Divisionskavallerie weder abgenommen noch in seiner Ausdehnung vermindert oder beschränkt werden kann, so erübrigt nur eine bessere Organisation des Ordonnanz- und Meldereiterwesens anzustreben. Ob es möglich ist, hier Verbesserungen zu schaffen, die indirekt der Divisionskavallerie den allgemeinen Dienst erleichtern oder ihr direkt diesen zersetzenden Dienstzweig abnehmen würden, das soll folgende Betrachtung zeigen.

Es fällt auf den ersten Blick auf, daß wir im Frieden keine zum Zweck des Ordonnanzirens vorbereiteten Mannschaften besitzen, also beim Manöver und bei Ausbruch eines Krieges aus den Regimentern der Divisionskavallerie die Ordonnanzen herausnehmen müssen. Diese plötzlich in eine andere Sphäre versetzten Leute können aber den an sie gestellten Anforderungen nicht genügen, höchst selten können sie zu einem selbstständigen Ordonnanzritt benutzt werden, und die Folge ist, daß jeder Stab bis zur Infanterie-Brigade herunter mehrerer, resp. eines Ordonnanzoffiziers bedarf, der der Front und dem wichtigen Vorposten und Patrouillendienst entrissen wird. Die Stäbe jedoch, die mit der gewöhnlichen Ordonnanz zu rechnen haben, sind gezwungen, jede Meldung schriftlich zu machen. Wenn auch nun jede schriftliche Meldung noch einmal so viel werth ist, als eine mündliche, so können doch Momente eintreten, wo es unmöglich ist eine Meldung schriftlich zu erstatten, und dann kann der betreffende Kommandeur wohl kaum von seinen Ordonnanzen Gebrauch machen, während es doch denkbar ist, daß er wegen anderweitiger Verwendung seiner bessern Ordonnanzkräfte auf dieselben

angewiesen ist. — In unsern drei siegreichen Feldzügen sind wir fast nie in die Lage gekommen, solche Situationen kennen zu lernen, wo nach Stichworten des betreffenden Führers die Ordonnanzen Befehle überbringen müssen, von denen Wohl und Wehe des Ganzen abhängen. Wenn nun auch Niemand wünschen wird, in solche Lage zu kommen, so kann man doch die Ordonnanzen nicht nur für siegreiche Situationen ausbilden und sie durch nur schriftliche Meldungen verwöhnen, sondern muß auch höhere Anforderungen an sie stellen können, damit sie denselben später in kritischen Momenten Genüge zu leisten im Stande sind. Es wird wohl Mancher über diese „graue Theorie“ die Achseln zucken und sich im Geiste das vergegenwärtigen, was er von Ordonnanzen an entsetzlich verstümmelten mündlichen Meldungen schon hat zu Tage fördern hören. Es fragt sich hier aber, ob das oben Verlangte nicht zu erreichen wäre; daß es augenblicklich nicht zu verlangen ist, das weiß ein Jeder, der mit unsern Ordonnanzen zu thun gehabt hat.

Eine sehr wichtige Rolle im Meldewesen spielen die Ordonnanzen, die sich Nachts bei den Vorposten der Infanterie befinden. Zwar wird meistens noch Zeit sein, ihnen eine schriftliche Meldung zu übergeben, d. h. denen, die sich beim Piket befinden; wie hängt hier aber Alles von einigen gewonnenen Minuten ab? Die Ordonnanzen jedoch, die den Dienst bei den Feldwachen zu versehen haben, werden gar zu oft gezwungen sein, mündliche Meldungen der wichtigsten Art zu überbringen.

Wie reiten nun aber solche Ordonnanzen, die plötzlich selbstständig handeln sollen, ohne den sie sonst leitenden Vorgesetzten. Ohne die Natur des Auftrags sich klar zu machen, ob wichtig, ob nicht wichtig, ob zur Avantgarde oder zur Bagage, kennen sie nur ein Tempo, meistens das stärkste, was ihre Pferde zu gehen vermögen. Das wird so lange wie nur angängig geritten, vorausgesetzt, sie reiten auf Wegen, wo sie dann nebenbei oft die härtesten Stellen benutzen, während der weiche Boden daneben liegt. Sind sie jedoch vom Wege herunter, womöglich im schwierigen Gelände, so verkürzt sich das Tempo oft bedeutend, ja geht an Hindernissen vielleicht ganz verloren. So erklärt es sich denn, daß manche Meldungen zu spät ankommen, und im Allgemeinen ein Kommandeur selten mit den ihm zugetheilten Ordonnanzen zufrieden ist Durch dieses rein mechanische Reiten der Leute geht aber werthvolles und gutes Pferdematerial verloren, das bei vernünftigem, durchdachten Reiten noch manche Dienste hätte thun können. — Was geschieht aber mit einer Ordonnanz, dessen Pferd durch unsinniges Reiten dienstunfähig geworden ist? Er wird der Eskadron zurückgesendet und dafür eine neue Ordonnanz erbeten! Durch diese Verhältnisse wird dann das Ordonnanzwesen zu dem zersetzendsten Dienst der Divisionskavallerie und eine neu abzugebende Ordonnanz wird mit schwerem Herzen von dem Eskadronchef entlassen.

Können wir aber von den Ordonnanzen auf Grund ihrer Ausbildung eine

bessere Ausführung und Ueberbringung der gegebenen Befehle beanspruchen? Doch wohl kaum.

Die Dienstzweige eines Kavallerie-Regiments sind so mannichfacher Natur, daß keine Zeit übrig bleibt, einzelne Leute in den Eskadrons zu Ordonnanzen auszubilden; denn solche Ordonnanzen müßten auch in Bezug auf Reitausbildung eine andere und bessere empfangen als die Regimenter, deren Pferde doch hauptsächlich für Aufklärung und Gefecht ausgebildet werden. Es gehört aber eine ganz besondere Ausbildung dazu, so zu reiten, daß das Pferd lange Strecken in kurzer Zeit bei nicht aufreibender Anspannung der Kräfte zurückzulegen im Stande ist. Auch müßten solche besonders ausgebildete Ordonnanzen leichter ausgerüstet sein, als es unsere gewöhnlichen Kavalleristen sind, um den an sie gestellten Anforderungen vollkommen genügen zu können. Noch schlimmer verhält es sich mit den geistigen Anforderungen, die sehr oft an Ordonnanzen gestellt werden, und denen zu genügen dieselben weder Anlagen noch Ausbildung genug besitzen.

Wenn der Eskadronchef seine Eskadron beritten macht, so nimmt er Rücksicht auf die Reitanlagen seiner Leute und ihr Sattelgewicht, keinenfalls aber auf die geistige Begabung derselben. So sitzt denn wohl auf einem ausdauernden Pferde ein leichter und gewandter Reiter, der aber nicht im Stande ist, sechs Worte zusammenhängend zu sprechen. Er wird so lange zu gebrauchen sein, wie die Befehle schriftlich gegeben werden; da aber, ich wiederhole es nochmals, nicht alle Kriegsverhältnisse ein Aufschreiben des Befehls gestatten werden, so ist er nicht zu verwenden, sowie ihm in der Hitze des Gefechts ein Auftrag mündlich gegeben wird.

Wenn nun auch bei der Kavallerie in der Ausbildung auf die Erstattung mündlicher Meldungen Nachdruck gelegt wird, so ist das doch nicht in genügendem Maße möglich, denn zu dem schnellen und richtigen Auffassen eines mündlich gegebenen Befehls gehört eine ganz besondere Uebung, die nicht darauf achtet, daß der Befehl mechanisch in Worten in das Gedächtniß aufgenommen wird, sondern nur der Geist, der Sinn desselben. Hierzu aber ist viel Zeit und Geduld nothwendig; und da die erstere nicht genügend vorhanden ist, um den Leuten beizubringen, wie sie einen solchen Befehl schnell in den Geist aufnehmen, so muß sich die Instruktion bei unserer Kavallerie oft darauf beschränken, den Leuten den mechanischen Wortlaut einzuprägen. Hierbei zeigt es sich dann, daß die Leute, aus Angst, sie könnten den Wortlaut des Befehls vergessen, die ganze Aufmerksamkeit auf die ersten Worte richten und, wenn man sie um Wiederholung angeht, gerade nur die ersten unbedeutenden Worte des Befehls herausbringen können. Diese geistigen Eigenschaften, die den Ordonnanzen bei darauf hinzielender Ausbildung und nicht gerade absolutem Mangel an Verständniß und Verstand angelernt werden können, sind es nun aber gerade, die es vermögen, daß das kostbarste Material der Kavallerie . . . die Offiziere,

im großartigen Maßstabe zum Ordonnanziren verwandt und von der Front, wo sie so nothwendig sind, fortgenommen werden. Abgesehen von den Patrouillen und sonstigen Ritten, zu denen die Umsicht eines Offiziers unbedingt erforderlich ist, ist es nicht gleichgültig, ob in kritischen Gefechtsmomenten vor der Front vier Offiziere das Beispiel für die Leute geben, oder sich mehrere Unteroffiziere unter den Zugführern befinden. Bei dem Sicherheits- und Patrouillendienst tritt noch der Umstand hinzu, daß die anderen Offiziere den Dienst des Abkommandirten mit versehen müssen und so ihre Pferde bedeutend mehr anzustrengen gezwungen sind.

Aus den vorstehenden Betrachtungen geht hervor, daß, um den Uebelständen des jetzigen Ordonnanzwesens abzuhelfen, eine besondere Ausbildung von Ordonnanzen in der Schwadron nur eine halbe Maßregel sein würde, da einerseits dies nur wenig bessere Ordonnanzen liefern, andererseits aber der Dienst der Kavallerie um einen Dienstzweig vermehrt, und im Kriege die Stellung der Divisionsreiterei nicht verbessert würde.

Das einzige Mittel, um diesen beiden Faktoren Genüge zu leisten, d. h.

1. der Divisionskavallerie den exzentrirenden Ordonnanzdienst zu nehmen und die Abkommandirung von Ordonnanzoffizieren auf ein Minimum zu beschränken,
2. gute, brauchbare Ordonnanzen auszubilden, die allen an sie zu stellenden Anforderungen genügen:

ist die Errichtung eines besonderen Ordonnanzkorps.

Dies ist ein theoretischer Vorschlag, der, um Halt zu bekommen, der Praxis angepaßt werden muß, und so will ich es versuchen, dem Leser ein Bild eines solchen Ordonnanzkorps in seiner Thätigkeit im Frieden und im Kriege vor dem geistigen Auge zu entrollen.

Ein jeder Vorschlag für Neuerungen und Verbesserungen in militärischer Beziehung gewinnt an Werth, wenn er sich auf kriegsgeschichtliche Erfahrungen stützt, und so berufe ich mich hier auf den Sezessionskrieg. So wenig maßgebend bei der Verschiedenheit der Verhältnisse dieser Krieg für uns Europäer im Allgemeinen ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß manches Gute auch aus dem Studium dieses Krieges, besonders für die Kavallerie, zu entnehmen ist.

Hierzu rechne ich vor Allem die Einrichtung der Kouriere und ebenso, wie ich die Einrichtung z. B. von „scouts“ bei uns für undurchführbar halten würde, in demselben Maße halte ich die Einführung von Kourieren für durchaus zeitgemäß und durchführbar. — In Amerika waren die Kouriere ganz leicht adjustirte Leute auf ausgesuchten Pferden, die Waffe derselben bestand aus einem Revolver. Ihr Zweck liegt im Namen: sie waren die Ordonnanzen der amerikanischen Armeen und haben, nach allen Angaben übereinstimmend, in ihrer Art Vorzügliches geleistet. Auch Major Scheibert weist in seinem Werke über diesen Krieg auf die nützliche Thätigkeit

dieser Kouriere hin und weiß nur Gutes über die Leistungen derselben mitzutheilen. — Es kann hier von manchen Seiten der Einwurf gemacht werden: „die Kouriere sind auch nicht im Frieden zu ihrer Kriegsthätigkeit vorbereitet worden und leisteten dennoch Vorzügliches, warum sollen unsere Ordonnanzen das nicht auch vermögen?“ Denen sei erwidert, daß wir im Augenblicke des Krieges Fertiges brauchen, daß Organisation, Instruktion und Uebung in der im Kriege zu entwickelnden Thätigkeit vorhergegangen sein müssen; denn die Entscheidung liegt nicht mehr in Jahre langen Kriegen, sondern in kurzen Feldzügen. In Amerika dagegen begann mit der Kriegserklärung, mit der Sezession der Südstaaten erst die Organisation der Armeen, und die eingestellten Mannschaften, so auch die Kouriere, hatten vollkommen Zeit, sich für ihre Kriegsthätigkeit vorzubereiten, besonders da bei dem System der Arbeitstheilung, das die amerikanische Kavallerie zu einem in allen Farben schillernden Chamäleon macht, die Anforderungen nur ganz einseitiger Natur waren.

In Amerika waren den Oberkommandos 60, den Korpsstäben 12, den Divisionen 6, den Brigaden nur 3 Kouriere zugetheilt. Letztere scheinen ein wenig zu kurz gekommen zu sein, doch mag dies in den amerikanischen Verhältnissen beruhen, denn da wenig Rede von Vorpostendienst war, konnten die Infanterie-Brigadestäbe die Ordonnanzen allein für ihre Zwecke verwenden. Bei uns müßten die Infanterie-Brigadestäbe im Verhältniß sehr stark dotirt werden, da sie die Melbereiter für den Vorpostendienst bei Nacht zu stellen haben würden.

Ich glaube, daß folgende Etatszahlen für unsere Verhältnisse ausreichend sein würden.*)

Oberkommando	20	Ordonnanzen,
Generalkommando	10	„
Infanterie-Divisionsstab	8	„
Infanterie-Brigade	10—12	„

Berechnet man hiernach den Bedarf für die deutsche Armee incl. Württemberg, so gestalten sich die Gesammtzahlen wie folgt:

4 Armee-Oberkommandos à 20 . .	80	Ordonnanzen,
16 Armeekorpsstäbe à 10	160	„
33 Infanterie-Divisionsstäbe à 8 . .	264	„
66 Infanterie-Brigadestäbe à 10 . .	660	„
Summa	1164	Ordonnanzen.

Es wären dies also ungefähr 16 Eskadrons zu 80 Pferden. Ich theile dieses ideelle Ordonnanzkorps in Eskadrons und nicht in Regimenter ein,

*) Diese Zahlen waren in der ersten Ausarbeitung andere und sind der heutigen Verwendung der Meldereiter entsprechend geändert worden, ohne jedoch auf das XVI. und XVII. Armeekorps zu rücksichtigen. Der Verfasser.

weil es sich keinenfalls empfehlen würde, eine Regimentsformation hierbei durchführen zu wollen; denn diese zwei Regimenter würden im Frieden zu wenig Gelegenheit haben, bei den Truppenübungen verwendet zu werden, und das müßte entschieden im größtmöglichsten Maßstabe geschehen. Auch würde diese Formation nicht der Kriegsformation entsprechen, während die Eintheilung in 16 Eskadrons allen Verhältnissen im Kriege und im Frieden gerecht wird. Diese Ordonnanz-Kompagnien müßten in Garnisonen liegen, wo sich einigermaßen Reitterrain befindet und, da sich bei jedem Korps eine solche Kompagnie ausschält, einer Kavallerie-Brigade im Frieden zugetheilt sein.

Der Dienst der Ordonnanz-Kompagnien im Frieden würde sich auf reiten, ein wenig voltigiren und viel Instruktion beschränken. Bei der letzteren müßte auch Kartenlesen mit inbegriffen sein. Das Schießen mit dem Revolver wäre nur sehr wenig zu üben, der Scheibenstand hierzu könnte leicht in der Kaserne selber angelegt werden.

Sowie das Wetter es erlaubte, müßte im Terrain geritten werden; denn hierauf wird der Schwerpunkt der ganzen Ausbildung zu legen sein. Zu den Felddienstübungen der mitgarnisonirenden Truppen wären diese Ordonnanz-Kompagnien möglichst viel heranzuziehen, auch müßte bei den Manövern der ausgedehnteste Gebrauch von ihnen gemacht werden. Exerziren zu Pferde und zu Fuß wäre nur in soweit zu üben, daß in der Schwadron geschlossen marschirt werden könnte und die Züge in sich die nöthigen Evolutionen zu machen im Stande wären. Ueberwinden von jedweden Bodenschwierigkeiten und Tourenritte wären die Zielpunkte der Ausbildung der Pferde und des Reiters!

Wenn ich in Vorstehendem versucht habe, ein Bild zu entwerfen, welches der Wirklichkeit möglichst nahe kommt, so geschah dies als Kavallerist aus Interesse zur Sache. In's Detail bin ich deshalb gegangen, um für meine Analysis und Behauptung auch den Beweis zu liefern, d. h. um zu zeigen, daß dieses Ordonnanzkorps nicht nur, wenn es auch nur ein ideelles ist, in der „grauen Theorie" zu existiren vermag, sondern daß es vollkommen realisirbar ist und wohl sich mit seiner Einführung mehr Vortheile wie Nachtheile verbinden würden. Das quod erat demonstrandum kann nur die Praxis selbst unter diesen Beweis setzen.

Die italienische Artillerie- und Ingenieur-Schule.

Bekanntlich hat vor Kurzem eine durchgreifende Aenderung in dem Ausbildungsgang unserer Feldartillerie-Offiziere stattgefunden, insofern dieselben vom Winter 1892/93 ab nicht mehr eine rein theoretische, artilleristisch-wissenschaftliche Ausbildung in einer gemeinsamen Anstalt mit den Offizieren der Fußartillerie und der Pioniere erhalten, sondern in engem Anschluß an die Feldartillerie-Schießschule in Jüterbog theoretisch und praktisch Unterricht genießen um auf diese Weise zur Truppe gründlicher und zweckentsprechender vorgebildet für denjenigen Dienst zurückzukehren, den sie in derselben thatsächlich zu leisten haben.

Angesichts dieser grundsätzlichen Umgestaltung ist es nicht ohne Interesse, den Bildungsgang anderer Artillerie-Offiziere ins Auge zu fassen und in Vergleich zu stellen und halten wir es für geboten, hier etwas näher auf die Turiner Artillerie- und Ingenieur-Schule einzugehen, deren Einrichtungen die „Revue d' artillerie“ in ihrem Augustheft 1892 nach der „Revue militaire“ (Nr. 769) de l' Ecranger ausführlich schildert.

Wir möchten jedoch vorher zur allgemeinen Orientirung Einiges über die italienischen Militär-Bildungsanstalten, soweit sie für Offiziere in Betracht kommen, vorausschicken.

Zunächst bestehen bekanntlich fünf Militär-Kollegien (collegi militari) — und zwar in Mailand, Florenz, Rom, Neapel und Messina — welche in fünfjährigem Lehrkursus Knaben zum Militärdienst heranbilden und unserm Kadettenkorps zu vergleichen sind. Die Rolle unserer Kriegsschulen spielen in Italien zwei nach den Waffengattungen getrennte Anstalten: für die Infanterie, Kavallerie und den Train. Die Militärschule, scuola militare, zu Modena, welche einen dreijährigen Lehrgang besitzt, und für die Artillerie und Ingenieure die Militärakademie, academia militare, mit ebensolchem Lehrgang. Die Altersgrenzen für die Aufnahme sind 15 und 21 Jahre, die Aufzunehmenden entstammen entweder den Militär-Kollegien oder unmittelbar dem Bürgerstande und müssen sich einer Prüfung unterwerfen, nach deren Ausfall sich die Auswahl der jährlich aufzunehmenden etwa 130 neuen Zöglingen aus der Zahl der Bewerber richtet. Direkt aus dem Heer stammende Offiziers-Aspiranten werden auf der Unteroffizierschule (scuola di sott ufficiali) in Caserta ausgebildet, von wo sie entweder zu ihren respektiven Waffengattungen zurücktreten oder sich dem Rechnungsfach widmen. $^{2}/_{3}$ der Artillerie- und Ingenieuroffiziere sollen bestimmungsgemäß die Militärakademie und alsdann die Artillerie- und Ingenieur-Schule

durchgemacht haben, während $^1/_3$ der Offiziere der genannten Waffen aus der Unteroffizierschule hervorgehen.

Für die Infanterie-, Kavallerie- und Train-Offiziere ist nun die obligatorische theoretische Ausbildung abgeschlossen; es steht ihnen aber nunmehr wie bei uns eine Kriegsakademie offen (scuola di guerra), welche nach der Umformung im Jahre 1888 nur noch einen zweijährigen Kursus hat und zu der jährlich 60 Offiziere einberufen werden, um aus ihnen dann die für den Generalstab geeigneten Elemente heranzuziehen

Für die Artillerie- und Ingenieur-Offiziere, denen ebenso wie bei uns der Besuch der Kriegsakkademie selbstredend auch offen steht, besteht jedoch zunächst erst die Verpflichtung zum Besuch der Artillerie- und Ingenieur-Schule — scuola d'applicazione d'artiglieria e genio — in Turin, auf welcher die technischen und wissenschaftlichen Kenntnisse der jungen Artillerie- bezw. Genie-Unterlieutenants die für erforderlich gehaltene Vertiefung und Erweiterung erfahren sollen.

Die Einrichtungen dieser Schule sind es nun, mit denen wir uns etwas näher beschäftigen wollen.

Die Schule wurde 1863 durch Königliches Dekret eingerichtet, und untersteht in Allem, was Organisation, Leitung der Studien, Zulassung und Abgang der Zöglinge anlangt, direkt dem Kriegsminister, in allem Uebrigen dem kommandirenden General des I. Armeekorps, in dessen Bezirk sie liegt, da sein Korps-Stabsquartier ebenfalls Turin ist.

Der Lehrgang ist zweijährig, die Schülerzahl beläuft sich auf etwa 200 Offiziere für beide Kurse zusammengenommen. In Anbetracht dieser Zahl erscheint die Zahl der als Instruktions- bezw. Inspektionsoffiziere kommandirten Herren als eine nicht geringe. Nach dem Etat der Schule besteht dieses Personal nämlich aus:

1 Kommandanten der Schule (Generallieutenant oder Generalmajor),
1 Stellvertreter (Oberst),
2 Oberstlieutenants,
4 Majors,
10 Hauptleuten,
9 Lieutenants,
1 Arzt (mit Hauptmannsrang),
2 Rechnungsoffizieren (davon 1 Hauptmann und 1 Lieutenant oder Unterlieutenant),
2 Reitlehrern (Kavallerieoffizieren).

Diese Offiziere stehen zumeist nicht mehr auf dem Etat ihrer Regimenter, sondern auf dem der Schule; außer ihnen giebt es aber nun noch eine

Zahl von zu ihrer Unterstützung kommandirten Offizieren, welche weiter auf dem Etat ihrer Regimenter geführt werden. Es sind dies

5 Artillerie- oder Ingenieurhauptleute,
1 Kavallerie-Rittmeister,
5 Artillerie-Lieutenants,
2 Infanterie-Lieutenants,
1 Rechnungsoffizier (Lieutenant).

Gewisse Unterrichtszweige können außerdem Civillehrern zugewiesen werden.

Auf den Vorschlag des Kommandanten der Schule können überdies alljährlich für eine bestimmte Zeit Truppendetachements zur Verfügung der Schule gestellt werden. —

Unter dem Kommandanten, der übrigens nicht etwa einer der beiden Spezialwaffen unbedingt anzugehören braucht, wiewohl es in der Praxis der Fall ist, stehen zunächst das Unterrichts-Kollegium und das Verwaltungs-Kollegium, in welch' beiden er den Vorsitz führt und von denen das erstere aus dem stellvertretenden Kommandanten, dem Leiter des praktischen Unterrichts, einem höheren Offizier und zwei durch das Loos alljährlich aus der Reihe der Lehrer bestimmten Hauptleuten besteht, während das letztere sich zusammensetzt aus dem stellvertretenden Kommandanten, dem Leiter des praktischen Unterrichts und dem Rechnungsoffizier mit Hauptmannsrang.

Die Funktionen und Zwecke der beiden Kollegien ergeben sich ohne Weiteres aus den Bezeichnungen

Die Obliegenheiten eines Leiters des praktischen Unterrichts, wovon soeben wiederholt die Rede war, hat einer der beiden Artillerie-Oberstlieutenants zu erfüllen, der hierbei von einem Ingenieur-Major unterstützt wird, und weiterhin den Oberbefehl über die durch die Offiziere beider Waffengattungen gebildeten Sektionen und die Ueberwachung ihrer Führung in und außer Dienst auszuüben hat.

Die dem Etat der Schule angehörenden Offiziere zerfallen im Allgemeinen in zwei Gruppen: Lehrer bezw. Hülfslehrer, und Instruktionsoffiziere. Die Lehrer (Stabsoffiziere und Hauptleute) halten die Vorträge und leiten die Ausführung der Zeichnungen und sonstigen zu den Vorträgen gehörigen Arbeiten und praktischen Exkursionen. Sie fassen weiterhin das Wesentlichste aus den Vorträgen zusammen und vertheilen es nach erfolgtem Umdruck an die jungen Offiziere. Die Hülfslehrer (Lieutenants) sind dazu bestimmt, den eigentlichen Lehrern zur Seite zu stehen, dieselben zu vertreten, den Schülern bei ihren Arbeiten zu helfen und gegebenen Falles selbstständig ein Lehrfach zu vertreten.

Den Instruktionsoffizieren andererseits liegt es ob, die jungen Offiziere in die praktischen Kenntnisse ihrer Waffe einzuführen. Aus den Reihen dieser Instruktionsoffiziere werden insbesondere diejenigen Hauptleute gewählt,

denen die wichtige Rolle zufällt, eine oder mehrere Schülersektionen zu führen. Diese Rolle ist insofern eine wichtige, ja hochbedeutsame als diesen Hauptleuten die Verpflichtung auferlegt ist, in ihren Untergebenen die Gefühle der Ehre, der Selbstverleugnung, des Korpsgeistes, der Kameradschaft und des Pflichtgefühls zur vollen Entwicklung und Reife zu bringen. Sie sollen ihnen mit ihrem Rathe treulich beistehen bei all' den Schwierigkeiten, die dem jungen, ins praktische Leben zum ersten Mal hinaustretenden Offizier sich entgegenstellen, sie sollen kranke oder arretirte Offiziere besuchen, kurz eine stete, väterliche Aufsicht über ihre Schutzbefohlenen ausüben und sie dergestalt vor Ausschreitungen und Unbedachtheiten behüten, die schon so manche, glänzende Aussichten bietende Laufbahn in ihrem Beginn jäh unterbrochen haben.

Die Einzelheiten der Regelung des innern Dienstes 2c. durch den ersten Adjutanten übergehen wir als von zu geringem allgemeinen Interesse. Auffällig erscheint es dem deutschen Offizier, daß nur je zwei Schüler einen Burschen erhalten, der außerdem noch zu Dienstleistungen für die Schule, wie z. B. Instandsetzung der Batterien, Herstellungsarbeiten, Vorbereitung des Materials für den Unterricht 2c. verwendet wird, so daß ihm nicht allzuviel Zeit für die Bedienung jedes einzelnen seiner zwei Herren zu Gebote steht und zwar um so weniger, da die Offiziere nicht kasernirt sind, sondern in der Stadt, also jedenfalls meist getrennt von einander, wohnen. Der italienische Offiziersbursche macht offenbar nicht nur das Sprichwort „Niemand kann zween Herren dienen" zu Schanden, sondern übertrumpft dasselbe noch recht wesentlich, indem er außer seinen zwei Lieutenants auch noch der Artillerieschule dient! —

Die Schüler sind in Sektionen getheilt und zwar nach Waffengattung und Jahrgang und unterstehen sektionsweise einem Hauptmann — wie schon erwähnt, der kurzweg als Sektionschef zu bezeichnen wäre — und des Weiteren aber auch dem Sektionsältesten, der die Rolle unseres Hörsaal-Aeltesten der Artillerie-Schule bezw. Kriegs-Akademie spielt. Diese Einrichtung deckt sich ebenso mit der bei unserer Artillerie-Schule eingeführten wie das Bestehen einer Offiziers-Speiseanstalt, in welcher sowohl die unteren Offiziere des Personals der Schule wie auch die Schüler derselben, letztere soweit sie nicht ihre Familie in Turin haben, gezwungen sind, ihre Mahlzeiten einzunehmen. Auch Einzelbestimmungen über Vorsitz bei Tisch, Einführen von Gästen u. s. w. decken sich mit den unserigen. —

Was die etatsmäßige Schülerzahl anlangt, so beläuft sich dieselbe auf 120 Artilleristen und 22 Ingenieur-Offiziere. Diese Stellen gehören zum Etat des besonderen Stabes jeder der beiden Waffen. Thatsächlich weist jedoch die italienische Rangliste pro 1891 (für beide Lehrjahre zusammen) als Schüler der Artillerie-Schule auf:

Unterlieutenants der Artillerie 126
„ „ Ingenieure 57
„ „ Kavallerie 36

Die beiden ersten Klassen stehen auf den Etats der besonderen Stäbe ihrer Waffen; was die Kavallerie-Offiziere anlangt, so liegt hier nur ein Nothbehelf vor. Die etatsmäßigen Stellen der Stäbe genügten nämlich nicht um alle Unterlieutenants aufzunehmen, welche die Militär-Akademie verlassen hatten, und man war daher gezwungen, vorübergehend Artillerie-Unterlieutenants auf den Etat von Kavallerie-Regimentern zu setzen.

Der Unterricht erstreckt sich, wie aus dem Vorstehenden schon zu ersehen war, sowohl auf das Theoretische wie auf das Praktische. Acht Monate jeden Jahres sind den eigentlichen Studien gewidmet, während die übrige Zeit zu Arbeiten im Freien, zu Besuchen von Etablissements und von Befestigungen und zu Instruktionsreisen verwendet wird.

Zu den eigentlichen Studien gehören also, wie schon erwähnt, auch die praktischen Unterweisungen, die sich auf die verschiedenen Instruktionen und Reglements, auf Reiten u. s. w. beziehen.

Wir müssen davon absehen den ganzen Studienplan wiederzugeben, den die „Revue d' artillerie“ in dankenswerther Ausführlichkeit giebt. Er umfaßt kurz gesagt alles, was zur praktischen Heranbildung des jungen Artillerie-Offizieres erforderlich erscheint. Fußexerziren, Reiten, Lanziren, Revolverschießen, Voltigiren, Dienst der Belagerungsartillerie, Bespanntexerziren, Herstellungsarbeiten, Herstellung von Bettungen u. s. w. bilden ein derartig reichhaltiges Unterrichtsmaterial, daß seine Bewältigung in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von zwei Jahren kaum möglich erscheint und jedenfalls hohe Anforderungen an Lehrende wie Lernende stellt. Besonders eigenartig ist es übrigens, daß unter die Instruktionsthemata auch die folgenden aufgenommen sind:

Aeußere Zeichen der Achtung, Höflichkeitsgebräuche, Obliegenheiten des Mannes von Welt und Ehrenkodex.

Ferner erscheint es beachtens- und — wir können es nicht verhehlen — nachahmenswerth, daß auch über das Rechnungswesen einer Batterie vorgetragen wird. Denn wie viele Offiziere giebt es nicht in der Armee, die von der Geld- und Bekleidungswirthschaft erst dann einen Begriff bekommen, wenn sie Kompagnie-, Schwadrons- oder Batterie-Chefs werden und als solche vor die Aufgabe gestellt werden, die den einzelnen Einheiten nothgedrungener Maßen sehr knapp zugemessenen Mittel sachgemäß und im Interesse der Truppe zu verwerthen.

Der Studienplan für die praktische Heranbildung der Ingenieur-Offiziere ist ebenfalls außerordentlich reichhaltig. Auch hier finden wir Fußexerziren, Reiten, Voltigiren, Gebrauch der Waffen zu Pferde, Pferdekenntniß, Ehrenkodex, Höflichkeitsgebräuche 2c., und Rechnungswesen einer Kompagnie vor-

treten. Neben diesen Fächern spielen namentlich die Feldtelegraphie, das Minenwesen, der Brückenbau u. s. w eine Rolle.

Was den theoretischen Unterricht anlangt, so zeigt die nachfolgende Tabelle, auf welche Fächer er sich erstreckt und wieviel Vortrags- bezw Zeichnenstunden im Laufe des Kursus auf jedes Fach entfallen:

	Lehrgegenstand	Stunden: Artillerie		Genie	
		Vortrag	Zeichnen	Vortrag	Zeichnen
	1. Jahr.				
Artilleristen.	Angewendete Mechanik (1. Theil)	80	—	—	—
	Artillerie-Material (1. Theil)	75	45	—	—
	Waffen und Schießen	40	10	—	—
	Permanente Befestigung	60	10	—	—
	Begriffe der praktischen Geometrie und Prinzipien der Geodäsie	30	10	—	—
Ingenieure.	Angewandte Mechanik (1. Theil)	—	—	80	—
	Permanente Befestigung (1. Theil)	—	—	60	40
	Konstruktion (1. Theil)	—	—	75	15
	Architektur (1. Theil)	—	—	25	105
	Praktische Geometrie u. Prinzipien der Geodäsie	—	—	60	10
	Passiren von Wasserläufen	—	—	25	10
	Artilleriewesen	—	—	45	—
	2. Jahr.				
Artilleristen.	Angewandte Mechanik (2. Theil)	70	20	—	—
	Ballistik	60	—	—	—
	Verwendung der Artillerie im Felde	60	—	—	—
	Artillerie-Material (2. Theil)	60	—	—	—
	Militär-Geographie	50	30	—	—
	Anwendungen der Elektrizität	40	—	—	—
Ingenieure.	Angewandte Mechanik (2. Theil)	—	—	85	15
	Konstruktion (2. Theil)	—	—	34	14
	„ (3. „)	—	—	46	6
	Permanente Befestigung	—	—	60	50
	Wissenschaftliche Anwendungen	—	—	60	10
	Architektur (2. Theil)	—	—	10	110
	Militär-Geographie	—	—	50	—

Diese Tabelle ist gleichzeitig so geordnet, daß die einzelnen Fächer ungefähr nach der Bedeutung auf einander folgen, die ihnen bei der Censurenertheilung beigemessen wird und die sich durch die Höhe der

Koëffizienten ausspricht, mit denen die bei der Prüfung ꝛc. erzielten Nummern multiplizirt werden, wenn es sich um die Berechnung der im Ganzen durch den betreffenden Schüler erzielten Points handelt. Es ist bemerkenswerth, daß hierbei die „Führung“ am höchsten bewerthet wird, und daß unmittelbar hinter derselben, also noch vor den theoretischen Fächern, die praktischen Instruktionen stehen, von denen weiter oben bereits die Rede war.

Die Lehrweise ist nicht eine rein vortragende, sondern der Lehrer setzt sich durch Fragen in lebhafte Verbindung mit den Schülern und ist dadurch in der Lage, stets zu beurtheilen, in wie weit das Vorgetragene geistiges Eigenthum derselben geworden ist. In dieser Beurtheilung wird er noch dadurch unterstützt, daß sowohl in der Schule selbst, wie auch zu Hause seitens der jungen Offiziere schriftliche Arbeiten anzufertigen sind, von denen übrigens die besten umgedruckt werden und zur Vertheilung gelangen.

Am Ende eines jeden Lehrjahres werden die Offiziere durch eine vom Minister ernannte Kommission einer mündlichen Prüfung unterzogen.

Je nach dem Ausfall derselben werden die Offiziere entweder aus dem ersten in den zweiten Kursus versetzt, bezw. — wenn die Prüfung nach Beendigung des zweiten Kursus stattfand — zu Lieutenants ernannt, wobei die Anciennetät, ohne Rücksicht auf den Zeitpunkt ihrer Ernennung zum Unterlieutenant, nach Maßgabe der Schlußbeurtheilung festgesetzt wird, oder sie müssen sich in einzelnen Fächern einer abermaligen Prüfung unterziehen, oder endlich sie werden wegen Ungeeignetheit von der Artillerie bezw. den Ingenieuren überhaupt wegversetzt und treten als Unterlieutenants zu einer der anderen Waffen über.

Den Beweis, wie streng es hiermit genommen wird, liefert die Thatsache, daß 1891 nach dem Bollettino delle nomine vom 22. August 21 Artillerie- bezw. Ingenieurlieutenants vom ersten und 5 dergl. vom zweiten Jahrgang zur Infanterie versetzt worden sind. Es ist dies also ein erheblicher Prozentsatz. Bei der Kavallerie werden solche von den Spezialwaffen zurückgewiesenen Offiziere nur angenommen, wenn sie vor einer Spezialkommission der Kavallerieschule eine Reitprüfung bestehen. —

Alles in Allem ist aus den vorstehenden Schilderungen mit großer Befriedigung zu entnehmen, mit welchem Eifer und ernstem Streben unsere Bundesgenossen jenseits der Alpen an der Heranbildung eines vorzüglichen Offizierkorps speziell auch für ihre technischen Waffen arbeiten. Die Tüchtigkeit dieses Offizierkorps spiegelt sich übrigens unverkennbar in dessen bekanntem Fachblatt wieder, der „Rivista d'artiglieria e genio“, die ohne Uebertreibung zu den besten artilleristischen Zeitschriften zu rechnen ist und deren Studium eine Fülle von interessanten und wissenschaftlich hochbedeutsamen Aufsätzen bietet. F.

Die militär-politische Bedeutung Zentralamerikas.*)

Von
Otto Wachs,
Major a. D.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns nun einer durch zentrale Lage in der nördlichen Antillengruppe bevorzugten Insel zu; es ist Antigua (279 qkm mit 35 000 Seelen). Die Hauptstadt, St. Johns oder Johnstown (19 000 Einwohner), liegt an einem zwar geräumigen, Orkanen und Sturmfluthen aber ausgesetzten, seichten (nur 4 m tiefen) Hafen, dessen Zufahrt die Forts James und Goathill decken. In der Mitte der Südküste der Insel umschließt eine Gruppe ausgebrannter Krater den English-Harbour, eine 9 m Wasser haltende, gegen Wind und Wogendrang wie gegen Orkane vollständig gesicherte, aber räumlich beschränkte und scharf gewundene Wasserfläche. Den nur 180 m breiten Zugang deckt Fort Charlotte auf der einen und Fort Barclay auf der entgegengesetzten Seite.

Mit den Bahama-Inseln beenden wir die Besichtigung der auf so verschiedene Art erworbenen britisch-westindischen Kolonien; der wichtigste, durch Hog Eiland geschützte Hafen auf ihnen ist New-Providence auf der Insel Nassau mit einer Tiefe von 5 m.

Als alleinige Reste des früheren unermeßlichen amerikanisch-spanischen Eigenthums finden wir in Westindien Cuba und Portorico. Der amerikanische Besitz wurde für Spanien zum Fluch, den die in den Kämpfen gegen die Mauren erwachsenen Soldaten verstanden es nicht, das Schwert zur Pflugschar, den Speer zur Sichel umzugestalten. So hatte die Entdeckung Amerika's, das Haschen nach Gold, den materiellen und moralischen Verfall des Königreichs im Gefolge, und Spanien war am Ende dieser Periode nicht nur entvölkert und zur Einöde geworden, sondern hatte auch alle Kraft zur geistigen Erhebung verloren.

Die germanische Rasse erst verstand es, der neuen Welt die Freiheit und mit der Freiheit die Wissenschaft zu bringen, Gaben, die höheren Werth besaßen, als alle Schätze Montezuma's und der reichlichste Ertrag der Silberminen.

Cuba, mit Ausnahme einer kurzen Zeitdauer im Jahre 1762, stets in der Spanier Hand, deren zweite Heimath es war, ist eine ebenso schöne wie reiche und in jeder Hinsicht vortheilhaft gelegene Insel (mit den Nebeneilanden 118 832 qkm mit 1 631 687 Seelen). Wenn es hierfür überhaupt noch eines Beweises bedürfte, so würden die vielfachen, ihr beigelegten

*) Siehe April-Heft der „Neuen Militärischen Blätter".

Epitheta „Perle der Welt, Königin der Antillen, Edelstein der amerikanischen Gewässer, Schlüssel des Golfes, Boulevard der Welt" ihn erbringen. Columbus rief, als er im Jahre 1492 Cuba entdeckte, beim Anblick der Insel enthusiastisch aus: „Dieses ist das schönste Land, welches je ein menschliches Auge erblickt hat." Und er hat wahr gesagt, denn selbst die Pracht des Mittelmeeres und der Glanz des italienischen Himmels müssen vor den glitzernden Wogen, in deren Schoß sich tief die Strahlen der Tropensonne spiegeln, und den blinkenden Sternen dieser Region erbleichen. Den bedeutsamen Titel „La sempre fiel" erwarb sich die Insel durch die Kriegserklärung an Frankreich, als der corsische Eroberer dem verzweifelt ringenden Mutterlande einen fremden König aufgezwungen hatte. Wenngleich Cuba auch heute noch in offizieller Weise diesen ehrenden Titel zu führen berechtigt ist, so hat er doch eine melancholische Nebenbedeutung. Vorschnell haben die Tropen eine üppige Frucht gezeitigt, die dem Abfall nahe ist; denn bei jeder Gelegenheit trägt der Cubaner die Abneigung gegen alles von Spanien Ueberkommene offen zur Schau; die Insel ist dem Namen, der Sprache, der Religion und der Rasse, nicht aber dem Herzen nach spanischer Boden. Nichtsdestoweniger aber vernahm man in Madrid bei dem letzten und vernimmt bei dem gegenwärtigen großen cubanischen Aufstande als Antwort auf „Cuba für die Cubaner" den volksthümlichen Ausruf: „Eher möge Spanien untergehen, als Cuba verloren sein." Lediglich von dem Punkte der Ehre aus, und man kennt genugsam den castilischen Stolz, hat Spanien seine westindischen Besitzungen unter Anspannung der letzten Fiber bis jetzt gehalten. Wird es ihm auch ferner bei der hochgradigen Erregung, die augenblicklich in den Vereinigten Staaten Cuba's wegen herrscht, gelingen? Auch im Senate zu Washington ist die cubanische Frage schon zur Sprache gekommen. Der Senator Frye aus Maine erklärte offen, daß es nach den ewigen Gesetzen der Vorsehung bestimmt wäre, daß Cuba Amerika gehöre, und der Vorsehung müsse man Gehorsam leisten.

Obwohl die Insel mit vorzüglichen Häfen und Baien reichlich ausgestattet ist, konzentrirt sich dennoch alle ihre Kraft, ihr ganzes Leben und Treiben an einem Punkte, in und um den in der Mitte des nordwestlichen Gestades gelegenen Hafen von Habanna; er ist geräumig, tief und gegen die Macht der Elemente geschützt. Auf einer Halbinsel im Süden dieses wunderbaren Schiffsbergeplatzes liegt Cuba's Hauptstadt und die Residenz des Gouverneurs, San Cristopal de la Habana, mit 250000 Einwohnern, d. i. einem Sechstel der ganzen Inselbevölkerung. An der nördlichen Seite des Hafens ist ein auch für Aufnahme der stärksten Panzer taugliches schwimmendes Dock etablirt, in seinem südlichen Winkel liegt das große Seearsenal; ein reiches Kohlendepôt versorgt die Dampfer mit Heizmaterial.

Wie die Natur den Hafen gegen der Elemente Gewalt nach Möglichkeit, so hat die Kunst des Ingenieurs ihn gegen feindliche Angriffe gesichert. Wenn wir eben sagten: nach Möglichkeit, dann beabsichtigten wir damit auf

die Stärke westindischer Orkane hinzuweisen, gegen die weder die besten Häfen, noch die solidesten Anker und Taue zu retten vermögen. v. Scherzer berichtet in seinem Buche „Aus Natur- und Völkerleben“ über einen der furchtbarsten Stürme (der Sturm vom 10. Oktober 1780 war weit stärker und wird im „Gesetz der Stürme“ als der überhaupt stärkste erwähnt) der Neuzeit vom 10./11. Oktober 1846, welcher in und um Habana seine größte Kraft konzentrirte. Es scheiterten damals in diesem Hafen nicht weniger als 216 Schiffe, darunter mehrere französische Kriegsfahrzeuge des westindischen Geschwaders. So wohlverschlossen auch der Hafen ist, wühlte doch die Gewalt des Sturmes Wellen bis zu 20 Fuß auf; 5051 Häuser wurden zerstört oder beschädigt, von 1872 wurden die Ziegeldächer herabgerissen. Unter den Trümmern verloren 114 Menschen ihr Leben. Den Schutz der an der schmalsten Stelle 340 m breiten Einfahrt übernimmt im Norden in erster Linie das auf einem Felsen ruhende und weithin sichtbare Castillo de los Santos Reyes del Morro. Dieses Werk wurde 1589 erbaut, seitdem aber mehrfach erweitert; es bedarf einer Besatzung von 800 Mann. In zweiter Linie bringt sich das aus neuerer Zeit stammende, landseitig durch drei Bastionen abgeschlossene und 4000 Mann Unterkunft gewährende Castillo de la Cabaña zur Geltung. Diesen Befestigungen gegenüber liegt das mit dem Morro zugleich erbaute Castillo della Punta. In der südwestlichen Ecke des Hafenbassins erhebt sich, dieses und den Platz beherrschend, das durch den Gouverneur de Riela 1763 errichtete und hoch gelegene Santo Castillo de Atares. Castillo del Principe im Westen von Habana schließt das große, auch als Promenade beliebte Marsfeld — Paseo Militar — ab. Oestlich von Castillo de la Cabaña liegt auf einem 33 m hohen Hügel das kleine Fort San Diego und 4 km südöstlich von ihm der Thurm de Cojimar. Die Bestückung dieser, sowie noch fünf anderer Werke bilden 660 Geschütze. Nach den eben gegebenen Daten erleidet es wohl keinen Zweifel, daß das iberische Königreich die Bedeutung der ihm zugefallenen Erdenstelle mit dem Brennpunkte Habana vollkommen erkannt hat; aber trotz der Massenhaftigkeit der die Stadt und den Hafen dominirenden Werke müssen wir hier konstatiren, daß das freiliegende Mauerwerk der neuzeitlichen Artillerie ein zu großes Ziel bietet, um erfolgreich Widerstand leisten zu können.

Mehr noch als der vorzügliche Hafen, die leicht zu vertheidigende, weil unschwer von dem Rest der Insel zu isolirende Position, die reiche Natur und ein üppig gesegneter Boden, ist es die Lage der Stadt, im weiteren Sinne, welcher Habana seine außergewöhnliche Bevorzugung unter den Oertlichkeiten der Erde verdankt. Der Platz lagert sich in das Zentrum der Neuen Welt und des amerikanischen Mittelmeeres; in ihm schneiden sich die großen Seestraßen welche von der Peripherie des Mexicanischen Golfes und eines Theiles des Caraïbischen Meeres den östlichen Ausgängen zuführen oder von diesen nach den Küsten des Kontinents leiten.. Nordwestlich von Habana,

1000 km von ihm entfernt, öffnet sich in dem Delta des Mississippi das weite Thor zu den bevölkertsten Staaten der Union, und die spanisch-amerikanische Stadt (Habana) ist der nach Norden vorgeschobene Posten des lateinischen Kontinents, wenngleich, kommerziell betrachtet, fast ein nordamerikanisches Handelsemporium. Wir verstehen nunmehr den spanischen Ausdruck „Clave de Nuevo Mundo“, d. i. Schlüssel zur Neuen Welt, und haben die Erklärung für den Schlüssel in dem Wappen der Stadt, welche einen hervorragenden Rang unter den Handelsstädten der Welt stets behaupten wird, und die, obwohl französische und englische Corsaren, politische und administrative Maßnahmen den Aufschwung von Habana nach Möglichkeit erschwerten, so groß geworden ist und eine solche handelspolitische Bedeutung gewonnen hat, daß selbst das eifersüchtige England in den Antillen sich keines Ortes rühmen kann, welcher mit der cubanischen Metropole einen Wettkampf wagen dürfte. Trotz alledem würde es kein Habana geben ohne — den Golfstrom.

In mehr oder minderem Grade gilt das über die Stadt Gesagte auch von der Insel, auf welcher sie liegt, und die hohe strategische Bedeutung des Platzes erweitert sich zu der Cuba's, des langen westindischen Festungswalles.

San Juan Baptista de Puerto Rico, die kleinste (mit den Nebeninseln 9314 qkm mit 806 708 Bewohnern) der vier Großen Antillen, nahm Spanien 1509 in Besitz. Die Hauptstadt San Juan (24 000 Seelen) liegt nicht auf der Insel selbst, sondern auf einem Felsblock, welcher sich in einer großen Bucht der Nordküste erhebt und mit Portorico durch eine Brücke verbunden ist. Der an der Südostseite des Platzes gelegene Hafen bietet mit seiner engen, kanalartigen Einfahrt, großen Lagunen und Dünen ein Land- und Wassergewirre, das ein Anlaufen immer beschwerlich macht. Batterien an der sogenannten Puntilla, die Kastelle Prinzesa, Albano und San Cristobal umgeben die Stadt im Osten und Norden. Das Meeresterrain vor dem Kanal, wie diesen selbst, bestreichen Fort Canuelo, das Kastell San Felipe del Morro (an der Westspitze) und Fort San Antonio.

Zwischen den beiden eben genannten spanischen Besitzungen liegt die Insel Haïti (77 254 qkm mit 1 472 000 Bewohnern), welche am 6. Dezember 1492 von Columbus entdeckt und von ihm Hispaniola, Kleinspanien, genannt wurde. Von ihrer herrlichen Natur und ihrem Reichthum entzückt, legte er auf dieser Insel die erste spanische Niederlassung an, und so wurde sie die Wiege der spanischen Herrschaft und spanisch-katholischen Zivilisation in Amerika, aber auch die Wiege der scheußlichsten Art der Sklaverei, welche die Welt gesehen. Es ist nicht in Erfüllung gegangen, was der wunderbare Mann glaubte, daß zur Ausführung seiner Fahrt nach Indien ihm Vernunft, Mathematik und Weltkarten zu nichts verholfen hätten, daß vielmehr einfach in Erfüllung gegangen sei, was Jesaia 60, Vers 4 und 5 geweissagt: „Hebe Deine Augen auf, und siehe umher; diese alle ver-

sammelt kommen zu Dir. Deine Söhne werden von ferne kommen und Deine Töchter zur Seite erzogen werden. Dann wirst Du Deine Lust sehen, und Dein Herz wird sich wundern und ausbreiten, wenn sich die Menge am Meer zu Dir bekehrt, und die Macht der Heiden zu Dir kommt." Denn diese Heiden sind nicht zu Gott gekommen, wie Columbus hoffte, sondern der ruchlosen Habgier und Grausamkeit der Spanier zum Opfer gefallen; an ihre Stelle sind Neger und die Mischlinge von Negern und Weißen getreten. Die Geschichte der Insel bietet ein außerordentlich bewegtes Bild. Zweihundert Jahr im Besitz der Spanier, von französischen und englischen Bukaniern und Flibustiern heimgesucht, als man zwischen Seeräuberei und Krieg keinen Unterschied machte, wurde sie im Frieden zu Ryswick zwischen Frankreich und Spanien, welches die westliche Hälfte abtrat, getheilt, eine Theilung, welche die Grundlage der beiden heute auf ihr bestehenden selbstständigen Republiken, der Negerrepublik Haïti und der Mulattenrepublik San Domingo, geworden ist. Auch darin unterscheidet sich diese Insel von allen anderen des westindischen Archipels, daß während letztere lediglich Kampfsobjekte europäischer Staaten gewesen und heute noch sämmtlich im Besitze solcher sind, also einer eigenen Geschichte entbehren, Haïti seit der französischen Revolution den Anfang, sich zu befreien, gemacht hat und eine eigene Geschichte aufweist, eine Geschichte freilich, die von Gräueln und Blutvergießen erzählt, durch welche selbst diese herrliche Schöpfung Gottes verkümmert und verdorben ist. Doch wenden wir uns wieder unserer Musterung zu.

Im Westen Haïti's thut sich zwischen Kap à Foux und dem Faux Kap ein weiter Golf auf, der im Südosten eine tiefe, durch die Insel Gonave getheilte Bucht bildet, an deren innerstem Winkel die Hauptstadt Port au Prince, jetzt offiziell Port Republicain genannt, (61 000 Einwohner) schachbrettförmig gelagert ist. Der innere Hafen, ein kleines, sehr geschütztes Bassin, hat 8 m Wasser. Fort Alexander, 130 m hoch im Osten des Platzes gelegen, beherrscht denselben, indem es ihn zugleich landseitig deckt; 3 km westlich von Port au Prince liegt an niederer Küste das viereckig gebaute, schlecht erhaltene Fort Bizothon; die Wasserbatterie endlich, welche auf einem im Nordwesten, aber dicht bei der Stadt aufsteigenden Riff — Fort Islet genannt — etablirt ist, sichert den inneren Hafen. Andere den Küsten entlang plazirte Werke sind mehr oder weniger zerfallen.

Die Hauptstadt der Mulattenrepublik, nach welcher letztere benannt ist — San Domingo (20 000 Bewohner) — erhebt sich auf einer Felsenbank der Südküste und war einst das Zentrum von Hispaniola. Sie ist unter allen noch vorhandenen die älteste von Europäern gegründete Stadt in der westlichen Hemisphäre. Der gegen die Elemente wenig geschützte Hafen befindet sich vor der Mündung des Ozomaflusses, an dessen rechtem Ufer die Stadt emporgewachsen ist. San Domingo, nach Vauban'scher Manier be-

festigt, hat gut erhaltene Werke. Landseitig deckt das $2^1/_2$ km westlich des Platzes gelegene Fort San Jerónimo Wie Habana behauptet auch San Domingo, die sterblichen Ueberreste von Columbus zu bergen. Grabdenkmäler des großen Entdeckers findet man in den Kathedralen beider Städte mit fast gleichlautenden Inschriften; und unter diesen die Worte: „Für Castilien, für Leon fand eine neue Welt Colon!“ Sterbend sprach übrigens Columbus noch den Wunsch aus, im immergrünen Schoße Haïti's die ewige Ruhe zu finden.

Die Verbindung zwischen Portorico und den nördlichen Kleinen Antillen stellen die seit 1733 zu Dänemark gehörenden Jungferninseln her. In dieser gegen hundert Eilande (mit einer Bewohnerschaft von 14 500 Seelen) zählenden Gruppe zieht insonderheit die Insel St. Thomas (86 qkm mit 13 400 Einwohnern) das Interesse auf sich. Sie spielte einst in kommerzieller Beziehung eine große Rolle und spielt sie, freilich theilweise nur, als Hauptstation der westindischen Dampfer noch heute. Der Hafen, an der Südküste dieser so günstig postirten Insel, verdankt diese Bedeutung seiner gegen die hier herrschenden Winde besonders geschützten Lage und dem Umstande, daß Ein- und Auslaufen ohne Schwierigkeit zu bewirken ist. Das fast kreisförmig gestaltete Bassin ist aber an Umfang beschränkt und von geringer Tiefe. Die Hauptstadt Charlotte Amalia (9000 Bewohner) ist auf drei konisch geformten Hügeln erbaut. Vor der Mitte der Stadt schiebt sich südlich in den Hafen das Fort St. Christian mit der starken Wasserbatterie. Der Platz besitzt Docks und eine Kohlenstation.

Außer den englischen Farben ist, wie schon bemerkt, die französische Trikolore weithin sichtbar; sie entfaltet sich im Norden von Dominica auf Guadeloupe und den ihm naheliegenden Inseln Desirade, Petite Terre, Marie Galante, sowie der Gruppe von Les Saintes, südlich von Dominica aber auf Martinique.

Guadeloupe (1513 qkm mit 136 000 Bewohnern), seit 1635 in französischem Besitz, bildet eine Doppelinsel — Grande Terre im Osten und Basse Terre im Westen —, die durch einen schmalen, $6^1/_2$ km langen, von Norden nach Süden sich ziehenden Kanal, Salée-Fluß genannt, geschieden ist. An der Südseite, wo die beiden Inseltheile sich vereinigen, liegt die Bai von Pointe-à-Pitre, durch zahlreiche Eilande, Riffe und Bänke verbarrikadirt, so daß große Schiffe nur unter Führung eines ortskundigen Lootsen, unter dieser Voraussetzung aber, der guten Beleuchtung wegen, selbst Nachts in die Bucht einlaufen können, welche unter die schönsten der Antillen gezählt werden muß.

Nächst Guadeloupe beansprucht aus maritimen Erwägungen die Gruppe von Les Saintes unsere Aufmerksamkeit. Das östliche, größte Eiland, Terre-d'en-Haut, ist von dem westlichen durch einen 900 m breiten, bis 36 m tiefen Kanal — den Südpaß — geschieden. Auf der Westseite von Terre-

d'en-Haut liegt an einer, durch Cabrit-Eiland gegen Meeresunbilden geschützten, 28 m tiefen Bucht die Stadt gleichen Namens. Südlich von ihr krönt Fort Louis die 90 m hohe Sable-Spitze und beherrscht Stadt und Hafen in Verbindung mit dem auf einem Hügel nördlich des Platzes sich erhebenden Fort Napoléon. Zwischen der Südwestseite von Cabrit und dem 350 m hohen, nordwestlichen Vorgebirge von Terre-d'en-Haut, dem sogenannten Sugar-Loaf, breitet sich eine ausgezeichnete Rhede über 26 m Wasser aus.

Die südlichste, französische Antilleninsel Martinique (988 qkm mit 177 000 Bewohnern), von ihren Besitzern „Perle der Antillen" genannt, ist wegen ihrer nautischen und strategischen Vorzüge besonders wichtig. Der geräumige Ankerplatz, Fort de France — sein Name ist bedeutungsvoll — an dessen Nordseite die gleichnamige Stadt (15 600 Seelen) erbaut ist, deckt eine Fläche von 84 qkm und hat eine Tiefe bis zu 61 m. Die, wennschon breite, Zufahrt erfordert wegen ihrer Windungen Lootsenbeistand. Durch die Lage der Bai im Südwesten der Insel, wie durch die Konfiguration der sie umfassenden Küsten ist sie gegen Sturzseen, wie gegen den nordöstlichen Passat so gut geschützt, daß sie nicht nur als eine der schönsten und geräumigsten der Antillenwelt, sondern auch als eine der besten auf unserem Planeten gelten kann; ihr Anblick erinnert an Brest. Der Ankerplatz der Kriegsschiffe befindet sich südlich der Stadt. Die Sicherheit der Zufahrt gewährleisten zunächst ein Fort, Ilet-à-Ramiers, auf der gleichnamigen Insel, 6 km südsüdwestlich der Stadt gelegen, und Fort Louis, welches sich auf einer schmalen, unvermittelt zu beträchtlicher Höhe aufsteigenden, vulkanischen Halbinsel südlich und dicht bei der Stadt erhebt. Die letztere, wie auch das Bassin, beherrscht außerdem Fort Bourbon, jetzt Dessaix genannt, das einen Hügel im Norden unweit des Platzes krönt. Es erscheint uns zweifelhaft, ob vorbenannte, in alter Zeit angelegte Werke den schweren Stücken eines Panzergeschwaders erfolgreich Widerstand zu leisten vermögen. Sollte dies nicht der Fall, und die der Vertheidigung des Platzes und Hafens günstigen Terrainverhältnisse vor Ausbruch kriegerischer Verwickelungen in Westindien nicht entsprechend ausgenützt sein, dann wäre nicht nur die Stadt gefährdet, sondern auch das Kohlendepot, die Werften, die verschiedenen Etablissements der Marine und der Compagnie Transatlantique. Wie Fort de France den militärischen Krystallisationspunkt der Insel bildet, so gravitiren nach dem im Nordwesten der Insel amphitheatralisch an sandiger Küste und dem Abhange des Pelée-Berges emporgewachsenen St. Pierre (mit 26 000 Seelen) die kommerziellen Interessen, obwohl die halbkreisförmig gestaltete Rhede vor der Stadt namentlich im Winter gefährlichen Westwinden ausgesetzt ist. Die Süd- und Ostküste der Insel ist reich an geschützten Ankerplätzen.

Der niederländische Besitz endlich liegt nicht mehr in dem oben be-

schriebenen Halbrund, vielmehr an der Nordküste von Südamerika. Er umfaßt von den sog. „Inseln unter dem Winde" die drei: Curaçao, Aruba und Buen Ayre (930 qkm mit 34 000 Bewohnern). Obgleich gering an Umfang und ein wasserloser Felsen, ist Curaçao nicht allein durch seine Lage, sondern auch deshalb von Wichtigkeit, weil die Insel ungemein günstige Hafenverhältnisse aufzuweisen hat. Es macht in der That einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man in dem schönen und holländisch reinlichen Willemstad zwischen den Straßen große Dampfer sich ungehindert bewegen sieht.

IV.

Wenden wir uns nunmehr der Betrachtung des die Meeresbecken umschließenden Festlandes zu, so nennen wir an der Nordküste von Südamerika folgende Hafenplätze: La Guayra, das Wasserthor von Caracas, der Hauptstadt Venezuela's; weiter nach Westen Cartagena, den besten, bis 30 m tiefen und aus drei Bassins bestehenden Ankerplatz von Columbia, mit den Forts Pastelillo, San Fernando und San José.

An dem amerikanischen Isthmus wird Aspinwall (oder Colon) am atlantischen Endpunkte der Panamaeisenbahn, eine schlechte, während der Arbeiten am Panamakanal zu einiger Bedeutung gelangte Rhede, bald der Vergessenheit anheimfallen und Greytown oder St. Juan die Erbschaft antreten. Dieser früher den Engländern gehörende Ort, der starken Versandung wegen von ihnen aufgegeben, liegt an der Mündung des St. Juanstromes und dem Ostausgange des Nicaraguakanals; durch eine in letzter Zeit ausgeführte 1300 m lange Mole ist bereits der Hafen geschützt.

Bei Belize, dem Sitze des englischen Gouvernements in Honduras, finden Fahrzeuge 3 bis 12 m Wasser und durch mit dem Wurzelbaum bestandene Eilande und Riffe Schutz gegen östliche Winde. Die Einfahrt vertheidigt ein niedrig gelegenes Fort.

An der vom Schatten Maximilian's umschwebten mexikanischen Ostküste giebt es nur eine historische Stadt, nur ein Thor, welches die kommerzielle Verbindung und die politischen Beziehungen des Landes zur Außenwelt vermittelt. Es ist das in ungesundester Gegend, dem Herde des gelben Fiebers gelegene und durch den Beinamen „Ciudad de los Muertos" (d. i. Stadt der Todten) gekennzeichnete Vera Cruz (26 000 Seelen). Der Schlüssel zu dem Thore wird in der auf dem dominirenden Felsenriff de la Gallega, im Nordosten der Stadt erbauten, mehr und mehr zerfallenden Festung San Juan de Ulloa aufbewahrt. Trotz der Befestigung ist die Stadt innerhalb dreißig Jahren dreimal durch feindliche Flotten genommen worden, und zwar 1837 durch die Franzosen unter Prinz de Joinville, 1847 durch die Nordamerikaner und 1862 bei Beginn der letzten französischen Invasion. Seit drei Jahren werden zur Verbesserung der Hafenverhältnisse umfangreiche Arbeiten vorgenommen. Während Vera Cruz selbst von

Bastionen, Thürmen und krenelirten Mauern umschlossen ist, liegen am Strande, im Westen der Stadt, in der Nähe der englischen Mole, Fort Conception, im Osten derselben Fort Santiago.

Mit dem Betreten der südlichen Territorien der Vereinigten Staaten macht sich uns die Kraft und das Leben der großen Staatenverbindung fühlbar. Zuerst verhalten wir den Schritt an der niedrigen, 50 km langen und 2 bis 3 km breiten Insel Galveston, die sich vor einer bis 24 km breiten und doppelt so tief in den Continent eindringenden Bai lagert. Die auf dem nordöstlichen Theil der Insel gelegene Stadt (mit 48 000 Einwohnern) und ihr Hafen — der beste texanische — trägt denselben Namen. Der Ankerplatz besitzt Docks, Quais und ein Kohlendepôt. Man ist mit Verbesserung und Vertiefung desselben wie der Einfahrt zwischen Point du Fort auf der Insel und Point Bolivar auf der gleichnamigen Halbinsel, desgleichen mit Errichtung von Erdwerken augenblicklich beschäftigt.

Nunmehr nimmt das Delta des Mississippi unser Interesse in Anspruch; denn der mächtig bauende Strom, welcher hier gewaltsam seine Wassermassen in den Golf wirft, ist, wie kein zweiter, der eigentlichste Strom der Union und wird dermaleinst mehr und mehr von seinem Mündungslande aus kommerziell, politisch und militärisch den mexikanischen Busen beeinflussen. Seine fünf Arme heißen Südwest-, Süd-, Südost-, Nordost- und Loutre-Paß. Bei dem Austritt des tiefsten (12 m) derselben, dem Südpaß, sind die von Eads erbauten Hafendämme aufgeführt, welche die Einfahrt begünstigen. 192 km oberhalb dieser Stelle breitet sich mehrere Kilometer am linken Ufer entlang, und zwar zwischen dem Strom und dem Landsee Pontchartrain, das 1717 von französischen Kolonisten gegründete, und, trotz ungesunder Lage, zur Großstadt gewordene New-Orleans (250 000 Einwohner) aus. Das auch „the Crescent City" in des Wortes doppelsinniger Bedeutung heißt, einmal nämlich als wachsende und dann als halbmondförmig gebaute Stadt. Die Ursachen des Emporblühens erkennen wir sofort, wenn wir die Lage des Platzes an der großen Wasserader, den Rücken fest an die Union gelehnt, mit welcher tausend Fäden ihn verbinden, und die producteureiche, westindische Inselwelt vor der Front ins Auge fassen. Wenn das Wachsthum New-Orleans in der bisherigen Weise fortschreitet und die Union durch die Dinge, welche sich auf dem centralen Isthmus vorbereiten, mehr nach dem Golf von Mexiko und der Caraïbensee gravitirt, wenn erst der Süden das Bindeglied zwischen dem bevölkerten Osten der vereinigten Staaten und dem zukunftsreichen Westen abgeben wird, dann kann nach Jahrzehnten die heute schon volkreichste Stadt des Südens New York den Rang ablaufen. Das schwimmende Handels- und Kriegsmaterial findet in New-Orleans, wo der Mississippi 700 m breit ist, jedwede Hülfsquelle, Proviant, Kohlen, schwimmende und Trockendocks u. s. w. Gegen Anschläge einer feindlichen Flotte sichern das Emporium die 112 km unterhalb desselben zu beiden Seiten des Stromes bei Plaquemine Bend er-

richteten Forts Jackson und St. Philippe; das Delta und die benachbarten Seen schützen die Forts auf Ship Island, Mississippi Sound, Pike, Rigolets, Macomb am Chef Menteur-Paß, dem Kanale, welcher den Pontchartraine mit dem Borgnesee und dem Busen von Mexiko verbindet; endlich Batterie Bienvenüe und Thurm von Proctorsville am Borgnesee. In der Nähe der westlichen Mississippimündung liegen auf niederem Eiland die Forts Livingstone und Lafitte, welche die Seestraße nach der 32 km in das Festland eindringenden Bai von Barataria beherrschen; dieselbe steht durch einen 16 km oberhalb New-Orleans mündenden Kanal mit dem Mississippi in Verbindung.

Auf der weiteren Fahrt nach Osten stoßen wir zunächst auf Mobile (mit 47 000 Bewohnern) am nordwestlichen Winkel eines 11 bis 32 km breiten, 48 km langen, aber im Ganzen seichten Meereseinschnittes, durch den ein 7 m tiefer Kanal nach der Stadt führt. Mobile, nächst New-Orleans der bedeutendste Baumwollenmarkt der Union, hat ein Kohlendepot und in Gulf City Foundry und Home City Foundry Etablissements zur Reparatur von Dampfern. Die 4 km breite Einfahrt zur Bai sichern das auf der Insel Dauphin gelegene Fort Gaines im Verein mit dem festländischen Fort Morgan.

Achtzig Kilometer westlich finden wir die Mündung einer 32 km langen und 4½ bis 8 km breiten Bai. An ihr liegt die Stadt Pensacola, deren Arsenal, Marinehospital, der Trocken- und schwimmende Dock durch die Forts Pickens, San Carlos de Barrancas und eine Redoute geschützt sind. Die maritime Wichtigkeit des Orts wird dadurch erhöht, daß eine andere, unter 85½ Grad westlicher Länge von Greenwich sich öffnende Bai — die von Saint Joseph — wegen der günstigen horizontalen und verticalen Verhältnisse selbst bei stürmischem Wetter sicher angelaufen werden kann.

Die den mexikanischen Golf im Osten abschließende Halbinsel Florida hat an der Westküste keine bemerkenswerthen Häfen. Um so größere Aufmerksamkeit erheischen die Florida-Keys, d. h. jene von der südlichen Halbinselspitze aus 350 km lang, südwestlich in den mexikanischen Golf sich erstreckende Kette von Inseln, Sandbänken und Riffen, welche nur bei West-Key eine 4 m tiefe Durchfahrt besitzen. Diese Insel hat einen bis 10 m tiefen, durch Fort Taylor, Batterien und 2 Martellothürme vertheidigten Hafen. Die Eilande der Dry Tortugas endlich, mit einer tiefen, geräumigen, durch Fort Jefferson auf Garden Key vertheidigten Ankerstelle bilden den westlich vorgeschobenen Posten der Florida-Keys.

Wie eine Oase in der Wüste durch die Karawanenwege, welche sich in ihr schneiden, eine geschichtliche Stellung einnimmt, so kann auch ein nacktes Eiland in der Oede des Oceans da, wo der Schiffe Furchen sich kreuzen, hohe handels-politische und seestrategische Bedeutung besitzen. Einem solchen Punkte gleich erheben sich in der Nordatlantis auf der südlichen Flanke des größten natürlichen Stromes der Welt, des Golfstromes, die Bermuden oder Sommers-Inseln Dieselben müssen, obgleich nicht zu Westindien ge-

hörig, einmal ihrer Position wegen und dann wegen des besonderen, ihnen innewohnenden, strategischen Werthes hier in Betracht gezogen werden. Der lediglich aus Korallenriffen bestehende Archipel — es sind 365 Eilande und Riffe, von denen indeß nur die fünf größeren bewohnt sind — steigt im Schnittpunkte von 30 Grad 25 Fuß nördlicher Breite und 64 Grad 20 Fuß westlicher Länge von Greenwich unvermittelt aus einer Tiefe von 5000 m und bildet einen festen Ringbau von 600 qkm, von denen jedoch nur 54 den Meeresspiegel überragen, mit ovalem Rücken, auf welchem sich der Gibbs Berg bis zu 110 m erhebt. Die niedrige Lage der Inselgruppe läßt sie erst dem Auge erscheinen, wenn man dicht herangesegelt ist, und macht es erklärlich, daß ein englischer Midshipman durch das praktische Examen fiel, weil er den Archipel nicht aufzufinden vermocht hatte und nach Plymouth zurückgekehrt, erklärte, dreimal über die Stelle gesegelt zu sein, an der die Eilande sich der Seekarte nach hätten befinden müssen. Von den Bermuden heißt es Shakespeare (Der Sturm, Akt 1, Scene 2):

„Where once
Thou call'dst me up at midnight to fetch dew
From the still-vex'd Bermoothes."

Und Andrew Marvel singt:

„Where the remote Bermudas ride
In the ocean's bosom."

Wenngleich unregelmäßig gebildet, willkürlich durcheinander geworfen, haben die über das Meer aufragenden Korallenfelsen mit den dicht unter der Oberfläche tückisch lauernden eine natürliche, feste Seeburg ersten Ranges gebildet; denn einem eisernen, unbrechbaren Reifen gleich legt sich um die größeren Inseln Bank an Bank und Riff an Riff, natürliche Bastionen und vorgeschobene Werke bildend, wie sie beispielsweise der Nordfelsen in der nördlichen Region und eine doppelte Zone von wunderbar gegliederten, dicht geschlossenen Bildungen in der südlichen darstellt. Da nur wenige schmale, gewundene 8 bis 10 m tiefe Kanäle den natürlichen Wall durchbrechen, umschließt er ein inneres Meer von einer mittleren Tiefe von 15 bis 25 m dem er zugleich gegen die ohne Unterbrechung von außen wild anschlagende See Schutz verleiht. Obschon das Wasser so klar und durchsichtig ist, daß man vom Bord der Schiffe aus das unterseeische Labyrinth der Korallenbildungen deutlich zu erkennen vermag, kann durch die wenigen, die Atlantis mit dem inneren Bassin verbindenden Kanäle nur ein mit der Oertlichkeit vertrauter Lootse das Fahrzeug steuern. Die wichtigsten Inseln des Archipels führen folgende Namen: St. George, St. David, Hamilton, Somerset und Ireland. St. George, die nördlichste Insel, besitzt in dem westlich und nördlich von ihr gelegenen Murran-Ankerplatz einen guten, von Untiefen freien Hafen, welcher 16 bis 18 m tief ist, und, was bei den winterlichen Nordweststürmen von besonderer Wichtigkeit, zähen Thongrund besitzt; zudem liegt der Hafen in der Nähe der offenen See und der Narrows, d. h. der einzi-

gen Zufahrt für große Schiffe. Zahlreiche kasemattirte Batterien halten ihn nebst dem 21 m hohen Fort Cunningham auf Paget Island unter Feuer. Auf der nördlichsten Spitze von St. George liegt über steilem Uferland Fort Catherine und auf einer Erhebung, zwischen dem letzeren und der Stadt George, Fort Victoria. Die Insel besitzt großartige Hebevorrichtungen, Werften und Werkstätten für die Reparatur der Fahrzeuge. St. David ist die östlichste und Hamilton oder Bermuda die umfangreichste Insel der Gruppe. Die Küsten der letzteren sind ebenso unregelmäßig gestaltet wie die Oberfläche, die im Süden den schon genannten Gibbsberg trägt. Hamilton, die Hauptstadt (2000 Einwohner) heute Sitz des Gouverneurs, liegt in der Mitte des Eilandes an der Nordseite eines bequemen, wohl geschützten, aber nur 3 bis 4 m tiefen Hafens. Auf einem Plateau in der Mitte der Insel befindet sich das Hauptquartier der Besatzung. Auf dieser sehr wichtigen Position, welche die Stadt dominirt und von wo aus das Auge die ganze Fläche des eingeschlossenen Bassins beherrscht, sind drei mit schwersten Geschützen bestückte Forts neuester Konstruktion errichtet. Wie St. David ist auch die Insel Somerset von geringer Bedeutung, dagegen nimmt die letzte, hier zu betrachtende, das in Nordwesten postirte Ireland, unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, da hier das große Marinearsenal neben anderen wichtigen Marine-Etablissements, den Proviauthäusern, dem Marinehospital, Kohlendepot u. s. w. sich befindet. Im Süden der Insel umschließt eine, in Hufeisengestalt aufgeführte, stark gemauerte Mole nebst Damm den Militärhafen; er ist nicht geräumig (bei 200 m Breite 350 m lang), hat aber 14 bis 16 m Wasser über Mergelgrund und ist durch einen riesigen Wellenbrecher gut geschützt. Schwimmende und Trockendocks nehmen die größten Fahrzeuge auf, Quellwasser freilich ist nicht vorhanden; Condensatoren, welche Seewasser in trinkbares verwandeln, sowie Cisternen müssen das Wasser für die Garnision und die Bewohnerschaft (eine intelligente Mischrasse von Weißen und Negern) liefern. Die klimatischen Verhältnisse sind ausgezeichnet.

Wenn wir nunmehr berichten, daß Brücken, Fähren, Straßen u. s. w. die einzelnen Inseln in einer Art verbinden, welche die Gruppe fast als Einen Körper erscheinen läßt, daß Telegraphen und Telephone sofortige Verständigung ermöglichen, vier Singnalstationen die Außensee beobachten, und alle beherrschenden Punkte stark befestigt sind, dann kann man sich, ohne auf eine unterseeische Vertheidigung einzugehen, eine Vorstellung von der Widerstandsfähigkeit der Bermuden machen, welche Sir Charles Dilke überbefestigt nennt. Daß eine solche Position im Weltmeere dem scharfen Auge Englands nicht entgangen ist, erscheint selbstverständlich, und schon im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts hat Albion dieselbe in Besitz genommen. Sie ist ihm dreierlei: eine Kolonie, ein Gefängniß (zur Internirung von etwa 1500 Disziplinaren) und eine Festung.

(Schluß folgt.)

Zum „Zietenritt".

Am 20. Mai 1895 sind hundertundfünfzig Jahre verflossen, seit Hans Joachim v. Zieten eine überaus schwierige Briefüberbringung trefflich vollführte. Diesem denkwürdigen Ereigniß gebührt eine Jubiläumserinnerung.

Bevor wir, Letztere betreffend, hier einigen kleinen Randbemerkungen Raum geben, verweilen wir bei der zur Zietenritts-Schilderung gehörenden Vertheidigung von Oberschlesisch-Neustadt in der Frühe des 20. Mai 1745. Auskunft hierüber bietet hauptsächlich die aus dem Königlichen Hauptquartier am 21. Mai (auf Grund des vom Neustädter Kommandanten erstatteten Rapports) den Zeitungen zugesendete Mittheilung. Außerdem ist beachtlich die Aufzeichnung eines Neustädter Bürgers.

Die feindlichen Angriffskräfte bestanden in 2000 Panduren und 600 Husaren nebst 6 Kanonen. Ein höchstens 300 Mann nur starkes Musketierbataillon leistete tapferen, hartnäckigen und erfolgreichen Widerstand.

Der Kampfverlauf gestaltete sich folgendermaßen. Die Oesterreicher attackirten (nach Angabe des Neustädter bürgerlichen Ohren- und Augenzeugen: mit größter Wuth und entsetzlichem Geschrei) das vorderste „Jägerndorfer" Stadtthor. Geschützkugeln öffneten dasselbe; ein dahinter gelegener zweiter Stadteingang wurde mit Arthieben aufgebrochen. Der preußische Commandant, Hauptmann v. Oesterreich, verhinderte dies nicht, weil er den nun nach dem Stadtinneren Vorstürmenden einiges wirkungsvolle Pelotonfeuer angedeihen lassen wollte und konnte. Sodann rückte er ihnen mit aufgepflanztem Bajonett entgegen während die hinter den Stadtmauern postirte Mannschaft auf diejenigen Gegner, welche vor dem Thore in Reserve standen, ein sicheres und nachhaltiges Feuer abgaben. Die beutelustigen Panduren, sich bitter enttäuscht sehend, flohen mit Zurücklassung von 18 Todten und 2 Blessirten. In Neustadt erzählte man sich, es seien die anderen Todten mitgenommen und unterwegs eingescharrt worden; 17 in der Vorstadt und den nächsten Dörfern erpreßte Wagen hätte man mit Verwundeten voll bepackt. Unter den Todten befänden sich 2 Pandurencapitains, 1 Lieutenant, 2 Fähndrichs, unter den Blessirten 1 Pandurenstabsoffizier und 1 Husarenrittmeister. Der Husarengeneral Baron Festetics soll bei Gefechtsbeginn die Panduren durch das Versprechen einer dreitägigen Stadtplünderung ermuthigt haben. Beim Abzuge ließen (wie unser Neustädter Civilreferent vermerkt) zwar die Panduren dem Commandanten versichern, sie würden ihn in der folgenden Nacht noch wärmer begrüßen; „allein sie haben sich den Appetit vergehen lassen und ihre Bedrohung nicht erfüllt." Hauptmann v. Oesterreich säumte nicht, die

ruinirten Thore repariren zu lassen. „Seiner Unerschrockenheit, seinen guten Veranstaltungen und seiner Vorsicht verdanken wir die Behauptung unserer Freiheit.“ So lauten die Worte des ungeschädigt gebliebenen Neustadt-Bewohners.

Im April 1745 war Joh. Friedr. v. Oesterreich, 41jährig, Capitain geworden. Als Grenadierbataillonskommandeur wurde er in der Prager Schlacht schwer verwundet; im September 1759 ist er seinen Kunersdorfer Blessuren erlegen. Spricht man von Zietens berühmten Ritt aus Patschkau über Neustadt nach Jägerndorf, so kann dieser husarisch großartigen Leistung gern das hochlöbliche infanteristische Wohlverhalten des Vertheidigers von Neustadt an die Seite gestellt werden

Uns jetzt zu Zieten wendend, glauben wir den Einzelverlauf seiner Feldjägerdienstleistung (den 20. Mai 1745) nicht hier zur Darstellung bringen zu dürfen, weil wir des geehrten Lesers Bekanntschaft mit Zietens, auf frischer That fußendem — mehrmals gedruckten oder benützten — schlichten Bericht an den König, sowie auch das Zurhandsein einer Spezial- oder alten (Homannschen) Landkarte voraussetzen*).

Aus jenem Zieten'schen Schriftstück entnehmen wir unter Anderem ein theilweises Verständniß des sprichwörtlich gewordenen „Zieten aus dem Busch!“ Die österreichische Husarenvedette an der Dobersdorfer Brücke sah Zieten derart im wahrsten Wortsinn erscheinen; plötzlich ein unbequemer Reitersmann. Freudig hingegen begrüßte Markgraf Carl am Nachmittag des 20. Mai den schließlich aus niederem Gebüsch durchgedrungenen Königlichen Botschafter.**)

Der Dobersdorfer Brückenposten spielt österreichischerseits eine Hauptrolle beim Zietenritt. Das richtige Erkennen und schleunige Melden des Zieten'schen Marsches tilgt den von Anekdotenfreunden zähe festgehaltenen Glauben an eine Maskerade als „Spleny-Husar“. Die in Soppau und Sauerwitz Alarmirten, unlängst von ihrer Neustädter nächtlichen Expedition heimgekehrt, hatten Zieten's Nähe nicht geahnt und waren wol größerntheils im völligen Ruhegenuß. Mit letzterem Umstand erläutert sich das nicht rechtzeitige Erscheinen zur Umzingelung Zieten's.

Wer König Friedrich's Mühwaltung 1742, 1743 und 1744 für systematische Heranbildung und Uebung des Regiments Zieten-Husaren kennt, wird ermessen, daß gerade diese Schwadronen sehr leistungsfähig im

*) Der auf Homannscher Karte des Herzogthums Jägerndorf aus dem Jahre 1736 ersichtliche „übele Morast“, den Zieten passiren mußte, existirt heute nicht mehr. Wahrscheinlich verschwand derselbe — wie sehr gütige Auskunft des Jägerndorfer Herrn Professors Bugl mir besagt — beim Eisenbahnbau Jägerndorf—Leobschütz.

**) Ob ein an der Reichsgrenze zwischen Mohlahof und Peterwitz liegender, 353 m (absolut) hoher Punkt vom Markgrafen Carl mit einem Meldeposten à la Dobersdorf hätte besetzt werden können, um Zieten's Herbeikommen zu erleichtern, dies ist ein beiläufiges Räthsel.

zweiten schlesischen Kriege aufzutreten vermochten. Hinzu kommt des alten Horaz Frage: „Wozu soll mir das Glück, wenn nicht vergönnt der Gebrauch ist?"

Ein Kavalleriegeneral des Schlachtenkaisers Napoleon äußerte gelegentlich, die Pferde hätten keinen Patriotismus; d. h. sind sie schlecht gezüchtet und schlecht genährt, so können die Reiter nicht immer das ihnen Wünschenswerthe vollbringen. Zieten hat am 20. Mai zur rechten Zeit und ohne Ueberhaftung seine Pferde Nahrung nehmen lassen.

Nicht in Betracht gezogen wurde bisher bei Beurtheilung des Zietenrittes, daß mancher Zieten-Husar in der angenehmen Lage, auf besonders tüchtigem Pferde zu sitzen; denn die besten unter 300 von der russischen Kaiserin dem Preußenkönig geschenkten, Anfang April 1745 in Breslau angelangten ukrainischen Reitthiere sind zufolge Königlichen Befehls dem Zieten'schen Regiment überwiesen worden. Die anderen Pferde der Zieten-Husaren standen an Güte wahrscheinlich denen nicht nach, welche damals von den sehr zahlreich in der Jägerndorfer Gegend befindlichen österreichischen Husaren umhergetummelt wurden.

Hans Joachim v. Zieten's und seiner Schwadronen mustergiltiges Verhalten bei dem gefahrvollen Briefkommando am 20. Mai 1745 und bei der Arrièregardisten-Pflichterfüllung auf des Markgrafen Marsch von Jägerndorf nach Neustadt ist ein belangreicher Beitrag gewesen zu dem, was der Königliche Gebieter nach ihm peinvollen Tagen freudig als „avantage éclatant" bezeichnete und mit einem Empfang „wie im Triumph" lohnte, sowie auch ein schöner Beitrag zu der gehobenen, das Selbstvertrauen stützenden Stimmung, in welcher das Preußenheer der Hohenfriedberger Entscheidungsschlacht entgegensah. Oft bewahrheitet sich: „Je heißer der Krieg, desto besser der Friede!"

Geschrieben Anfang März 1895. Gr. L.

Sammelblätter über Waffentechniker.*)

Zugleich Schilderungen aus der Geschichte der Waffen.

Von

Reinhold Günther,
Ober-Lieutenant im Edg. Füsilier-Bataillon Nr. 17.

(Fortsetzung.)

II.

Nikolaus Dreyse.

„Wer den Dichter will recht verstehen,
Muß in des Dichters Lande gehen."

Dieses Wort, in's Militärische übertragen, paßt auch auf Nikolaus Dreyse. Er konnte nur in Preußen, dem soldatischen Reformstaate, ohne Nebenbuhler das für seine Bestrebungen nöthige Verständniß finden. Ganz unzweifelhaft wäre der Erfinder des Zündnadelgewehres in jedem anderen der deutschen Vaterländer von vor 1866 vollkommen unbeachtet geblieben.

„Das hätte aber dieser Altmeister der Industrie auch in denjenigen glücklichen Stunden wohl sicher nicht vermuthet, wo die Freude sein Herz schwellte, seinem Ziel wieder um einen Schritt näher gedrungen zu sein" — sagt Ferd. Pflug (Nikolaus v. Dreyse und die Geschichte des preußischen Zündnadelgewehrs, Berlin 1866) — „und wo ihm endlich gar das gelungene Werk entgegentrat, daß gerade seine Erfindung mehr zur Erwirkung der Einheit des großen deutschen Vaterlandes beizutragen bestimmt sei, als die glänzendsten Parlamentsreden und die Vereinsbestrebungen des ganzen deutschen Volkes dies von sich rühmen vermögen."

Das Leben des Schöpfers des ersten kriegsbrauchbaren Hinterladungsgewehres war ein langes und lediglich der steten Arbeit gewidmet.**) Geboren am 22. November 1787 als Sohn eines nicht unbemittelten Schlossermeisters zu Sömmerda (Regierungsbezirk Erfurt), erlernte Johann Nikolaus Dreyse den Beruf des Vaters. Auf seiner Wanderschaft als junger Handwerksbursch betrat er einen Tag nach der Katastrophe von Jena das Schlachtfeld! — Ueber Altenburg und Dresden kam er 1809 nach Paris und gelangte hier in die Werkstatt des kaiserlichen Waffentechnikers Obersten Pauli

*) Siehe April-Heft der „Neuen Militärischen Blätter".

**) Ausführliche biographische Notizen in: Löbell, H. v., Des Zündnadelgewehrs Geschichte und Konkurrenten. Berlin 1867.

aus Bern. Pauli, welcher 1798 als Artillerie-Offizier tapfer gegen die in die Schweiz eindringenden Franzosen gekämpft hatte, war von Napoleon selbst beauftragt worden, ein verbessertes Infanteriegewehr zu erstellen. In der Folge entstand, unter Benutzung der seit 1807 bekannten Forsyth'schen Knallquecksilber-Pillen, ein Hinterlader mit Hebel- bezw. beweglichem Stoßboden-Verschluß. Die fortgesetzten Kriege des Kaiserreichs verhinderten eine genauere Prüfung und dadurch vielleicht zu ermöglichende Verbesserung der ursprünglichen Erfindung. Uebrigens fand das Pauli-System von 1816 bis 1840 etwa Eingang bei der Erzeugung von Jagdwaffen, und verschiedene Sammlungen besitzen derartige Gewehre.

Im Jahre 1814 nach Sömmerda zurückgekehrt, verband sich Dreyse 1821 mit dem Kaufmann Kronbiegel und später mit einem gewissen Collenbusch. Nachdem die neue Firma zunächst nur Eisenwaaren erzeugt hatte, wurde 1824 auch eine Zündhütchenfabrik errichtet. Die Fabrikate dieser Manufaktur übertrafen von Anfang an die aus Frankreich stammenden und sicherten Dreyse schon damals einen über die Grenzen Deutschlands hinausgehenden Ruf. Die Thatsache, daß oxydirte Kapseln am sichersten durch einen schnellen und kräftigen Nadelstich zu entladen waren, brachten Dreyse auf die Grundgedanken für die nachmalige Erfindung. Er nahm sich nämlich vor, ein Gewehr zu erstellen, dessen Patrone ohne Ladestock in den Pulversack zu bringen sei und dort durch Nadelstich in die Zündmasse zur Explosion gelangen solle.

So wurde Dreyse, da seine Patrone Zündmasse, Ladung und Geschoß in einer Hülse vereinigte, auch der Schöpfer der ersten wirklichen Einheitspatrone, welchen Namen er übrigens selbst für sein Geisteskind erwählte.

Das erste Zündnadelgewehr war nun 1828 zwar noch ein Vorderlader, besaß aber bereits alle Grundzüge der späteren Schnellfeuerwaffe. Preußens Kriegsminister, General von Hake, erklärte das Gewehr, bei dem eine Selbstentzündung leicht möglich war, als vorläufig nicht kriegsbrauchbar, Dänemark dagegen, welches zehn Jahre später das eigenthümlich konstruirte Perkussionsgewehr von Löbnitz einführte, erbot sich zum Ankaufe der Erfindung. Oesterreich endlich gab durch seinen Gesandten in Berlin den ganz kurzen Bescheid ab: „daß man keinen Gebrauch davon machen könne." — Das Schicksal in der Weltgeschichte erlaubt sich hin und wieder derartige kleine Ironien; man konnte auch 1828 beim besten Willen nicht die Ereignisse von 1866 voraussehen.

Nachdem Dreyse 1829 sein Zündnadelgewehr zu Weimar dem Prinzen von Preußen, nachmals Kaiser Wilhelm I., vorgelegt hatte, wurde ihm 1830 der Auftrag, eine neue Musterwaffe nach Berlin einzusenden. Nun begannen die umfassenden sachverständig durchgeführten Versuche. In dem General v. Witzleben fand Dreyse einen warmen Fürsprecher, in dem

Hauptmann v. Priem vom 20. Inf.-Regiment (gest. als Generalmajor a. D.) den kundigen Berather. Daß man in den Kreisen der mit der Sache Vertrauten die große Wichtigkeit der Erfindung sogleich erkannt hatte, geht aus der Thatsache hervor, daß Dreyse bereits 1834 in den Staatsdienst aufgenommen wurde, um sich ganz der Waffentechnik widmen zu können. Doch im folgenden Jahre erstellte er das erste von hinten zu ladende Gewehr; 1839 konnte die Erfindung endlich völlig befriedigen. Eine der ersten Regierungshandlungen König Friedrich Wilhelm IV. war es, den General von Peuker mit der Aufstellung eines Vertrages zu betrauen, nach welchem Dreyse die Mittel zur Anfertigung von 60 000 Zündnadelgewehren erhielt. Am 15. Oktober 1841 eröffnete die Fabrik zu Sömmerda ihren Betrieb; sie hat bis 1866 etwa 365 000 Waffen nach dem Systeme ihres Inhabers geliefert und vor dem Kriegsjahre außer Preußen noch die Kontingente von Anhalt, Altenburg, Bremen, Koburg-Gotha, Hamburg, Lippe-Detmold, Lübeck, Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz, Meiningen, Oldenburg, Reuß, Rudolstadt, Sondershausen, Waldeck und Weimar bewaffnet.

Dreyse starb geadelt (1864) und als Geheimer Kommissionsrath charakterisirt (1854), im Besitze verschiedener Orden und Ehrenzeichen, zu Sömmerda am 9. Dezember 1867. Wenn ich nicht irre, so trägt man sich gegenwärtig in seiner Vaterstadt mit dem Gedanken, dem Erfinder des Zündnadelgewehrs eine Ehrenschuld dadurch abzutragen, daß man ihm ein einfaches Denkmal setzen wird.

Wenn jemals die „Fachmänner" Ursache hatten, sich ihrer Urtheile zu schämen, so durften es Jene thun, welche dem Zündnadelgewehr jeden Nutzen absprachen. In seinem eigenen Vaterlande hatte Dreyse lange Zeit noch, nachdem der einsichtige Monarch die Waffe zur Einführung bestimmte, eine große Gegnerschaft, welche stumm und doch beredt genug das Haupt schüttelte. Im Jahre 1848 lagen 60 000 „leichte Perkussionsgewehre", dies war die verschleiernde amtliche Bezeichnung der Zündnadel, vorräthig, davon die Großzahl im Zeughause zu Berlin. Die Truppen führten das glatte großkalibrige Perkussionsgewehr M/39, welches 1855 gezogen und für Miniégeschosse umgewandelt, sein Ende, wenn ich recht berichtet bin, als Bajonettirwaffe fand. Der sogen. Zeughaussturm vom Sommer 1848 hatte dem Zivilpublikum verschiedene Zündnadelgewehre in die Hände gespielt, einzelne dieser Waffen gelangten dann auf heimlichen Wegen in's Ausland und mögen dort gewiß (aber unter eigenem Gesichtswinkel) geprüft worden sein. Genug, das System des Verschlusses war nun nicht mehr vor öffentlicher Begutachtung zu schützen; so fand denn die Austheilung der Gewehre an bestimmte Truppentheile statt, um zuerst im Dresdener Straßenkampfe und in der badischen Revolution (Mai bis Juli 1849) zur kriegsmäßigen Verwendung zu gelangen. Während dieser stürmischen Zeit wäre es dem Auslande auch gewiß möglich gewesen, sich Originalpatronen zu verschaffen. Es

scheint nicht geschehen zu sein; denn wer besaß Interesse für die verspotteten „Nadelflinten", deren Fehler Jedem einleuchten mußten, der nur einmal etwas von der wunderbaren Erfindung des französischen Hauptmanns Minié gehört hatte.

Freilich, wer verstand damals vor dem Auftreten des genialen Wilhelm von Plönnies etwas von der wirklichen Waffenlehre. In Preußen, in Hannover, in Sachsen, in den süddeutschen Staaten und in der Schweiz fanden sich einige Fachmänner, sonst wurde Alles, was mit dem kleinen Gewehre zusammenhing, höchst dilettantenmäßig betrieben. Als z. B. in England der Vorschlag fiel, die „old brown Bess", das Steinschloßgewehr durch ein kleinkalibriges Perkussionsgewehr zu ersetzen, verbot der Herzog v. Wellington kraft seiner (stark mumifizirten) Autorität jede Verminderung des Bleigewichtes der Kugel, da sonst an ein scharfes Gliederfeuer nicht mehr zu denken sei. Erst nach dem Tode des Helden der Peninsula wagten es die Enfielder Konstrukteure, dem neuen gezogenen Infanteriegewehre (M/53) System Minié, ein Kaliber von 14,5 mm zu geben.

Allgemeines Hohnlachen begrüßte die Preußen, als sie es wagten, der Welt eine neue Bewaffnung zeigen zu wollen, und einzig dieser, durch die sonderbarste Kurzsichtigkeit bedingten Nichtachtung hatte es Preußen zuzuschreiben, daß die Zündnadel 1864 und mehr noch 1866 die Welt überraschte. Hören wir nur, wie einige Zeitgenossen urtheilten.

Da ist z. B. der belgische Artilleriehauptmann F. Gillion, dessen „Cours élémentaire sur les armes portatives" zu Lüttich im Jahre 1856 erschien. Er beschreibt das Gewehr, welches in der Lütticher Staatswaffenfabrik vorlag, und nach den Details zu urtheilen, handelte es sich wirklich um ein Originalzündnadel. Auch die Patrone entspricht dem Muster Dreyse's, nur das Geschoß ist nicht von eiförmiger Gestalt. Es bildet vielmehr einen Kegel, dessen Basis eine Kugelkappe ist. Nun heißt es (Seite 345): „Des essais comparatifs faits avec cette arme et la carabine à tige belge (lançant une balle cylindro-ogivale de 49 gr), ont prouvé la grande supériorité dans le tir de cette dernière arme sur la prussienne. Ce résultat était facile à prévoir en comparant les poids et les formes des deux balles. — — — Le systéme prussien a été notablement amélioré par des armuriers de Liége, entre autres par Magnée mécanicien à la manufacture d'armes de l'Etat, mais malgré ces modifications, il est resté trop compliqué pourêtre employé utilement comme arme de guerre." — (Es war besonders Cäsar Rüstow, der 1866 fiel, welcher sich über diese „blague" empört zeigte. Freilich, er wußte am besten, was von den Lütticher „Verschlimmbesserungen" zu halten gewesen ist.)

Der Engländer, General Sir Howard Douglas, ein Mitglied der Kommission, welche seit 1851 die Neubewaffnung der englischen Infanterie durchführte, gelangte zu dem Ausspruche:

„Es bedarf nur einer Prüfung der Abbildung, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß, was auch in anderer Hinsicht die Vorzüge sein mögen, das Nadelgewehr zu komplizirt und zu zerbrechlich für eine allgemein einzuführende Infanteriewaffe sei. Sollte es aber auch möglich sein, die Konstruktion dieses Gewehrs zu vereinfachen und dadurch namentlich das Entweichen von Gas zu verhindern, so mag es vielleicht eine brauchbare Waffe für einzelne sehr erfahrene und kundige Leute sein."

Welches Vertrauen eine Waffenprüfungskommission verdient, die Gewehrsysteme auf ungenaue Abbildungen hin beurtheilt, das darf füglich dem Ermessen eines jeden gewissenhaften Mannes überlassen bleiben. Dennoch, England war wenigstens im Jahre 1865 so weit, neben den norddeutschen Staaten, die zukünftigen Ereignisse mit einem kriegsbrauchbaren Hinterlader (umgeändertes Enfield-Gewehr M/53/65 nach Snider: sogen. Tabatière-Verschluß) in der Hand erwarten zu können. Es muß jedoch hinzugefügt werden, daß diese Aenderung keineswegs durch das Beispiel Preußens bedingt werde, sondern vielmehr durch die gewaltigen Fortschritte der Waffentechnik während des nordamerikanischen Bürgerkrieges (1861/65), in dem sich der praktische, aber unvermittelte Sprung von der glatten Perkussionsmuskete zum Repetirer mit Metallpatronen vollzog.

Der bayrische Artilleriehauptmann Schmölzl, der 1851 eine „Ergänzungswaffenlehre" herausgab und in Süddeutschland als Autorität verehrt ward, ehe W. v. Plönnies und Podewils mit ihren theoretischen und praktischen Arbeiten hervortraten, fällte ebenfalls ein Anathem: — — — „Die Erfahrung lehrt, daß der linke Arm, welcher während der ganzen Manipulation des Ladens und Abfeuerns die Stütze des Gewehrs im Schwerpunkte bilden muß, alsbald zu sehr ermüdet, um für die Dauer noch auf eine ruhige Haltung im Anschlage rechnen zu können . . . (Achtzehn Jahre später besaß Bayern das genial konstruirte Werdergewehr, M/69. Was hätte wohl Herr Hauptmann S. gesagt, wenn er erfahren, daß man dem „ermüdenden" Mannesarm noch eine doppelte Zeigefingerbewegung zum Abfeuern und Entfernen der ausgeschossenen Hülse zumuthete!) — — — Die Anwendung des Prinzips der Kammerladung erscheint daher nur in jenen Fällen als vortheilhaft gerechtfertigt, wo durch die Verhältnisse kein andauerndes Feuer geboten ist oder wo besondere Mittel zum Auflegen des Gewehrs vorhanden sind, wie das erstere beim Gebrauche der Feuerwaffen der Reiterei und das letztere bei Anwendung der Wallgewehre der Fall ist."

Die immer und immer wiederholten Vorwürfe, welche die Taktiker dem Dreyse-Gewehre machten, sind allgemein bekannt: „Durch die Möglichkeit des leichten und schnellen Ladens wird man nur zu leicht, namentlich im zerstreuten Gefechte, zu einer höchst nachtheiligen Munitionsverschwendung

verleitet, ohne eine entsprechende Wirkung zu erzielen, worüber der 1849 in Dresden stattgefundene Kampf das Zeugniß liefert."

In der That hatte während der blutigen Maitage im Elb-Florenz so etwas wie Munitionsverschwendung sich gezeigt — aber, es zeugt doch von einer blinden Voreingenommenheit, welche durchaus nicht sehen will, daß man anormale Verhältnisse wie dies ein Straßenkampf und zugleich noch wenig mit der Waffe vertraute Truppen sind, zur Begründung eines absprechenden Urtheiles heranzieht.

Gerade die Furcht, eine minder fest in der Hand der Führung liegende Truppe neige zur Munitionsverschwendung, bewog auch die schweizerische Eidgenossenschaft, deren Behörden seit 1847 die Neubewaffnung der Infanterie planten, von der Hinterladung ganz abzusehen. Ueberdies war man der festen Ansicht, daß der gezogene Vorderlader unter sonst gleichen Bedingungen dem Hinterlader in ballistischer Hinsicht weit überlegen sei. Noch 1860 erklärte ein eidgen. Oberst pathetisch: „Niemals wird ein schweizerischer Scharfschütz' mit einem Hinterlader in's Feld ziehen!" Sieben Jahre später war der Mehrlader (System Vetterli), dessen Zylinderverschluß auf der Grundidee Dreyse's aufgebaut war, bereits als die einzig mögliche Handfeuerwaffe der Zukunft von den Bundesbehörden bezeichnet worden.

Es ist bekannt, daß das „Rache für Sadowa" brütende Frankreich schon am 3. August 1866 das Danaërgeschenk erhielt, welches sich „Fusil Modèle 1866" nannte und als eine eigentliche Verballhornung des preußischen Gewehres aufgefaßt werden mußte. In der Armee fand das System Chassepot weit weniger Anklang wie in der öffentlichen Meinung, aber nur die Wenigsten tadelten das an ihm, was wirklichen Tadel verdiente. Wie Wellington an seiner old brown Bess sich festklammerte, so glaubte der französische Troupier das Arcanum des Sieges mit dem Minié herzugeben. Noch sonderbarer war der im „Spectateur militaire" von 1867 erhobene Vorwurf, welcher die Erfindung Dreyses als eine einfältige, hirnverbrannte Idee bezeichnete, welche den Staaten Milliarden kosteten. Genug, die Vorgänge von 1870 erfahren auch dadurch eine gewisse Beleuchtung, daß die kaiserliche Armee thatsächlich nur geringes Vertrauen in ihre Schnellfeuerwaffe setzte, daß die Begeisterung dafür ein Strohfeuer gewesen war, dessen Material der Pariser „à Berlin" brüllende Pöbel geliefert hatte.

Dennoch, es hat auch außerhalb Preußens denkende Soldaten gegeben, welche den Werth der Zündnadel erkannten. In der vordersten Reihe unter ihnen stand der Capitain und Companie-Chef im Königlich Hannoverschen Garde-Jäger-Bataillon, William Hounsell Gündell, der schon 1851/52 in seinem Leitfaden: „Die Feuerwaffen der Königlich Hannoverschen Infanterie" das Zündnadelgewehr genau beschrieb und abbildete. Er sagte (Seite 203): „Im Allgemeinen sind die Ansichten, welche man über das Zündnadelgewehr aussprechen hört, sehr verschieden, was wohl theils seinen Grund darin hat,

daß mancher ein Urtheil über dasselbe fällt, ohne das Gewehr genau zu kennen, theils aber auch, daß man die bisher gemachten Erfahrungen einerseits als genügend, andererseits als nicht genügend ansieht. — Da nun die Ansichten so verschieden sind, so sollte man sich nicht durch die eine oder andere zu einer voreiligen Beurtheilung verleiten lassen, sondern die Waffe erst genau und ohne Vorurtheil prüfen, ehe man sie verwirft oder unbedingt als gut anerkennt. Die Einführung dieses neuen Gewehrs bei der Preußischen Armee spricht sehr für die Waffe, und kann man zugleich annehmen, daß die Preußen das Gewehr am genauesten kennen und die meisten Erfahrungen mit demselben gemacht haben."

W. H. Gündell scheint überhaupt viele Anstrengungen gemacht zu haben, um dem System Dreyse oder ein ihm nahe verwandtes, bezw. nachgeahmtes (z. B. von Dörsch und Baumgarten in Suhl) Eingang in die hannöversche Armee zu verschaffen; er erfand auch eine weniger kompendiöse Patrone, bei der der Führungsspiegel des Geschosses fortfiel und die Zündpille im Boden des Projectiles saß. Seine Anstrengungen wurden nicht von Erfolg gekrönt, aber eine eigenthümliche Schickung fügte es, daß, als sich die feindlichen Brüder bei Langensalza gegenüberstanden, auch ein Theil der vom General v. Fließ befehligten Preußen großkalibrige, gezogene Vorderlader (System Minié M/39/55) führten, indeß man in Hannover seit 1865 berathen hatte, ob man nicht doch zum Zündnadelgewehr (kleineren Kalibers und mit Rückwärtsspannung des Verschlusses) übergehen solle.

Es sind vornehmlich zwei Umstände gewesen, die das außer Acht lassen der Dreyse-Waffe erklärlich machen: die vollkommene Unkenntniß über die wahren Grundlagen der preußischen, militärischen Ausbildung und die für das Infanteriegefecht erlassenen Vorschriften. Endlich wußte man in Preußen auch das Muntionsgeheimniß wirksam zu schützen. Noch 1864 z. B. waren nur höchst allgemeine Andeutungen über die Explosivmasse der im Spiegel eingelegten „Zündpille" in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Seit dem Feldzug in den Herzogthümern waren die deutschen Staaten etwas aus ihrer Lethargie aufgerüttelt worden, die sie im Hinblicke auf die Waffenfrage bis dahin hatten erkennen lassen. Man studirte die Hinterlader, aber nicht etwa brauchbare Modelle, sondern vielfach recht unpraktische Transformirungssysteme, da die verschiedenen Regierungen nicht gut mit leichtem Herzen die kostbaren Bestände der eben erst eingeführten gezogenen Gewehre zum alten Eisen werfen konnten und wollten. So spukte in Baden das System Terry, in Bayern und Oesterreich das System Lindner, welches dem erstgenannten einfach nachgebildet erschien und welches sich als ein wenig leistungsfähiger perkussionirter Hinterlader (mit getrennter Papierpatrone und Kapselzündung) gab. Daß man unter solchen Umständen wenig von der Hinterladung hielt, darf nicht Wunder nehmen. Ueberdies glaubte gerade

die Kaiserliche Infanterie mit dem Reglement von 1861/62, das die Stoßtaktik vorschrieb und bei Veile und Jagel siegreich gewesen war, die Feuerprobe günstig mit der Neuerung bestanden zu haben. Als 1865/66 doch wieder Zweifel auftauchten, ob man die taktischen Lehren von 1859 richtig erkannt, da ist es zu spät gewesen Abänderungen zu treffen. Man mußte den Feldzug mit falschen Ansichten und mit einer veralteten Infanteriebewaffnung bestehen; der Ausgang konnte demnach nicht zweifelhaft sein für Jene, welche die preußische und österreichisch-süddeutsche Armee genau kannten.

Der Entwurf des Exerzirreglements für die preußische Infanterie vom Juli 1843 und die endgiltige Redaktion desselben vom 25. Februar 1847 verrathen wenig, daß sie für Truppen entworfen sind, welche eine schnell feuernde Hinterladungs-Handfeuerwaffe führen sollten. Das ist erklärlich; denn ihre Entstehung fällt in die Zeit, da es noch nicht über allen Zweifel erhaben war, daß die Zündnadel die alte, glatte Muskete ersetzen werde.

Die taktische Forschung ruhte jedoch niemals und alljährlich sahen die Exerzirplätze und Manöverfelder neue Formen entstehen.

Im Anfange legten die maßgebenden Stellen noch immer Werth auf das feine Schießen bei möglichst großen Entfernungen. Bald ging man aber ganz von diesen Grundsätzen ab, die deutlich die Anlehnung an das Positions-Schützenwesen vergangener Tage zeigten und das den übrigen Heeren ausnahmslos bis 1866 blieb. Seit 1854 war man sich über den Mechanismus der Bewegungen in der Schützenlinie vollkommen klar und schon das folgende Jahr kam die Verordnung heraus, welche die vom gesammten Auslande angezweifelte Ueberlegenheit des Zündnadelgewehrs über die Miniéwaffen ausdrücklich in klaren Worten feststellte. Als der Krimkrieg zu Ende ging und alle Welt in den französisch-englischen Waffen die höchste Entwicklung zu erschauen glaubte, wußte man in Preußen, welchen kostbaren Schatz die Infanterie besäße. Das ergab das felsenfeste Vertrauen in die Superiorität und aus ihr resultirten nicht zum mindesten die Erfolge von 1864 und 1866, ja selbst von 1870/71; denn noch in diesem Kriegsjahre war der Mann in Preußen unzweifelhaft davon überzeugt, daß sein solides Zündnadelgewehr allen fremden Handfeuerwaffen überlegen sei.

Von Dreyse bis Mannlicher und Cárcano ist's anscheinend ein weiter Sprung, aber wie gering giebt sich diese Thatsache, wenn wir bedenken, daß jener schlichte Mann der Arbeit an einen Hinterlader dachte, als noch alle Welt den Uebergang vom Steinschloßgewehr zur Perkussionsmuskete für den wichtigsten Fortschritt der Waffentechnik ansah.*) Und dann, es möge nicht

*) Im Jahre 1840 konstatirte der (spätere) eidg. General G. H. Dufour in seinem Lehrbuche der Taktik, „daß das neu erfundene Munitionsgewehr mit Kapselzündung nichts mehr zu wünschen übrig lasse“.



vergessen werden, alle Konstrukteure der modernen Zylinderverschlüsse mit Selbstspannung, gleichviel, ob Doppelgriff oder Geradzug dabei in Anwendung kommen, sie stehen alle auf der Basis der Dreyse'schen Erfindung. — —

Das sichert dem Mann von Sömmerda allein ein Andenken, so lange man kriegsbrauchbare kleine Feuerwaffen erstellen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg in Ostasien.*)

(Fortsetzung.)

Durch die entscheidenden Kämpfe am 2., 3. und 4. März waren die chinesisch-mandschurischen Truppen unter Liu-kung-Yi nach schwerem Verlust aus der starken, taktisch wie strategisch hervorragend wichtigen Stellung am unteren Laufe des Ljaoho verdrängt worden. Das Heer des genannten Vizekönigs, welchem man in Peking die Rettung der chinesischen Waffenehre oder wenigstens einen zeitweiligen erfolgreichen Widerstand gegen das siegreiche Vordringen des Feindes zugetraut hatte, war zersprengt. Die Trümmer flohen in Richtung auf Schan-hai-kwan längs der Küste des Golfes von Ljao-tong, einzelne Theile waren nordwärts auf Mukden abgedrängt worden. Thatsächlich bestand seit dem Treffen von Niu-tschuan (4. März) außerhalb der Grenzen des eigentlichen Chinas kein Heer mehr, von dem auch nur einige Widerstandskraft zu erwarten war. Die südliche Mandschurei, d. h. die ganze Provinz Schin-king sammt ihrer Hauptstadt Mukden, lag offen und schutzlos vor der Armee Nodsu's. Dem Marsch der letzteren auf Schan-hai-kwan stand kein Hinderniß entgegen. China sah sich nunmehr nach Verlust seiner Außenländer und aller gegen den japanischen Angriff vorgeschobenen Stellungen auf die Vertheidigung der Provinz Petschili und der kaiserlichen Hauptstadt Peking beschränkt. Allerdings betrug, wie wir gesehen, die Masse der um Schan-hai-kwan, Taku, Tientsin und Peking vereinigten oder in Versammlung begriffenen Streitkräfte über 200 000 Mann, doch ließen Organisation, Führung und Bewaffnung dieser ungeordneten Schaaren soviel zu wünschen übrig, daß auf erfolgreichen Kampf gegen einen allgemeinen japanischen Angriff schwerlich noch gerechnet werden konnte. War der Krieg

*) Siehe April-Heft 1895 der „Neuen Militärischen Blätter."

moralisch bereits durch die ersten Zusammenstöße auf koreanischem Boden im Sommer 1894 und faktisch durch die Einnahme von Port Arthur und Wei-hai-wei zu Ungunsten Chinas längst entschieden, so sah sich dieses nach Vernichtung des in der Südmandschurei versammelten Heeres der letzten Möglichkeit aussichtsvoller Gegenwehr beraubt.

Die Einnahme von Niu-tschuan und des zu dieser Stadt gehörigen Hafenplatzes Jing-tse gewährte dem japanischen Nordheer — wie wir die Armee Nodsu's kurz bezeichnen wollen — einen Stützpunkt, den es seit Monaten empfindlich entbehrt hatte. Niu-tschuan und Jing-tse, seit 1858 als Vertragshäfen dem europäischen Handel geöffnet, haben zwar in den letzten Jahren in Folge der unsicheren Zustände der inneren Mandschurei an Bedeutung wesentlich verloren; außerdem haben der veränderte Lauf und die zunehmende Versandung des Liao-ho Niu-tschuan mehr und mehr des Charakters als Küstenstadt beraubt. Trotzdem ist Niu-tschuan noch immer der wichtigste Handelsplatz der Ackerbau treibenden südlichen Mandschurei, welche namentlich Hülsenfrüchte in erheblichen Mengen nach den Häfen des mittleren und südlichen Chinas ausführt. Thatsächlich fanden die Japaner so große Massen von Verpflegungsgegenständen in Niu-tschuan und Jing-tse, daß sie, zumal auch die Umgebung dieser Städte gut bebaut und reich an Vieh ist, Monate lang aus den Vorräthen des Landes leben können. Der Hafen von Jing-tse pflegt Ende März, spätestens Anfang April, eisfrei zu werden. Um diese Zeit könnte, falls ein Marsch der japanischen Nordarmee längs der öden Küste gegen die natürlich starke, durch Erdwerke befestigte Stellung von Schan-hai-kwan nicht beabsichtigt wird, das Heer Nodsu's in Jing-tse eingeschifft werden, um an der Küste von Petschili zu landen.

Nach der Einnahme von Niu-tschuan waren die japanischen Streitkräfte folgendermaßen vertheilt*):

1. Nordarmee, General Nodsu, in Niu-tschuan und Jing-tse, Vortruppen gegen Mukden und Tsin-tschu vorgeschoben.

Zusammensetzung:

3. Infanterie-Division Katsura;

5. „ „ Tatsumi;

1. „ „ Yamagi (von der II. Armee zugetheilt).

Stärke (einschließlich Etappenformation): 55 000 Mann.

2. Armee des Marschalls Oyama bei Fu-tschu und Port Arthur, überhaupt in der Südwestspitze der Halbinsel Liao-tong.

Zusammensetzung:

4. Infanterie-Division;

1/2 6. „ „ (12. Infanterie-Brigade, 6. Kavallerie-6. Feldartillerie-Regiment, 6. Geniebataillon).

Stärke (einschließlich Etappenformation): 25 000 Mann.

*) Hiernach sind die Angaben des Aprilheftes (Seite 333, Anmerkung 1) zu berichtigen.

Somit standen Anfang März 1894 rund 80000 Mann — aktive, durch reichlichen, sofortigen Nachschub ergänzte Truppen — auf chinesischem Boden, eine im Verhältniß zu den errungenen Erfolgen geringe Streitmacht, wenn man hierbei die kolossale Masse des chinesischen Reiches in Erwägung zieht, dem bisher eine Abwehr nirgends gelungen war.

Auf der Halbinsel Korea dürfen wir um dieselbe Zeit 15000 bis 20000 Mann japanischer Truppen, wohl ausschließlich Formationen aus den jüngeren Jahrgängen des ersten Aufgebots der Territorialarmee, annehmen. Diese Kräfte, verstärkt durch etwa 10000 Mann koreanischer Truppen, die eben erst nach japanischem Muster und wahrscheinlich auch durch japanische Führer aufgestellt worden waren, hatten die wichtigsten Hafenplätze zu besetzen, die immer noch unruhigen Stämme im Süden des Landes niederzuhalten und die Nordwestgrenze des Königreichs gegen mandschurische Streifschaaren zu schützen. Im Uebrigen waren die Japaner faktische Herren des Landes. Neben dem Schattenkönigthum des koreanischen Herrschers stand als thatsächlich ausführende Gewalt das japanische Generalgouvernement, welches in der bewährten Hand des umsichtigen und energischen Grafen Inuye lag.

In der Heimath befanden sich, für weitere Operationen vorsorglich zurückgehalten, Anfang März an aktiven Truppen:

die Division der kaiserlichen Garde,
die 2. Infanterie-Division,
die 11. Infanterie-Brigade.*)

Rechnet man die Kopfstärke dieser Truppen, einschließlich der ihnen zu Etappenzwecken u. s. w. reichlich beigegebenen Formationen, auf rund 40000 Mann und nimmt man die in Japan selbst noch zur Verfügung stehenden, sowohl mobilisirten wie nicht mobilen Territorialtruppen**) auf 110000 Mann an, so ergiebt sich mit annähernder Richtigkeit folgende Kräfteberechnung, welche zur Beurtheilung der künftigen Absichten der japanischen Kriegsleitung und im Hinblick auf etwaige Verwickelungen mit

*) Die 12. Infanterie-Brigade mit der Kavallerie, Artillerie u. s. w. der 6. Infanterie-Division befand sich seit Oktober 1894 auf der Halbinsel Liao-tong, wo sie an der Einnahme von Port Arthur rühmlichen Antheil genommen hatte.

**) Die Aufgebote der Territorialarmee sollen im Allgemeinen nur innerhalb des eigenen Landes in Thätigkeit treten, doch scheint die Regierung bei besonderem Bedarf kein Bedenken zu nehmen, zunächst das erste Aufgebot auch außer Landes, vorläufig zu Besatzungszwecken auf Korea, zu verwenden. Angesichts der großen kriegerischen Begeisterung, welche alle Schichten des japanischen Volkes mächtig ergriffen hat, konnte die Regierung diese Maßregel sehr wohl treffen. Nach übereinstimmenden Berichten ist der Andrang von Freiwilligen zur Aufnahme in die außer Land gehenden Truppen so stark, daß die Behörden wiederholt einschränkende Bestimmungen erlassen mußten.

den Seemächten gerade in der gegenwärtigen Kriegslage von Interesse ist:

1. aktive Truppen auf chinesischem Gebiet	80 000	Mann,
2. „ „ in der Heimath	40 000	„
3. Territorialtruppen in Korea	20 000	„
4. „ in der Heimath	110 000	„
Im Ganzen	250 000	Mann.*)

Ueber die weiteren Absichten Japans liegen bei der klugen und vorsichtigen Geheimhaltung, deren sich die japanische Heeresleitung hinsichtlich ihrer Pläne bisher befleißigt hat, authentische Nachrichten nicht vor. Die allgemeine Stimmung des Volkes, ausgedrückt durch eine in patriotischer Begeisterung erregte und vielfach überreizte Presse, fordert ungestüm den Angriff gegen Peking und die Eroberung weiterer chinesischen Provinzen; sie nennt sogar schon den Prinzen Komatsu als Befehlshaber der gegen Peking bestimmten Armee. Thatsächlich entziehen sich die militärischen und politischen Pläne Japans jeglicher Vorausberechnung, und es ist unmöglich, Schlüsse für künftige Operationen aus der derzeitigen Gruppirung der Streitkräfte zu ziehen. Es steht nur eines fest, daß Japan über Truppen, Schiffe und alle anderen Hülfsmittel in ausreichendem Maße verfügt, um jede zur weiteren Niederwerfung seines Gegners gebotene Operation unverweilt unternehmen zu können.

Der Kampf bei Niu-tschuan war vorläufig die letzte Aktion auf dem nördlichen Kriegsschauplatz. Zwar erschien am 19. und 21. März ein kleines

*) Hierzu tritt die Deckung der durch den Krieg entstandenen Abgänge, die theils durch außerterminlich eingestellte Freiwillige, theils durch vorgreifende Einberufung der nächsten Rekrutenquote leicht ausgefüllt werden konnten. Japanische Quellen berechnen die Einbuße der operirenden Truppen an Todten, Verwundeten und Kranken für die Zeit vom Juli 1894 bis Anfang März 1895 auf rund 20 000 Köpfe. Nach amtlichem Bericht betrug der Abgang durch Tod:

im Kampf gefallen	541	Offiziere und Mannschaften,
an Wunden später gestorben	131	„ „ „
an Krankheiten gestorben	981	„ „ „
Im Ganzen	1653	Offiziere und Mannschaften.

Diese Angabe bezieht sich allerdings nur auf die Zeit vom 21. September 1894 bis 8. März 1895. Rechnen wir die Kämpfe von Asan (Juli 1894) und von Pjöng-Jang (September 1894) hinzu, so dürfte in runder Zahl ein Verlust an Gestorbenen von 2000 Mann kaum zu hoch gegriffen sein. Sonach beträgt — 100 000 Japaner in China und Korea angenommen — der Gesammtabgang 20 pCt. der wirklichen Stärke. Von dem Gesammtverlust entfallen 10 pCt. auf Gestorbene. Die Einbuße durch Krankheiten ist wesentlich höher als diejenige durch die Wirkungen der Kämpfe selbst, was sich aus den außerordentlichen Unbilden des winterlichen Klimas ergiebt. Das Auftreten der Cholera seit Mitte März ist in obigen Angaben noch nicht berücksichtigt.

japanisches Geschwader, anscheinend vier Schiffe zählend, vor Schan-hai-kwan und Taku und unterzog die vor der Barre des letztgenannten Hafens ankernden Fahrzeuge einer Untersuchung auf Kontrebande (Patronen). Das Erscheinen der japanischen Kreuzer, welches mit dem gerüchtweise gemeldeten Vormarsche Nodsu's von Niu-tschuan her zusammenfiel, rief längs der ganzen Küste von Petschili ernste Besorgnisse vor einer japanischen Landung hervor. Indessen erwiesen sich diese Befürchtungen als unbegründet, denn die eingeleiteten Verhandlungen führten zum Waffenstillstand und setzten den Feindseligkeiten in den nordchinesischen Küstenländern zunächst ein Ziel.

Der Tsungli-Yamen, der oberste Staatsrath zu Peking, hatte bereits Ende Dezember 1894 die Entsendung einer außerordentlichen Botschaft nach Japan zur Anknüpfung von Verhandlungen beschlossen. Ende Januar 1895 trafen zwei chinesische Bevollmächtigte zu Hiroschima, dem derzeitigen Sitz der japanischen Regierungsgewalt, ein, nachdem die Vertreter der nordamerikanischen Union in Peking und Tokio die einleitenden Schritte zum Beginn der Unterhandlungen gethan hatten. Letztere begannen am 2. Februar, gerade zur Zeit, als bei Wei-hai-wei der Untergang der chinesischen Flotte nur noch eine Frage von kürzester Frist war und als die Operationen in der Mandschurei durch die Kälte in's Stocken gerathen waren. Es lag auf der Hand, daß Japan damals unmöglich in eine Unterbrechung der Feindseligkeiten willigen konnte, da ihm an zwei Punkten des Kriegsschauplatzes große und entscheidende Erfolge in sicherer Aussicht standen. Aber auch China meinte es damals mit seinem Bedürfniß nach Frieden schwerlich ernst. Dies ging ganz deutlich aus den Instruktionen hervor, welche die Zentralgewalt in Peking ihren Sendboten mitgegeben hatte. In der ersten Besprechung zwischen den Vertretern der japanischen Regierung und den chinesischen Bevollmächtigten ergab sich der überraschende Umstand, daß die Vollmachten der letzteren von einer Unvollständigkeit waren, welche jede weitere Verhandlung werthlos machte. Die Abgesandten erwiesen sich als vollkommen machtlos, wichtige Entschlüsse zu fassen, ohne vorerst in jedem einzelnen Falle um Instruktionen, bezw. um Einwilligung in Peking nachzusuchen. In Folge dessen weigerten sich die japanischen Minister, mit diesen Abgesandten überhaupt in Beziehungen zu treten, und hoben die Sitzung mit der Erklärung auf, daß ihre Regierung die Verhandlungen hiermit als endgültig abgebrochen betrachten müsse. Japan war zu diesem Schritt zweifellos umsomehr vollberechtigt, als der schwankenden Staatsgewalt Chinas gegenüber, welche auch im Kaiser und im Tsungli-Yamen nur einen unvollkommenen Ausdruck fand, besondere Vorsicht geboten sein mußte. Allem Anschein nach kam es China bei Einleitung dieser Verhandlungen weniger auf greifbare Erfolge als darauf an, den Umfang der japanischen Friedensbedingungen kennen zu lernen bezw. zu ermitteln, unter welchen Voraussetzungen Japan in eine zeitweilige Unterbrechung der Feindseligkeiten willigen würde. [illegible] die

Einzelheiten der japanischen Forderungen bekannt und hatten — was von großer Wichtigkeit für die Gestaltung der ostasiatischen Dinge sein mußte — die Seemächte Stellung zu den japanischen Ansprüchen genommen, so konnte China immer noch in ernstgemeinte Verhandlungen eintreten. Diese Absichten scheiterten an dem Mißtrauen der japanischen Regierung, die zwar ihre Bereitwilligkeit zur Anbahnung von Friedensverhandlungen betonte, aber ausdrücklich unzweifelhaft autorisirte Bevollmächtigte verlangte, bevor die Frage über die Unterbrechung der kriegerischen Operationen gestellt werden könne.

Am 4. Februar begaben sich die chinesischen Gesandten von Hiroschima nach Nagasaki und wurden am 12. telegraphisch nach China zurückberufen.

XI. Der Waffenstillstand. (März—April 1895.)

Der Abbruch der Friedensverhandlungen und die Zurückberufung der chinesischen Bevollmächtigten fielen gerade in eine für China kritische Zeit. Wei-hai-wei war gefallen, die chinesische Nordflotte in der Hand der siegreichen Japaner. Eine Katastrophe bei Niu-tschuan stand unvermeidlich bevor. Nichts konnte die gesammten japanischen Heere von einem Angriff auf Peking abhalten. Der kaiserliche Hof mußte vielleicht schon in nächster Zeit vor dem drohenden Ansturm des Feindes die Hauptstadt räumen. Diese Flucht vor den Barbaren aber konnte dem „Sohne des Himmels" leicht verhängnißvoll werden und zum Sturze der ohnehin wenig geliebten Mandschu-Dynastie führen. Schließlich lag die ganze südchinesische Küste wehrlos vor der übermächtigen japanischen Flotte, denn nach dem lauen Verhalten Englands schien es sehr zweifelhaft, ob die Seemächte Schritte zum Schutze chinesischen Gebiets thun würden.

So blieb der chinesischen Regierung, die vermuthlich die Vertreter der Mächte vertraulich um Rath gefragt hat, nichts übrig, als erneut in ernstlich gemeinte Verhandlungen einzutreten und einen Bevollmächtigten nach Japan zu entsenden, dessen Persönlichkeit allein schon die Gewähr bot, daß die vollziehende Gewalt des Reiches in ihm ihren wirklichen Ausdruck fand.

Unter allen chinesischen Staatsmännern war Li-Hung-Chang die für diese entscheidend wichtige Sendung die einzig geeignete Persönlichkeit. Schon einmal, 1885, hatte er, der allmächtige Vizekönig der Nordostprovinzen und Gebieter über eine moderne Kriegsflotte, seinen Kaiser durch diplomatische Umsicht und kluges Wägen aus den kriegerischen Verwickelungen mit Frankreich so herausgezogen, daß Chinas Machtlosigkeit damals geschickt verdeckt wurde und das Reich so gut wie unbesiegt aus diesen Wirren hervorging. Als der Krieg mit Japan ausbrach, war er es allein, der dem moralisch wie physisch überlegenen Gegner Schiffe, Truppen und Befestigungen entgegenzusetzen vermochte. Als dann seine Streitmittel — die

einzigen, deren sich China rühmen konnte — zusammengebrochen waren, suchte die altchinesische Partei am Hofe zu Peking den fremdenfreundlichen Vizekönig zu verdächtigen, und thatsächlich fiel dieser nach dem Verluste von Port Arthur in offizielle Ungnade. Allein letztere war rein äußerlich, denn in Wirklichkeit konnte man Li-Hung-Chang nicht entbehren, und so blieb er, wiewohl seiner Ehren entkleidet, thatsächlich nach wie vor die Seele des Widerstandes und der Kriegführung. Schon nach wenig Wochen stellte es sich heraus, daß Li-Hung-Chang's offizielle Nachfolger noch viel weniger befähigt waren, die militärische und politische Leitung unter den schwierigen Verhältnissen zu führen. So trat der Vizekönig stillschweigend wieder in alle seine Würden ein, und als man sich gezwungen sah, dem Sieger als Friedensunterhändler einen Vertrauensmann von Einfluß zu stellen, konnte der Hof zu Peking keine andere Wahl treffen, als diejenige Li-Hung-Chang's.

Mit weitgehender Vollmacht und nahezu souveränen Befugnissen ausgestattet, traf Li-Hung-Chang am 21. März in Schimonoseki*) ein, wo nach Anordnung der japanischen Regierung die Verhandlungen stattfinden sollten.

Ueber Zweck und Inhalt der ersten Verhandlungen liegen nur Andeutungen vor. Dem Vernehmen nach soll die Vereinbarung eines Waffenstillstandes an den hohen Forderungen Japans gescheitert sein, welches als Garantie die Besetzung der Stellungen von Schan-hai-kwan und die Auslieferung der Forts von Taku verlangt zu haben scheint. Immerhin standen die Unterhändler auf dem Punkte, ein Abkommen über die streitigen Fragen zu erzielen, als die Verhandlungen am 24. März jäh durch einen Mordanschlag gegen Li-Hung-Chang unterbrochen wurden. Als Letzterer von der Konferenz mit den japanischen Bevollmächtigten sich in einer Sänfte nach seiner Wohnung zurücktragen ließ, stürzte ein junger Mensch aus der Menge hervor und feuerte aus nächster Nähe auf ihn einen Pistolenschuß ab, welcher Li-Hung-Chang in die linke Wange traf. Dank sorgsamster ärztlicher Behandlung nahm die Heilung der Wunde, welche anfangs für bedenklich angesehen wurde, einen so günstigen Verlauf, daß Li-Hung-Chang, welcher 72 Jahre alt ist, bereits am 10. April einer zweistündigen Verhandlung anwohnen konnte. Der Mordanschlag machte einen peinlichen Eindruck und wurde, obwohl er von einem unreifen, krankhaft überreizten Menschen**) ausging, wohl am unangenehmsten in Japan selbst empfunden.

*) Schimonoseki (auch Akamagaseki) ist eine blühende Stadt an der äußersten Südwestspitze von Nippon, guter Hafen, Endpunkt der Eisenbahn längs der Ost- und Südküste dieser Insel. Die Stadt ist 150 km von Hiroschima entfernt. Ihr gegenüber, nur durch eine ganz schmale Meeresstraße getrennt, liegt der Hafenplatz Moji, von wo die Eisenbahn nach Nagasaki weiterführt.

**) Der Thäter wird Koyama Rokunosuki genannt und soll 21 Jahre alt sein. Von seinem Vorleben weiß man nur soviel, daß er der Klasse der „Soschi“ angehört. Diese „Soschi“ — sagt ein russischer Beurtheiler Japans — bilden eine spezifische, sehr interessante

Der Nationalstolz des in Ehrensachen feinfühligen Volkes war durch den Frevel tief gekränkt. Der japanische Kaiser gab in einem besonderen Erlaß seinem Abscheu über die That Ausdruck und die Volksvertretung sprach ihr Bedauern in einer Resolution aus. Mit vollendetem Takt hatte der Kaiser die allgemeine Stimmung der Nation getroffen, indem er aus eigenstem Antriebe als Entschädigung und Sühne für die geschehene Unbill die Forderung Li-Hung-Chang's ohne Zögern erfüllte und einen Waffenstillstand unter so milden Bedingungen zugestand, als das Interesse Japans nur irgend zuließ.

So kam am 31. März ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand unter folgenden Bedingungen zu Stande:

1. Bis zum 20. April einschließlich tritt Waffenruhe für die chinesischen Provinzen Schin-king, Petschili, Schantung und die anliegenden Meere ein.
2. Von der Waffenruhe ausgeschlossen sind die südchenisischen Gewässer, insbesondere die Insel Formosa.
3. Die Waffenruhe hört auf, sobald innerhalb der für sie vereinbarten Zeit die Friedensverhandlungen abgebrochen werden.
4. Keine der beiden Regierungen soll behindert sein, während des Waffenstillstandes neue Dispositionen über ihre Truppen zu treffen, sofern solche Dispositionen nicht eine Vermehrung der zur Zeit des Beginns der Waffenruhe im Felde stehenden Streitkräfte beabsichtigen.
5. Bewegungen zur See und Transport von Kriegskontrebande sind untersagt. Wird solches trotzdem versucht, so geschieht dies auf die Gefahr des Abfangens, bezw. des bewaffneten Eingreifens der anderen Partei hin.

Erscheinung des modern-japanischen Volkslebens. Unter „Soschi" (das heißt wörtlich „Leute, die immer zu einer verwegenen That aufgelegt sind") versteht man vorzugsweise mittellose Studenten, denen durch Mangel an Geld oder durch andere unglückliche Umstände die Möglichkeit entzogen ist, eine ihrer Bildung entsprechende Laufbahn zu machen. Dieses „gebildete Proletariat" findet in den Gegensätzen, welche das fieberhaft bewegte öffentliche Leben Japans beeinflussen, besonderen Halt. Während einerseits eine starke Reaktion den altjapanischen Einrichtungen zuneigt, drängt andrerseits eine radikale Richtung zu sozialrevolutionären Bestrebungen, die lebhaft an diejenigen des Abendlandes erinnern und ebenso unklar sind wie diese. Die unzufriedenen Elemente der Soschi gehören beiden Extremen an und werden bei den Wahlen mit Vorliebe von den Parteiführern zu Agitationszwecken, nicht selten zu offenen Gewaltthaten gebraucht. Man hat sie deshalb mit „Klienten" des alten Sterns und mit den „Bravi" des mittelalterlichen Italiens verglichen. Es ist somit wohl erklärlich, daß ein verworrener Kopf dieser zweifelhaften Elemente in Li-Hung-Chang ein Hinderniß für den Fortschritt Japans zu sehen glaubte, welches er mit Gewalt zu beseitigen sich berechtigt sah. — Der Thäter wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt, die Polizeibehörde der Stadt gemaßregelt, über letztere der Belagerungszustand verhängt.

Diese Bedingungen enthalten für Japan, unbeschadet der bewiesenen Nachgiebigkeit, zwei nennenswerthe Vortheile, indem den japanischen Operationen bezüglich Formosa*) freie Hand gelassen wurde, und insofern als Japan, welches das Meer unbeschränkt beherrschte, einen Eingriff chinesischer Kriegsschiffe in etwaige japanische Transportunternehmungen nicht zu befürchten brauchte.

Im Uebrigen bleibt ausdrücklich zu berücksichtigen, daß die Erwägungen, welche Japan auf den Waffenstillstand eingehen ließen, der Politik völlig fremd sind. Die ursprünglichen Waffenstillstandsverhandlungen waren bereits so gut wie gescheitert, als der Mikado, wie wir gesehen, dem Waffenstillstand seine Zustimmung ertheilte, um der Oeffentlichkeit einen unzweideutigen Beweis seiner Verurtheilung des auf Li-hung-Chang verübten Mordanschlags zu liefern. In der Sache des Friedens ist trotzdem durch den Abschluß der Waffenruhe an sich so gut wie Nichts gefördert worden, und man wird festhalten müssen, daß zwischen dem rein formalen Entgegenkommen und der Reservirung der sachlichen Gegensätze ein schwer wiegender Unterschied besteht.

Vom Standpunkt Japans aus betrachtet, hatte dieses mit verhältnißmäßig nicht allzu schweren Verlusten in kurzer Zeit Alles erreicht, was füglich erreicht werden konnte. Japan hatte seine Schlagfertigkeit, seine vollendete moderne Militärorganisation, seine ebenbürtige Stellung zu den Kulturstaaten unzweideutig bewiesen und für die Zukunft eine weitere glanzvolle Entwickelung seiner nationalen Kraft in sichere Aussicht gestellt.

China war niedergeworfen und mußte sich hülflos den Forderungen des Siegers fügen, wollte es sich nicht noch schwereren Niederlagen und noch empfindlicheren Verlusten beim Friedensschlusse aussetzen. Somit kam für Japan bei Abmessung seiner Friedensbedingungen die Rücksicht auf die mögliche Fortsetzung des äußersten Widerstandes von Seiten Chinas nicht in Betracht. Dagegen waren in Erwägung zu ziehen:

1. die Stimmung im japanischen Volke selbst,
2. die berechtigten Interessen der Seemächte.

Die Ansprüche der breiten Massen des japanischen Volkes gingen weit über das Maaß hinaus, welches sich die Regierung aus zwingenden politischen Gründen setzen mußte. Abgesehen von den extremen Forderungen, welche nicht ernst genommen zu werden brauchten, wurden auch in den gemäßigten Kreisen Stimmen laut, welche die Regierung zu weitgehenden Ansprüchen drängen wollten und die mit Rücksicht auf die schwierigen Parteiverhältnisse im Parlament nicht gänzlich unbeachtet bleiben durften. „Wir dürfen uns von den hinterlistigen Chinesen nicht noch einmal hinziehen lassen," schrieb

*) Bezüglich der Unternehmung gegen Formosa vergleich Abschnitt XII.

Ende März eine der angesehendsten japanischen Zeitungen. „Es ist nur ein Mittel möglich, um China gefügig zu machen und für lange Zeit zu demüthigen, nämlich — Blut und Eisen. Der Augenblick zum Friedensschluß wird erst gekommen sein, wenn der chinesische Kaiser sich gezwungen sieht, unseren siegreichen Truppen vor den Thoren von Peking mit der Bitte um Frieden entgegenzugehen." Graf Okuma, das Haupt der lieberalen Partei schreibt: „Aus dem besiegten China muß ein neues, zweites Japan auf dem Festlande Asiens entstehen, zunächst wirthschaftlich, später politisch. Japan muß und wird in zwei bis drei Jahrzehnten bereit sein, mit den abendländischen Mächten (d. h. Rußland) um den endgültigen Besitz der Grenzländer Nord- und Nordostchinas zu kämpfen." Diese an sich übertriebenen Aeußerungen enthalten unverkennbar einen Kern tiefer Wahrheit, von deren Berechtigung heute viele Millionen Japaner mit Leidenschaft überzeugt sind.

Zur Wahrung seiner Interessen mußte Japan bei Bemessung der Friedensbedingungen folgende Gesichtspunkte festhalten:

1. Gewinn an Land, um dem Ueberschuß der Bevölkerung, welche gegenwärtig stark nach Australien, den hinterindischen Inseln u. s. w. auswandert, Unterkunft zu gewähren.
2. Besetzung strategisch wichtiger Punkte in den nordchinesischen Meeren (mindestens Port Arthur's), um erneute Unternehmungen Chinas gegen Korea und Japan unmöglich zu machen.
3. Ausnutzung der reichen natürlichen Schätze, der billigen Arbeitskräfte und des enormen Absatzgebiets Chinas durch Japan, bevor die Seemächte den nach dem gegenwärtigen Kriege zu erhoffenden Aufschwung Chinas zu ihrem Nutzen zu verwerthen im Stand sind.

Aus diesen Grundgedanken erklären sich die Friedensbedingungen, welche in der Zeit vom 10. bis zum 13. April von der japanischen Regierung dem chinesischen Bevollmächtigten unterbreitet wurden. Sie lauten:

1. Zahlung einer Kriegsentschädigung von 700 Millionen Yen = nicht ganz drei Milliarden Reichsmark.
2. Anerkennung der Unabhängigkeit Koreas.
3. Abtretung der Insel Formasa mit der Pescadores-Gruppe, sowie der Halbinsel Ljao-tong (südliche Mandschurei) mit Port Arthur.
4. Ausländer erhalten die Erlaubniß, nach China Maschinen aller Art einzuführen, in China Fabriken anzulegen, nach näherer Vereinbahrung mit der chinesischen Regierung Eisenbahnen zu bauen und zu betreiben.
5. Eröffnung einer größeren Anzahl von Häfen und Erschließung des Binnenlandes durch freie Schifffahrt auf den Hauptströmen des mittleren und südlichen Chinas.*)

*) Der letztere Punkt ist von ganz außerordentlicher Tragweite, wenn man bedenkt, daß das dem internationalen Verkehr zu erschließende Gebiet durchaus Kulturland ist und

Wir halten uns auch im Rahmen dieser Darstellung für berechtigt, vorstehende Forderungen einer kurzen Würdigung zu unterziehen, weil sie, über die Grenzen Ostasiens hinaus, folgenschwer in die Machtstellung und den Welthandel Europas eingreifen werden, ganz abgesehen davon, daß Verwickelung mit europäischen Mächten — vornehmlich mit Rußland — auf Grund der angedeuteten Friedensbedingungen nicht ausgeschlossen sind.

Die Erwerbung der Insel Formosa mit den Pescadores und die Einverleibung der Halbinsel Ljao-tong mit Port Arthur sichern Japan die unbeschränkte Herrschaft über alle chinesischen Meere zu. Bei der großen Entwickelungsfähigkeit der japanischen Streitkräfte, welche nach Abschluß des Krieges den Ausbau der Panzerflotte erwarten läßt, wird es Japan nicht schwer werden, aus Port Arthur ein „Gibraltar des fernen Ostens“ zu machen, wie unlängst eine englische Zeitung meinte, und hierdurch den Zugang durch die Petschili-Straße nach Tiantsin und Peking völlig in seine Hand zu bringen. Die Besitznahme und Verstärkung von Port Arthur ist aber zugleich ein beachtenswerther Gegenzug gegen die oft betonte Absicht Rußlands, einen möglichst südlich gelegenen, eisfreien Kriegshafen in Korea zu erwerben.*) Die Pescadores-Gruppe**) sperrt die Durchfahrt durch die schmale und schwierige Fokin- oder Formosa-Straße zwischen der Insel Formosa und dem Festland. Sie beherrscht deshalb den gesammten Seeverkehr längs der chinesischen Küste von Canton und Hongkong bis Schanghai. Eine japanische Flotte, gestützt auf die Befestigungen der Pescadores-Gruppe, wäre deshalb wohl in der Lage, selbst einer europäischen Seemacht den Eintritt in die Gewässer des mittleren Chinas nachhaltig zu verwehren.

Noch wichtiger als diese strategischen Rücksichten sind aber die handelspolitischen Fragen, welche sich aus den beiden letzten Forderungen Japans ergeben.

Zwar betont Japan, daß es bei der geforderten Erschließung Chinas keinerlei handelspolitische Vortheile für sich allein in Anspruch nehmen wolle, welche die übrigen mit China durch Handelsverträge verbundenen Mächte nicht ebenso gut genießen würden. Thatsächlich aber stellt sich China, wenn es auf die angeführten Forderungen eingeht, unter die Bevormundung Japans. Hierin liegt die weltbewegende Bedeutung des ostasiatischen Krieges, welche nicht mehr, auch nicht durch Gewaltmaßregeln abzuwenden ist. Japan be-

---

eine Bevölkerung von mindestens 200 Millionen Menschen enthält. Die Erschließung würde namentlich den Lauf des Jang-tse-kiang und alle Länder südlich dieser Wasserstraße bis an die Grenze der französischen Besitzungen in Indo-China umfassen.

*) Dem Anschein nach dürfte Rußland gelegentlich des Friedensschlusses diese seine Absicht verwirklichen. Rußlands Wünsche gehen auf einen Hafen der Brongtton-Bai an der korreanischen Ostküste. Fusan, der bekannte Vertragshafen an der Südküste Koreas, ist so gut wie im faktischen Besitz der Japaner, so daß Rußland schwerlich auf die Erwerbung dieses Platzes rechnen kann.

**) Näheres hierüber vergleich Abschnitt XII.

findet sich den Seemächten gegenüber durch seine kriegerischen Erfolge im Vortheil und scheint entschlossen zu sein, die augenblickliche Gunst seiner Lage auszunutzen. Nach Erfüllung der japanischen Forderungen würde Europa der Wettbewerb in China ganz erheblich erschwert, vielleicht unmöglich gemacht werden, denn Japan würde eine Reihe von Monopolen erhalten, welche auf gewerblichem Gebiet die Konkurrenz Seitens Europas so gut wie ausschließen. Japans Kultur mit Chinas unermeßlichen Hülfsquellen, Japans Intelligenz mit Chinas billigen Arbeitskräften, Japans Reichthum mit Chinas Produktionsfähigkeit würden im Stande sein, in absehbarer Zeit die europäische Einfuhr aus Ostasien zu verdrängen, ja sogar bei den verschwindend geringen Herstellungskosten ihrer Produkte den Wettbewerb Ostasiens auf dem Weltmarkt erfolgreich zur Geltung bringen. Diese enge Verschmelzung Chinas mit Japan bedeutet aber, wie wir gesehen, in Wirklichkeit nichts weiter als die völlige politisch-wirthschaftliche Abhängigkeit Chinas von Japan. Dies kann Europa nicht gleichgültig sein, denn die ostasiatische Kultur wird auf diese Weise geschlossen zu einem Kampfe mit der europäischen gedrängt, welcher der europäischen Industrie schwerwiegende Gefahren bringen muß. Die Annahme der japanischen Friedensforderungen erstreckt somit ihre Wirkung weit über Ostasien hinaus und betrifft in hohem Grade alle handeltreibenden Mächte, welche sich gezwungen sehen, den Vorgängen im fernen Osten mehr denn je volle Aufmerksamkeit zu widmen.

XII. Die Unternehmung der Japaner gegen die Insel Formosa.*)

Die Unternehmung gegen Formosa, welche Seitens der japanischen Kriegsleitung seit längerer Zeit geplant war, konnte zur Durchführung gelangen, sobald nach dem Fall von Wei-hai-wei die japanische Flotte verfügbar geworden war. Daß die Unternehmung überhaupt und dazu noch kurz vor dem Waffenstillstand eingeleitet wurde, läßt darauf schließen, daß Japan die Insel Formosa als Kaufpreis für den Frieden fordern wird.

Die Insel Formosa ist durch die 150 km breite Fokien- oder Formosastraße vom Festland, der Provinz Fokien, getrennt und gehört geographisch zu Japan, zur langen Kette der zahlreichen Inseln, welche sich, mit Formosa selbst beginnend, in mächtigem Bogen längs der ganzen Ostküste Asiens bis nach Kamtschatka hinziehen. Die Insel ist etwa 35 000 qkm groß, entspricht also etwa dem Flächenraum von Württemberg und Baden zusammengenommen. Durch ihre Lage an der Grenze der tropischen Zone — sie liegt unter der Breite von Oberegypten — inmitten des Meeres, welches warme Strömungen, aus äquatorialen Breiten an die Küste spült, hat die Insel ein heißes, feuchtes,

*) Empfehlenswerthe Karte: A. Herrig, Ostasien, 1 : 4,500,000. Carl Flemming, Glogau, 1895, Preis 1 Rmk.

aber durch die Seewinde immerhin gemäßigtes Klima. Sie ist daher von einer ungemein reichen tropischen Vegetation bedeckt, im Osten von mächtigen Urwäldern, im Westen, wo die chinesische Einwanderung den Boden urbar gemacht hat, von vortrefflichen Kulturen (Thee, Zuckerrohr, Reis, Kampher) die erheblichen Werth haben. Von Nord nach Süden wird die Insel, wie von einem Rückgrat, von einem gewaltigen Gebirgszug durchsetzt, dessen schneebedeckte Gipfel bis beinahe 4000 m emporsteigen. Diese Bergkette, welche wenig Uebergänge hat, und schwer zugänglich ist, scheidet die Insel in zwei sehr verschiedenartige Gebiete. Der östliche Theil ist noch heute mit Urwald bedeckt, hat keine Häfen an seiner steilen, bergigen Küste und wird von wilden, unabhängigen Malayenstämmen bewohnt, die auf niedrigster Kulturstufe stehen und zum Theil dem Kannibalismus ergeben sein sollen. Ganz anders die dem chinesischen Festland zugekehrte Westküste. Hier ist das Land flach, von zahlreichen Wasserläufen durchzogen und von den chinesischen Kolonisten sorgfältig angebaut. Letztere kamen im XV. Jahrhundert auf die Insel, unterwarfen in langen Kämpfen die malayischen Stämme in deren westlichen Theil und wohnen gegenwärtig mit fast 3 Millionen Menschen in blühenden Niederlassungen auf Thai-wan, wie die Insel mit der chinesischen Bezeichnung genannt wird. Seit 1874 bildet die Insel eine eigene Provinz und zeigt das erfreuliche Bild lebhaften wirthschaftlichen Aufschwungs. Den Fremden sind folgende Häfen geöffnet: Kelung und Tamsui im Norden, Thai-wan mit An-ping, Takao und Tang-kang an der Südwestküste.*) Die Insel ist mit dem Festland (Futschu) durch eine unterseeische Kabelleitung verbunden und hat bereits ein ziemlich ausgedehntes Eisenbahnnetz. 1894 waren im Betrieb die Linie Kelung—Thai-pe und im Bau die Linie Thai-pe—Thai-wan— Takao; im Herbst genannten Jahres sollte der nördliche Theil dieser Strecke eröffnet werden. Besonders werthvoll und begehrenswerth sind die Steinkohlenlager der Insel, welche ein zusammenhängendes Gebiet von 120 qkm an der Nordspitze unweit Kelung einnehmen.

Zwischen Formosa und dem Festland, 50 km vor der Küste der erstgenannten Insel, liegt die Gruppe der Pascadores- (d. h. Fischer-) Inseln, chinesisch Pong-hu genannt. Von diesen Inseln, meist kleinen, buchtenreichen Eilanden, läßt sich das Fahrwasser der Fokien-Straße und somit der Küstenverkehr längs der gegenüberliegenden Küste, sowie die Schifffahrt von Kanton nach Schanghai leicht überwachen. Insbesondere werden die Häfen Formosa's und diejenigen der Provinz Fokien (Amoy und Futschu) beherrscht.

---

*) Thai-wan hat 250,000, Tamsui 100,000 Einwohner. Dem deutschen Handel kommt ein wesentlicher Antheil des Verkehrs mit Formosa zu, $^2/_3$ aller in den Häfen der Insel ein- und auslaufenden Schiffe sind deutsche. Thai-wan ist Sitz eines deutschen Berufskonsulats.

Der Wunsch der Japaner, Formosa ihrem Inselreich anzuschließen, ist nicht neu. 1872 hatten die Malayen der Ostküste von Formosa schiffbrüchige Japaner erschlagen. Daraufhin ging im Mai 1874 von Japan eine Expedition von 3000 Mann unter General Saigo nach Formosa ab, angeblich um die Missethäter zu züchtigen, in Wirklichkeit aber wohl, um die Insel ganz oder theilweise in Besitz zu nehmen, da diese damals noch in ziemlich loser Abhängigkeit von China stand. Saigo drang siegreich in's Innere vor, da erklärten sich plötzlich die Chinesen zu Herren der Insel und drohten mit Krieg, falls Japan dieselbe nicht sofort räume. Japan fügte sich unwillig und hat noch heute die damals erlittene moralische Niederlage nicht vergessen. 1876 unterwarf Japan die Inselgruppe Liu-kiu, welche Formosa im Nordosten benachbart ist und bis dahin ein eigenes Königreich gebildet hatte, und trat hierdurch in unmittelbare Nachbarschaft zu Formosa.

Noch einmal hatte China um den Besitz Formosas zu kämpfen, nämlich 1884 mit Frankreich anläßlich der zwischen dieser Macht und China wegen Tonking entstandenen Feindseligkeiten. Admiral Courbet hatte, um einen Druck auf China, dem die geringen Streitkräfte der Franzosen schlecht beikommen konnten, auszuüben, die Pescadores-Gruppe und den Hafen von Kelung an der Nordspitze Formosas besetzt; letztere Maßregel sollte zu einer Beschlagnahme der dortigen Kohlengruben führen. Bekanntlich hatten die Franzosen in diesem kostspieligen Krieg wenig Glück und gaben 1885 im Friedensschlusse die Pescadores und Formosa wieder auf, obwohl Courbet, der damals der Cholera unterlag, bis zuletzt eindringlich auf die hohe strategische und koloniale Bedeutung Formosas hingewiesen und wenigstens die Wegnahme der Pescadores warm empfohlen hatte.

Diese Mittheilungen dürften ausreichen, um den Werth, den Formosa für Japan haben würde, zu erläutern.

Bereits Mitte Februar hatten sich einzelne japanische Kanonenboote vor der Nordspitze von Formosa gezeigt. Nach dem Fall von Wei-hai-wei ging das Geschwader des Grafen Ito, vermuthlich 19 Kriegsschiffe (die Torpedoboote nicht gerechnet), nach dem Chinesischen Südmeer ab. Die Stärke und Zusammensetzung der zu Landungszwecken bestimmten Truppen ist nicht bekannt. Einige Berichte sprechen von 3000 Mann und einer Anzahl von Transportschiffen, doch ist nicht ersichtlich, ob diese Truppen dem Landheere entnommen waren oder — was wahrscheinlicher ist — vorwiegend aus Marine-Infanterie bestanden.

Am 16. März kreuzten Theile des japanischen Geschwaders vor Kelung andere vor dem Hafen von Thai-wan, offenbar in der Absicht, den Feind

über den Ort des japanischen Angriffs zu täuschen. Einzelne Kriegsschiffe streiften sogar bis vor die Häfen des Festlandes, wie Amoy und Swatow, überall Unruhe und Bestürzung verbreitend.

Chinesischerseits war zu wirksamer Vertheidigung Formosas wenig geschehen. Auf Makung, der wichtigsten Insel der Pescadores-Gruppe, befanden sich seit den Zeiten der letzten chinesisch-französischen Verwickelung einige Erdwerke, welche neuerdings mit Krupp'schen Geschützen armirt worden sein sollen. In den Küstenprovinzen den Fokien und Kwantung waren zwar Rekruten ausgehoben worden, doch fehlte es so sehr an Waffen, daß im März erst 3000 Mann nothdürftig bewaffnet waren. Auf Formose selbst waren reguläre Truppen überhaupt nicht verfügbar. Die Milizen — 30 000, nach anderen Berichten sogar 80 000 Mann — waren größtentheils ohne Waffen und vor dem Feind überhaupt nicht zu verwenden. Die Flotten des chinesischen Südens — zusammen 26 meist ältere Schiffe mit insgesammt 200 Geschützen und rund 1900 Mann Besatzung — waren so wenig seetüchtig, daß sie schon lange vor der Kunde einer gegen Formosa geplanten Ueternehmung der Japaner Schutz in den südchinesischen Häfen gesucht hatten. Die japanische Flottenführung brauchte thatsächlich von diesen chinesischen Streitkräften nicht einmal den Versuch eines Widerstandes zu befürchten.

Die erste Unternehmung der Japaner richtete sich auf die Gewinnung einer Operationsbasis, von welcher aus ein weiterer Angriff auf Formosa möglich war, bezw. die Absperrung des Verkehrs zwischen dieser Insel und dem Festlande bewirkt werden konnte.

Der gegebene Stützpunkt war, wie aus den obigen geographischen Angaben sich ergibt, die Pescadores-Gruppe im Besonderen, der Mittelpunkt derselben, die Insel Makung. Bereits Mitte März waren japanische Kriegsschiffe, der Erkundung wegen, vor der Rhede von Makung erschienen und hatten mit den chinesischen Uferbatterien Schüsse gewechselt. Am 23. März mit Tagesanbruch eröffneten 12 japanische Schiffe ein kräftiges Feuer auf die chinesischen Werke, ohne daß eine erhebliche Wirkung erzielt wurde. Die chinesischen Geschütze beantworteten das Feuer ziemlich lebhaft. Abends 5 Uhr schwieg der Kampf. In der Nacht zum 24. landeten einige hundert japanische Marinesoldaten und bemächtigten sich unbemerkt der Höhen im Rücken der Uferbatterien, da die Chinesen auch hier, ebenso wie bei Wei-hai-wei, versäumt hatten, die Küstenwerke gegen einen Angriff von der Landseite her zu schützen. Am 24. früh eröffneten die Landungstruppen ein überwältigendes Gewehrfeuer gegen die offene Küste der feindlichen Werke und nahmen die letzteren, durch das Feuer ihrer Schiffe unterstützt, ohne nennenswerthen Widerstand mit Sturm. Die Besatzung mit sämmtlichen Geschützen fiel in die Hand der Sieger, welche auf diese Weise einen Stützpunkt zum weiteren Angriff gegen Formosa — voraussichtlich zunächst gegen die Hafenstadt Thai-wan — genommen hatten. Der Aufenthalt der japanischen



Truppen auf der Inselgruppe wurde gegen Ende März dadurch zu einem mißlichen, als eine heftige Cholera-Epidemie auftrat. In den ersten Apriltagen wurden unter den Truppen 400 Krankheitsfälle, wovon 100 mit tödtlichem Ausgang, gemeldet.

Abgeschlossen: 15. April 1895.

(Fortsetzung folgt.)

Sind die Aussichten der Reiterei, auf dem Schlachtfelde entscheidend in den Gang des Kampfes einzugreifen, wirklich ganz entschwunden?

Wenngleich die Infanterie und Artillerie in Folge ihrer erhöhten Feuerwirkung auf weite Distanzen die beiden Hauptwaffen in einem zukünftigen Kriege sein werden, so kann die Reiterei auf dem Schlachtfeld doch noch in einzelnen Fällen zur Geltung kommen.

Nach dem heutigen Stande der Taktik wird die Reiterei auf dem Schlachtfelde wohl meist Hilfswaffe sein, obgleich dieselbe am 16. August 1870 bei Mars la Tour eine hervorragende Rolle gespielt hat.

In den Kampf, wo sich Aussicht auf Erfolg bietet, einzugreifen, bleibt trotzdem nach wie vor die Aufgabe der Reiterei. Da aber die modernen Feuerwaffen viel weitere bestrichene Räume als 1870/71 beherrschen und die Feuergeschwindigkeit bedeutend zugenommen hat, was beides niemals durch größere Schnelligkeit der Pferde ausgeglichen werden kann, das rauchschwache Pulver eine gut gedeckt stehende Infanterie und Artillerie auf weite Distanzen kaum noch erkennen läßt, so ist nach unserer Ansicht die taktische Verwendung der Kavallerie beschränkter und ihre Führung schwieriger geworden.

Vor die strategische Front der Armee werden nach der neueren Taktik stets eine Anzahl von selbstständigen Kavallerie-Divisionen mit entsprechender Artillerie und ein paar Bataillonen, meist auf Wagen gesetzt, mehrere Meilen vorgeschoben, um diese Front durch eine Kette von kleinen Abtheilungen zu decken, mit dem Feinde Fühlung zu nehmen und diese ununterbrochen zu behalten. Diese selbstständigen Kavallerie-Divisionen werden bei einer plötzlichen Mobilmachung wohl meist sofort über die Grenze geworfen werden,

um die feindlichen Eisenbahn-, Telegraphen- und Telephonlinien unbrauchbar zu machen und die Mobilmachung des Feindes zu hindern, Streifkorps in seine Flanke und Rücken zu entsenden, um die Magazine und Depots zu zerstören und die eigene Mobilmachung der Armee zu sichern.

Diese Aufklärungskavallerie steht direkt unter dem Befehl des Oberkommandos, der sie nach Gutdünken und nach den Verhältnissen verwendet. Ist der strategische Aufmarsch der Armee beendet, so sucht sie den Feind auf und schiebt nach allen Seiten Offizierspatrouillen vor, um genaue Nachrichten über Stellung, Stärke, Bewegung ꝛc. des Feindes an die Truppen-Division und von dieser an das Oberkommando gelangen zu lassen. Hier können unter Umständen Radfahrer auf festen Wegen statt der Relais gute Dienste leisten.

Die Aufklärungskavallerie muß stark genug sein, um die feindliche Kavallerie zu schlagen und zurückzuwerfen.

Sie empfängt genaue Instruktionen von dem Oberkommando in Betreff des Hauptziels ihrer Aufklärung und ist in der Wahl der anzuwendenden Mittel zur Lösung ihrer Aufgabe ganz selbstständig.

Es werden ihr die Punkte bezeichnet, wohin sie ihre Meldungen zu senden hat und wo täglich die Vorposten der Infanterie stationirt sind, auf welche sie sich event. zurückziehen muß.

Sie wird von allen eingegangenen Nachrichten über den Feind unterrichtet und zieht sich, sobald die Infanterie der beiden Armeen in's Gefecht kommt, meist auf die Flanken zur Verfügung des Oberkommandos zurück, wo sie durch weit vorgeschobene Patrouillen die Flügel der Armee gegen Umgehung zu sichern sucht.

Die Aufklärungskavallerie wird bei ihrem Aufklärungs- und Sicherheitsdienst sich sehr häufig feindlichen Parteigängerdetachements gegenüber befinden, besonders bei einem Volkskrieg, wie dem an der Loire 1870/71, welche sie aus dem Hinterhalt in durchschnittenem Gelände oder im Gebirge plötzlich mit Schnell- und Salvenfeuer überraschen und beim Näherkommen dann spurlos verschwinden. Den Kavalleriepatrouillen ist daher bei ihren Rekognoszirungen große Vorsicht zu empfehlen, um nicht zu starke Verluste zu erleiden, und jeder Patrouillenführer mit einem guten Fernglas zu versehen.

Bei den letzten großen Manövern in Deutschland und Oesterreich sah man die selbstständigen Kavallerie-Divisionen mit reitender Artillerie und Infanteriesoutiens meilenweit vorgehen und vor der Armee förmlich rangirte Schlachten liefern, wobei die Kavallerie ihre Bewegungen denen der Infanterie anpaßte. Dies scheint zwar den Grundsätzen der Reiterei, welche unabhängig und überraschend Front und Flanke der vormarschirenden feindlichen Avantgarde attakiren und bei einer Begegnungsschlacht den Aufmarsch des feindlichen Gros hindern soll, vollständig entgegen, jedoch bei der heutigen Ver-

besserung der Feuerwaffen unter Umständen geboten, um nicht von vornherein zu große Verluste zu erleiden und vielleicht ganz in Reserve zurückgezogen werden zu müssen.

Ist das Gelände zur Entwickelung von größeren Kavalleriemassen, wie z. B. bei Mars-la-Tour, auf den Flanken der Armee geeignet, so werden die verfügbaren Kavallerie-Divisionen meist drei gleich starke Treffen (Brigaden) formiren und unter einheitlichem Befehl, jedoch ohne Echelonnirung, auf den sich berührenden Flügeln nebeneinander gestellt, während eine oder mehrere Brigaden echelonnirt werden und dort bereit sind, sich gegen die vorgehende feindliche Reiterei zu wenden. Hier wird die reitende Artillerie seitwärts auf den Flügeln des ersten Treffens im vollen Galopp auf etwa 1000 m an den Feind herangehen und schnell einige Granat- und Kartätschschüsse auf die feindlichen Reitermassen abgeben, um zunächst die Entwickelung, dann die Attake der Kavallerie zu unterstützen. Sie richtet ihr Feuer gegen den Theil des Gegners, der angegriffen werden soll oder vielleicht selbst schon zur Attake vorgeht.

Ist die Kavalleriemasse nicht in der Lage, ihre Attake gleich anfangs durchzuführen, so kann die Artillerie versuchen, das Feuer der feindlichen Artillerie von der Kavallerie ab- und auf sich zu ziehen.

Hat die Artillerie ihre Aufstellung beträchtlich seitwärts der vorgehenden Kavalleriemasse gewählt, so reicht ihre Feuerwirkung noch über die Attakenweite hinaus. Sie kann in solcher Stellung den Ausgang der Kavallerieattake, ohne in das Handgemenge verwickelt zu werden, aufgeprotzt abwarten. Gelingt die Attake, so folgt die Artillerie, um aufzufahren, sobald der Gegner sich zu neuem Widerstand sammelt, und um ihn mit ihrem Feuer zu verfolgen. Wird jedoch der Angriff abgeschlagen, so fährt die Artillerie, sofern die Geländeverhältnisse ein längeres Ausharren nicht begünstigen, sogleich ab, um rückwärts eine Aufnahmestellung zu nehmen.

Ob diese großen Reiterangriffe auf dem Schlachtfelde selbst eine Entscheidung herführen können, ist zu bezweifeln, sie können aber unter Umständen, wenn große Lücken in der feindlichen Schlachtlinie entstanden sind und die Infanterie des Gegners durch starke Verluste erschüttert ist oder bei eintretenden Gefechtskrisen durch überraschendes Vorbrechen, wie die Kavallerie-Brigade Bredow bei Mars la Tour, gerade Erfolge erreichen und eine demoralisirende Wirkung auf den Feind ausüben, wobei gerade Verluste jedoch nicht zu vermeiden sind, wenn die übergerittenen feindlichen Infanterietreffen und deren Artillerie unerschüttert bleiben. Auch der Aufklärungs-Kavallerie mit selbstständigen Kavallerie-Divisionen ist jedoch noch ein zweites Nachrichtenorgan nothwendig, welches weniger unabhängig ist und beständig bei der Armee bleiben muß um sich nach ihrem Marsch zu richten. Dies ist die Sicherheits- oder Divisions-Kavallerie, deren größter Theil in einer Masse vereinigt zur Verfügung des Höchstkommandirenden bleibt und die durch das Oberkommando

angegebene Richtung aufklärt. Ihr Zweck ist, zeitig der Annäherung der feindlichen Massen zuvorzukommen, um die Versammlung der eigenen Truppen zu sichern. Sie klärt daher auf eine Entfernung auf, welche die Konzentration gestattet. Die Avantgarden-Kavallerie der einzelnen auf verschiedenen Wegen vorgehenden Armeekorps oder Divisionen bildet mit ihren Patrouillen ein Sicherheitsnetz um die ganze Armee und ihr hinter den Patrouillen konzentrirtes Gros ist bereit, die feindliche Reiterei sofort zu attakiren. Die am weitesten vorgeschobene Infanterie der Avantgarde bildet das natürliche Soutien dieser Kavallerie.

Sobald die Fühlung mit dem Feind genommen ist und ein Gefecht bevorsteht, bildet sie vor dem Armeekorps eine förmliche Zonenpolizei, welche die beiden Infanteriemassen trennt und das feindliche Infanterie- und Artilleriefeuer zum Zweck der Rekognoszirung provozirt.

Kommt die Infanterie beider Armeen ins Gefecht, so zieht sich die Avantgarden-Kavallerie zurück, um jede Gelegenheit zur Attake zu benutzen. (1. Garde-Dragoner-Regiment bei Mars la Tour.)

In der Schlacht wird die Divisions-Kavallerie wohl meist in größeren Massen vereinigt und kann wie die selbstständige Kavallerie-Division in Flanke und Rücken des Feindes bei geschickter Führung und überraschendem Auftreten große Erfolge erringen.

Die auf den Flügeln der Armee oder in Reserve aufgestellte Kavallerie meldet bei Zeiten jeden feindlichen Versuch gegen die Flanken und den Rücken der Armee, jede Bewegung, welche die gegenwärtige Lage des Feindes ändern könnte.

Beim Angriff der Infanteriemassen findet diese Kavallerie ebenfalls Verwendung, indem sie die Flanken deckt und die vernichtende Feuerwirkung der eigenen Artillerie und Infanterie durch überraschendes Vorbrechen vervollständigt. Vereinigt, oder in zwei Massen getrennt, erwartet sie hinter ihrer Deckung den Moment zum Einhauen.

Sie stürzt sich auf die feindliche Kavallerie, welche die Angriffs-Kolonnen oder Schützenschwärme attakirt. Sobald der Sturm der Infanterie bevorsteht, bricht sie plötzlich im Galopp oder Karriere aus ihrer Deckung hervor und attakirt die feindliche Infanterie, um sie in vollständige Verwirrung zu bringen.

Bei der Verfolgung erhält die Reserve-Kavallerie den Befehl, in Massen vorzugehen, um mit der reitenden Artillerie vereint die Vernichtung des Feindes zu vollenden (Königgrätz, Wörth). Hier kann ein wirksames Eingreifen von Reitermassen in den Kampf immer noch entscheidend sein, wenn das Gelände ihre volle Entwickelung gestattet und der aufgeweichte Boden ein schnelles Vorgehen nicht verbietet.

Die Patrouillen der verfolgenden Kavallerie folgen vorsichtig dem abziehenden Feind und behalten die Fühlung bei. Ein Theil ihrer Eskadrons

neckt die feindlichen Arrièregarden und nimmt jede günstige Gelegenheit zur Attake wahr, der andere, stärkere Theil, mit Artillerie reichlich versehen, gewinnt die freien Straßen auf den Flanken der zurückgehenden Kolonnen, beschießt und bedroht sie beständig und sucht ihnen den Rückzug abzuschneiden.

Wenngleich im Kriege 1870/71 eine Verfolgung mit großen Kavalleriemassen, reitender Artillerie und Infanterie, wie bei Belle-Alliance, nicht vorkam, da die Erschöpfung der Truppen, das durchschnittene Gelände und der zum Theil aufgeweichte Boden es meist verbot, so glauben wir, daß bei einem zukünftigen Kriege die Kavallerie hier Großes leisten kann, wenn man nicht zu große Rücksicht auf die Pferde und Reiter nimmt und ein energischer Führer an der Spitze steht.

Beim Rückzug befindet sich die gesammte Kavallerie am besten bei der Arrièregarde, stellt sich den Unternehmungen der feindlichen Kavallerie entgegen, schlägt die Attaken auf den Flanken ab, zieht von jeder Unbesonnenheit Vortheil und behält die Fühlung mit dem Feinde bei. Hier kann ein Scheinrückzug der Kavallerie den ungestümen Verfolger leicht in einen Hinterhalt der Infanterie locken und ein plötzliches Frontmachen der zurückgehenden Kavallerie mit geschickter Attake von mehreren Seiten die geschlagene Armee vor dem Untergang retten und den moralischen Muth des Besiegten wieder heben.

Auch in einer festen Defensivstellung kann die rückwärts und seitwärts gedeckt aufgestellte Kavallerie zweckmäßig verwendet werden, wenn sie nach dem abgeschlagenen Sturm der feindlichen Infanteriemassen plötzlich aus dem Hinterhalt hervorbricht und die die Stellung umfassende Infanterie in Flanke und Rücken attakirt. Hier wird sie durch ihre Schnelligkeit und geschicktes Manövriren unter Umständen große Erfolge erringen und die deutsche Lage zu einer vollständigen Niederlage des Feindes beitragen.

Nach alledem glauben wir, daß unsere deutsche Kavallerie mit ihren Lagen und ihrer Manövrirfähigkeit keine Reiterei der Welt zu fürchten braucht, auch wenn dieselbe mit hieb- und stichfesten leichten Aluminium-, Leder- oder Kettenpanzern umgeben ist, wie kürzlich ein französischer Kavallerist in der „France militaire“ vorschlug.

Zum Schluß bemerken wir noch, daß die Verwendung von gut organisirten, mit Bajonettkarabinern bewaffneten Radfahrer-Schwadronen bei den selbstständigen Kavallerie-Divisionen, besonders im Rücken des Feindes bei überraschender Feuerwirkung und schnellem Verschwinden, die bisherigen Infanterie- und Jägersoutiens zweckmäßig ersetzen könnte und sind neuerdings in der „Revue du cerle militaire“ praktische Vorschläge hierüber gemacht worden. F. v. S.

Korrespondenz.

Deutschland.

(Ein Regimentsfest.)

Das bayerische 1. Feldartillerie-Regiment feierte am 20. März ein Fest seltener Art. Es galt einen Markstein in der Geschichte des Regiments, den Tag des Eintrittes Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern in das Regiment vor 60 Jahren würdig zu begehen. An jenem Tage wurde der damals 14jährige Prinz Luitpold zum Hauptmann im Regiment ernannt. Da er in Rücksicht auf sein jugendliches Alter den Dienst erst später antreten sollte, so vollendete er vorerst seine militärischen Studien unter Leitung des Hauptmanns v. Hageus, wurde aber vom 20. März 1835 an in den Listen der 1. leichten Batterie „von Berchem" geführt.

Im Oktober 1839 trat dann der Prinz den praktischen Dienst wirklich an, verrichtete bis 11. April die Dienste eines Kanoniers, bis 20. April die eines Korporals, that nach kurzem Urlaub wieder vom 17. bis 24. Juni Dienst als Feuerwerker und Oberfeuerwerker; am 8. Juli übernahm er den Dienst eines Unterlieutenants, am 1. August den eines Oberlieutenants um dann vom 15. Oktober an die 1. leichte Batterie zu kommandiren.

Am 1. November gleichen Jahres ernannte Seine Majestät der König Ludwig I. seinen vielgeliebten Sohn zum Oberstinhaber mit der Befugniß das Regiment zu kommandieren.

Nachdem der Prinz im Herbste des Jahres 1840 im Uebungslager bei Nürnberg eine Division zu zwei Batterien kommandirt hatte, übernahm er noch längere Zeit die Vorstandschaft der Oekonomie-Kommission unter schwierigen Verhältnissen und kommandirte dann das Regiment vom 17. Mai bis 23. August 1841.

Das Regiment, welches mit berechtigtem Stolze auf die Dienste des erlauchten Prinzen, der jetzt die Geschicke Bayerns leitet, zurückblickt, rüstete sich seit Wochen, den Eintrittstag desselben mit einem Feste zu begehen, welches auf Allerhöchsten Wunsch des hohen Inhabers den Charakter eines internen Regimentsfestes haben sollte.

Zu einem Doppelfest wurde der Tag nun dadurch, daß an demselben ein Denkmal, errichtet vom Offizier-Korps, feierlich enthüllt wurde, welches den Gefallenen des Regiments in den früheren und besonders in den beiden letzten Feldzügen zum bleibenden Andenken gewidmet ist.

Das Regiment stand in Paradeaufstellung vor der festlich geschmückten Kaserne, als um 10 Uhr sich S. K. H. der Prinzregent nahte und mit einem Generaladjutanten und zwei Flügeladjutanten, gefolgt von seinen erlauchten Söhnen den Prinzen Leopold und Arnulf die Front abging. Seine Königliche Hoheit trug die Uniform des Regiments. Mit lautem „Guten Morgen Eure Königliche Hoheit“ antwortete Abtheilung um Abtheilung dem Gruß des Kriegsherrn und Inhabers. Hierauf verfügte sich S. Königliche Hoheit mit den Offizieren des Regiments und den eingeladenen Offizieren in die große Thorhalle, in welcher die Aerzte und Beamten, sowie eine Deputation von Unteroffizieren und Mannschaften, welche früher im Regiment gestanden hatten, versammelt waren. Die Musik spielte die ernsten Klänge der Gebet-Hymne. Hierauf ergriff der Regimentskommandeur Oberst Ritter von Keller das Wort und gedachte in herrlichen Worten der 400 Tapferen, die 1866 und 1870/71 ehrenvolle Wunden davongetragen und der 63, die vor dem Feinde den Heldentod gestorben. Der Gedanke diese zu ehren habe aber den Blick weiter auf jene Angehörigen des Regiments gelenkt, welche in den Feldzügen der letzten 300 Jahre für das Vaterland gestorben. Hat doch das Regiment in allen Feldzügen, an denen bayerische Truppen betheiligt waren, mitgewirkt. In allen Theilen Deutschlands, in Jütland, an den Gestaden der Ostsee, in den Niederlanden, in Frankreich, Tirol, Oesterreich, Böhmen, Ungarn, Serbien, in den Schneewüsten Rußlands wie im sonnigen Italien und in Griechenland haben Kanoniere des Regiments Tod und Verderben unter die Feinde geschleudert und jederzeit, gleichviel ob das Kriegsglück, wie ja in der Mehrzahl der Fälle, den Sieg an die bayerischen Fahnen heftete oder dem Feinde hold war, sich muthig und unverdrossen für König und Vaterland geschlagen.

Darum sei das Denkmal für die 1866 und 1870/71 Gefallenen erweitert worden durch Tafeln mit den Angaben der wesentlichsten Entwickelungsformen des Regiments und der Feldzüge und Schlachten, an denen jede derselben theilgenommen.

Dann fiel, nachdem S. K. H. der Prinzregent hierzu den Befehl ertheilt hatte, die weiß-blaue Hülle unter dem Donner der Kanonen einer Batterie. Der Regimentskommandeur übergab das Denkmal dem Besitz und der Obhut des gesammten Regiments und schloß unter Anrufung der Manen jener Tapferen, die heute aus lichten Höhen auf das Regiment herabblicken, mit dem feierlichen Gelöbniß, das Regiment werde sich seiner ruhmreichen Geschichte und seiner tapferen Kameraden stets würdig zeigen und nie solle der eherne Mund seiner Kanonen verstummen, so lange noch eine Hand sich regt sie zu bedienen. Zur Bekräftigung dieses Gelöbnisses fordere er das Regiment auf, mit ihm einzustimmen in den Ruf: „Seine Königliche Hoheit Prinz Luitpold von Bayern, des Königreiches Bayern Verweser, der allerdurchlauchtigste Regent und Regimentsinhaber lebe hoch!“ Jubelnd stimmte Alles ein, ergriffen von der hohen Bedeutung des Augenblickes.

Unter warmen Worten der Anerkennung und des Dankes für die Braven, die freudig ihr Herzblut für Thron und Vaterland vergossen, legte Seine Königliche Hoheit hierauf einen mächtigen Lorbeerkranz am Denkmal nieder.

Dieses besteht aus einem vornehm geformten Unterbau aus rothem Sandstein, auf welchem eine mächtige Syenitplatte in Goldschrift die Namen der gefallenen Helden trägt. Vor demselben steht ein eherner Löwe, sich über einem Kanonenrohr erhebend.

An den beiden Seiten des Denkmals sind auf zwei Syenitplatten die wichtigsten Daten aus der Regimentsgeschichte, zurückreichend bis in die Regierungszeit des Churfürsten Maximilian I., eingemeißelt.

Zwei Geschütze aus dem Feldzug 1870/71 und um das Ganze eine Umfassung aus Kugelhaufen und Ketten bilden den Abschluß.

Zu beiden Seiten des Denkmals waren vier Ehrenposten, je einer in der Uniform von 1682 und 1812, zwei in der von 1870 aufgestellt.

Um das Denkmal in weitem Viereck standen vier Ehrenzüge, gebildet aus Unteroffizieren und Mannschaften, die aus Orten stammen, aus denen Söhne im Regimente gefallen sind.

Nach der Enthüllung nahm S. K. H. der Prinzregent den Parademarsch des Regiments ab und begab sich hierauf in das Offizierkasino. Vor demselben standen zwei Ehrenposten in der Uniform von 1835.

Inmitten der Tafel prangte das Ehrengeschenk zum heutigen Tage, eine silberne Portrait-Büste des allerhöchsten Inhabers auf einem Marmorsockel, welche Seine Königliche Hoheit an diesem Tage dem Offizierkorps geschenkt hatte „zur Erinnerung an 60 jährige Zusammengehörigkeit".

Beim Mahle gedachte der Regiments-Kommandeur der heute und in den 60 vorangegangenen Jahren empfangenen Gnadenbeweise und gelobte, das Regiment werde seinen Dank hierfür, den er heute nur in schlichten Worten darbringen könne, dereinst durch die That beweisen.

Hierauf erwiderte Se. Königliche Hoheit Folgendes:

„Eine schöne Feier ist es, die Ich in der Mitte Meines Regiments verlebe. Mit Stolz erfüllt Mich der Gedanke, daß Ich seit 60 Jahren mit dem Regimente fest verbunden bin; frohe Jugenderinnerungen knüpfen sich an Meine lange Zugehörigkeit zum Regiment. Mit Freuden erinnere Ich Mich daran, wie Mein nunmehr in Gott ruhender Vater, König Ludwig, Mir, dem vierzehnjährigen Knaben, die Uniform verliehen hat; stolz war Ich, als Ich zum Inhaber des Regiments ernannt wurde. Viele schöne Momente habe Ich in Meiner Dienstzeit im Regimente verlebt. Das feste Band, das Uns bisher verbunden hat, soll es auch in Zukunft thun. Stolz bin Ich auf die Thaten Meines Regiments und dessen Feldzüge. Und, wie Ich vorhin sagte, auch in Zukunft wird sich gegebenen Falles das Regiment Ruhm und Ehre holen. Mein theures, tapferes Regiment lebe hoch!"

Nach dreistündigem Aufenthalt bei seinem Regiment fuhr Se. Königliche Hoheit der Prinzregent in die Residenz zurück, begrüßt von dem begeisterten Zuruf der Unteroffiziere und Mannschaften, welche sich, in Erwartung den geliebten Regenten noch einmal zu sehen, längs der Abfahrtsstraße aufgestellt hatten. Im Schritt fuhr auf Allerhöchsten Befehl der Wagen die Reihen entlang.

In den Räumen der Kaserne begann nun ein fröhliches Treiben; auf Allerhöchsten Befehl waren alle Unteroffiziere und Soldaten und die eingeladenen ehemaligen Luitpolds-Kanoniere Gäste ihres hohen Inhabers. Ein reichliches Mahl in festlich geschmückten Räumen hielt das ganze Regiment bis zum Abend versammelt; und die Allerhöchste Gnade hatte auch jenen Leuten die Theilnahme am Festtage ermöglicht, die sonst Disziplinarvergehen in Unfreiheit hätten büßen müssen, indem sie die noch nicht verbüßten Strafen in Gnaden erließ.

Alsbald nach Rückkehr in die Residenz entsandte Se. Königliche Hoheit der Regent seinen Flügeladjutanten, Oberstlieutenant Ritter von Wiedemann, wieder zum Regimente zurück, welcher als neuerlichen Beweis der Allerhöchsten Huld und Gnade dem Offiziers-Korps die Verleihung des Komthurkreuzes des Ordens vom heiligen Michael an den Regiments-Kommandeur und der 4. Klasse des gleichen Ordens an den ältesten Lieutenant des Regiments, Premierlieutenant Paul mittheilte.

Zahlreiche Glückwunsch- und Begrüßungstelegramme trafen im Laufe des Tages ein von früheren Regimentsangehörigen, abkommandirten Offizieren, insbesondere auch vom Magdeburgischen Feldartillerie-Regiment Nr. 4, dessen Chef, und vom Württembergischen Feldartillerie-Regiment Nr 29, dessen Inhaber S. K. H. der Prinzregent ist.

So war denn der schöne Festtag ein hoher Ehrentag für das Regiment.

Die große Ehre, den hochbetagten Lenker der Geschicke des engeren Vaterlandes in jugendlicher Frische im Kreise der Familie, die ja ein Regiment stets bildet, wandeln zu sehen, die Worte der Anerkennung, die der erlauchte Inhaber spendete, erfüllten Jeden, herunter bis zum jüngsten Kanonier, mit freudigem Stolze.

Und wenn dereinst die Kanonen des Regiments ein gewichtiges Wort mitreden im heißen Kampfe auf dem Felde der Ehre, so müssen und werden sich die Kanoniere und ihre Führer erinnern, daß sie durch ganz besondere Thaten der ruhmreichen Vergangenheit und dem hohen Namen ihres Regiments Ehre zu machen die heiligste Pflicht haben.

Das Regiment aber und sein hoher Inhaber wird dann auch die neuen Opfer dieser Pflicht nicht vergessen, wie es sie jetzt und damit auch sich selbst geehrt hat. 200.

Frankreich.

In Perpignan — so berichtet Le Progrès militaire — speit man Feuer und Flammen, weil, gemäß der bestehenden Vorschrift die Militärbehörde sich geweigert hat, die Mitwirkung der Truppen bei einem Wohlthätigkeits-Maskenscherz zu gestatten.

Selbst der Kriegsminister, der von den Deputirten aus den Ost-Pyrenäen bestürmt wurde, hat sich nicht erweichen lassen. „Es schien unmöglich, sagt die Departements-Zeitung, daß, nachdem beim Appell an die christliche Barmherzigkeit sich alle Welt zur Stelle gemeldet hatte, das militärische Element allein fehlte."

Da es sich um ein Werk der Barmherzigkeit handelt, warum verwendet, anstatt Soldaten als Statisten zu verlangen, die Obrigkeit von Perpignan nicht gegen Bezahlung einen Theil der Unglücklichen, um deren Unterstützung es sich gerade handelt? Das hieße ihnen in verständiger Weise zu Hülfe kommen. Das Regiment würde nur seine Musik und seine Spielleute stellen, etwas, was niemals verweigert worden ist.

Man stöhnt gern hinsichtlich der Ueberarbeitung, die man durch die nothwendige eingehende Ausbildung unseren jungen Soldaten angedeihen zu lassen gezwungen ist. Es ist also durchaus ungehörig, ihren Uebungen bei Tage und bei Nacht noch theatralische Aufführungen und Mummenschanz hinzuzufügen, wofür Zivilpersonal genug vorhanden ist.

Danach scheint der neue Kriegsminister Zurlinden ja den Deputirten gegenüber das Interesse des Heeres vertreten zu wollen; sein Vorgänger Mercier hat das nicht immer gethan. Geradezu schädigend in umfänglichem Maßstabe haben seine vorzeitigen Entlassungen gedienter Mannschaften und dementsprechend die Einstellung einer gewaltigen Rekrutenmenge gewirkt; es sind viele Tausende von Rekruten eingereiht, die schwächlich, kränklich, jedenfalls den Strapazen des Dienstes körperlich nicht gewachsen waren. Allein vom 15. bis Ende November 1894 wurden 5000 solcher Dienstuntauglichen entlassen; die Zahl wuchs mit der zunehmenden Schwere der Dienstanforderungen und der Ungunst der Witterung. Sämmtliche kommandirende Generale hatten auf Befragen sich gegen die geplante Maßregel des Kriegsministers Mercier erklärt; so würde es dem General Zurlinden jetzt leicht, sich zur möglichsten Abschwächung derselben zu verstehen. Er hat eine ganz gründliche ärztliche Untersuchung aller Rekruten minderer Körperstärke angeordnet. Die nicht durchaus Diensttauglichen werden auf Staatskosten nach Hause geschickt. Es müssen die im April eigentlich auf Urlaub zu schickenden Mannschaften des Jahrgangs 1892, einige zwanzigtausend Mann, noch weiter unter den Waffen bleiben.

In diesem Herbst werden Manöver des VII. gegen ein aus der 39.

und 40. Infanterie-Division zusammengestelltes Korps unter General Jamont, sowie des VII. gegen das VIII. Korps unter Regrier in der Gegend von Langres statt. Sodann, vom 8. September ab, übernimmt General Saussier die Oberleitung der vier Korps; er hat den durch vier Infanterie- und zwei Kavallerie-Brigaden markirten Feind — die Deutschen —, die von den Vogesen herkommend gedacht werden, dorthin zurückzuwerfen. Jedenfalls wieder eine schon durch die zur Mitwirkung berufenen Massen nach verschiedenen Rücksichten höchst lehrreiche Truppen- und Führer-Schulung!

Nun, zunächst wird sich mit allerdings recht wesentlich kleineren Umfängen und Zahlen der erste Theil des Zuges nach bezw. gegen Madagaskar abschieben — mit welchem Erfolge, das steht dahin — und das bildet den Gegenstand ängstlicher Sorge des französischen Volkes!

Nachdem die Einschiffung der Expeditionstruppen von Ende März bis Ende April stattgehabt hat, — die letzten Transporte Ende Mai auf Madagaskar eintreffen, ist die Eröffnung der Feindseligkeiten mit dem Anfange des Juni zu erwarten.

Die Truppen belassen ihre Waffen in Frankreich und empfangen am Bestimmungsort deren andere, die dorthin in Kisten gesandt werden. Da die Krankenpfleger sich nicht der schützenden Bestimmungen des Genfer Kreuzes erfreuen werden, erhalten sie auch Gewehre.

In Summa: eine äußerst mühselige und schwierige Arbeit, diese Vorbereitungen und Zurüstungen! Ueber den Erfolg der Expedition werden wir ja noch Gelegenheit haben des Oefteren zu berichten. 8.

Rußland.

(Die Verwendung der Velozipede durch Kompagnie-Chefs auf Märschen, die Trockenlegung der Polesie im Jahre 1893. Die Rekruteneinstellung im Jahre 1893. Ein Gefechtsschießen im kaukasischen Militär-Bezirk. Bestimmungen für die Uebungen während des Winters in demselben Bezirke. Die Uebungen eines Kavallerie-Korps bei Oranü im Monat September v. J. Aus den Tagesbefehlen des Kommandirenden des Militär-Bezirks von Kiew, Generals Dragomirow.)

1. Auf eine Anregung des Kommandeurs des XVI. Korps wurden während der Manöver bei Dünamünde (Dwinsk) und Drissa im vergangenen Herbste Versuche mit Velozipeden zur Ausstattung der Kompagnie-Chefs gemacht. In der Zeit vom 26. August bis zum 10. September benutzte ein Kompagnie-Kommandeur des 97. livländischen Infanterie-Regiments ein solches bei allen Uebungen und legte bei seiner Kompagnie 206 Werst Marschleistung auf demselben zurück. Das Veloziped war ein pneumatisches;

die Märsche wurden auf gebesserten Wegen ausgeführt. Die gemachten Erfahrungen sollen nachstehendes Resultat ergeben haben: 1) bei Märschen kann der Kompagnie-Chef vor oder hinter seiner Kompagnie fahren, der Abstand der Kompagnien von einander, 10 Schritt, genügt vollständig, um auf- oder abzuspringen, ohne die Kolonne zum Stocken zu bringen; 2) das langsame Fahren von 4—5 Werst in der Stunde ermüdet nicht und läßt sich bald lernen; 3) im Gefecht der Infanterie ist das Velozipeb absolut unbrauchbar, doch theilt es diese Eigenschaft wohl im Ernstfalle mit dem Pferde; 4) es ist sehr gut möglich, auch Nachts Märsche bei der Kompagnie mitzumachen, da man eine Laterne benutzen kann; 5) nach einer Marschleistung von 35—40 Werst ist der Kompagnie-Chef noch vollständig frisch und vermag seine Kräfte im Biwak oder Quartier zum Nutzen seiner Kompagnie zu verwenden; 6) das Veloziped ist leicht zu behandeln; es genügt, dasselbe stark einzuölen oder zu fetten, wenn man es während der Nacht auf dem Boden neben dem Zelte hinlegen will; dabei empfiehlt es sich indessen den Sitz abzunehmen, damit er nicht feucht wird; 7) bei schlechtem Wetter kann man recht gut in dem vorschriftsmäßigen Mantel (Paletot) fahren, ohne Aenderungen an demselben vorzunehmen. Ganz besonders werthvoll hält der Verfechter dieser Ansichten den Umstand, daß das Veloziped nicht wie das Pferd der Wartung und Pflege sowie des Futters bedarf. Im Gegensatz hierzu betonen andere Stimmen, daß das Veloziped bei schmutzigem Wege sehr der Pflege und Reinigung nach längeren Märschen bedarf, wenn es nicht unbrauchbar werden soll, daß es leicht beschädigt wird und dann schwierig zu repariren ist und daß es bei unebenem Gelände eine Qual für seinen Besitzer bildet, der es fortwährend ziehen oder schieben muß. — Jedenfalls wird kein deutscher Kompagnie-Chef seinen derartig ausgerüsteten russischen Kameraden beneiden! —

2. Die Trockenlegung der sumpfigen Ländergebiete im Westen und Norden des Reiches beschäftigt die russische Regierung schon seit Jahren. In dem ersteren erstreckten sich im Jahre 1893 im östlichen Theile der polesischen Sümpfe die Arbeiten auf das Land zwischen den Flüssen Dnjepr, Usch, Styr und Smertj auf einen Flächenraum von 85 000 Djässjatinen (93 000 ha) vollständiger Austrocknung, und im westlichen Theile der Polesie im Pinsker Kreis, Gouvernements Minsk, in den Kreisen Kobryn, Brest und Pruschany, Gouvernements Grodno, in den Gebieten der Flüsse Muhawiez, westlicher Bug, Ljässna und Schischguljanka auf eine Fläche von 15 000 Djässjatinen (16 350 ha) theilweiser Austrocknung mit dem Bau von 224 Werst neuer Kanäle. Außerdem wurden 31 Brücken und zwei Halbschleusen hergestellt. In den Gouvernements Kowno und Witebsk wurden Trockenlegungsarbeiten im Gebiete der Disna mit Haupt- und Nebenkanälen in der Länge von 19 Werst mit 7 Brücken vorgenommen. —

3. Bis zum Jahre 1893 wurden diejenigen jungen Leute zur Erfüllung ihrer Militärpflicht einberufen, welche am 1. Januar des betr. Jahres das 20. Lebensjahr vollendet hatten. Von erwähntem Jahre an werden dagegen diejenigen Mannschaften militärpflichtig, welche am 1. Oktober des betr. Jahres das 21. Lebensjahr vollenden. Im Jahre 1893 kam daher nicht die ganze Altersklasse von 1872 zur Einstellung, sondern nur die in der Zeit vom 1. Januar bis 1. Oktober 1872 Geborenen. Die Anzahl derselben betrug 640 089 Mann; d. i. 238 600 weniger als im Jahre vorher. Ueberzählige früherer Jahrgänge waren 94 253 Mann vorhanden, sodaß also 734 342 Mann (oder 234 330 weniger als im Jahre 1892) zu mustern waren. Von diesen wurden 257 674 Mann in das Heer und die Flotte eingestellt; sie vertheilen sich auf die verschiedenen Nationalitäten wie folgt:

		Prozent.
a) Russen	188 906	(73,3)
b) Polen	17 302	(7,2)
c) Litthauer, Letten ꝛc.	8 959	(3,48)
d) Esthen u. andere finnische Stämme	9 010	(3,5)
e) Deutsche	4 072	(1,6)
f) Bulgaren	523	(0,2)
g) Tschechen	55	(0,02)
h) Moldau-Wallachen	2 187	(0,8)
i) Griechen und Armenier	429	(0,16)
k) Juden	16 233	(6,3)
l) Tataren	5 548	(2,2)
m) Baschkiren	4 140	(1,6)
n) Zigeuner und andere Stämme	238	(0,14)

Von den Ausgehobenen waren 165 761 Mann vollständig Analphabeten, 72 931 Mann konnten lesen und schreiben oder nur lesen, die übrigbleiben (7,4 %) waren infolge ihrer Bildung zu kürzerer Dienstzeit gesetzlich berechtigt. —

4. Anfang des Monats September v. J. wurde im Lager von Pjatigorsk ein Gefechtsschießen mit Manövriren von einem kombinirten Bataillon (3 Kompagnien Plastunen und 1 Kompagnie formirt von den Maikoper und Achulginer Reserve-Bataillonen), 2 Eskadrons Ssewerschen Dragoner-Regiments und 6 Geschützen der reitenden Terek-Batterie ausgeführt. Das Detachement bildete der Annahme nach eine Avantgarde. Die Kavallerie stieß auf feindliche Schützen, welche am Rande eines Gehölzes ausgeschwärmt waren, saß ab und beschoß sie. Alsdann traten neue Scheiben, zur Unterstützung der Schützen vorgehende geschlossene Abtheilungen darstellend, auf. Das Bataillon griff nun gemeinsam mit der Batterie in das Gefecht ein, während die Kavallerie nach dem linken Flügel des Bataillons

gezogen wurde. Die Batterie verwendete anfangs rauchschwaches Pulver, später gewöhnliches, woraus sich belehrende Schlüsse über die neuen Verhältnisse im Gefecht ziehen ließen. Die Infanterie ging zum Schlusse der Uebung zum Bajonettangriff auf die den Gegner darstellenden Scheiben über, die Dragoner operirten geschickt gegen die rechte Flanke des im Rückzug gedachten Feindes, während die Artillerie auf die nächste Entfernung heranfuhr und ihn mit lebhaftem Feuer (Manöverkartuschen) beschoß. —

5. Aus einem Prikase an die Truppen des kaukasischen Militär-Bezirkes bezw. der Beschäftigungen derselben während des laufenden Winters dürfte Nachstehendes besonders hervorzuheben sein: a) Um den Jagdkommandos eine praktische Thätigkeit zu geben, sind länger andauernde Jagden, bei der Kavallerie für die Kundschafter (Razwjädtschiks) Uebungsritte zu unternehmen, womöglich beide auf weite Entfernungen in nicht bekanntem Gelände. b) Um die Truppen in der Ausführung von Märschen im Winter zu üben, sind solche wöchentlich einmal mit allmählich wachsenden Leistungen vorzunehmen, wo es die Garnisonverhältnisse gestatten, in Detachements aller Waffen oder bei Garnisonen in der Entfernung von drei bis vier Tagemärschen von einander als Begegnungsgefechte; die Divisions-, Reserve- oder Artillerie-Brigade-Kommandeure haben sich bez. dieser Uebungen, welche einmal monatlich abzuhalten sind, gegenseitig in's Vernehmen zu setzen. c) Außer diesen Uebungen haben die Kavallerie- und die berittenen Kasakentruppen noch gegenseitige Uebungen im Aufklärungsdienst vorzunehmen, was sich besonders für die meist in Ssotnjen garnisonirenden Kasaken empfiehlt. d) Allwöchentlich sind unter unmittelbarer Leitung der Regiments-, Bataillons-, Batterie- ꝛc. Kommandeure Beschäftigungen mit den Offizieren ihrer Abtheilungen abzuhalten, welche einen belehrenden, die Ausbildung fördernden Zweck haben. Diese letzteren Uebungen sind obligatorisch und ihr Nutzen unzweifelhaft, wenn sie nicht nur formell, sondern anregend und unter verständiger Leitung ausgeführt werden, so daß alle Theilnehmer davon überzeugt werden, daß sie für den Offizier ebenso nothwendig sind, wie für den Rekruten die erste Ausbildung. Dann werden die Offiziere alle Reglements, Instruktionen und Bestimmungen gründlich kennen lernen und in taktischer Beziehung genügend vorgebildet werden. Um die freie Zeit sowohl für den Dienst, als für den Offizier selbst nutzbringend anzuwenden, ist es wünschenswerth, gewisse Arten von Sport anzuregen, wie z. B. Fechten, Revolverschießen, Velozipedfahren ꝛc. —

6. Vom 14. bis 22. September fand bei Oranü eine Kavallerie-Versammlung statt, an welcher 13 Kavallerie-Regimenter und 6 reitende Batterien theilnahmen (die 2., 3. und 4. Kavallerie-Division mit ihrer Artillerie und ein kombinirtes Regiment der Grenzwache), im Ganzen 76 Eskadrons und Ssotnjen und 36 Geschütze. Die Divisionen trafen am 13. September bei Oranü ein, nachdem sie die beweglichen Versammlungen

des II. und III. Armeekorps mitgemacht hatten, und traten unter den Oberbefehl des Kommandirenden des Wilnaer Militär-Bezirks, Generals der Infanterie Gonjeßki. Das für die Uebungen aufgestellte Programm bildete in der Hauptsache die Verwendung eines Kavalleriekorps auf dem Schlachtfelde. Die beiden ersten Tage waren der Ausführung von reglementarischen formalen Uebungen gewidmet. Am dritten Tage fand eine Uebung gegen markirten Feind statt; das Korps debouchirte aus drei Defileen auf dem Gefechtsfelde; ferner wurden Bewegungen in der Gefechtsformation, sowie Richtungs- und Frontveränderungen (1/8 und 1/4) ausgeführt. Am vierten Tag übte das Korps gegen markirten Feind Angriffe gegen Kavallerie, Infanterie und Artillerie. Die Aufgaben brachten das Verhalten eines in Reserve gestandenen Kavallerie-Korps zur Darstellung, welches den Befehl erhält, einen feindlichen Infanterieflügel, der von Kavallerie gedeckt wird, anzugreifen (Verhältnisse ähnlich denjenigen der Reiterei Platows und Uwarows in der Schlacht bei Borodino). Der Angriff auf eine Artillerielinie wurde durch Entwickelung des Korps gegen eine große Batterie von 108 Geschützen ausgeführt, unter Verhältnissen, wie sie in den Schlachten von Aspern und Eßlingen für das Kavalleriekorps Napoleons, welches der Infanterie Massena's zu Hülfe kam, bestanden. Am 5. Tage fand ein gegenseitiges Manöver statt; ein gemischtes Detachement, gebildet von den drei Kasaken- und einem Dragoner-Regiment und von einer markirten Infanterie-Brigade, focht gegen das Reiterkorps von acht Dragoner-Regimentern mit vier reitenden Batterien; an diesem Tage war namentlich die Vorführung der Lawa der Kasaken gegen die reguläre Kavallerie von hervorragendem Interesse; viele der Anwesenden erinnerte diese Uebung bei Oranü an die Episoden des Jahres 1812, wie sie von Mürat, Marmont und anderen Heerführern der französischen Armee beschrieben worden sind. Der 6. Tag war eine Marschübung des Korps auf drei Wegen gegen einen markirten Feind, bei welcher die Verbindung in Front und Tiefe, und die Zusammenziehung der Kolonnen zu einer Massenattake gegen die Kavallerie des Gegners geübt wurde.

Am letzten Tage fand eine Parade statt, an die sich ein zweimaliger Parademarsch im Schritt bez. Trab und Galopp anschloß.

Das Kavalleriekorps stellte mit seiner Artillerie eine imposante Masse dar, bei der normalen Zugstärke von 16 Rotten waren 11500—12000 Pferde zur Stelle! Eine solche Masse von Reiterei nimmt, wenn eine Division in Reserve gehalten wird, die Front von 4 Werst (4½ km) in Anspruch, wenn jeder Säbel aber in Thätigkeit treten soll, sogar 6 Werst, die erstere entspricht der Front eines normalen Armeekorps mit seiner Artillerie, oder einer Artillerielinie von 250 Geschützen. Sollte aber einem Korps der Angriff auf eine derartige Front wirklich aufgetragen werden, so wird das Objekt entschieden kein gleichartiges sein, die Kommandoführung kann daher

nicht in den Linien, sondern nur in den einzelnen entsprechenden Abschnitten der Tiefe nach mit einer allgemeinen Reserve stattfinden, wobei jeder einzelne Abschnitt seine Gefechtslinie und seine spezielle Reserve haben muß. Bei den Flügelabtheilungen können diese speziellen Reserven die erste (Gefechts-) Linie überragend sich befinden. —

7. Der Kommandirende des Militär-Bezirks von Kiew, General Dragomirow, wendet bei den Besichtigungsreisen innerhalb seines Bezirks unausgesetzt seine Aufmerksamkeit der Marschbereitschaft der Trains der Truppen zu und überzeugt sich bis in die geringsten Einzelheiten davon, daß den bestehenden Bestimmungen genau nachgekommen wird und daß die Ausführung derselben mit Sorgfalt und nicht nur auf dem Papiere geschieht. „Während einer Mobilmachung hat man keine Zeit, die Verpackung der Effekten auszuprobiren. Wenn man das jetzt nicht ausarbeitet, dann wird man mit einem irgend wie verpackten Train ausrücken. Man muß öfter umpacken, dann werden nicht Sachen in Papierchen oder Lappen verpackt, die verderben oder zerreißen. Instrumente dürfen nicht verrosten, die verzinnten Kessel sich nicht abreiben, die andern Sachen nicht beschädigt werden, sonst wird man unbrauchbare Lasten mit herumschleppen. In einem Feldzuge muß der Train nicht nur Monate lang feucht, sondern auch im Regen stehen. Es muß also Alles so verpackt werden, daß es auch dann noch für seine Zwecke brauchbar ist — nur nicht etwa Alles blos für gutes Wetter berechnet fahren!

Ich empfehle dringend sich nicht damit zu begnügen, daß man die Fahrzeuge gepackt gehabt hat, sondern die Verpackung auszuprobiren, mit gepackten Fahrzeugen 2 bis 3 Märsche zu machen und dann den Einfluß dieser auf die verpackten Gegenstände zu beobachten."

Auch bezüglich der Kriegsbereitschaft der Truppen während der „freiwilligen Arbeiten" (zur Ernte ꝛc.) äußert der General sein Bedenken, wenn er sagt: „Die Mannschaften sind zu freiwilligen Arbeiten beurlaubt, aber Vorkehrungen zu ihrer raschen Einziehung sind nirgends getroffen. Selbst wenn es schien, daß die Weitergabe der Befehle und die Einziehung der Leute keine Schwierigkeiten machen würde, so mußte das doch alles erwogen sein vor Beurlaubung der Leute. Vorher, vor der Beurlaubung der Leute zu den freien Arbeiten bei der Infanterie, vor der Entsendung der Pferde zur Grasfütterung bei der Kavallerie und Artillerie, muß die Möglichkeit einer schnellen Versammlung erwogen sein und alle Vorbereitungen sind dem entsprechend zu treffen."

Einige andere charakteristische Bemerkungen des Generals, welche dem „Rasswjädtschik" entnommen sind, seien noch erwähnt.

Die Uebung der ... ten Kavallerie-Division.

Die Division ist im Marsche, die Kavallerie der Avantgarde hat die Aufgabe, das Gelände im Vormarsche zu erkunden und 3 sich versteckt Habende

ausfindig zu machen. Die Ural-Kasaken sind nicht zur Avantgarde zu befehligen.

Die Patrouillen gingen nicht gewandt; an verschiedenen Orten kamen mehrere hinter einander vorbei (bis zu 30 Mann!), während an anderen Niemand zu sehen war. Sie verstehen nicht zu beobachten, zu sehen. Von 30 Patrouilleuren beobachtete nur ein einziger Mann des nten Dragoner-Regiments, alle übrigen ritten nur so vorbei. An einer anderen Stelle, am Rande eines Waldes beobachtete man aufmerksam, ritt aber dann ganz ruhig an Getreidehaufen vorüber, ohne zu bemerken, daß einige derselben eine ganz abweichende, unregelmäßige Form angenommen hatten. Einer Ordonnanz der Ural-Kasaken, welche mit Offiziersreitpferden vorüberritt, genügte dies, um in den Haufen die sich versteckt Habenden zu finden. Da giebt es noch viel zu thun!

Ich ersuche als Regel anzunehmen, daß Patrouillen niemals ins Blaue hinein geschickt werden, sondern stets den Auftrag erhalten, etwas Bestimmtes aufzusuchen. Wenn sich die Offiziere verbergen und dann suchen lassen, so lernt sich das bald; es ist ein Sport wie jeder andere.

Die Uebung der Division verlief sehr gut, die Formationsveränderungen wurden rasch und geschlossen ausgeführt. Befehlsgebung und Ausführung waren richtig und schnell; Mißverständnisse kamen nicht vor, die Division macht einen soliden, leistungsfähigen Eindruck. Die Parademärsche in den verschiedenen Gangarten waren ausgezeichnet. Der Train des ... Dragoner-Regiments war in Ordnung; man darf sich aber nicht begnügen mit dem, was geschehen ist, sondern muß öfters nachsehen und die Verpackung beim Fahren probiren.

Auf dem Wege nach Tschugujew mußte ich die Trains der Truppen passiren, welche in das Lager rückten. Sie machten einen sehr traurigen Eindruck. Wenn die Regimenter auf eine kurze Zeit ins Lager rücken, schleppen sie eine Masse Sachen mit sich fort, wie sie kaum größer bei einem Garnisonwechsel sein kann, natürlich das Unentbehrliche abgerechnet. Regimenter, die von weit her Jahr für Jahr mit der Eisenbahn in das Lager fahren, schleppen hin und zurück Dinge, wie Zeltstangen, gezimmerte Bänke und Tische, Bretter &c. mit sich, deren Transport noch einmal so theuer zu stehen kommt, als diese selbst. Beim Train befinden sich viele Mannschaften; man trifft einzeln gehende Nachzügler. Das Offiziersgepäck ist ungeheuer groß Es ist mit einem Worte gar nicht zu bemerken, daß man über die Sache nachgedacht hat, es ist vielmehr das Bestreben, sich möglichst bequem, anstatt möglichst einfach einzurichten, klar zu ersehen. 100.

Kleine Mittheilungen.

Mittheilungen vom Patent- und technischen Bureau des Herrn Richard Lüders in Görlitz:

— Das Schießpulver. Vielen unsrer Leser, wenn nicht fast allen, ist wohl noch aus der Schulzeit die Schilderung des Lehrers in Erinnerung, wenn er die Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts vortragend, als einen wichtigen Punkt dieser Zeit die Erfindung des Schießpulvers durch den Franziskanermönch Berthold Schwarz erwähnt. Mit gewaltiger Kraft soll damals der Ziegelstein, der den Topf mit dem gefährlichen Gemenge bedeckte, gegen die Decke geschleudert sein, Entsetzen und Schrecken verursachend! Mit welchem Staunen vernahmen wir damals diese interessante Geschichte, und was bleibt übrig, wenn wir sie auf ihre Wahrheit prüfen? — Nichts! Denn der eigentliche Erfinder des Schießpulvers hat bisher nicht festgestellt werden können. Wahrscheinlich ist, daß die Entdeckung des Schießpulvers im 14. Jahrhundert durch die Araber geschah; fast gewiß ist, daß die Italiener schon in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts Schießpulver fabrizirten, und nachgewiesen ist endlich, daß wenig später schon in Deutschland und zwar 1340 in Augsburg, 1331 in Spandau und 1360 in Lübeck, Schießpulverfabriken bestanden.

Das Schießpulver, bis ins späte Mittelalter noch die Bezeichnung „Kraut“ tragend, ist, wie bekannt, ein inniges Gemenge bestimmter Mengen Salpeter, Holzkohle und Schwefel, deren Mischungsverhältnisse durch die Reihe der Jahrhunderte sich nur unwesentlich verändert hat. Das älteste Pulver wurde blos durch Mengung seiner Bestandtheile aus freier Hand hergestellt, später benützte man Mahlmühlen, die aber wegen ihrer Gefährlichkeit rasch wieder aufgegeben und schon Mitte des 15. Jahrhunderts durch die heute noch zum Theil im Gebrauche befindlichen Stampfmühlen ersetzt wurden. Im 16. Jahrhundert findet man schon Walzmühlen nach Art der jetzt üblichen zum Kleinen und Mengen der Materialien. 1791 wurde in Frankreich dieses letzte Verfahren in Trommeln eingeführt, das in mehr oder minder begrenzter Anwendung heute in den meisten besseren Pulverfabriken noch üblich ist. Wegen seines durch die Entzündung hervorgerufenen großen Ausdehnungsbestrebens ist es im Stande die festesten Körper zu zersprengen und fortzuschleudern. Es hat nicht blos eine große Bedeutung für Kriegs- und Schießzwecke, sondern spielt auch in der bürgerlichen Technik, beim Berg-, Straßen- und Eisenbahnbau u. s. w. eine wichtige Rolle.

Nachdem man anfänglich das Pulver nur in Mehlform verwendete, ging man in der Mitte des 16. Jahrhunderts in fast allen Staaten daran, den Versuchen

Frankreichs folgend, ein gekörntes Pulver herzustellen. Mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts hatte die Fabrikation in der Hauptsache bereits jene Entwicklungsstufe erreicht, welche sie um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts besaß. Da entstand infolge des letzten amerikanischen Bürgerkrieges der Wettkampf zwischen Geschütz- und Panzerkonstruktionen, der zu den Riesenkalibern der Gegenwart führte. Die größten Metallstärken kannten nicht mehr den enormen Ladungen Widerstand leisten, es mußten Mittel und Wege gesucht werden, das alte Schießpulver zu verbessern oder zu ersetzen. Jedoch alle Versuche, das Pulver durch ein ähnliches mechanisches Gemenge zu ersetzen, haben ungünstige Resultate ergeben. Die alten Rohmaterialien haben sich als die besten ergeben. Es hat sich auch ferner gezeigt, daß jenes seit uralter Zeit bestehende Mischungsverhältniß, welches die höchste Nutzleistung giebt und für bestes Jagdpulver verwendet wird, zugleich das beste Mischungsverhältniß für alle anderen Pulversorten ist, seien sie Minen- oder Geschützpulver. In Preußen wurde ungefähr im Jahre 1865 das prismatische Pulver eingeführt und für die größten Geschütze verwendet. Die Dichte dieser Körner beträgt 1,66 bis 1,76, ihr Gewicht bis zu 40 Gramm.

Nach obigen Ausführungen hat sich also das gewöhnliche Schießpulver während mehrerer Jahrhunderte wesentlich nur in seiner Form geändert, während seine Zusammensetzung im allgemeinen dieselbe geblieben ist. Eine außerordentliche Umwälzung hat erst das vor mehreren Jahren erfundene rauchlose Pulver auf dem Gebiete der strategischen Taktik veranlaßt, dessen Folgen in einem Zukunftskriege bis jetzt nicht zu bestimmen sind. Während es früher möglich war, sich unter dem von den Geschützen herrührenden Rauch zurückziehen zu können, ist ein derartiges Manöver bei dem neuen Pulver nicht ausführbar. Erwähnen wollen wir zum Schluß nur noch, daß man schon mehrfach versucht hat, Maschinen zu bauen, die die Ausdehnungskraft des Schießpulvers in treibende Kraft umsetzen, jedoch hat man feststellen müssen, daß das gewöhnliche Pulver sehr schlecht dazu zu gebrauchen ist, da es bei der Verbrennung nur 280 Volumina permanente Gase entwickelt und außerdem soviel Rückstand läßt, daß es schon in kürzester Zeit jede Maschine verschmieren würde. —

— Auch von den wilden Kasaken kann man lernen. So berichtet Dr. Paschkoff, welcher sein Leben unter diesen zugebracht, über ein einfaches Verfahren, wie die Kasaken frische Wunden in einfacher Weise heilen. Dies geschieht dadurch, daß man die Wunde sich mit einer Schicht reiner Asche, die durch Verbrennen von etwas Baumwollstoff oder Leinwand bereitet ist, verbinden läßt. Die Asche soll sich mit dem Blut vermischen und bildet dadurch einen schützenden Schorf, unter dem die Wunde sehr schnell und gut heilt. Aus seiner eigenen Praxis giebt Dr. Paschkoff an, daß unter 28 Stich-, Schnitt- oder sonstigen Wunden, die mit derartiger Asche behandelt wurden, 26 ohne die geringste Eiterung sehr schnell geheilt wurden. Es empfiehlt sich jedoch, schmutzig aussehende Wunden vorher vollständig sauber zu reinigen und sie dann erst nach obigem Verfahren zu behandeln. —

— Ein neuer Sprengstoff, genannt „Schnebelite", ist die Erfindung zweier Franzosen, der Gebr. Schnebelin. Der Hauptbestandtheil desselben ist chlorsaures Kali, sonst sind zu seiner Herstellung nur ungefährliche Stoffe verwandt. Der Hauptvorzug dieses Sprengstoffes besteht darin, daß derselbe durch Stoß, Druck oder dergl., wie solches bei Transporten, bei Verarbeitung desselben leicht vorkommt, nicht zur Explosion gebracht werden kann, ebensowenig kann er durch Hitze oder durch Wasser permanent unbrauchbar gemacht werden. Ein mit dem Sprengstoff in freier Luft in Verbindung gebrachtes brennendes Streichhölzchen kann wohl eine Entflammung, aber keine Explosion hervorbringen. Ein weiterer Vorzug dieses Sprengstoffes ist, neben seiner Billigkeit, der Umstand, daß er in den Gewehrläufen keinen schädlichen Pulverschleim erzeugt. Zur Entzündung desselben ist eine Temperatur von 225° R. erforderlich, der Druck, welchen er auf die Geschütze bei Erzielung der normalen Geschoßgeschwindigkeit ausübt beträgt nur 1600—1800 Atmosphären, ist also bedeutend geringer als bei den bisher verwandten Sprengstoffen. Die von militärischer Seite aus mit diesem Sprengstoffe angestellten Versuche sollen allgemein befriedigend ausgefallen sein. —

— Techn. Feuilleton. So lange schon wie ein Menschengeschlecht unseren Erdball bewohnt, so lange schon wie die Naturkräfte, wie Wind und Wetter, wie Regen und Sonnenschein ihren nicht zu unterschätzenden Einfluß auf uns und unsere Vorfahren geltend machten, so lange schon wie der unerbittliche Kampf der Erdbewohner gegen die den Globus zerstörenden ober- und unterirdischen Gewalten dauert, so lange hat es auch schon Menschen gegeben, die den wahren Zweck ihres Lebens erkannten, die ihr höchstes und schönstes Ideal darin erblickten, mit ihrem Geist der nothleidenden Menschheit die Kräfte zur Verfügung zu stellen, die sie gebrauchte, um als Sieger aus dem Kampf mit den Elementen hervorzugehen. Wer kennt sie nicht die Irrfahrten eines Odysseus, der jahrelang dem Meeresgott Neptun als Spielball diente, der, wenn er der Scylla entschlüpft war, der Charybdes in die Hände fiel. Und so wie es einem Odysseus erging, haben noch Viele, Viele nach ihm die Macht des Meeres erkennen müssen. Schon im grauen Alterthum versuchte man es, dem sich der Küste nähernden Fremdling auf die Gefahren des Fahrwassers aufmerksam zu machen und ihm, unterstützt mit den nöthigen Mitteln, die Einfahrt ohne Gefährdung von Leben, Eigenthum zu ermöglichen. Zu diesen Mitteln gehörten auch die Leuchtthürme, die mit ihrem schon in der Ferne sichtbaren Schein dem Schiffe die Nähe des Hafens anzeigten. 230 Jahre vor Christi Geburt soll der erste Leuchtthurm, „Pharus" genannt, auf einer kleinen Insel bei Alexandria von Sostrates erbaut sein. Er war der berühmteste unter den Leuchtthürmen des Alterthums und wurde mit zu den sogenannten sieben Wunderwerken gerechnet. Aber was ist er gegen die Leuchtthürme der Neuzeit, die auf gefährlichen Klippen und Riffen erbaut, ihre gewaltigen Lichtstrahlen über die Umgebung senden und den Schiffen als Wahrzeichen und Markstein den richtigen Weg weisen. —

Wenn nun auch unser Zeitalter nicht arm an wunderbaren großen Erfindungen

ist und wenn fast ein jeder neuer Tag uns neue Ueberraschungen auf diesem Gebiete bringt, so stehen wir doch heute vor einer Mittheilung, die sogleich als Thatsache aufzufassen wir nicht in der Lage sind, denn ein Wunderwerk, alle Wunderwerke des Alterthums überstrahlend, soll jetzt in Amerika in Angriff genommen sein, über dessen nähere Einzelheiten wir Nachstehendes folgen lassen:

Ein elektrisches Licht, welches durch einen von einer 40 pferdigen Dampfmaschine getriebenen Dynamo gespeist wird und welches eine Leuchtkraft von 7000 Kerzen besitzt, soll diese Kraft um mehr als das 35 000 fache erhöhen können. Es ergiebt dies, so staunenswerth es ist, die Ausstrahlung eines Lichtfülle von 250 000 000 Kerzen! Es kann uns Europäern wahrlich Niemand verargen, wenn wir die Anwendung eines solchen Lichtmeeres, die laut uns zugegangenen Nachrichten binnen Kurzem auf Fire Island zur Erleuchtung der umliegenden Küste und des Hafens von New-York stattfinden soll, etwas ungläubig aufnehmen. Aber dennoch soll dieses Licht zur Thatsache werden und uns ein neues Beispiel für den großen Unternehmungsgeist und die bewundernswerthe Erfindungsgabe unserer Mitmenschen jenseits des Ozeans liefern.

Eine Vorstellung von der Kraft einer solchen Lampe kann man sich machen, wenn man erfährt, daß eine gewöhnliche Oellampe eine Lichtstärke von ungefähr 38—40 Kerzen besitzt und daß 6 000 000 solcher Lampen nöthig wären, um das Licht der projektirten Lampe von Fire Island zu erzeugen. Das gewöhnliche elektrische Licht hat ungefähr 1000 Kerzen Stärke und würden hiervon 250 000 Flammen zur Bildung obigen Lichtes verwendet werden müssen. Die stärkste Oellampe, die bis jetzt angefertigt worden ist, soll bei klarer Nacht ihre Strahlen auf ungefähr 50—60 km hinausgeworfen haben, aber die neue Wunderlampe mit ihrem mächtigen Lichtmeer soll den einkommenden Europäern ihre gewaltigen Strahlen auf ungefähr 180 Kilometer entgegensenden. Das Licht soll sich äußerst schnell in eine andere Richtung werfen lassen. Die bewegende Kraft ist ein einfaches Uhrwerk, welches in einem Gehäuse eingeschlossen ist. Trotzdem der Mechanismus, der die Drehung des Apparates veranlaßt, 15 000 Kilogramm wiegt, soll er sich doch durch einen Druck der Finger ganz leicht und bequem reguliren lassen. Der Werth einer solchen Wunderlampe kann sich nur durch die praktische Erfahrung feststellen lassen. —

— Wieder ein neues eigenartiges Militär-Gewehr-System soll jetzt beim Kriegsministerium der Vereinigten Staaten von Nordamerika ausprobirt werden, dessen Prinzip darin besteht, das Geschoß nicht durch eine einzige, sondern zwei Pulverladungen abzuschießen, welche kurz hintereinander zur Explosion gebracht werden. Der Zweck dabei ist, eine größere Geschwindigkeit und daher eine größere Tragweite zu erzielen; die erste Pulverladung würde also gewissermaßen das Geschoß in die Züge des Gewehres hineinpressen und die dadurch verloren gehende Kraft und Energie durch die zweite Ladung ergänzt werden. Der Verwirklichung dieses richtigen Gedankens möchten allerdings große technische Schwierigkeiten gegenüberstehen. —

— Meistens steht bei Volksunruhen das Resultat, welches durch das Einschreiten der bewaffneten Macht herbeigeführt wird, nicht im Verhältniß zu der Schwere des Vergehens. Wie aft ist nicht schan bedauert worden, daß in Falge eines Schusses eines Wachtpostens oder eines Schutzmannes ein Mensch schwer verwundet, wenn nicht sogar getödtet worden ist. Diesen schweren Fällen wird jetzt in Frankreich durch Anwendung aan Aluminiumgeschaffen an Stelle der bisher im Gebrauch befindlichen Bleigeschaffe ein Ende bereitet. Dieselben verlieren nämlich schon auf eine Entfernung von 150 m aiel von ihrer ursprünglichen Kraft und büßen dieselbe bei 200 m aallkommen ein. Diese Geschaffe werden nach jeder Richtung hin das beste Resultat ergeben, denn einerseits führen sie nur Betäubung ader Verwundungen herbei, die eine Verhaftung und Ueberführung in's Gefängniß ermöglichen und andererseits sind die erhaltenen Verletzungen so leicht, daß der Betraffene sich schan nach wenigen Tagen wieder vollkammen frisch und munter seines Daseins erfreuen kann. —

— Ein Entfernungsmesser für militärische Zwecke von W. Schweitzer in Freiburg i. B. besteht aus zwei im Augenabstand gelagerten anziehbaren Röhren, waaon das eine Rohr ein Erdfernrohr, das andere unbewaffnet ist und an Stelle des Objektivs eine Platte mit zwei aerstellbaren Schiebern besitzt. Letztere sind mit feinen horizontalen Schlitzen versehen, zwischen welche bei der Messung der feiner Größe nach als bekannt aarausgesetzte Zielgegenstand gefaßt und aus deren Abstand die Entfernung des zu beobachtenden Gegenstandes festgestellt wird. Hierzu dient eine von der Stellaorrichtung für die Schieber angetriebene Zahlenscheibe; zur Vermeidung störender Interferenz an den Meßschlitzen ist dort eine Schutzaorlage aus feinem grauen Seidenstoff angebracht. —

— Hufeisen mit besanders haltbaren rauhen Austretflächen sind von W. Watts und H. Everest erfunden worden. Die Tretfläche des Eisens ist mit pyramidenförmigen Erhöhungen aersehen, die einen bedeutend längeren Gebrauch als wie bei den bisher gebräuchlichen ermöglichen. Die Schenkel des Hufeisens sowahl als auch der Bügel sind extra dick hergestellt, um an diesen Stellen mit besanders tiefen Einschnitten versehen zu werden.

— Weg mit dem Aufsatzzügel! Dieser ist ein wahres Marterinstrument für das Pferd. Er quält es nicht nur in ganz grausamer Weise, sandern beschränkt seine Arbeitskraft, verdirbt sein Temperament und richtet es frühzeitig zu Grunde.

Er beschädigt das Maul, aerursacht Steifheit der Beine und oft Rückenmarksleiden, die selbst zum Tode der Thiere führen können.

Das beständige Zurückspannen des Kopfes und Halses in eine gezwungene Lage, während Herz und Lunge durch die Arbeit erregt sind, behindert das Athmen und den Blutumlauf im Kopfe.

Die Muskeln des Halses sind in beständiger schmerzhafter Spannung, die Luftröhre wird beengt, die Kniee werden nach aorn gebogen.

Der Vorwand, daß feurige Pferde des Aufsatzzügels zur leichteren Bändigung bedürfen, wird durch die Zuckergeschirre widerlegt. Ein feuriges Pferd wird durch den Aufsatzzügel erst gereizt und unruhig.

Der Aufsatzzügel ist eine unsinnige Mode, welche englische und amerikanische Sattler zu ihrem Nutzen und zum Schaden der Pferde und Pferdebesitzer erfunden und eingeführt haben. Er soll angeblich den Pferden ein stolzes Aussehen geben, giebt aber nur dem schönen Pferdehals eine unnatürliche, steife Haltung und dem Auge des Thieres einen Ausdruck von Qual.

Ein Pferdebesitzer, der sein Pferd nicht quälen und nicht gegen sein eigenes Interesse handeln will, wird den ganz unnützen und schädlichen Aufsatzzügel nicht anwenden. (Aus der „Allg. Zeitung für Landwirthschaft und Gartenbau".)

— Die Juden im deutschen Heere. Der „Täglichen Rundschau" wird mitgetheilt: Ein mir befreundeter Lehrer, der kürzlich in Gotha eine sechswöchige Uebung abzuleisten hatte, erzählt mir: In die Lehrerkompagnie war auch ein jüdischer Lehrer eingereiht. Obwohl sich derselbe in keiner Weise auszeichnete, höchstens in negativer Beziehung, genoß er doch mancherlei Vergünstigung. (Schlimm genug.) Auf seine Erklärung, als Jude nicht in der Menage essen zu können, wurde ihm gestattet, auswärts zu essen und ihm dafür obendrein das Menagegeld ausgezahlt, während die übrigen etwa 100 Lehrer gezwungen waren, in der Kaserne zu essen. Eines Tages auf Wache befohlen, beruft sich der Betreffende darauf, daß an jenem Tage jüdisches Neujahrsfest sei, und die Folge? Der Makkabäer wird von der Wache entbunden und an seiner Stelle zieht ein christlicher Lehrer auf Wache. Fragt man uns Christen danach, ob wir Weihnachten, Ostern oder Pfingsten, oder auch Neujahr haben, wenn es sich darum handelt, auf Wache zu ziehen?

(Aus den „Deutsch-sozialen Blättern".)

— Der verschenkte Finderlohn. Eine harmlose, aber wahre jüdische Geschichte. Am 2. Oktober 1894 ließ eine von Schweidnitz nach Hirschberg reisende Dame in einer Abtheilung eines Wagens zweiter Klasse beim Umsteigen ihre Brieftasche mit 700 Mark liegen. Sie bemerkte das bald darauf, telegraphirte von Sorgau aus nach Liegnitz und erhielt schon in Dittersbach von Königszelt aus die Nachricht, daß die Brieftasche dort abgegeben worden sei. Mit Dank erfüllt über die Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit der Menschen, nahm sie folgenden Tags Tasche und Geld von der Bahnbehörde in Empfang. — Zwei oder drei Tage später erhielt nun die Dame einen Brief eines jungen Mannes, Namens Samojé, der sich darin als Einjährig-Freiwilliger der Schweidnitzer Artillerie vorstellte. Er habe, so schreibt er, die Brieftasche gefunden, beanspruche die ihm gesetzlich zukommenden 10 pCt. Finderlohn und ersuche die Dame, das Geld im Betrage von 70 Mark an seinen Onkel, den Dr. Sorauer in Dresden, gelangen zu lassen und [illegible] noch vor seinem Abgange zur Universität, bis zum 25. Oktober 1894. Die

rechtsunkundige Dame ließ sich durch den „Onkel Dr. Sorauer in Dresden" imponiren und schickte die so sicher geforderten 70 Mark dem Herrn Onkel zu. — Nachdem sie aber erfahren hatte, daß man in einem Eisenbahnwagen zwar etwas liegen lassen, nicht aber verlieren könne, so daß das Liegengelassene ein Dritter zwar abgeben, nicht aber finden könne, schrieb sie dem Onkel Dr. Sorauer auch einen Brief, worin sie ihn ersuchte, seinen Herrn Neffen zur baldgefälligen Rücksendung der 70 Mark „Finderlohn" zu veranlassen. Nach einiger Zeit schickte der Onkel Dr. Sorauer mittelst Postanweisung der Dame 60 M. und schrieb ihr folgenden Brief: „Der von rechtskundiger Seite über seinen Irrthum belehrte stadiosus Samojé bittet Euer Hochwohlgeboren um Entschuldigung und beauftragt mich, 60 M. an Euer Hochwohlgeboren zurückzusenden mit dem Bemerken, daß er 10 M. an arme Personen verschenkt habe. Sollten Euer Hochwohlgeboren auch diesen restlichen Betrag reklamiren wollen, so erbietet sich der stadiosus Samojé, denselben Anfang Januar zu zahlen Der stadiosus Samojé weilt gegenwärtig in M....n und würde ich gern bereit sein, Euer Hochwohlgeboren Erklärung an ihn zu übermitteln. Hochachtend Dr. Sorauer." Die Dame beabsichtigt natürlich nicht, auch „diesen restlichen Betrag zu reklamiren", und so ist diese kleine Geschichte zu Ende. — Ob wohl ein deutscher Student und Offiziers-Anwärter in gleichem Falle ebenso gehandelt hätte?

(Aus den „Deutsch-sozialen Blättern".)

Bemerkenswerthe Aufsätze aus den Zeitschriften der deutschen und ausländischen Literatur.

A. Inländische

Deutschland. Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine. Band 95, Heft 1: Der Parteigänger Friedrich v. Hellwig und seine Streifzüge im kriegsgeschichtlichen Zusammenhange betrachtet. — Improvisirte Befestigungen. — Anforderungen der Gegenwart an die Militär-Gesetzgebung. — Zur Erziehung des Unteroffizierkorps. —

Archiv für die Artillerie- und Ingenieuroffiziere. 3. Heft: Besprechung verschiedener Ansichten über die Organisation der Kriegstechnik. Von Killiches, k. u. k. Generalmajor. —

Marine-Rundschau. Zum Studium der Seekriegsgeschichte. II. — Folgerungen aus den japanisch-chinesischen Seekämpfen für Kriegsschiffsbau und -Armirung. —

Militär-Wochenblatt. Nr. 25: Das Jubeljahr der Ulanen. — Die französischen Mobilmachungspferde. — Nr. 27 und 28: Kavallerie-Divisionen im Frieden. — Nr. 28: Die Streifkorps der Verbündeten von 1813. — Die Infanteriepferde in Frankreich. — Nr. 29: Das Gefecht mit Kommandoeinheiten und das Treffengefecht. — Beiheft 2: Ausbildung, Führung und Verwendung der Reiterei. Von Frhr. v. Bissing, Generalmajor. — Nr. 30: Das Ideal einer

Kriegsakademie. — Nr. 31: Gefahren für die Disziplin. — Nr. 32: Fillis, Plinzner und die Reitinstruktion. — Nr. 33: Kriegslehren. —

Deutsche Heereszeitung. Nr. 24: Zur Frage des Duells. — Die Kampfesweise der Infanterie vor dem Richterstuhle der modernen Bewaffnung. — Nr. 25: Meldereiter. — Nr. 27: Anschauungsunterricht im Felddienst für Infanterie und Kavallerie, insbesandere für Patrouillenführer und Meldereiter. — Nr. 28: Die Schaffung des Abtheilungsverbandes in der russischen Feldartillerie. — Nr. 29: Militärische Zeitstudien über Formen und Wesen, Wissen, Können und Sein. (Wird fortgesetzt.) — Nr. 31: Der General Vagel v. Falckenstein. —

Allgemeine Militär-Zeitung. Nr. 22: Die Geschoßwirkungen der kleinkalibrigen Gewehre im japanisch-chinesischen Kriege. — Nr. 23: Ein Blick auf die inneren Verhältnisse der k. u. k. österreichisch-ungarischen Offiziere. (Schluß in Nr. 24.) — Nr. 27: Der gegenwärtige Stand der englischen Kavallerie. —

Militär-Zeitung. Nr. 12: Die Erhaltung der Schlagfertigkeit der Feldarmee. (Fortf.) — Taktische Studien. — Nr. 13: Fortsetzung der Aufsätze aus Nr. 12. — Nr. 14: Forts. aus Nr. 13. — Anzugsbestimmungen für die Offiziere der Kgl. preuß. Armee. — Aenderungen in der Kgl. preuß. Armee aus Anlaß des Etats 1895/96. — Nr. 15: Einiges aus Exerzir-Reglement und Schießvorschrift der Feldartillerie. (Wird fortgesetzt.) — Anzugsbestimmungen ꝛc. — Nr. 16: Monatsbericht über das französische Heerwesen. —

B. Ausländische.

Oesterreich-Ungarn. Streffleur's österreichische militärische Zeitschrift. April: Durchführung eines Reisemarsches. — Die Divisions-Kavallerie, ihre Aufgabe, Verwendung und Organisation. — Der Einfluß fortschreitender Kultur auf Heerwesen und Krieg. —

Minerva. Illustrirte militär-wissenschaftliche Zeitschrift. Nr. 21 und 22: Das Sanitätswesen der russischen Armee. — Die Entwickelung der Handfeuerwaffen im österreichischen Heere. — Die Perkussionswirkung der Geschosse bei den Handfeuerwaffen. —

Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens. Nr. 4: Die fremden Kriegsmarinen im Jahre 1894. — Die neuen Küstenvertheidigungsschiffe der k. u. k. Kriegsmarine „Monarch“, „Wien“ und „Budapest“. — Der russische Panzerkreuzer „Rjurik“. — Die Nothwendigkeit, an Bord von Schiffen das Holz durch ein nicht brennbares Material zu ersetzen. — Nr. 5: Seekriegsrecht und Seekriegsführung. — Die fremden Kriegsmarinen im Jahre 1894. — Die Baukosten der gegenwärtigen französischen Flotte. —

Organ der militärwissenschaftlichen Vereine. I. Band. 4. Heft: Zur theoretischen Fortbildung der Offiziere und Kadetten. Von C. v. C. — Mittheilungen über neuere Arbeiten im Gebiete der Photographie und der modernen Reproduktionsverfahren. Vortrag, gehalten im militärwissenschaftlichen und Kasino-Verein zu Wien von Hofrath Ottomar Volkmer, Oberstlieutenant d. R. —

Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. 3. Heft: Ueber Kriegs-Distanzmesser. — Die Verwendung der technischen Truppen bei den größeren Truppenübungen 1894. —

Frankreich. L'Avenir militaire. Nr. 1982: Le budget de la guerre et celui de la France. — Nr. 1984: L'empereur d'Allemagne et Bismarck. — Nr. 1985: Nouvel équilibre de l'Asie. — Défense nationale et fausses nouvelles. — Nr. 1986: L'avancement des officiers. — Nr. 1987: Les dépenses d'une guerre européenne. Nr. 1988: La morbidité dans l'armée française. — Les guerres coloniales. — Nr. 1989: La reorganisation de l'armée ottomane. — Nr. 1990: Tactique du combat offensive. —

Le Progrès militaire. Nr. 1501: Les camps d'instruction et la cavalerie. — Nr. 1502: Le tôle des généraux et les manoeuvres. — Les sociétés de tir et le budget. — Nr. 1504: Guillaume II. et Bismarck. — Nr. 1505: Le service d'état major. — Nr. 1506: Les manoeuvres d'hiver. — Nr. 1507: Les manoeuvres de garnison. — Nr. 1508: L'armement de la cavalerie. — Nr. 1510: L'exploration en pays de montagne. —

La France militaire. Nr. 3287: La préparation des cadres. — Nr. 3292: Manoeuvres et tir. — Nr. 3293: Le Parlament et la guerre. — Les deux armées. — Nr. 3294: Manoeuvres et tir. — La ravitaillement de Paris. — Nr. 3295: Tactique de ravitaillement dans les guerres coloniales. — Nr. 3298: Manoeuvres et tir. — Les chemins de fer. — Les employés et le service militaire. — Nr. 3299: La trahison. — Nr. 3300: Les grands travaux. — Le percement de le Faucille. — Nr. 3302: Haute direction de l'armée. — Nr. 3303: Les troupes coloniales. — Nr. 3304: Dans la cavalerie. — Nr. 3306: Manoeuvres de tir. — Nr. 3308: Canons de campagne de gros calibre. — Nr. 3310: France et Allemagne. — Sur les Alpes. — Les voies strategiques. — Nr. 3312: L'alimentation en campagne. —

La Marine française. Nr. 10: Custozza et Sadowa. — Le ministère de la défense nationale. —

Journal des sciences Militaires. März: Stratégie de combat. (Wird fortgesetzt.) — Principes generaux des plans de campagne. — Du service d'exploration en montagne. — La campagne de 1814. — La cavalerie des armées alliées pendant la campagne de 1814. (Wird fortgesetzt.) — La guerre de Japon contre la Chine. (Wird fortgesetzt.) — April: Des cadres des armées de réserve et territoriale. —

Revue du cercle militaire. Nr. 12: Madagascar. (Suite.) — Le 13e corps d'armée pendant la guerre de 1870. (Forts. auch in Nr. 13, 14, 15 und 16.) — Nr. 13: La ville sainte de Mounden. — Nr. 14: Le recrutement anglais. (Wird fortgesetzt.) — Le premier corps. — Madagascar. (Wird fortgesetzt.) — Nr. 16: La bicyclette pliante. (Mit Abbildungen.) —

Revue de cavalerie. März: Les Effectifs de la cavalerie en France et en Allemagne. — Microcosme des opérations de la cavalerie. (Avec une

carte.) — La Cavalerie italienne. (Suite.) [Avec 7 figures.] — Alimentation et travail du cheval de guerre. — Cavalerie contre cavalerie: Du service de sûreté. (Suite.) — Les Spahis d'Orient 1854. — Questions à résoudre: Le cheval anglo-arabe; achat du cheval d'officier par les commissions de régiment. —

England. Army and Navy Gazette. Nr. 1835: Army recruiting. — Little England and the navy. — Nr. 1836: Cavalry manoeuvres. — Field artillerie fire. — Nr. 1837: The heaeth of the soldier. — Nr. 1838: The north sea and baltic canal. — Nr. 1839: Chitral. —

United service Gazette. Nr. 3246: The practice of horse and field artillery in 1894. — War duties of the soldier. — Nr. 3247: The volunteer force. — Field artillery fire and Okehampton experiences. — Nr. 3248: Our strategic position in the Mediterranean. — Nr. 3249: The fighting coefficients of a warhip. —

Italien. Rivista militare. Er. VI: Operazioni per ed difesa della colonia Eritrea dal 15. Dicembre 1894 al 20 Gennaio 1895. — Qualche altra considerazione sulla ferma di tre anni e sulla chiamata semestrale delle classi di cavalleria. — Nr. VII: Le grande manovre tedesche nell'autunno 1894. — Osservazioni talliche e organiche. — Dello spirito di corpo. — La quistione dec sottufficiali in Francia. — Nr. VIII: Fortsetzungen aus Nr. VII. —

Schweiz. Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. Nr. 3. März: Mittheilungen über unsere Artillerie. —

Schweizerische Monatsschrift für Offiziere aller Waffen. Nr. 3. März: Der chinesisch-japanische Krieg. — Divisionskavallerie. — Korpskavallerie. —

Blätter für Kriegsverwaltung. Organ des schweizerischen Verwaltungs-offiziers-Vereins. Nr. 4: Das Eisenbahnwesen im Kriegsfalle unter Anführung von Beispielen aus dem Kriege 1870/71. (Forts.) —

Rußland. Raswjädtschik. Militärische Zeitschrift. Erscheint wöchentlich in St. Petersburg bei Beresowski. VIII. Jahrgang. April 1895. Nr. 232: Zur Geschichte der Wegnahme einer türkischen Fahne durch die Rumänen auf der Griwitza-Redoute am 30. August 1877. — Die Benennung der Kasaken-Regimenter. Geschichtlicher Rückblick. (Fortsetzung.) — Die Verbindung Frankreichs mit Rußland auf dem Luftwege. — Hemden aus alten Mänteln. — Auf frischer Spur. Erzählung aus dem Leben im Grenzdienste. — Bücher-Anzeige: Peter der Große. Militärgesetze und Instruktionen bis zum Jahre 1715. Von Müschlajewski. St. Petersburg 1894. — Nr. 233: Nekrolog des Erzherzog Albrecht. — Brodkonserven. — Auf einem deutschen Polygom (Artillerie-Schießplatz). [Mit Illustrationen.] — Das Avancement bei der Infanterie durch entstehende Vakanzen. — Die Untersuchung. Eine Erzählung. — An der Grenze. Ein Gedicht. — Bücher-Anzeige: Die Verwendung der drei Waffen im Gefecht. Nach dem italienischen Reglement. Von Professor Oberst Orlow. St. Petersburg 1895. —

Nr. 234: Der Säbel bei der Feld- (Fuß-) Artillerie. — Unter den Russen auf dem Pamir. (Mit Illustrationen.) Uebersetzung aus dem Schwedischen. — Das Sammeln von Material für Regimentsgeschichten. — Die Kompagnieschulen. — Die Kasaken bei Bajazit im Jahre 1877. — Bücher-Anzeige: Kriegskonserven. Administrativ-hygienische Studie von Uchatsch-Ogorowitsch. Moskau 1895.

Literatur.

Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. Von W. v. Scherff, General der Infanterie z. D. Erstes Heft: Betrachtungen über die Schlacht vor Colombey-Nouilly. Mit zwei Plänen in Steindruck. Berlin 1894. E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. Preis 3,25 M.

Mit eiserner Folgerichtigkeit zieht General v. Scherff nunmehr kriegsgeschichtliche Beispiele für seine Lehren an, die in der Summe darauf hinauslaufen: es giebt keinen (schematischen) Normalangriff, aber es muß ein Normalangriffsverfahren den Führern und Truppen in Fleisch und Blut übergehen, es darf nicht grundsätzlich jedem Führer bis zum Kompagniechef herab gestattet werden, nach seiner persönlichen Auffassung zu verfahren, es muß dem Höchstkommandirenden möglichste Einwirkung auf die seinem Zweck entsprechende und gleichzeitige Verwendung der fechtenden Truppen gewahrt bleiben. Scherff steht in mehreren Punkten in ausgeprägtem Widerspruch zum Exerzirreglement für die Infanterie.

Es ist eine nicht leichte Speise, die der verdiente und bedeutende General uns mit seiner Schrift vorsetzt; er hat einen nicht anheimelnden schweren Stil, an den man sich erst gewöhnen muß. Aber das macht sich belohnt. Es ist, mag man auch oft abweichender Meinung sein, ein Genuß, der geistreichen Besprechung und Beweisführung des Verfassers zu folgen. Er geht die einzelnen Abschnitte durch, grundsätzlich zunächst das thatsächlich Geschehene kurz und klar hinstellend, daran dann jedesmal die Betrachtungen knüpfend und das Gegenbild liefernd, wie wohl besser verfahren worden wäre. Kein Zweifel: die Schlacht von Colombey-Nouilly ist ein dankbarer Stoff für Scherff's Zwecke. Er schließt seine Studie mit den Sätzen: „Die unerläßliche Selbstständigkeit der Führung beim Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht wollen wir auch fernerhin im Felddienst und in den Manöverübungen lernen. — — Die unerläßliche Unterordnung der

Führung beim Gebrauch der Truppeneinheiten im Kampfe verlangt als Grundlage die feste Norm des Exerzirplatzes (ebenen und durchschnittenen). Nur wo beide zusammenwirken, wird auch künftighin die ‚Selbstständigkeit der niederen Führung' die ‚selbstständigen Entschlüsse der höheren Führung' ergänzen — nicht sie auflösen!" 127.

Essai de strategie navale. Par Commandant Z . . . et H. Montéchant. Paris 1893. Berger-Levrault et Cie., éditeurs.

Die beiden Verfasser, die bereits einen Ruf durch ihre vor drei Jahren erschienene Schrift: „Les guerres navales de demain" sich erworben haben, üben eine einschneidende Kritik an der französischen Seestreitmacht und deren geplante Verwendung. Ob sie nicht in manchen und wichtigen Punkten weit über das Ziel hinausschießen, wie es uns scheinen will, kann hier nicht erörtert werden. Jedenfalls verdient das Buch, welches nachweisen soll, wie im nächsten Kriege Frankreich zur See siegen könne und würde, die allgemeine Beachtung. Es sind wahrlich bedeutende und scharfsinnige Erwägungen genug in dem Werke vorhanden — die patriotisch-offene Darstellung gewinnt uns Achtung ab.

In der sehr umfänglichen Vorrede ist Plan und Ziel der Verfasser eingehend dargethan. Sie wollen nachweisen, daß für Frankreich die zukünftigen Seekämpfe sich unter ganz eigenartigen Bedingungen, ohne gleichen, abspielen werden, daß Frankreich unbesiegbar auf dem Meere sein wird unter der Voraussetzung, daß das Truggebilde des Geschwaderkrieges nicht weiter verfolgt wird. Sie wollen nachweisen, daß die bisher eingeschlagene Richtung der Seepolitik der Sache Frankreichs, seiner Größe und selbst seiner Sicherheit schadet: denn sie vernachlässigt die Vertheidigung der Küsten, ohne eine vernünftige Offensive gegen seine Gegner von morgen zu verbürgen, und sie strebt nicht dahin, England vom Dreibund loszulösen. Die englischen Flotten werden sich aber mit denen des Dreibundes vereinigen, denn dann haben sie die Gewißheit, daß sie Frankreich zerschmettern.

Die gegenwärtige Organisation der Seestreitmacht Frankreichs beruht nicht auf einem wissenschaftlich abgeklärten Grunde: es ist der Triumph der Zusammenhanglosigkeit und der Willkür; man trägt sogar nicht einmal der geographischen Lage der Küstengegenden Rechnung.

Geschwader und mobile Vertheidigung, ohne klares Ziel, operiren blindlings, ohne Gesetz, ohne Methode. Ihre Arbeit ist negativ. Nirgends erkennt man die Spur eines erleuchteten Urtheils, eines festen und entschlossenen Willens. Ueberall und stets tastet man, zaudert man. Und wenn man sich zuweilen entschließt, so geschieht dies nur zu halben Maßregeln. . . . .

Wir zweifeln, wie gesagt, nicht daran, daß die scharfen und gründlichen Ausführungen der beiden Verfasser viel aufmerksame Leser finden werden, auch außerhalb unserer zunächst interessirten Seestreitmacht. 8.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Zweiter Band. Erinnerungen von Alexander Lwowitsch Seeland aus der polnischen Revolution von 1830/31. Aus dem Russischen übersetzt von Georg Freiherrn v. Saß. Stuttgart 1894. Verlag der Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Wir haben leider den ersten Band der Schiemann'schen „Denkwürdigkeiten" nicht erhalten und können nur aus dem vorliegenden Heft den Schluß ziehen, daß es dem Herausgeber darauf ankommt, uns Einblicke in gesellschaftliche und politische Zustände unserer östlichen Nachbarn zu gestatten, wie sie am treuesten eben durch „Denkwürdigkeiten" sich vermitteln. Allem Vermuthen nach ist Seeland aus einer Pastorenfamilie zu Oesel stammend, aber durchaus russifizirt, der 1830 als Adjutant einer Artillerie-Brigade gegen die aufständischen Polen focht. Seiner jetzigen Schrift dienten die Aufzeichnungen als Grundlage, die er damals als junger Offizier gemacht hat. Sie sind einfach, schmucklos — aber vielleicht deshalb gerade anziehend. Sie haben keine besondere kriegsgeschichtliche Bedeutung, beanspruchen solche auch nicht einmal, obgleich doch manche dahingehende Bemerkung und Beobachtung abfällt, da der Verfasser mit hohen Herren, wie Feldmarschall Diebitsch u. a., zusammenzukommen Gelegenheit hatte; aber man erhält klaren Aufschluß über der Russen und Polen damaliger Zeit Sitten, Denkungsart, Bildung, über das Handeln und Fühlen der Offiziere und Soldaten. Das kleine Werk hat also ein bescheidenes kriegsgeschichtliches, aber ein ansehnliches kulturgeschichtliches Interesse. 128.

Deutschlands Siege von 1870/71. Von H. v. d. Lochau, Major a. D. Mit drei Originalkarten. Berlin 1895. Reinhold Kühn.

Zur Erinnerung an den vor 25 Jahren ruhmreich geführten Krieg gegen das französische Kaiserreich hat der Verfasser eine übersichtliche Zusammenstellung sämmtlicher Schlachten und Gefechte, mit genauer Angabe der Stärke der sich gegenüberstehenden Heere gegeben. Die Zahlen beruhen auf den neuesten Forschungen und bringen zum Theil sogar neues Material; dieselben sind in einem Anhange fachgemäß zusammengestellt. Der Text ist möglichst kurz gehalten, weil es, wie Herr v. d. L. im Eingange sagt, trotz der vielen Geschichten jenes Krieges an einer „kurzen, allgemein leichtverständlichen Darstellung" fehlte.

Ganz besonders müssen wir auf die neue, namentlich für Laien höchst übersichtliche, graphische Darstellung der Truppenstellungen, auf die drei sehr gut gezeichneten Karten aufmerksam machen.

Herr v. d. Lochau hat mit seiner Arbeit für Nichtsoldaten ein handliches und nützliches Nachschlagewerk geliefert, für die aber, welche jene Schlachten mitschlugen, eine willkommene Erinnerungsgabe bereitet. B.

Grundriß der Taktik. Von J. Meckel, Generalmajor. Berlin 1895. Mittler u. Sohn. Preis 7 M.

Dieses Buch verdient in der vorliegenden, erheblich vervollkommneten Form als vademecum im Besitz eines jeden Offiziers zu sein. Es wird ein anregender Lehrer und guter Berather sein. Der junge Offizier wird auf anregenste Weise in das für seinen Beruf nothwendige Wissen eingeführt und zu weiterem Studium angeregt. Der ältere Offizier wird an der Hand dieses Buches seine Kenntnisse auffrischen und es als guten Berather von Herzen willkommen heißen.

In übersichtlicher Form, in selten klarer, knapper Ausdrucksweise sind hier alle das Gebiet der Truppenverwendung berührenden Verhältnisse klargelegt, selbst der Theil der Formen-Taktik ist in fesselnder Weise bearbeitet.

Den über die Verwendung der Artillerie ausgesprochenen Grundsätzen scheint jedoch die spätere Zutheilung einer Batterie zur Avantgarde nicht zu entsprechen. „Der Grundriß der Taktik" aus der Quelle reichen Wissens und Könnens geschöpft und in der dem Verfasser eigenen Formvollendung geschaffen. Z.

Un chapitre de l'histoire contemporaine, Sedan. Par Louis Navez. Bruxelles, J Lebegue & Cie., 46 rue de la Madeleine.

Die einzelnen Kapitel des Buches des Mr. Louis Navez behandeln die Geschichte des deutsch-französischen Krieges von der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen bis zur Schlacht von Sedan und der Gefangennahme Napoleons. Wenn wir dasselbe hier besonders empfehlen wollen, so geschieht es aus dem Grunde, weil Herr Navez jedem der beiden Gegner, Franzosen wie Deutschen in seinen Schilderungen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt und ohne Parteiinteresse schreibt. Wo dies übrigens wirklich der Fall ist, geschieht es zu Gunsten der deutschen Kriegsführung. Das Buch ist spannend geschrieben und geeignet, nicht nur bei Militär, sondern allgemeines Interesse zu erregen, und dieses Interesse wünschen wir ihm auch. 300.

Die Entscheidungskämpfe des Mainfeldzuges an der fränkischen Saale. Kissingen—Friedrichshall—Hammelburg. Von Fritz Hönig. Mit einer Uebersichtskarte und fünf Skizzen. Berlin 1895. E. S. Mittler u. Sohn.

Schon der Name des Herrn Verfassers bürgt für die Genauigkeit der von ihm gegebenen geschichtlichen Daten. Mit dem ihm eigenen Fleiß im Quellenstudium hat der unermüdliche Historiker auch hier wieder hoch interessante Schilderungen der Kämpfe an der fränkischen Saale wiedergegeben. Wir fühlen uns, wenn wir sie lesen, gewissermaßen mitten drin in den Ereignissen; nichts ist vergessen! Das ist ein neuer schöner Beitrag zur vaterländischen Geschichte, zur Geschichte der Siege des preußischen Heeres; aber auch dem Gegner und seiner Kriegführung ist volle Gerechtigkeit widerfahren. — Das Buch empfiehlt sich von selbst. H.

L'expédition française de Formose 1884/85. Par le capitaine Garnot du 31 e d'Infanterie. Avec 30 gravures hors texte et un atlas de 10 cartes en couleurs. Paris 1894. Librairie Ch. Delagrave. Prix: Francs 10.

Die gegen Ende vorigen Jahres erschienene, an der Spitze dieser Zeilen näher bezeichnete literarische Gabe hat durch die kriegerischen Vorgänge im fernen Osten, insonderheit aber wegen der letzten auf Formosa und den Pescadores sich abspielenden Kämpfe actuelles Interesse erlangt. Das interessante Studium des französischen Werkes ist nicht nur wegen der vor einem Jahrzehnt stattgefundenen Expedition der dritten Republik gegen die genannten chinesischen Inseln, sondern auch deshalb lohnend, weil es eine genaue Beschreibung von Formosa und der Pescadores-Gruppe in geographischer, ethnographischer und klimatischer Beziehung liefert. Hierdurch gewinnen wir neben der Möglichkeit einer Schätzung der graphischen Objekte in handelspolitischer Beziehung einen Maaßstab für die Bedeutung der Straße von Formosa und der in sie eingestreuten Pescadores, die einen Hauptschlüssel in den chinesischen Meeren darstellen.*) Das trefflich geschriebene, mit guten Illustrationen und Photographien versehene Buch ist für den Politiker und Militär, welche das stille, aber in der Neuzeit sehr bewegte Meer, ein auch für uns Deutsche werthvolles wichtiges Seeterritorium, intimer Betrachtung zu widmen gedenken, um so mehr zu empfehlen, als die zehn dasselbe begleitenden Karten genau gezeichnet und in großem Maßstab entworfen sind. s.

Taschenbuch zum praktischen Gebrauch für Flugtechniker und Luftschiffer. Herausgegeben von H. W. L. Moedebeck, Hauptmann und Regiments-Chef im Schleswig-Holstein. Fußartillerie-Reg Nr. 9. Mit 17 Textabbildungen. Berlin W. 1895. Verlag von W. H. Kühl.

Das in Taschenbuchform erscheinende Buch bringt trotz des geringen Umfanges eine reiche Fülle alles Desjenigen, was für den Luftschiffer zu wissen nöthig ist, giebt aber auch gleichzeitig jedem Offizier, der sich über die Wissenschaft der Luftschifffahrt mit allen ihren Hülfswissenschaften orientiren will, Gelegenheit, sich über diese gründlich belehren zu können. Dem Herrn Verfasser steht aus seinem langjährigen Kommando zur Luftschiffer-Abtheilung eine reiche Erfahrung zu Gebote, trotzdem hat derselbe eine Reihe von Fachgelehrten zur Mitarbeit herangezogen, um jedes einzelne Gebiet der vielen Hülfswissenschaften in der vollendetsten Weise bearbeitet zu haben. Wir können dem Buche keine bessere Empfehlung geben, als wenn wir den Inhalt desselben, wie er in den verschiedenen Kapiteln geordnet ist, hier kurz erwähnen.

Es beginnt mit den verschiedenen Thematen, die der Luftschiffer bei seinen Fahrten und Versuchen auszufüllen hat, und den Tabellen für Maße und Gewichte.

*) Siehe A. Herrichs (Verlag von Karl Flemming, Glogau) ausgezeichnete Karte des Weltverkehrs 1 : 50 000 000.

Das 1. Kapitel behandelt die Physik der Atmosphäre, und ist von Dr. V. Kremser, dem wissenschaftlichen Oberbeamten am Kgl. meteorologischen Institut in Berlin verfaßt. Es enthält die Bestandtheile und die allgemeinen physikalischen Eigenschaften der Atmosphäre, die Wärmequellen, den Luftdruck, die Luftwärmen, Feuchtigkeit, Wolken und Niederschläge, Wind, Luftdruck-Vertheilung u. s. w. Das 2. Kapitel bespricht den Ballonbau in Bezug auf Form, Größe, Tragkraft, Materialien, Anfertigung u. s. w.; dasselbe ist vom Verfasser selbst bearbeitet. Das 3. Kapitel, die Gastechnik betreffend, ist von Professor Müllenhof verfaßt, ein Gymnasiallehrer in Berlin, der als erste Autorität auf dem Gebiete des Vogelfluges gilt. Im 4. Kapitel schildert der Verfasser das Ballonfahren selbst, die dabei zu beachtenden Faktoren und das Landen werden erörtert. Dann folgt im 5. Kapitel die flugtechnische Photographie von Dr. A. Miethe, Physiker und Optiker, bekannt als Konstrukteur des Teleobjektivs und Redakteur einer photographischen Zeitschrift in Rathenow. Im 6. Kapitel entwickelt Dr. Kremser die Grundsätze für die Beobachtungen bei Ballonfahrten in Bezug auf die Meteorologie, und im Anschluß daran der Verfasser diejenigen für technische Fahrten. Das 7. Kapitel behandelt den Tiefflug, von Dr. Müllenhof bearbeitet, und das 8. den Kunstflug von Ingenieur Otto Lilienthal, einer auf diesem Gebiete wohl allseitig bekannten Persönlichkeit. Das 9. Kapitel führt den Titel Luftschiffe, in dem der K. K. österreichische Hauptmann Hoernes die dynamischen und der Verfasser die aërostatischen beschreibt. Das 10. Kapitel enthält die Militär-Luftschiffahrt in ihrer Entwicklung und Organisation in Deutschland, wie in den übrigen europäischen Staaten, sowie die im Beschießen von Ballons gemachten Erfahrungen. Dieser Theil ist chronolisch, mit dem Jahre 1870 beginnend, geordnet, er giebt über die Friedens-Organisation der verschiedenen Luftschiffer-Abtheilungen Auskunft, die Kriegsorganisationen mußten naturgemäß fortbleiben, da sie bei uns geheimgehalten werden, und von den übrigen europäischen Staaten mit Bestimmtheit auch nicht bekannt sind. Das 11. Kapitel bildet ein aëronautisch-technisches Lexikon, vom Verfasser in Verbindung mit dem Rittmeister Warder (Engländer von Geburt) bearbeitet, und das 12. eine Zusammenstellung von Vereinsnachrichten und Bezugsquellen

Die Vielseitigkeit des gediegenen Inhaltes geht aus diesen Angaben hervor. Wir zweifeln nicht, daß das Buch allseitige Anerkennung und weite Verbreitung finden wird. d.

Meyer's Konversations-Lexikon. Band VIII.

Der soeben erschienene achte Band, mit welchem dieses monumentale Werk nahezu bis zur Hälfte vorgeschritten ist, giebt uns erwünschte Veranlassung, unser Urtheil über das bisher Gebotene dahin auszusprechen, daß die hochgespannten Erwartungen, welche sich an das Neuerscheinen von „Meyer's Konversations-Lexikon" knüpften, reichlich erfüllt, ja in vielen Punkten noch übertroffen worden sind. Mit einem erstaunlichen Aufwand von Kraft und Mitteln arbeiten die Herausgeber und die Verlagshandlung an der großen Aufgabe, dem deutschen Volke

eine Zusammenfassung des modernen Wissens zu schaffen, wie sie in gleicher Vollkommenheit bisher weder geboten war, noch von irgend einem ähnlichen Werk in der Weltliteratur erreicht worden ist. Die Gunst und das Wohlwollen des Publikums, welche das Unternehmen begleiten, sind mithin wohl verdient.

Zu einer nähern Kennzeichnung des neuen, achten Bandes bedarf es hiernach nur noch des Hinweises, daß auch sein Inhalt bis auf die Ereignisse und Forschungsergebnisse der neuesten Zeit fortgeführt ist. Geschichtlich-geographische Artikel von gegenwärtigem Interesse finden sich unter den Stichworten: „Guatemala", „Guinea", „Haïti", „Hawai"; textlich ausgezeichnet sind auch die mit Spezialkarten versehenen Artikel über Hamburg, Hannover, über den Harz und über Hessen. Die Kriegswissenschaft ist durch eine Reihe lehrreicher Artikel, wie „Handfeuerwaffen", „Heer", „Heereskrankheiten" u. a. m. vertreten.

Text-Illustrationen, kartographische Beilagen in gewohnter künstlerischer Vollendung und Exaktheit.

Universum. Illustrirte Familienzeitschrift. Verlag des Universum, Dresden.

Das soeben erschienene 15. Heft des XI. Jahrgangs enthält an Textbeiträgen: Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem: „Die weißen Rosen von Ravensberg." Roman (Fortsetzung). — Ferdinand Avenarius: Robert Haug. Mit Porträt und Skizzen von Robert Haug. — Alwin Römer: Großmütterchens Kleeblatt. Novelle. — Julius Sturm: Charfreitagshymne. — Hippolyt Haas: Das Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755. — Norbert Harberts: Die Hosen des Herrn Schatzmeisters. Eine geschichtliche Skizze. — Ludwig Ganghofer: Schloß Hubertus. Roman (Fortsetzung). — Ludwig Pietsch: Freiherr von Levetzow mit Porträt. — Ein Wettlauf um die Erde. — Ferdinand Pfohl: Die Accordzither. — Ein Reportervulkan. — Bildertexte. — Humoristisches. — Büchertisch. — Räthsel und Spiele. — Welttelephon. — Von den prächtigen Kunstbeilagen und Vollbildern erwähnen wir nur das in farbiger Lithographie vorzüglich ausgeführte Blatt: „Aufforderung zum Tanz", nach einem Originale von Prof. J. Wehle; ferner verdient das stimmungsvolle Osterbild nach dem Gemälde von Carl Marr: „Fahrt zur Kommunion", besondere Erwähnung.

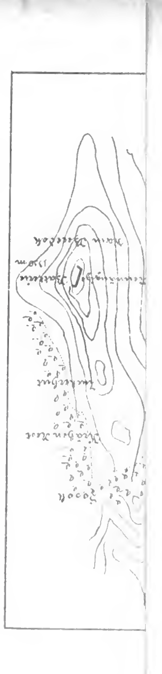
Der Inseratentheil erscheint in Verbindung mit den „Neuen Militärischen Blättern" am 1sten jeden Monats.

Inseratentheil der „Neuen Milit. Blätter"

Insertions-Gebühr für die 2gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig.

Alleinige Inseraten-Annahme in der Expedition der „Neuen Militärischen Blätter", Berlin W., Winterfeldtstraße 26, Gartenhaus 1





Seeherrschaft.

Das im März dieses Jahres herausgegebene Heft der „Marine-Rundschau“ bringt einen mit „B.“ unterzeichneten Aufsatz über den Krieg um Korea, der auch einige allgemeine Bemerkungen über die Seeherrschaft enthält. Der Verfasser führt darin aus, der Einfluß der Seeherrschaft habe sich bis vor wenigen Jahren zu keiner Berechtigung aufschwingen können, historisch begründet worden sei er erst in unserer Zeit durch Mahan. In wenigen Worten ließe sich das neue Gesetz, das Mahan der heutigen Generation geschenkt habe, zusammenfassen in die Worte: „Seemacht oder richtiger die Herrschaft zur See verleiht ihrem Besitzer gemäß ihrer Vollständigkeit einen dominirenden Einfluß auf alle Länder, deren Küsten von der See bespült werden.“ Wie alle Völker, die auf Seegeltung Anspruch machen, würden auch die scharf beobachtenden Japaner Nutzen aus Mahan's klassischen Lehren gezogen und deshalb danach gestrebt haben, sich die Seeherrschaft in diesem Kriege zu erringen.

An einer anderen Stelle ist dann gesagt, das Werk Mahan's „ist wie ein neues Evangelium zunächst an die historisch gebildeten Köpfe übergegangen und hat sich allmählich zum fortreißenden, selten versagenden Schlagwort den Massen gegenüber entwickelt“.

Da nun ein ganzes Werk nicht gut zum Schlagwort werden kann, so nehme ich an, der Verfasser jenes Artikels will sagen, influence of sea power sei zum Schlagwort geworden. Ich kann ihm darin nur zustimmen, wenn auch nicht in seinem Sinne. Ein Schlagwort ist ein Wort, mit dem sich eben die Massen zufrieden geben sollen, weil sie den Begriff selbst nicht zu fassen vermögen:

> Denn eben wo Begriffe fehlen,
> Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

In dem Sinne hat B. recht: The influence of sea power muß jetzt herhalten, wo es sich nur immer um Marinesachen handelt; der Sinn, den Mahan damit verbindet, ist aber Vielen, die das Wort gebrauchen, gar nicht recht klar geworden.

Ich muß sagen, ich habe das, was Mahan in seinen Werken unter influence of sea power versteht, in den Ereignissen des japanisch-chinesischen Krieges nicht finden können. Daß zwei Völker, die durch die See von einander getrennt sind, erst um die Seeherrschaft ringen müssen, ehe sie den

Krieg in des Feindes Land tragen können, ist das so neu? Ist das das „Evangelium", das Mahan uns gebracht hat? Ich glaube, der geistreiche amerikanische Seeoffizier würde höchst erstaunt sein, wenn er das hörte. Wenn man sein Wort sea power mit Seeherrschaft in diesem Sinne übersetzt, so hätte er sein Werk „The influence of sea power upon history" überhaupt nicht zu schreiben brauchen.

Er zitirt aus der Korrespondenz Napoleon's aus dem Jahre 1798 die Worte: „Wenn wir auch noch so große Anstrengungen machen, so werden wir doch in vielen Jahren die Seeherrschaft (control of the seas) nicht erreichen. Aber eine Landung in England zu machen, ohne Herr der See zu sein, ist die kühnste und schwierigste Unternehmung, die je versucht worden ist." Mahan setzt hinzu: „most true, but not new." Sollte er also sein Buch geschrieben haben, um diese alte Wahrheit in ein neues Licht zu setzen? Wenn man den Aufsatz in der „Marine-Rundschau" liest, könnte man das glauben, denn ob dort bei Besprechung der Kriegsereignisse der Ausdruck Seemacht, Seeherrschaft oder Seegeltung gebraucht wird, immer will der Verfasser das Walten Mahan'schen Geistes erkennen, und doch handelt es sich überall nur um diejenige Seeherrschaft (control of the seas), die auch in obigem Zitat Napoleon für den französisch-englischen Kriegsfall bespricht und deren Werth Mahan mit „true but not new" bezeichnet.

Der Unterschied, sollte ich meinen, springt in die Augen: Seeherrschaft (control of the seas) wird sich diejenige der beiden kämpfenden Parteien erringen, welche die stärkste Kriegsflotte hat und sie am geschicktesten gebraucht, Seemacht (sea power) beruht aber nicht allein auf der Kriegsflotte, sondern ebenso sehr auf anderen, von Mahan immer wieder genannten Faktoren, auf Industrie und Finanzkraft des Landes, auf Absatzmärkten für die Erzeugnisse der Industrie, auf einer großen Handelsflotte und auf Kolonien. Alles dieses zusammen, im Frieden wie im Kriege geschützt von einer mächtigen Kriegsflotte, bildet die Seemacht eines Landes. Daß die Seemacht im Kriege nur wirken kann, solange die Kriegsflotte des Landes die See beherrscht, ist klar, aber eine Kriegsflotte allein verleiht einem Lande nicht das, was Mahan sea power nennt, und was ich unter Seemacht verstanden wissen möchte.

Von den Wirkungen der Seemacht in diesem Sinne kann man daher in dem chinesisch-japanischen Kriege nicht sprechen, in ihm handelt es sich nur um Erkämpfung der Seeherrschaft. Man kann vielleicht prognostiziren, daß Japan das durch diesen Krieg gewonnene militärische und kommerzielle Uebergewicht benutzen wird, um sich dermaleinst zu einer Seemacht zu entwickeln und dann in einem späteren Kriege auch die Waffen der Seemacht zur Anwendung zu bringen, aber jetzt waren seine Waffen nur gun, ram and torpedo: die Waffen der Kriegsflotte. Kriegsflotte und Seemacht sind aber miteinander nicht identisch, und Mahan benutzt jede Gelegenheit,

um auf diesen Unterschied hinzuweisen. Zum Belege hierfür möchte ich nur eine Stelle aus Mahan's Werken anführen, die eine Kritik der maritimen Politik Ludwig XIV. enthält. Er sagt über den Krieg Frankreichs gegen Holland (1672—78): „So legte die Handlungsweise Ludwigs — und er allein lenkte die Geschicke des Staates — die Axt an die Wurzeln von Frankreichs Seemacht (sea power) und entfremdete ihm seinen besten Bundesgenossen zur See. Das Gebiet und die militärische Kraft Frankreichs wurden vergrößert, aber die Grundlagen des Handels und der friedlichen Seefahrt waren dabei erschüttert worden; und obgleich die Kriegsflotte noch Jahre lang glänzend und leistungsfähig gehalten wurde, so begann sie doch zu sinken und war am Ende seiner Regierung kaum mehr vorhanden. Dieselbe falsche Politik, soweit es die See betrifft, beherrschte den Rest seiner 45jährigen Regierungszeit. Ludwig drehte beständig den Seeinteressen, mit Ausnahme der Schlachtschiffe, den Rücken und konnte oder wollte nicht sehen, daß diese von geringem Nutzen und von unsicherer Lebensdauer seien, wenn die friedliche Schiffsahrt und die Industrie, durch die sie erhalten werden, unterging."

Doch es ist nicht allein der Unterschied zwischen Seemacht und Seeherrschaft, auf den ich hinweisen wollte, ich möchte auch bestreiten, daß der oben schon zitirte Satz richtig ist: „Seemacht oder richtiger die Herrschaft zur See verleiht ihrem Besitzer gemäß ihrer Vollständigkeit einen dominirenden Einfluß auf alle Länder, deren Küsten von der See bespült werden." Dieser Satz soll, wie der Verfasser des Artikels sagt, in wenigen Worten das neue Gesetz ausdrücken, das Mahan der heutigen Generation „geschenkt" hat. Ob der Satz das thut, möchte ich dahin gestellt sein lassen, aber so uneingeschränkt, wie es hier zum Ausdruck gebracht ist, kann ich auch den Einfluß der Seemacht oder der Herrschaft zur See, wie man diese Worte nun auch definiren mag, nicht zugeben. Es mag ja sein, daß ich den Sinn des Satzes nicht recht erfaßt habe, denn ich will gern eingestehen, daß ich nicht weiß, was die Worte „gemäß ihrer Vollständigkeit" bedeuten sollen. Ich meine, die Wirkungen der Seemacht kommen in dieser dominirenden Weise nur rein zum Ausdruck bei einem Inselreich. Nur dieses ist unangreifbar, nur dieses kann auch im Kriege unbekümmert um feindliche Heere im Inlande wie auf dem Weltmeer seinem Erwerbe nachgehen, solange seine Kriegsflotte die See beherrscht. In einer solchen Lage ist England, die Seemacht par excellence, in ähnlicher Lage sind die Unionsstaaten. Die Sache ändert sich aber, sowie wir Staaten betrachten, die mit breiter Landfront an andere Reiche grenzen. Für sie kann die See*macht* im Frieden wie im Kriege wohl eine Quelle des Reichthums und der Macht sein, die See*herrschaft* (von der man in der von mir gegebenen Bedeutung nur im Kriege sprechen kann) giebt ihnen auch gegen kontinentale Gegner eine wichtige Waffe in die Hand, aber keins von beiden schützt sie gegen einen zu Lande übermächtigen Nachbar.

Ein solcher Staat kann die Vortheile der Seemacht nur voll ausnutzen,

wenn es ihm gelingt, sich auch am Lande unangreifbar zu machen, d. h. also, seine Landgrenzen durch geschickte Politik oder durch Waffengewalt dauernd zu decken. Dann erst hat er sich die Bedingungen geschaffen, die dem Inselreich England die Natur von selbst gewährt hat. In den Kriegen kontinentaler Mächte, die mit breiter Landfront aneinander grenzen, werden die Flotten zwar zur Herbeiführung der Entscheidung direkt oder indirekt mitwirken, sie können die Entscheidung aber nie allein aus eigener Kraft herbeiführen, weil sie eben tödtliche Waffen in solchen Kriegen nicht sind. In ihm wird daher die Erkämpfung der Seeherrschaft nie so im Vordergrunde stehen wie bei Staaten, die durch die See von einander getrennt sind, und die langsamer eintretenden Wirkungen der Seemacht werden von den schnellen Waffenerfolgen moderner Kriege oft überholt werden. So hatte Frankreich im Kriege 1870 uns gegenüber unbestritten die Seeherrschaft und doch diktirten wir ihm vor Paris den Frieden. Daß Frankreich von der Seeherrschaft keinen Gebrauch machte, ändert hieran nichts, es war sogar ganz richtig, daß es in diesem Stadium des Krieges einen Theil seiner Marinemannschaften am Lande gebrauchte, denn jede Hülfe gegen die übermächtige Invasion war ihm mehr werth als Waffenerfolge zur See. Jede Schädigung unseres Handels, jede Brandschatzung unserer Küste hätten wir ihm im eigenen Lande hundertfach vergelten können. Daß eine Flotte auch eine sehr wichtige Rolle im Kriege zweier Nachbarländer spielt, habe ich schon früher zugegeben, es werden dafür die Verhältnisse aber selten so günstig liegen, wie in den amerikanischen Sezessionskriegen, wo es sich zwar um die Erringung der Seeherrschaft in der Hochseeschlacht nie gehandelt hat, wo aber trotzdem der endliche Erfolg von der Thätigkeit der Flotte abhing. Daß in diesem Kriege die Flotte der Nordstaaten eine ausschlaggebende Rolle spielte, lag daran, daß die Südstaaten vom Ausbruch des Krieges an ohne Kampf- und Vertheidigungsmittel und ohne eine leistungsfähige Industrie, die solche hätte schaffen können, auf die Zufuhr vom Ausland über See angewiesen waren. Diese Zufuhr mußte im weiteren Verlauf des Krieges auch alles zum Leben Nothwendige herbeischaffen. Denn das Land war darauf eingerichtet, was es brauchte aus dem Erlös für die Erzeugnisse seiner Plantagen zu kaufen, selbst aber Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände nur in ganz geringem Umfange zu produziren. Es kam hinzu, daß die riesige Ausdehnung des Kriegsschauplatzes und die im Verhältniß dazu noch wenig entwickelten Verkehrsmittel des nordamerikanischen Kontinents die Kriegführung auf den Wasserweg — zur See und auf den tief in das Land einschneidenden Buchten und schiffbaren Flüssen — hinwies und so die Mitwirkung schwimmender Streitkräfte beinahe überall erforderte. Die Flotte der Union umklammerte die Südstaaten wie ein Polyp mit seinen Armen, sog ihnen die Lebenskraft aus und machte dadurch den weiteren Widerstand der Sezessionsarmeen unmöglich. Daß so günstige Bedingungen für die

Mitwirkung der Flotte bei einem Kriege zweier Nachbarstaaten je wieder eintreten werden, darf billig bezweifelt werden und damit wird dieser Krieg zum Beispiel einer Ausnahme, nicht einer Regel.

Daß die Verhältnisse anders sind, sobald das Meer die Kriegführenden trennt, ist klar. Als Beispiel hierfür diene ein Krieg zwischen Frankreich und England. In ihm wird es sich zunächst immer um die Erkämpfung der Seeherrschaft handeln, aber auch hier hat die Seeherrschaft verschiedenen Werth für die beiden Kämpfenden. Fällt die Entscheidung im Kampf um die Seeherrschaft für Frankreich aus, so ist, abgesehen davon, daß England verhungern muß, wenn eine feindliche Macht ihm seine Häfen schließt, Frankreichs übermächtigen Heeren der Weg zum Herzen des Feindes frei gemacht, was folgt, ist nur der Schluß des Dramas. Ist aber England zur See Sieger, so müssen seine Waffen an der französischen Küste Halt machen, weil im Landkriege Frankreich England überlegen ist. Daher kommt denn auch das Suchen Englands nach Alliirten, die gegen Subsidien den Rest der Arbeit thun sollen, während England selbst, verschanzt hinter der Seeherrschaft, seinen Geschäften nachgeht.

Versteht man nun unter Offensive diejenige Art der Kriegführung, welche den Feind allein durch Waffengewalt zum Frieden zwingen will, so sehen wir, daß wohl Frankreich gegen England offensiv Krieg führen kann, aber nicht umgekehrt. Darum hat Mahan Recht, wenn er die ganze siegreiche Kriegführung Englands in den napoleonischen Kriegen als Defensive auffaßt. Er sagt darüber in dem einleitenden Kapitel seines Werkes „On the influence of sea power upon the french revolution and empire“: „Wir werden sehen, wie England in den Krieg gegen Frankreich eintritt im Bunde mit vielen anderen europäischen Staaten. Einer der Verbündeten nach dem anderen tritt zurück, bis zuletzt das Inselreich mit nur zwei Fünfteln der Bevölkerung Frankreichs und geschwächt durch das widerwillige Irland dem mächtigen Ansturm der Revolution allein gegenübersteht. Immer von Neuem bringt es Bündnisse zusammen, die aber stets durch das siegreiche Schwert der Franzosen gesprengt werden. Aber immer noch behauptet es sich in der Defensive, bis die Vernichtung der vereinigten Flotten bei Trafalgar und die Ueberlegenheit der eigenen Seemacht, hervorgebracht durch die enormen Verluste der Gegner und noch mehr durch deren moralische Niederlage, es ihm möglich machen, nach Beginn der spanischen Erhebung auf der Halbinsel zur Offensive überzugehen — einer Offensive, die allein auf seiner Herrschaft zur See beruhte.“

Daß England hier zur Offensive, zum Angriff mit seiner Landmacht, übergehen konnte, wurde aber auch nur dadurch ermöglicht, daß Frankreichs Heere noch anderweitig in Anspruch genommen waren. Ohne Alliirte hätte England sich mit Erkämpfung der Seemacht begnügen und die weitere Schä-

digung des Feindes den langsamer wirkenden Waffen der Seemacht überlassen müssen.

Was es auch in dieser Beziehung in den napoleonischen Kriegen geleistet hat, soll durchaus nicht unterschätzt werden, aber wenn das Britania rules the waves auch selten so zum Ausdruck kam wie damals, weder die militärische Beherrschung des Meeres noch die anderen Waffen der Seemacht, so unbequem sie der französischen Kriegführung waren, konnten den Siegeslauf Napoleons auf dem Kontinent aufhalten. Die erdrückende Wirkung der Seemacht hat schließlich wohl den Feind gestellt, wie der Treiber das Wild stellt, besiegt worden ist er im Landkriege. Doch auch hierbei ist zu beachten, daß Napoleon in ohnmächtiger Wuth gegen das seinen Heeren unerreichbare England, diesem durch Verhängung der Kontinentalsperre selbst die Verbündeten zuführte, deren die Seemacht zur Niederwerfung des Feindes bedurfte. Der Wendepunkt in Napoleons Schicksal liegt in Moskau, nicht bei Trafalgar.

Daß England dies aber überhaupt leisten konnte, verdankt es nicht der Seeherrschaft und der Seemacht an sich, sondern nur in Verbindung mit seiner insularen Lage. Für England ist die Seeherrschaft alles. Sie schützt seine Grenzen gegen Invasion, sie gestattet ihm die Waffen der Seemacht mit unerbittlicher Konsequenz gegen seine Gegner anzuwenden, sie erlaubt ihm sogar, aus dem Kriege ein lukratives Geschäft zu machen, wie Pitt es dem Parlament am 18. Februar 1801 auseinandersetzte. Er sagte: „Wenn wir dieses Kriegsjahr (1800) mit früheren Friedensjahren vergleichen, so sehen wir in unseren Zolleinnahmen und in der Ausbreitung unseres Handels ein Schauspiel, das paradox, unerklärlich, ja erstaunlich ist. Wir haben unseren äußeren und inneren Handel auf eine Höhe gebracht, wie nie zuvor; wir können auf dieses Jahr blicken als auf das stolzeste, das das Land je erlebt hat."

Dieser Einfluß der insularen Lage wird aber meist nicht genügend in Anrechnung gebracht und der Seeherrschaft und Seemacht an sich werden oft Verdienste zugeschrieben, die ihr bei anderen Staaten garnicht zukommen. Der von mir beanstandete Satz bedarf daher der Einschränkung. Ich möchte die Konsequenzen, die sich für uns aus diesen Erwägungen ergeben, hier nicht ziehen, es liegt mir auch fern, die Bedeutung des Mahan'schen Werkes herabsetzen zu wollen. Wenn aber der Verfasser des Artikels in No. 3 der Marine-Rundschau darüber klagt, daß die Lehren Mahans in Deutschland nicht genügend gewürdigt werden, so stimme ich dem zwar zu, warne nur davor, aus ihnen Schlüsse zu ziehen, die unseren Verhältnissen nicht entsprechen und glaube, daß eine klare Erkenntniß des Werthes, den die von Mahan entwickelten Grundsätze für unsere Verhältnisse haben, uns weiter führen wird als „Schlagworte".

Freiherr v. Maltzahn,
Kapitän z. S.

Die militär-politische Bedeutung Zentralamerikas.*)

Von

Otto Wachs,

Major a. D.

(Schluß.)

V.

Geographisch gehört Westindien Amerika allein an; das wird Niemand bestreiten. Um so unnatürlicher ist die politische Vertheilung. Von allen Inseln hat nur Eine sich freie Selbstbestimmung errungen, Haïti; es ist fraglich, ob zu seinem Glück. Alle anderen Territorien dieser gesegneten Inselwelt sind Werth- und Kampfobjekte in der Gewalt europäischer Staaten. Das Königreich Spanien hat Cuba und Portorico aus den Schiffbrüchen der Zeit für sich gerettet; die französische Trikolore beschattet Martinique, Guadeloupe und Inseln der Nachbarschaft; während Dänemark die Jungferninseln, besitzt Holland Eilande in der Mitte des südlichen Caraïbenmeeres; Britanniens stolze Flagge endlich weht in der Mitte des Seebeckens über Jamaica, den Cayman-Inseln, an vielen Punkten der Kleinen Antillen, den Seethoren Westindiens, über der Bahamakette und auf dem Festlande selbst. Die kontinentale Umrahmung bildet im Norden die lange Küste, auf der das sternenbesäete Banner der Union sichtbar ist, an sie schließt sich Mexiko, welches den gleichnamigen Golf im Westen umfaßt und über ihn hinaus auf der Ostküste Yucatans bis in das Caraïbenmeer reicht. Außer an das mexikanische Gestade schlagen die Wellen der Antillensee im Westen an das britische Honduras und die auf dem Isthmus gelegenen Republiken Guatemala, Honduras, Nicaragua und Costarica. Columbia und Venezuela endlich schließen den Festlandsring im Süden.

Diese politische Vertheilung Westindiens an außereuropäische Nationen hat naturgemäß ihre Wirkung auf die Bevölkerung geübt. Die Urbevölkerung ist, wie schon oben bei Haïti bemerkt worden, ausgerottet. Statt ihrer führte man bereits 1517 Neger ein, durch deren Arbeit eine ergiebige Plantagenwirthschaft ermöglicht wurde. Neben ihnen wuchs allmälig die Zahl der ansässigen Weißen und aus der Vermischung beider Rassen entstand eine dritte, vorzugsweise durch Kreuzung der Schwarzen mit Spaniern und Franzosen. Dennoch ist heute auf der Inselwelt die Negerrasse vorherrschend, während

*) Siehe Mai-Heft der „Neuen Militärischen Blätter“.

auf dem isthmischen Festlande die Indianerstämme neben den aus ihnen entsprungenen Mischlingen das Uebergewicht behaupten.

In den klimatischen Verhältnissen scheint es unabänderlich begründet zu sein, daß Westindien eine Erbschaft der Neger wird; bei den Weißen bringt sich die Macht der europäischen Kulturzugehörigkeit und des Goldes, bei den Negern und Mischlingen dagegen die Massenkraft zur Geltung. Wenn es den Spaniern und Franzosen, so weit es die Entfernung zuließ, gelungen ist, ihren Kolonien spanische, respective französische Denkweise aufzupfropfen, Martinique und Guadeloupe fast als französische Gebietstheile erscheinen, so kann sich Britannien eines gleich günstigen Resultates nicht rühmen, denn wie Trinidat, Dominica, St. Lucia und Grenada schon wegen der überwiegenden katholischen Bevölkerung nie Sympathien für England gehabt haben, dann zeigt sich jetzt, daß selbst auf Jamaica und Barbardos englische Gesinnungen schwinden. Da die Negerrasse zum Herrschen nicht befähigt ist, so kann es sich in Westindien nur darum handeln, wessen Einflüssen die Bevölkerung anheimfällt, ob sie auch ferner die Parole aus der alten Welt empfangen, oder ob sich Nordamerika die Gewalt aneignen wird.

Die den Isthmus schneidenden Eisenbahnen haben nur theilweise den Traum Karl's V. wahr werden lassen; seine Erfüllung ist dem Nicaraguakanal vorbehalten, der Wasserader, welche die einzig denkbare, ununterbrochene, ideale, schon erwähnte Weltbahn ins Leben rufen, eine Weltumschiffung im eigentlichen Sinne des Wortes erst ermöglichen wird. Wenn die Suezroute den Seeweg von dem mittleren Theil des östlichen Amerika und von Europa nach Indien um 7500 km abkürzt, dann werden dagegen von denselben Ländern aus unter Zuhülfenahme des Nicaraguakanals auf den Hochstraßen nach den Gestaden des östlichen Asiens 7500 bis 11 000 km erspart, und der Handel nicht nur größere Ausdehnung erlangen, sondern auch in neuen Bahnen sich bewegen. Der Nicaragua- und Suezkanal, das isthmische Amerika und das Pharaonenland stellen kulturgeographische Homologien dar. Und dennoch, wie kann das Durchgangsterritorium Aegypten sich mit Westindien messen, dessen wahrhaft kulturgeschichtliche Bedeutung auf dem Umstande beruht, daß, wenn es demnächst in unmittelbar interoceanische Verbindung mit dem größten der Weltmeere getreten sein wird, im Mittelpunkte der großen Oceane gelegen ist, deren Wogen an den ältesten wie an den jüngsten Kulturländern der Erde sich brechen?

Daß die Union, wo nach Macaulay „Alles Segel und nichts Anker" ist, sich schon jetzt anstrengt, ihrer Marke in dem westindischen Meere das Uebergewicht zu verschaffen, nimmt nicht Wunder und ist, wie es der im Jahre 1891 mit Spanien abgeschlossene Gegenseitigkeitsvertrag (betreffend den Handel der Vereinigten Staaten mit Cuba und Portorico) beweist, von Erfolg gekrönt. Westindien wird sich der wirthschaftlichen Suprematie der kräftig entwickelten Union nicht entziehen können und sich dem von dort diktirten Gesetz unter-

werfen müssen. Damit aber wäre die Monroe-Doktrin ins Handelspolitische übersetzt.

Wie in Rußland das angebliche Testament Peter's des Großen die Richtschnur für die auswärtige Politik des Zarenreichs abgiebt, so für die amerikanische Union jene am 23. Dezember 1823 durch den Präsidenten Monroe dem Congresse überlieferte Botschaft. Was die Ostsee und was die Meerengen zwischen Europa und Asien für Rußland, ist das Seebecken, in das der Missisippi und der Rio Grande del Norte ihre Wasser schütten, für den Nordamerikaner; die westindische Frage reicht bis an die Pfahlwurzel der Union, deren ungeheures, geographisch geeintes und abgerundetes Gebiet dennoch ihren Bewohnern zu enge wird. Sie lassen den Blick weiter schweifen und betonen immer nachdrücklicher das Wort: „Amerika den Amerikanern!" Wie dort dem Individuum jeder nur mögliche freie Spielraum geschaffen, so ist auch die Gesammtheit zum Wettkampfe um die höchsten Kultur- und Wirthschaftsleistungen befähigt, und wie in dem einzelnen, so ist auch im Staate der Geist der Initiative, die Lust und Freude am Schaffen, am Wetten und Wagen um hohe Ziele, um die Herrschaft der Welt lebendig. Dieser Geist, der gegen die Zukunft gerichtet ist und keine Zeit findet, sich in die Vergangenheit zu vertiefen, lenkt das Auge auf das vor dem südlichen Thore liegende Westindien, welches das Bindemittel zum leichten oceanischen Verkehr zwischen dem Osten und Westen abgeben, und auf den Isthmus, wo der Nicaragua-Kanal entstehen soll. Wir bemerken hier ausdrücklich, daß wir heute den Verträgen und Verhandlungen der Union mit den zentralamerikanischen Republiken, welche den Arbeiten am Kanale vorausgingen, seine Kontrole und Sicherstellung durch amerikanische Macht bezweckten, ebenso wenig näher treten werden wie den diplomatischen mit England gewechselten Noten, die Moskitoküste betreffend, dürfen indeß nicht unterlassen, auf eine Botschaft des Präsidenten Hayes „der Kanal muß als amerikanischer auch unter amerikanischer Kontrole stehen" und auf die Antrittsbotschaft des Präsidenten Harrison hinzuweisen, in welcher er wörtlich erklärt, „daß es mit unserem Frieden und unserer Sicherheit unvereinbar ist, wenn ein kürzerer Wasserweg zwischen unseren östlichen und westlichen Meeresgestaden von irgend einer europäischen Regierung beherrscht wird." Damit ist unumwunden die Absicht ausgesprochen, daß die Union am Nicaragua-Kanal keinen anderen Herrn dulden wird, als sich selber, und wie einst in Zentralamerika der Kampf ausgefochten wurde, welcher Spanien und Frankreich gegenüber die Vorherrschaft Britanniens zur See begründete, so wird in naher oder entfernter Zeit sich der unausbleibliche Konflikt zwischen der Meerbeherrscherin und den Vereinigten Staaten in Westindien entspinnen und jeder Spatenstich an dem Nicaragua-Kanal den Ausbruch des Kampfes beschleunigen. Denn wenn freilich die demnächstige künstliche Wasserader zwischen den Meeren in friedlichen Zeiten jedwedem Schiffe offen stehen wird, so ist doch nicht bloß die Frage, wer ihre beiden Außenthore in der Gewalt hat,

sondern, zumal in Kriegszeiten, wer die äußeren Zufahrten zu ihnen beherrscht. Es handelt sich aber dabei um die Schifffahrtsstraßen*), welche von Greytown, der östlichen Mündung des Kanals, ausgehen und nach ihr führen, um die Hochstraßen der See also, welche die Verbindung Mittelamerikas mit den älteren amerikanischen Kulturterritorien und den noch älteren der östlichen Hemisphäre herstellen. Hiermit haben wir den springenden Punkt erreicht, und es wird jedem Politiker, jedem Strategen sofort einleuchten, daß insonderheit zwei Mächte hier zu berücksichtigen sind, England, als Beherrscherin der Meere, und die Vereinigten Staaten Amerikas, als Erbauer und Hüter des Kanals, der das schmale, aber wichtige Band für die Unionsstaaten und eine neue strategische Linie abgeben soll.

Zur Erörterung der militärischen und maritimen Chancen auf der einen oder anderen Seite haben wir oben die statistisch-militärische Uebersicht gegeben. Auf sie gestützt, wollen wir jetzt in eine strategische Würdigung eintreten.

VI.

Bei Rekognoszirung des Terrains erhellt auf den ersten Blick, daß der Busen von Mexiko, von amerikanischen Staatengebilden umrandet, ein amerikanisches Becken ist, und daß das nautisch so bevorzugte, feste Habana und das nordamerikanische Emporium am Mississippi die Brennpunkte des Bassins bilden. Dagegen stellt das caraïbische Meer einen englischen See dar, weil England es verstanden hat, die dominirenden Positionen in und an ihm sich zu eigen zu machen. Denn ist nicht die dritte der Großen Antillen, das in der strategischen Mitte gelegene Jamaica mit der starken Festung Kingston-Port-Royal englisch, sperrt Jamaica nicht die Windward-Passage im Süden, flankirt es nicht die Straße von Yucatan, die Mona-Passage und alle zwischen den Kleinen Antillen durchziehenden und nach Greytown führenden Seewege? Daneben bildet die Insel den östlichen starken Pfeiler einer hochstrategischen Linie, welche über die Canmaueilaude hinaus nach britisch Honduras führt. Wie diese Linie alle aus dem Kanal von Yucatan kommenden Seewege rechtwinklig, so schneiden die Verbindungen Jamaicas — diesmal als westlicher Pfeiler betrachtet — mit Antigua, Barbados und Trinidad alle westwärts das Caraïbenmeer durchführenden Routen. In den Kleinen Antillen besitzt Britannien die früher von uns nahmhaft gemachten, strategisch wichtig gelegenen und theilweise gut befestigten Inseln und Hafenplätze, welche den Geschwadern der Union die Vorbeifahrt verwehren könnten, ehe oder nachdem Jamaica sein Schwergewicht in die Wagschale geworfen hat. Wie letzteres nach Osten und Südosten mit den Kleinen Antillen korrespondirt, so steht es durch die Windward-Passage mit den Bahamen in directer und durch den Kanal von Yucatan in indirekter Beziehung. Die Bahamaketten bilden ein leicht zu vertheidigendes großes Seelager, welches den Verkehr zwischen der

*) Siehe auf A. Herrich's Weltverkehrskarte (C. Flemming, Glogau) die Nebenkarte Mittelamerika, 1 : 25 000 000.

atlantischen Küste und dem mexikanischen Golf jeder Zeit unterbrechen kann. Von seinen schwer zugänglichen Gewässern aus gelang es, während des nordamerikanischen Unionskrieges den Blokadebrechern der Südstaaten ihre Seehäfen mit Kriegsmaterial zu versorgen.

Während in dem am 25. Mai 1850 abgeschlossenen Clayton-Bulwer-Vertrage Britannien unter Anderem sich verpflichtet, Zentralamerika nicht zu kontroliren, wird durch die englische Stellung in Westindien der Nicaragua-Kanal thatsächlich unter Kontrole gestellt werden. Dies erkennend erließ Präsident Garfield eine von Blaine unterzeichnete Depesche, die wie folgt lautet: „Der ungeheure Aufschwung der Union an der pacifischen Küste legt uns neue Pflichten auf und erheischt Revision der Verträge, zumal Britannien in Westindien große maritime Etablissements besitzt, die uns fehlen, und England in Kriegszeiten ein Uebergewicht verschaffen würden. Darum ist es nöthig, daß wir die Verpflichtung, den Kanal nicht zu befestigen, aufheben, denn sofern wir sie einhielten, würden wir unserer rechtmäßigen und lange aufrecht erhaltenen Ansprüche in Bezug auf das kontinentale Amerika verlustig gehen."

Die englisch-westindischen Besitzungen finden aber nicht nur Rückhalt an der starken Korallenfestung in der Atlantis, welche gewissermaßen den östlichen Schlüssel zu Zentralamerika verwahrt, sondern es wird auch die offensive Kraft der Bermuden von New-Providence bis Jamaica und bis Trinidad sich bei jeder kriegerischen Verwickelung und vielleicht entscheidend zur Geltung bringen. Nachdem wir oben gesehen, wie die Gunst der Natur und die Kunst des Ingenieurs den in dem atlantischen Ozean vereinsamten Archipel uneinnehmbar gestaltet hat, wollen wir ihn jetzt auf seine Lage prüfen. Es ergiebt sich das Resultat, daß die Entfernungen nach New-Providence 1440, Jamaica 1744, Antigua 1717 und Barbados 2190 km betragen, während die wichtigen nordamerikanischen Plätze Charleston, Washington und New-York 1429, 1146 resp. 1253 km abliegen, und die englisch-kanadische Feste Halifax nach Zurücklegung von 1260 km zu erreichen ist. Erweitern wir aber den Horizont, dann finden wir, daß der trennende Raum bis nach den Mutterinseln in der Nordsee 4990 bis 5550 und nach der britischen Seefeste Gibraltar 3290 km beträgt.

Die zentrale Lage der Bermuden, fast gleich weit von den Antillen, der Ostküste der Vereinigten Staaten und Neu-Schottland entfernt, verleiht ihnen, das große Marinearsenal in der Nordsee im Rücken, eine ganz ausnahmsweise Bedeutung und läßt erkennen, daß England an keiner geeigneteren Stelle als hier den westindischen Anker hätte auswerfen können. Nicht zu überwältigen bietet der Archipel den Kauffahrern wie dem schwimmenden Kriegsmaterial einen gegen feindliche Anschläge und elementare Kräfte gesicherten Bergeplatz. Ihre offensive Bedeutung überwiegt indeß bei Weitem die defensive; denn vor der Mitte des östlichen Unionsgestades gelegen, mit



dem festen Kriegshafen Halifax und durch Kabel mit ihm verbunden in der rechten, sowie der großen Seeburg der Bahamen in der linken Flanke bedrohen sie nicht nur die atlantisch-amerikanische Küste, sondern ersticken gleichsam jeden Ansatz seewärtiger Offensive der Union dadurch im Keime, daß sie die Vereinigung getrennt operirender gegnerischer Flotten erschweren. In diesem Meeresterritorium existirt außer den Bermuden kein anderer Ort, an dem die englischen Geschwader Nordamerikas und Westindiens sich Rendezvous geben, maritime Operationen planen, geheim und schnell ausführen könnten. Sonach bildet der Archipel das große strategische, mit allen maritimen Hülfsmitteln ausgerüstete Pivot der Engländer, ein Lug-in's-Meer und den wichtigsten Schlüssel an der größten Meeresströmung: denn aus dem amerikanischen Mittelmeer, seiner Geburtsstätte, heraus schießt der Golfstrom, der Sturm- und Wetterkönig, welcher der ganzen nördlichen Atlantis den unverkennbaren Stempel aufprägt. Seine Quelle liegt in dem Caraïbischen Meere, das durch die Straße von Yucatan einen großen Theil seiner Gewässer in den Mexikanischen Busen treibt, in dessen halbmondförmigem Becken das warme, von Süden kommende Element zirkulirt, um dann gewaltsam aus ihm durch den vergleichsweise engen Kanal zwischen Cuba und Florida, sowie durch die schmalen Abzugsöffnungen zwischen den Bahama-Bänken zu entweichen. Für diese einzig dastehende gewaltsame Meeresbewegung kann es keine bessere Bezeichnung als „Strom“ geben, dessen feste Ufer anfänglich Florida auf der einen, Cuba, die Bahama-Bänke und Bahama-Inseln auf der anderen Seite bilden, während er dahinfluthend dann in den Ozean selbst sich scharf einbettet und in nordöstlichem Laufe weiterfließt, um sehr allmählich erst zu ermatten. Die mildernde Wirkung des Golfstromes macht sich sogar an den fernen Küsten von Nowaja-Semlja bemerklich. Das große nordwestliche Knie oder die Beuge des Golfstromes liegt ausgeprägt in der Mitte des nordatlantischen Meeres. Wenn wir hier noch betonen, daß neben dem Phänomen des Wassers auch das Luftphänomen unterstützend und verstärkend einwirkt, dann wird man verstehen, daß die Hauptschifffahrtsstraßen zwischen Nordamerika und Europa von den westindischen Gewässern stark beeinflußt sind. Es folgt auf diesem großen Wasserterritorium der Verkehr also nicht regellosen Bahnen oder dem launenhaften Spiel des Zufalls, er ist vielmehr an ein großes, unverrückbares, ewiges Gesetz gebunden, welches in wunderbarem Kreislaufe das Hinüber und Herüber von einem Kontinente zum anderen begünstigt. Mit dem Verlust der Bermuden würde hiernach Britannien zugleich die maritime Ueberlegenheit in der westlichen Hemisphäre zu verlieren Gefahr laufen, und daß diese Gefahr nicht ganz ausgeschlossen ist, ergiebt sich daraus, daß die Bermuden auf die Zufuhr zur See angewiesen sind und nur so lange britisch bleiben können, als das „Rule Britannia“ über den Wogen erschallt.

Durch das Gesagte haben wir die englisch-westindische Seebasis gezeichnet; versetzen wir uns nunmehr im Geiste nach dem Mutterlande, in dem die maritime Kraft Englands wurzelt, dann erkennen wir, den Blick südwestlich gerichtet und das weite Seefeld bis zum Nicaragua-Kanal überschauend, in den Bermuden das feste Reduit, vor ihm die langgezogene strategische Linie der Bahamen und Kleinen Antillen, sowie endlich in Jamaica den starken Außenposten in der Caraïbischen See, von wo der Nicaragua-Kanal das demnächstige „Thor der Meere, der Schlüssel der Erde", beherrscht wird.

Mit Recht würde man uns der Kurzsichtigkeit zeihen, wenn wir nicht noch einen intimeren Blick auf Südamerika werfen wollten*). Während Trinidad die nördlichen Mündungen des Orinoco beherrscht, hat Britannien auf dem Festlande durch diplomatische Schachzüge die westlichen Grenzen von Guyana gegen das durch ewige Revolutionen geschwächte Venezuela von dem Essequibo, welcher die einstige Scheide bildete, weit vorgetrieben und durch ebenso einseitige wie eigenmächtige Bestimmung im Nordwesten die Insel Barima für britisches Territorium erklärt. Dieses Eiland beherrscht, was außerenglischen Staatsmännern und Strategen bis jetzt fast ganz entgangen ist, die Hauptmündung des Orinoco, Boca de Navios, so daß das Delta des bevorzugten, mächtigen Stromes von England wie mit einer Zange umklammert ist. Wenn man aber erfährt, daß die große orinocische Wasserader durch den Casiquiari und Rio Negro (beide sind schiffbar) mit dem Amazonenstrom verbunden ist, wenn man weiter bedenkt, daß man zu Schiffe aus der Boca de Navios nicht nur Venezuela, Columbia, Ecuador und halb Brasilien durchkreuzen, sondern sogar das Zentrum Bolivias erreichen kann, dann bedarf es keines anderen Hinweises, um der Hindernisse zum Trotz, welche die Wasserfälle des Orinoco bei Atures und Maypures bilden**), die kommerzielle und politische Wichtigkeit der englischen Stellung an dem Orinoco-Delta darzuthun, und man wird nunmehr verstehen, weshalb wir Trinidad als die wichtigst postirte Insel der Kleinen Antillen bezeichneten. Auf die Monroe-Doktrin gestützt suchte Venezuela, nach langjährigen Grenzverhandlungen mit Britannien, 1887 die Intervention der Vereinigten Staaten zu seinen Gunsten nach. Da Nordamerika sich abweisend verhielt, besitzt England heute ein Uebergewicht im Stromdelta, das es nach Belieben sperren oder öffnen kann. Deutschlands Interesse ist hier insofern engagirt, als es wichtige kommerzielle Beziehungen mit Venezuela verknüpfen, und Ciudad Bolivar (früher Angostura genannt), das große Emporium am Orinoco, in Bezug auf den Handel fast als deutsche Stadt erscheint.

So steht es um die Position der Engländer in Westindien und Zentral-

*) Siehe Mapa General de América Meridional por Enrique Kiepert. Berlin, Dietrich Reimer. 1890.

**) Siehe Ansichten der Natur (Band 1) von Alexander v. Humboldt.



amerika. Richten wir den Blick auf die festländischen Staaten, insbesondere die Union, so haben wir bereits oben bei der Inspizirung der Häfen an der kontinentalen Berandung gesehen, daß die meisten wichtigen Küstenplätze der Vereinigten Staaten wenigstens gegen einen Handstreich, wenn auch nicht alle gegen ein Bombardement sichergestellt sind, und daß nur wenige, wie beispielsweise die St. Joseph-Bai, als maritime Stützpunkte einem Feinde werthvoll sein könnten. Nach dem im November 1893 erschienenen Jahresbericht des nordamerikanischen Kriegssekretärs wurde die Befestigung der dreizehn größten Seehäfen in Aussicht gestellt, und sind die Arbeiten begonnen. Hierbei muß man berücksichtigen, daß, sofern England der Gegner ist, kaum irgendwo eine Landung und eine auf diese basirte Operation zu fürchten ist. Abgesehen von der mangelhaften britischen Heeresorganisation, welche derartiges schwerlich ermöglichen dürfte, sind die Südstaaten mit einem Flußnetze und, fast möchte man sagen, strategisch angelegten Schienensystem durch- und überzogen, so daß in kürzester Frist die nach Süden geworfene Kraft der Union aus der Defensive in die Offensive übergehen könnte, welche zunächst freilich nur so weit reicht, wie die Monstregeschütze der Küstenbefestigungen tragen, doch nicht darüber hinaus, so lange England nicht die Zugänge in den Mexicanischen Golf durch die Straße von Yucatan und den alten Bahama-Kanal verlegt werden können. Denn es ist allen Bemühungen zum Trotz bis jetzt der Union — wir nehmen die Floridakeys und die vielen anderen unmittelbar am festländischen Ufer liegenden Inseln aus — nicht gelungen, außerhalb ihres eigensten Territoriums einen einzigen maritimen strategischen Punkt im Mexicanischen Busen oder im Caraïben-Meer zu erwerben; im Caraïben-Meer, wo, wie wir sahen, fast alle großen Seemächte maritime Stützpunkte besitzen. Selbst wenn Havana einmal die Hauptstation für amerikanische Geschwader bilden würde, wäre der Union von hier aus in Verbindung mit Key-West wohl die Beherrschung der östlichen inneren Einfahrt in den Golf ermöglicht, aber nicht darüber hinaus, weil man nördlich sofort in die Wirkungssphäre der Bahamen und in zweiter Linie in die der Bermuden geräth. Die Yucatan-Straße aber bleibt aus schon erwähnten Gründen unter englischer Kontrole. In Betreff des Caraïben-Meeres liegt es auf der Hand, daß dessen Eingänge von der offenen Atlantis aus durch amerikanische Geschwader nicht zu forciren sind; die Bermuden in der linken, die Bahamen in der rechten Flanke verbieten es. Noch bleibt aber eine dritte Möglichkeit: das gewaltsame Vorbrechen von amerikanischem schwimmenden Kriegsmaterial aus der Ostmündung des fertig gestellten Nicaragua-Kanals. Dies hängt mit dem strategischen Moment im Pacific zusammen, welches wir demnächst in einem besonderen Artikel behandeln werden; hier möge die Andeutung genügen, daß das Goldene Thor, aus welchem die Kraft von St. Francisco sich nach dem Nicaragua-Kanal verpflanzen müßte, von Norden her in 80 bis 90 Stunden von der starken englischen Basis in Columbien

zu erreichen ist, sowie daß in Großbritannien dafür Stimmung gemacht wird,*) die Galápagos-Inseln, den westlichen Schlüssel zum Nicaragua-Kanal, sich anzueignen, ehe die nordamerikanische Union Besitz von der maritim wichtigen Gruppe ergreift.

Neben England und der Union aber giebt es noch andere Mächte in Westindien, die als vielleicht ausschlaggebende Faktoren zu berücksichtigen sind. Da ist zunächst Spanien. Wenn Cuba durch Ueberlassung, Verkauf oder in Folge Unabhängigkeitserklärung aus spanischer Hand in die der Vereinigten Staaten überginge, würden letztere die Herrschaft in dem Mexicanischen Golf antreten, und auch die Situation in dem Caraïben-Meer dadurch eine Umgestaltung erfahren, daß nunmehr die ausgezeichneten Häfen an der Südküste der Insel zur Geltung kämen. Oestlich von Cuba liegt die im Bündniß mit der Union sofort hohe Bedeutung erlangende Insel Haïti, das Zentrum von Westindien, auf welcher die Vereinigten Staaten Fuß zu fassen versuchten durch ein Abkommen mit der Republik Domingo, demgemäß die strategisch wichtig gelegene Bai von Samana oder die Môle de St. Nicolas als Kohlen- und Flottenstation der Nordmacht überlassen werden sollte. Das erstere Abkommen scheiterte an dem Widerstande der europäischen Mächte. Neben Spanien aber kommt — von Dänemark und Holland abgesehen — die zweitgrößte Seemacht, Frankreich, in Betracht. Dieses hat nach heftigen Kämpfen einen Theil seines Antillenbesitzes, Canada und Ostindien an England und damit zugleich die Führung auf dem Salzwasser verloren, in neuerer Zeit aber Positionen erworben, welche Englands maritime Herrschaft ernstlich bedrohen: das französische Indo-China mit Siam, das ein Memento für England geworden, gefährdet**) die britische Seehochstraße Singapore—Hongkong—Columbien; die Perle im indischen Ozean, der fast ein englisches Meer zu nennen, Madagascar, gehört der dritten Republik, und diese bedroht von Toulon und Biserta***) die große englisch-ostindische Etappenstraße. Zur Behauptung seines uralten Besitzes in Westindien wird Frankreich etwaigen dortigen Kämpfen nicht müßig zuschauen, und könnte hier eine Allianz zwischen der mächtigen amerikanischen und der französischen Republik für Albion nicht gefährlicher werden als eine russisch-französische Verbindung im Mittelmeere und im Stillen Ozean? Wenn Napoleon III. auf Martinique und Guadeloupe die mexikanische Expedition basirte, dann ist in diesem kriegerischen Vorgang ein Maßstab dafür gegeben, wessen man sich zu versehen habe, wenn das seegewaltige Frankreich, das —

*) Siehe „United Service Magazine" (September 1894): „A needed foothold in the Pacific".

**) Siehe „Deutsche Rundschau", 1890, Bd LXV, S. 477, „Die Etappenstraße von England nach Indien".

***) Siehe „Deutsche Rundschau", 1889, Bd. LVIII, S. 218, „Der Kampf um's Mittelmeer Biserta".

nebenbei, aber sehr nachdrücklich gesagt — auch eine Großmacht zu Lande darstellt, der immer aggressiver sich gestaltenden Union die Hand auf einem Territorium zum Bunde gegen England reichte, in dem sich die heute freilich noch wenig organisirte und disziplinirte, aber in ihrer Stärke kaum zu überschätzende nordamerikanische Kraft zu Wasser und zu Lande — die Erfolge des Flibustierthums sind bekannt — Geltung verschaffen würde.

In unserer Zeit, dem Wendepunkte der alten Epoche zu einer neuen, vereint sich Alles, das Werdende zu begünstigen, und der Ozean wird mehr und mehr zum eigentlichen Bindemittel der Menschheit. Zwei Weltmeere sind durch den Suez-Kanal verbunden; in nicht zu langer Zeit wird ein anderer Kontinent gesprengt sein und die Mittelatlantis mit dem weiten Pacific in interozeanische Verbindung treten. Wenn man dann von Europa westlich fährt, um Ostindien zu erreichen, wird jede Spanne Bodens und jeder Quadratmeter Wassers der westindischen Land- und Seeterritorien ungeahnte kommerzielle, politische und militärische Bedeutung erhalten und um den isthmischen Kanal in Amerika wird heftiger gekämpft werden als um den Durchstich bei Suez. Denn dann treten weitere Hinterländer und ganz unerschöpfliche Hülfsquellen auf den Plan, und Westindien wird zu einer Weltbühne, auf welcher höhere Aufgaben, Aufgaben von dauernder Bedeutung für die Geschichte der Menschheit, gelöst werden sollen. Hier wird sich der strategische Satz geltend machen, daß vom Zentrum aus die Peripherie begriffen und beherrscht werden kann, es wird sich zeigen, daß es auf dieser Welt keine ewige, unangefochtene Suprematie giebt, und England wird gezwungen werden, hier wie heute schon im Mittelmeerbecken das Szepter für die Beherrschung der Meere zu vertheidigen.

Zum Schlusse wollen wir noch auf zwei Faktoren hinweisen. England verfügt in Westindien auf eigenem Boden über ein Netz von Kohlenstationen wie kein anderer Staat, und ist hierdurch in einem Seekrieg, der heute auf der Kohle beruht, anderen Mächten, denen neutrale Kohlenlager verschlossen sind, überlegen. Dagegen freilich sind diese Stationen nicht alle hinreichend fortifikatorisch geschützt und bedürfen außerdem, um den englischen Fahrzeugen stets zugänglich zu bleiben und nicht in des Gegners Hand zu fallen, der wirksamen Vertheidigung; diese — wir wissen, wie truppenarm Britannien ist — fehlt, und in diesem Manko deuten wir zugleich das Uebergewicht an, welches Frankreich besitzt, und können die Gefahr abmessen, welche offensive französische Operationen gegen in englischer Hand zwar befindliche, aber von französisch redender und denkender Bevölkerung bewohnte Inseln in sich bergen. Die Versäumnisse, deren Britannien sich in Bezug auf seine Armee anklagen muß, sind selbst durch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht nicht mehr wett zu machen; denn wenn es heute an Cadres, würde es nach Jahrzehnten noch an Landwehrmannschaften fehlen. Da England keine große Armee besitzt, lag bis jetzt in einer überwältigenden Flotte das Alpha

und Omega englischer Politik. Bis jetzt, aber nicht länger mehr, seit den Vorgängen in Siam, im Mittelmeere und im nördlichen Pacific, seit, wir lassen britische Autoritäten reden, die Admirale Sir Thomas Symonds, Sir Phipps Hornby, Sir George Elliot, Richards, de Horsey und Colomb, sodann Lord Roberts, Mr. Ashmead Bartlett, Mr. Arnold Forster, Sir Edward Reed u. s. w. offen erklärt haben, daß Britannien einer vereinigten französisch-russischen Flotte nicht eine gleiche Anzahl Kriegsschiffe entgegenzusetzen vermöchte. Neben der nicht genügenden Quantität lasse übrigens auch die Qualität des englischen schwimmenden Kriegsmaterials in Bezug auf Bau, Schnelligkeit, Bestückung (eine große Anzahl Schlachtschiffe führt noch Vorderlader), Bemannung u. s. w. viel zu wünschen übrig und stehe nicht auf der Höhe der Situation.

Nachdem wir englischen Stimmen das Wort gegeben, ist es wohl auch erlaubt, auf das Kapitel „Englands Flotte" unserer im Jahre 1886 erschienenen „Weltstellung Englands"*) aufmerksam zu machen, wo wir auf S. 112 unter Anderem Folgendes sagten: „Wenn man nun die Flotte Englands genau ins Auge faßt und ihre Kräfte mißt, so empfängt man nicht mehr den imposanten Eindruck, den ehemals die Beherrscherin der Meere auf die Völker machte; ihr scheint das tragische Geschick langsamen, aber sicheren Verfalles beschieden zu sein, der schon seine Schlagschatten vorauswirft, falls nicht klare Erkenntniß und entschlossenes Handeln dieses Geschick abwenden."

Was die Flotte der Vereinigten Staaten anbetrifft, so müssen wir hier konstatiren, daß der große Aufschwung, den dieselbe in den letzten Jahren genommen, sich nicht nur durch die höhere Zahl der Fahrzeuge, sondern auch in der Vervollkommnung ihrer Bauart, Bestückung und Bemannung kennzeichnet. Die Union hing vor noch nicht langer Zeit bezüglich des Baues der Schiffe und der Ausrüstung vom Auslande ab, heuteist sie unabhängig. Nach dem im November 1893 veröffentlichten Bericht des Marinesekretärs nimmt die Flotte der Vereinigten Staaten bereits die siebente Stelle ein. In gedachter Schrift heißt es unter Anderem: „Sehr warscheinlich wird die Zukunft eine größere Anzahl internationaler Fragen auf die Tagesordnung setzen, zu deren Ordnung die Entfaltung maritimer Kraft absolut nothwendig ist; darum müssen wir eine starke Flotte schaffen und erhalten, um unsere Politik durch ihr Gewicht zu stützen." Und was die Wissenschaft vom Seewesen anbetrifft, so wollen wir nicht unterlassen, es hier auszusprechen, daß die Union in Kapitän Mahan (Verfasser von: „The Influence of Sea Power in History and on the French Revolution") den besten Schriftsteller der Welt über Seestrategie besitzt.

Wenn die östliche Frage für England in der Suprematie über das südliche Asien besteht, dann ist die westliche eine Frage der Seeherrschaft in Westindien neben Erhaltung der Canadischen Dominion.

---

*) Kassel, Th. Fischer.

Sammelblätter über Waffentechniker.*)

Zugleich Schilderungen aus der Geschichte der Waffen.

Von

Reinhold Günther,

Ober-Lieutenant im Eidg. Füsilier-Bataillon Nr. 17.

(Fortsetzung.)

III.

Wilhelm v. Ploennies.

Am 7. September 1828, dem fünfzehnten Jahrestage des glorreichen Sieges, welchen Bülow über Ney auf den Feldern von Dennewitz davongetragen, schenkte zu Darmstadt die deutsche Dichterin Louise v. Ploennies (1803—1872) ihrem Gemahle, dem Großh. hessischen Medizinalrath (gest. 1847) ein Söhnlein Wilhelm, den nachmaligen Klassiker unter den Waffentechnikern.

Des Unvergeßlichen Lebensumstände im engeren Sinne sind bereits mehrfach geschildert worden, hier mag es genügen ihrer mit einigen kurzen Angaben zu gedenken**). Nach empfangener Gymnasialbildung trat Ploennies im Mai von 1847 in das 2. Großh. Hessische Infanterie-Regiment (jetzt Nr. 116), um als Sekond-Lieutenant den Feldzug gegen die badisch-pfälzische Revolutions-Armee mitzumachen. Im Gefecht von Hemsbach am 30. Mai 1849 wurde er schwer verwundet; kaum genesen trat er in das 1. Schleswig-Holsteinische Jägerkorps. Die Neuordnung der Dinge auf der cimbrischen Halbinsel nach den Festsetzungen des berüchtigten Londoner Protokolls zwang den jungen Kriegsmann zur Rückkehr in die Heimath; dort befehligte er 1852 bis 1855 als „Scharfschützen-Offizier" die Abtheilung seiner Kompagnie, welche mit Wild'schen Stutzern***) bewaffnet war. Um diese Zeit begann der strebsame Offizier jene Studien und Arbeiten auf waffentechnischem Ge-

*) Siehe Mai-Heft der „Neuen Militärischen Blätter".

**) Vergleiche „Allgemeine Militär-Zeitung" Jahrgang 1871 und Beihefte zum „Militär-Wochenblatt" Jahrgang 1889.

***) Großkalibriger Stutzer nach dem Dranglabungs-System des Züricher Scharfschützen-Offiziers J. J. Wild (1838—44). Die Waffe wurde für die besseren Schützen der leichten Infanterie in Baden und Hessen seit 1846 verwendet und erhielt sich etwa zwei Jahrzehnte. Das eigenthümliche Ladeverfahren — die Pflaster werden mit Wasser benetzt — ermöglichte eine absolute Sauberkeit der Laufseele (10 bis 16 Züge). —

biete, welche ihm nach wenigen Jahren bereits einen Weltruf verschaffen sollten. Frankreich galt damals als das einzige Land, in dem man überhaupt als Soldat etwas zu lernen vermochte, es darf also nicht Wunder nehmen, wenn Ploennies 1855 dorthin eine Reise antrat. Zwar, seinem scharfen Verständnisse blieben die Schäden der Armee des dritten Napoleon nicht verborgen, dem Staate Hessen erwuchs jedoch ein direkter Nutzen aus dieser militärischen Studienfahrt. Man hatte Ploennies die sonst geheim gehaltene maschinelle Einrichtung für die Fabrikation der Zündhütchen gezeigt und es gelang ihm das gesammte Verfahren nachzubilden. In diesem nämlichen Jahre 1855 entstanden überdies ein brauchbarer Entfernungsmesser, ein Derivationsvisir und eine Zielmaschine. Seit 1856 Vorstand der Abtheilung für Herstellung und Aufbewahrung der Handfeuerwaffen und Munition im Zeughause, konstruirte Ploennies 1857 das nach ihm benannte Expansions-Geschoß ohne Treibspiegel, das allsogleich von dem französischen Techniker (damals Kommandant später Oberst) Neßler nachgeahmt wurde. Unterdessen war man bereits im Auslande durch die literarische Thätigkeit des nunmehrigen Oberlieutenants auf Ploennies aufmerksam geworden. Rußland, dessen Czar Nikolaus I. noch 1852 erklärt hatte, daß die gezogene Waffe des Infanteristen die Stoßtaktik hindere zu ihrem Rechte auf dem Schlachtfelde zu kommen, dieses Rußland mußte sich noch während des Krieges in der Krim dazu bequemen, die Miniégewehre der westeuropäischen Gegner so gut wie möglich nachzubilden. Kaum, daß der Frieden von Paris unterzeichnet worden, ging der mächtige Besiegte daran, die veraltete Bewaffnung von Grund aus zu reformiren. Der hessische Offizier erhielt die ehrenvolle Berufung an den einschlägigen Versuchen zur Aufstellung eines Normalmodells Theil zu nehmen und von 1857 bis 1858 weilte v. Ploennies in Rußland und zwar vornehmlich in dem bekannten von deutschen Waffenschmieden gegründeten Tula sowie in Petersburg. Während dieses Aufenthaltes in Rußland zog sich Ploennies jenes Leiden zu, das ihn in verhältnißmäßig jungen Jahren in's Grab sinken lassen sollte. Zunächst freilich schien es, als vermöge der Geist die körperliche Krankheit zu bannen; Ploennies diente von 1859 bis 1861 im 3. Infanterie-Leib-Regiment in Worms, wurde dann aber 1861 für einstweilen, 1862 für immer pensionirt, da es ihm völlig unmöglich war, fernerhin Frontdienst zu thun. Immerhin ehrten das Vaterland und seine Militärbehörden die Verdienste des Mannes in der Weise, daß Ploennies 1862 zum Hauptmann, 1868 auch zum Major befördert wurde. Nach dem Feldzuge von 1866 war der Ruf des militärischen Propheten fest begründet, aber alle Auszeichnungen trafen einen unglücklichen, langsam dahinsiechenden Mann. Nachdem Ploennies von 1868/69 in Montreux vergebens Erleichterung in seinem Leiden gesucht und 1870 gar noch gezwungen ward, eine schwere Augenoperation zu erdulden, erreichte ihn ein sanfter Tod am 21. August 1871 eben da er mit Hauptmann Weygand

32*

zusammen das Werk „Die deutsche Gewehrfrage“ vollendet hatte und im Begriffe stand „Die Reform des Kriegswesens im Geiste der Zeit“ niederzuschreiben.

Ein gütiges Schicksal hatte es ihm wenigstens erlaubt, noch die großen Erfolge Alldeutschlands in Frankreich zu erschauen und zu erfahren, daß man seiner stillen Arbeit die höchste Achtung schenkte und auch sie zu den Vorbereitungen zählte, welche es allein ermöglichten, jene Siegeslorbeern zu brechen, auf denen nun das neue Deutsche Reich ruht.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Alle Kräfte des Offiziers gehören dem Dienst“ — dieser Wahlspruch, den sich Ploennies gestellt, ihm hat er gelebt und von ihm zeugen auch seine Schriften.

Im Jahre 1861 erschien zu Darmstadt (im bekannten Verlage von Eduard Zernin) der erste Band der „Neuen Studien über die gezogene Feuerwaffe der Infanterie“. Im Beginne der Vorrede dazu heißt es: „Das vorliegende Buch gründet sich nicht auf andere Bücher, sondern lediglich auf eine Reihe von praktischen Versuchen und Erfahrungen.“ In der That, Niemand hatte das Wesen der Handfeuerwaffe vor Ploennies in dieser Weise erfaßt; mehr oder minder krankten alle methodischen Abhandlungen, welche bis zu jenem Zeitpunkte über dieselbe geliefert worden, daran, daß die Theorie in ihnen auf Kosten der Praxis zur Geltung kam.

Diese Abhandlungen, und unter ihnen auch die Studien, welche Ploennies über die „Expansionsprojektile“ anstellte, können heute für uns lediglich einen historischen Werth beanspruchen. Lesenswerth vor Allem ist jedoch der Anhang des ersten Bandes, welcher den Aufsatz enthält: „Ueber die praktische Bedeutung der gezogenen Waffe im Krieg und im Kriegswesen“. Mit welcher Klarheit des Gedankens Ploennies die bereits angebrochene, aber sonst wenig genug verstandene neue Zeit erfaßte, davon mögen die folgenden, ohne Kommentar wiedergegebenen Sätze den Beweis liefern.

„Unsere Ansicht ist kurz in dem Satze zusammenzufassen, daß in Folge des Fortschritts der Feuerwaffe die Qualität der Truppen und die Genialität ihrer Führer weit mehr, die rohe Gewalt der Massen weit weniger in Frage kommt, als seither.“ — „Wenn ein moderner Taktiker von der durchaus richtigen Anschauung ausgeht, daß sich alle taktischen Evolutionen aus kraftbegabten, d. h. vorzugsweise mit Feuerkraft begabten geometrischen Figuren kombiniren, so ergiebt sich hieraus gar leicht die Erkenntniß, daß der Soldat nur dann mit wirklichem Verständniß und Nutzen die Bildung jener Figuren erlernen und als deren denkendes Element sich fühlen wird, wenn er von dem eigentlichen Endzweck aller Bewegungen, nämlich von dem Erschießen des Gegners, einen klaren Begriff hat und Alles auf diesen Zweck zu beziehen weiß.“ — „Wie beim Distanzschätzen die Intelligenz und das natürliche Talent, so wird beim Schießen selbst, mehr als bei irgend einer

anderen Uebung, der ganze Mann, seine physische und moralische Festigkeit und Selbstbeherrschung in Anspruch genommen und ausgebildet. Es ergiebt sich hieraus der hohe Werth aller gymnastischen Uebungen für die Ausbildung tüchtiger Schützen. Den Körper völlig in die Herrschaft des Willens zu bringen — dies ist das schöne Ziel der freien gymnastischen Erziehung, wobei zugleich der rechte Schütze entwickelt wird. Denn keine andere Thätigkeit fordert ein so rasches und vollständiges Beherrschen und Anspannen des ganzen Körpers, als das richtige Abfeuern eines wohlgezielten Schusses."

Freilich, es war allein der Staat Preußen, dessen Armee die soldatische Erziehung des Mannes nach diesen Grundsätzen durchführte. Im übrigen germanischen Europa herrschte einzig der unfruchtbare Drill auf den Exerzir- und Schießplätzen, in Frankreich aber kurzweg der schlimmste Schlendrian, den man aber damals auf Seiten der Doktrinäre als den höchsten Ausdruck einer genialen Instruktion pries.

Das Elend der Gamaschenknopfferei, wie es vor 1866 in den meisten kleinen Heeren Deutschlands vorherrschte, hat Ploennies als echter Humorist unter dem Pseudonym Dr. Ludwig Sigrist in dem satyrischen Roman „Leben, Wirken und Ende des oberfürstlich winkelkram'schen Generals der Infanterie Leberecht von Knopf" (Darmstadt 1869) drastisch genug geschildert. Das Werklein fand den wohlverdienten Beifall und liegt nunmehr in zweiter Auflage vor; es sichert Ploennies einen Platz neben den hervorragendsten Humoristen deutscher Zunge.*) Die Kritik des Romans ist durch die „Neuen Militärischen Blätter" bereits in umfassendster Weise geschrieben worden; es würde zu weit führen, hier auch diese Seite der Thätigkeit des Verewigten ausführlicher zu behandeln.

Im Jahre 1864 erschien der zweite Band der „Neuen Studien". Er betonte noch schärfer wie sein Vorgänger die Nothwendigkeit der Reformen in Rücksicht auf „Ausrüstung", „Einübung" und „Taktik" der Infanterie. Eine Klarheit über das Wesen der verschiedenartigen gezogenen Waffen herrschte damals schon aus dem Grunde nicht, weil die „Mannigfaltigkeit der europäischen Maße eine sichere Vergleichung der verschiedenen Modelle unendlich erschwerte". Es muthet uns heute sonderbar genug an, wenn wir folgende Stelle aus der Vorrede lesen (Seite V, Anm. 1): „Wir können dabei nicht verhehlen, daß die deutsche Maßverwirrung als die größte und widernatürlichste erscheint. Hier begegnen wir, auch in militärischen Schriften und Akten, noch den verschiedensten, oft sehr dunklen Begriffen von Schritt, Fuß, Zoll, Pfund 2c., ja es spuken hier noch Erscheinungen wie „Artillerie-Zolle", „Apotheker-Pfunde", verschiedene Schrittgattungen 2c. Diese Zu-

*) Auch als Lyriker machte sich Ploennies noch in seinem letzten Lebensjahre einen Namen. Es erschienen von ihm folgende Dichtungen: „Immortellen des Schlachtfeldes". (Darmstadt 1870) und aus seinem Nachlasse „Schwanenlieder" (Darmstadt 1871 und 1874)

stände liegen ebenso drückend auf dem geistigen Leben und dem technischen Fortschritt unserer Heere, wie auf dem gesammten wissenschaftlichen und materiellen Leben unseres Volkes. Möchte doch wenigstens die Militär-Literatur mit der ausschließlichen Anerkennung des Metersystems vorangehen."

In diesem zweiten Bande der „Studien" erschien denn auch die erste Mittheilung über das Zündnadelgewehr. Ploennies ist es gewesen, der nach eigener Anschauung, aus bis dahin bekannt gewordenen Angaben und auf Grund seiner Kombinationen eine Abhandlung über die berühmte Waffe zusammenstellte, wie sie erschöpfender kaum gedacht werden kann. Dabei wurde auch die Frage nach der berühmten „Zündpille" gelöst, welche letztere nach einer Sage jener Zeit in ihrer Zusammensetzung nur dem „Grafen Bismarck und zwei der höchsten Führer des Preußenheeres bekannt sein sollte"! — Von noch höherem taktisch-historischen Werthe erscheint dagegen das (erste) Kapitel: „Ueber die Beziehungen der Hinterladungswaffe und ihres Schnellfeuers zur Ausrüstung und Taktik der Infanterie". Man vergesse dabei nicht, daß der deutsch-dänische Krieg soeben erst beendet worden, daß das übrige Europa und vornehmlich die leitenden Persönlichkeiten der süddeutschen Kontingente von dem Wesen und dem Werthe der Hinterlader durchaus noch nicht überzeugt waren. Der geniale Waffenkenner sagte der Welt deutlich voraus, was kommen werde. Der Satz (S. 7): „Ein wirkliches scharfes Schnellfeuer überwindet man nicht mit dem Bajonett: auch den kühnsten Sturmlauf hemmt das tödtliche Blei" — er wurde bewiesen durch die blutigen Erfahrungen, welche die braven Weißröcke 1866 auf Böhmens Schlachtfeldern machten.

Im Weiteren kämpfte Ploennies bereits damals um Neuerungen, die die Infanterie der Neuzeit noch nicht einmal vollständig erreicht hat: die Reduktion der Belastung des Soldaten nämlich. Ploennies sagt darüber (S. 3): „Der Mann darf nur mit einem Drittel seines eigenen Gewichts, also mit etwa 22 kg belastet werden. Außer der Kleidung am Leibe, welche, einschließlich starker Fußbekleidung, ganz leichter (am besten russischer) Kopfbedeckung und eines weiten Mantels, etwa 6,5 kg wiegt, und dem Gewehr mit gewöhnlichem Bajonett, welches incl. Bajonettscheide etwa 5 kg darstellt, kann demnach der Mann noch mit 10,5 kg weiter belastet werden.*)

*) Die jetzige Betastung des schweizer Infanteristen beträgt:

1.	Bekleidung incl Fußbekteidung	5,210 kg.
2.	Gewehr M/89 mit Riemen	4,430 „
3.	Tornister sammt Inhalt und aufgeschnalltem Kaput (Mantet), eine Nothration (780 gr), 60 Patronen	tt,350 „
4	Umgehängte Fetdflasche und Brodsack mit einer Portian Brod	1,745 „
5	Leibgurt, Seitengewehr, Patrontasche sammt Inhalt (40 Patronen), Zubehörssäckchen	3,000 „
6.	Linnemann-Spaten (Picket t,400)	t,100 „
		26,835 kg.

Atso durchschnittlich 27 kg.

Alles nicht durchaus Nothwendige in der Belastung müsse für die normalen Fälle beseitigt werden, „um eventuell auch ein paar Kilo weiter aufladen zu können, ohne den Mann zu rasch und lediglich als Transportmittel zu verbrauchen". „Wir sind nämlich weit entfernt, die Anspannung des Soldaten bis zu den äußersten Grenzen der menschlichen Leistungsfähigkeit zu mißbilligen; die Geschichte zeigt uns in glorreichen Beispielen, daß auch in Bezug auf physische Anstrengungen durch begeisterte Soldaten unter kühnen Heerführern beinahe Unglaubliches geleistet wurde; auch in Zukunft wird es an solchen ruhmreichen Leistungen nicht fehlen, aber sie werden schließlich nur Demjenigen zu Nutz kommen, welcher dieselben auf wirkliche Gefechtszwecke aufzusparen und zu verwenden wußte."

Ist es nicht, als läse man die Ausführungen eines der 25 Jahre später erschienen Reglements?

Ploennies verneint, daß man von dem Mann, wie er im Allgemeinen Dienst in der Infanterie leistet, ein einigermaßen überlegtes Schießen oder gar einen völlig kunstgerechten Gebrauch der Waffe fordern dürfe. So fährt er in seiner Betrachtung fort: „Das Gewehr ist daher um so werthvoller, je mehr es sich dem Charakter einer selbstthätigen Maschine nähert. Dies wird aber durch folgende Punkte bedingt: 1) möglichst große Patronenzahl innerhalb des zulässigen Munitionsgewichtes, denn in der Patrone liegt jene Hülfskraft gefesselt, 2) möglichst einfache und bequeme Handhabung des Gewehrs, 3) möglichste Unabhängigkeit der Feuerwirkung von dem feinen, völlig kunstgerechten Gebrauch der Waffe (der freilich durch einzelne Elite-Trupps erreichbar — auch an sich schätzbar, im Ganzen aber nicht entscheidend ist)."

In diesem vor nunmehr drei Jahrzehnten erschienenen Buche forderte Ploennies bereits eine bedeutende Herabsetzung der Kalibergrenzen. Als Ideal für das damalige kleinste Kaliber bezeichnete er jenes, daß den schweizer Kriegshandfeuerwaffen bereits seit 1851 gegeben worden war, nämlich 10,45 mm. Wie er sich die Zukunftswaffe dachte, erhellt aus dem Satze (S. 20): „Daß in dem preußischen (Zündnadelverschluß) und in dem schweizerischen Gewehr (Minimalkaliber) die beiden Elemente enthalten sind, deren Kombination über kurz oder lang das gesammte Waffenwesen beherrschen wird, steht für uns und viele andere Techniker außer Zweifel."

Der erste Versuch in dieser Richtung — das Chassepotgewehr M/66 — war damals, freilich insgeheim, schon gemacht worden und befand sich in den Händen der kaiserlichen ständigen Schieß-Kommission zu Vincennes.

Es ist ganz unbestreitbar, daß gerade die Arbeiten von Ploennies über das kleine Kaliber und die Repetirgewehre die Aufmerksamkeit der nichtdeutschen Länder auf diese Punkte der Bewaffnungsfrage gelenkt haben. Man darf wohl sagen, daß z. B. die schweizerische Eidgenossenschaft, welche bis in das sechste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts weit zurückstand mit der

Infanteriebewaffnung, durch Ploennies ganz direkt die Aufmunterung erhielt zur Prüfung aller neuen Modelle. Das Resultat der großen Waffen-Konkurrenz in Aarau von 1866/67 bildete der Beschluß der Bundesversammlung das Repetirgewehr des Systems Vetterli einzuführen. Ploennies, der natürlich den größten Antheil an den Aarauer Versuchen nahm, empfahl dann in seinem letzten Werke: „Die deutsche Gewehrfrage“ dem neuen Reiche die Einführung des Repetirgewehres von J. Vetterli wenigstens für die Jägertruppen. Freilich, diese Waffe, welche heute noch der bewaffnete Landsturm der schweizerischen Eidgenossenschaft führt, kann stetsfort als der vorzüglichste Mehrlader (mit Magazin unter dem Laufe) vom Kaliber 10 bis 11 mm angesehen werden*).

Die Schweiz hat Ploennies noch zu Lebzeiten in jeder Weise geehrt. Als der Kranke die Reise nach Montreux unternahm wurde ihm auf Befehl des hohen Bundesrathes ein Salonwagen, sowie ein Offizier als Begleiter zur Verfügung gestellt. Noch heute gedenkt die schweizer Infanterie mit hoher Dankbarkeit der großen Dienste und des liebevollen Verständnisses, welche Ploennies ihr stetsfort bewies. Mögen diese Zeilen als ein leider nur schwacher Ausdruck dieses Gefühles aufgefaßt werden.

Ein Lieblingsgedanke von Ploennies war es und er wurde besonders in der „deutschen Gewehrfrage“ des weiteren ausgeführt, eine Kalibereinheit für alle Militär- und Schießwaffen der Schützen-Gilden und Vereine in Deutschland, durchzuführen. Ganz unzweifelhaft schwebte ihm dabei das schweizerische Einheitskaliber vor, welches aus der Anordnung resultirt, das lediglich Handfeuerwaffen vom Ordonnanzkaliber 10,45 oder 7,5 mm, welche die betreffenden Ordonnanzpatronen zu verwenden vermögen, zur Konkurrenz an den Schützenfesten zugelassen werden. Wie dies in der Schweiz durchgeführt ist, so wünschte er, daß auch in Deutschland überall staatliche Munitionsverkäufer und nur diese Pulver und Ordonnanzpatronen feilhalten sollten und daß solche Munition allein auf den deutschen Schießtagen zur Verwendung kommen möge.**) Er erhoffte von einer derartigen gesetzlichen Bestimmung die erfreulichste Hebung des deutschen Schießwesens.

Im Jahre 1867 erschien das Werk: „Neue Hinterladungs-Gewehre“, in dem uns vornehmlich noch die Abschnitte „Zur Patronenfrage“ und die

*) Nach Zeitungsnachrichten sollen jetzt mehrere Tausend Stück des S. R. G. (Vetterli) M/69/71 durch englische Agenten nach China verkauft worden sein

**) Die eidg. Munitionsfabrik in Thun fertigt allein die Patronen für den Bedarf des ganzen Landes. Im Augenblicke stellen sich die Patronenpreise bei den patentirten Munitionsverkäufern wie folgt:

das Packet Vetterli-Munition (10,45) zu 10 Patronen . . . . . . 0,4 Fr.,
„ „ Munition M/89 (7,5) zu 10 Patronen . . . . 0,6 „
„ „ Revolvermunition (10,45 und 7,5) zu 20 Patronen . . 0,8 „

Die Preise für Vetterli- und Revolver-Munition beziehen sich auf mit Schwarzpulver geladene Patronen.

„Repetitions- oder Magazins-Waffen“ interessiren. Auch die Konstruktionen von Chassepot werden ausführlich erwähnt — ein geschichtliches Denkmal geradezu; denn schon damals zeigte der deutsche Techniker dem kaiserlichen Frankreich, „das seine Zündnadel haben wollte“, die Mängel, welche dieser Form derselben anhafteten. So sagte er ausdrücklich (S. 221): „Der Verschluß und das Schloß überhaupt sind noch mangelhaft, vor Hemmung nicht sicher, also der Verbesserung bedürftig. Die Patrone ist zu komplizirt, um rasch und billig in großen Massen produzirt zu werden.“ Dieses Urtheil ist den maßgebenden Persönlichkeiten in Frankreich wohl bekannt gewesen, der Oberst Reßler und andere höhere Offiziere wußten, welches Gewicht den Aussprüchen Ploennies' zukam, und zudem sind seine „Studien“ in's Französische übersetzt worden. Aber Niemand hatte im damaligen Frankreich den Muth, der irregeleiteten öffentlichen Meinung das Ding beim wahren Namen zu nennen.

Von historischem Interesse sind in diesem Bande ferner die Angaben über Schießversuche mit der belgischen Wallbüchse (S. 224 ff.) vom Kaliber 17,5 mm, welche „auch ein Stahlgeschoß von 137 gr verwendet (aus Gußstahl erster Qualität, gehärtet und leicht angelassen)“. So heißt es weiter: „Das Stahlgeschoß durchdringt auf 150 m eine 24 mm dicke Platte von gewalztem Eisen und hinter derselben noch zwei Holzscheiben von je 27 mm Dicke.“

Dennoch läßt sich aus den Schriften Ploennies' der Nachweis nicht erbringen, daß er seine Aufmerksamkeit auf derlei Geschoß-Konstruktionen gerichtet habe. Das lag auch jener Zeit zu ferne, die kaum die Hartblei-Legirung und das Pressen solcher Geschosse kennen gelernt hatte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Welche Fülle von Anregungen liegt nicht in den Schriften von Ploennies' aufgespeichert, wie fruchtbar sind nicht seine „Studien“ gewesen für die theoretische wie die praktische Entwickelung der Waffentechnik. Ohne seine Arbeiten wären alle jene Fortschritte auf diesem Gebiete, die zwischen 1866 und 1886 erzielt wurden, undenkbar gewesen und alle jene Autoren und Konstrukteure, welche seit vierzig Jahren sich im Hinblick auf die Handfeuerwaffen bethätigten, sie alle haben von den Lehren gezehrt, die Wilhelm v. Ploennies aufstellte. —

(Geschrieben am vierten Jahrestage des Todes von Moltke.)

(Fortsetzung folgt.)

Eckernförde.

Von

Batsch,

Vize-Admiral à la suite des See-Offizierkorps

Des Königs Flottille vor Eckernförde.*)

Von der Dänen und Holsten erstem Krieg war die 1848er Kampagne und der ihr folgende Waffenstillstand vorüber; ein neuer Feldzug hatte unter der Führung des Generals v. Prittwitz begonnen, seine Hergänge sind durch keine geringere Feder als die des Feldmarschalls v. Moltke geschildert worden, und es ist deshalb wohl am Platz, auch einigen Vorgängen zur See von Neuem etwas Aufmerksamkeit zu schenken. Denn gerade bei diesen kann man nicht sagen, daß die Lehren, die aus jenem Krieg zu ziehen sind, schon gelernt und richtig verstanden wären.

Weder die „provisorische", noch die „gemeinsame" Regierung der Herzogthümer hatte es verstanden oder, wollen wir sagen, „vermocht", der wahrhaft starken Seite der Dänen ernste Rüstungen entgegenzusetzen; und wenn ein erlauchtes Mitglied jener „provisorischen Regierung", der Prinz Friedrich von Noer, die Anschauung vertreten hatte, man dürfe schon der delikaten Beziehungen zu England wegen auf eine ernste Seevertheidigung sich nicht einlassen, so darf es nicht verwundern, wenn die Nachfolger solche Anschauungen erbten. Denn die „gemeinsame" Regierung stand mit einem Fuß im dänischen Lager.

Das lag nicht in der persönlichen Neigung ihrer Mitglieder; ihr Patriotismus in deutschem Sinne war nicht zu bemängeln; aber sie waren eine vom guten Willen der beiden Vertragsparteien abhängige Regierung; und das hatte die Folge, daß in den Kriegsvorbereitungen die starke Seite Dänemarks, die Seeseite, am wenigsten in Betracht gezogen wurde.

Und das war nicht allein der Fall in Bezug auf die Vertheidigung und den Gebrauch von Waffe gegen Waffe, sondern auch in Bezug auf die Erschwerung, Sperrung und Schädigung des Verkehrs.

Der Halbheit unserer Politik war es möglich geworden, den amtlichen Postverkehr mit dem Kriege zu verquicken, der dänischen Regierung den Ankauf von Dampfern in unseren Häfen zu gestatten, und es mochte deshalb auch nichts Besonderes sein, wenn unsere Seestädte, oder einige derselben, solche Beziehungen förderten.

*) Aus dem noch zu erscheinenden Werk des Herrn Verfassers: „Der Dänen und Holsten erster Seekrieg." Eine Geschichte der schleswig-holsteinischen Marine.

Kein Wunder daher, daß man auf ganz naheliegende See-Angriffe kaum vorbereitet war.

Mit dem Ablauf der Waffenruhe ward für die Herzogthümer eine Statthalterschaft eingesetzt, bestehend aus dem Grafen Reventlow-Beetz und Wilhelm Beseler; von beiden Seiten begann eine lebhafte Zusammenziehung von Truppen: seitens der Dänen an der jütischen Grenze bei Fridericia und auf Alsen, seitens der Deutschen im Norden Schleswigs und im Sundewitt. Zeitgenossen erinnern sich, welch ein frischer Hauch damals durch's Land zog. Man zweifelte nicht an dem guten Willen der Machthaber, und eine ähnliche Instruktion, wie die des Major v. Wildenbruch im vorigen Jahre, ging diesmal nicht neben dem Heer. Auch auf dem Wasser wurde es lebendig, und schon in der letzten Woche des März erschienen einzelne Kriegsschiffe in der Bucht von Eckernförde zum Rekognosziren;*) sie wurden zwar mit scharfen Schüssen zurückgewiesen, „nachdem vorhergegangene Warnungen überhört worden. Wird es Ernst, so werden sie“ — so schreibt man — „zu ihrem Schaden erfahren, daß unsere Küsten besser armirt sind, wie im vorigen Jahre.“

Der Kriegslärm ging durch ganz Deutschland, denn eine ziemliche Reihe von Bundeskontingenten war betheiligt; auch vom stillen und entlegenen Thüringen Weimaraner, Schleizer und Gothaer. Von kriegerischen Erfolgen träumte Jeder, nirgends aber hat man wohl weniger daran gedacht, daß der erste Erfolg auf dem blauen Wasser spielen würde, als am Fuße des Uchelsberges.

Ueber die Vorbereitungen der Dänen für die neue Kampagne erzählt Moltke in der „Geschichte des Krieges 1848/49 gegen Dänemark“: Das Kriegsministerium habe vom General Hedemann ein Gutachten eingefordert; darin habe dieser verlangt, daß eine Schiffbrücke über den Alsensund geschlagen, ein Brückenkopf an derselben angelegt werde. „Der deutsche Feldherr müsse je nach den Kräften, über welche er verfügen könne, entweder in der Defensive bleiben und könne sich nicht über Flensburg hinaus ausdehnen, oder er maskire unsere Stellung mit einem Korps von wenigstens 18 000 Mann und wende sich mit dem Rest dem nördlichen Schleswig zu.

In solchem Fall trete die 2. Division an der ganzen Küste von Kiel bis Fridericia in Wirksamkeit und der Gegner würde eine Küstenbewachung nicht vermeiden können. Dieser Zustand könne lange dauern und müsse Deutschland und seinem Handel viel empfindlicher werden als Dänemark, da dieses seine Truppen auf wenig kostbarem Wege unmittelbar aus Schiffen verpflegen könne.

Die vom Handelsstand bedrängte Zentralgewalt habe dann nur drei Mittel:

*) Itzehoer Nachrichten, den 25. März 1849.

1. sich eine Flotte zu beschaffen, um Dänemark auf den Inseln zu bekämpfen;
2. durch Eroberung von Jütland den Frieden zu erzwingen; dies Mittel sei leichter als die Beschaffung einer Flotte; indeß gehöre dazu ein Korps von 30 000 Mann, außer den Truppen, die im Lager bei Flensburg und an der Küste zurückbleiben müssen; der Einfluß unserer Alliirten werde indeß auf diplomatischem Wege diesen Angriff abwenden;
3. die Hand zum Frieden zu bieten. Deshalb erscheine die Aufkündigung des Waffenstillstandes für Dänemark überwiegend vortheilhaft.

Demgegenüber — so erzählt Moltke weiter — habe die vom Reichs-Ministerium dem General v. Prittwitz ertheilte Instruktion dahin gelautet: „Da noch nicht alle Hoffnung verschwunden sei, daß der wirkliche Ausbruch von Feindseligkeiten verhütet werden könne, so würde diesseits auf keinem Punkt der Angriff zu provoziren sein. Die Truppen sollten jedoch in konzentrirter Stellung beisammen gehalten werden, um jeden feindlichen Angriff durch kräftige Offensive zurückzuweisen.

Wenn die jetzt entgegenstehende dänische Armee vernichtet werden könne, so sei die Aufstellung einer zweiten kaum zu gewärtigen und müsse jenes das mit allen Kräften anzustrebende Ziel sein.

Es müsse daher die Verfolgung des geschlagenen Feindes, mit dem Bajonett in den Rippen, ihm keine Ruhe zum Sammeln gönnen und ihn möglichst von seiner Verbindung mit der See abschneiden.“ . . . .

. . . . Welche Operationen der dänische Oberkommandirende zu Lande beabsichtige, gehe aus den Instruktionen hervor, die er für die Unternehmungen zur See ertheilt habe.

Der Befehlshaber des Ostsee-Geschwaders war bereits vom Kriegsminister angewiesen, die schleswiger Küste an den verschiedenen Punkten zu alarmiren; selbst der Versuch, durch die Schlei bis zum Schloß Gottorp vorzudringen, sei ihm empfohlen worden.

Um indeß die nöthige Uebereinstimmung herbeizuführen, habe General v. Krogh unter dem 2. April das nachstehende Schreiben an den Kommandeur der Garde erlassen:

„Am 3. April Morgens 4½ Uhr werde die Armee von Sonderburg in das Sundewitt einrücken. Der Herr Kommandeur werde ersucht, eine Rekognoszirung in den Häfen von Apenrade und Flensburg vornehmen zu lassen.

„Da die Batterien, welche sich in den Häfen befinden möchten, wahrscheinlich später von den Landtruppen genommen werden könnten, so würde es nicht gerechtfertigt sein, schon Morgens einen ernstlichen Angriff durch die Marine auf sie zu richten, weil diese dabei bedeutendem Verlust ausgesetzt wäre. Dagegen seien Nachrichten von den Küstenbewohnern einzuziehen.

„Es werde angenommen, daß die Armee am 3. April Nachmittags mit ihrem linken Flügel Stellung bei Atzbüll nehmen könne und daß Streifparteien Marnitz-Hoves erreichen, ferner, daß General Rye schon Morgens in den Besitz von Hadersleben gelangt sei.

„Um von ihm Depeschen in Empfang zu nehmen, müsse ein Dampfschiff Nachmittags bei Snoghoi sein, welches sodann bei Aaroe-Sund anlaufen könne, um zu erfahren, wie die Sachen bei Hadersleben stehen. Dieser Dampfer müsse jedenfalls am folgenden Tage früh in Sonderburg anlangen.

„Am 4. April werde die Armee im Sundewitt den rechten Flügel gegen Apenrade vorzuschieben suchen, wohin General Rye von Norden her anrücke. Es sei daher wünschenswerth, daß die Marine sich in den Besitz der Stadt zu setzen suche.

„Er werde ersucht, an eben diesem Tage eine Expedition, bestehend aus zwei Dampfern und einigen Transportschiffen, so von Hörupheff abzusenden, daß selbiges in der Abenddämmerung vor der Eckernförder Bucht anlange und in Verbindung mit dem Linienschiff und der Korvette einlaufe.

„Eine Kompagnie würde zum Transport verfügbar gestellt werden.

„An verschiedenen Punkten müßten Truppen an Land gesetzt werden, welche jedoch demnächst wieder einzuschiffen seien. Diese hätten die feindlichen Strandbatterien anzugreifen; sie könnten versuchen, sich der Stadt zu bemächtigen, alle Vorräthe mitzunehmen oder zu vernichten, und sollten überall Nachrichten vom Feinde einziehen. Es müsse so viel wie möglich alarmirt und der Glaube verbreitet werden, daß eine bedeutende Macht bei Eckernförde gelandet sei. Am besten sei es, wenn diese Kunde am 5. April früh in Flensburg anlange; da es aber vielleicht für die Flotte nicht angänglich sei, im Dunkel der Nacht etwas zu unternehmen, so könne die Allarmirung Abends spät beginnen und Morgens früh fortgesetzt werden." . . .

Hernach wurden — bemerkt General v. Moltke — sehr bedeutende Mittel eigentlich nur für den Zweck in Bewegung gesetzt, um Nachrichten einzuziehen und falsche Gerüchte zu verbreiten.

Die äußerst vorsichtige Operation der Landarmee sollte, wie es scheint, am dritten Tage, dem 5. April, zu einem Angriff auf Flensburg führen, während die Besorgniß vor einer größeren Landung bei Eckernförde die Reichsarmee im Süden des Herzogthums festhielt. . . . . .

. . . . „Obwohl nun," fährt der Moltke'sche Bericht an späterer Stelle fort, „die dänische Offensive zu Lande völlig aufgegeben war und somit die der Marine übertragenen Demonstrationen eigentlich gar keinen Zweck mehr hatten, wurde die Expedition gegen Eckernförde dennoch nicht aufgehoben. Sie führte zum allerübelsten Ausgang."

Als Herzog Ernst von Coburg seinem stillen Friedenstein den Rücken kehrte, hat er nicht in den Sternen gelesen, daß er, kaum eine Woche im

Sattel, sich den Breitseiten einer dänischen Eskadre gegenüber befinden würde.

Zu derselben Zeit, als das Marineministerium in Kopenhagen bekannt machte, daß außer den schon für blokirt erklärten Häfen Schleswig-Holsteins vom 3. April ab auch Cammin, Swinemünde, Wolgast, Greifswald, Stralsund, Rostock vom 12. April ab [illegible], Danzig, die Elbe, Weser und Jahde in Blokadezustand erklärt würden, [illegible] der dem Kommandeur Garb [illegible] Kommandeur Paludan eine [illegible] Ordre.

[illegible] „Christian VIII.“ als [illegible] von 84 Kanonen, der Fregatte „Gefion“ von 48 Kanonen und den Dampfern „[illegible]“ von 2 [illegible] und 4 [illegible]pfündigen Kanonen, [illegible] „Hekla“ von [illegible] Kommandeur Wulff, [illegible].

[illegible] Kommandant des [illegible] und sich mit seiner [illegible] er am [illegible] Abends oder [illegible] zu landen, [illegible] sich in [illegible] daß die [illegible] werde.*)

[illegible] Fälle in [illegible] hat

[illegible] gegen [illegible] Mann [illegible] Segel- [illegible]

[illegible] die [illegible] daß [illegible] mit [illegible]

[illegible] Auszug der [illegible] Original-Ordre, [illegible] wurde.

*) [illegible] im Jahrgang von 1850 des [illegible] Entscheidungsgründen des vom dänischen Kriegs- [illegible] abgegebenen Urtheils, sowie einem in England ver- [illegible] Bericht des Lieutenant Colonel Stevens von der R.-Marine-Artillerie über [illegible] mit den Berichten anderer Quellen verglichenen Wahrnehmungen an Ort und Stelle.

[illegible] Den Grund der vorherigen Trennung des Geschwaders habe ich nicht erforschen [illegible].

In Erwartung der Aktion hatte Paludan durch eine Ansprache an die versammelte Mannschaft gesagt, daß man bald an den Feind kommen werde, um die Kameraden am Lande zu unterstützen; er fordere sie auf, als Männer ihre Pflicht zu thun, und gelobte seinerseits, sie mit Muth und Kühnheit und im Vertrauen auf die gute Sache für König und Vaterland anführen zu wollen. „Da so manche von ihnen an den Donner glatter Lagen noch nicht gewöhnt seien, werde er solche vorher abfeuern lassen, um sie an den Schall zu gewöhnen." Darauf ließ er eine Gefechtsübung mit dem Abfeuern der Batterien folgen.

Schießübungen waren, wie aus den Erkenntnißgründen hervorgeht, noch nicht vorgenommen, auch überhaupt noch nicht scharf geschossen worden. Wie aus einem anderen Bericht hervorgeht, erhielt Paludan seine Ordre, als er mit dem Linienschiff auf der Höhe von Mollmark im Wenningbund lag. Vermuthlich war es seine Absicht, dort die Mannschaft einzuüben und einige Schießübungen zu halten.

Das Linienschiff war beim Eintreffen der Ordre noch nicht ganz zwei Wochen vom Ausrüstungshafen (Kopenhagen) fort; von dieser Zeit war es sieben Tage so stürmisch und kalt, daß es zu Uebungen nicht kam.

Gegen 6 Uhr Nachmittags am 4. befand man sich der Bucht von Eckernförde gegenüber; die Schiffe sammelten sich auf Signal und das Geschwader segelte in die Bucht hinein.

Kurz vor Sonnenuntergang, 6 Uhr 41 Minuten, kam nach den übereinstimmenden Erklärungen Paludan's und aller anderen Zeugen das Linienschiff und die Fregatte auf der Höhe von Noer, etwa 3/4 Meilen von der Nord-Batterie bei Eckernförde entfernt und in Sicht derselben, zu Anker. Auch „Hecla" ankerte fast gleichzeitig und der „Genser", der die drei Truppenschiffe schleppte, kam etwas später, etwa um 7 3/4 Uhr, an.

Zur Zeit des Einsegelns und den ganzen Abend wehte ein frischer östlicher Wind, was die Möglichkeit von Angriffen an diesem Tage — wie es in den Erkenntnißgründen heißt — ausschloß.

Eine ernstliche Landung war überhaupt bereits aufgegeben. Als die Hauptmacht des schleswig-holsteinischen Heeres am 3. April nördlich von Flensburg stand, schickten sich die Dänen zwar an, mit Uebermacht gegen jenes Heer von Jütland und Alsen her vorzudringen; aber sie schienen zu erkennen, daß ihre Gegner seit Bau und Crusau doch andere geworden waren, und dazu kam, daß der General v. Prittwitz ein allgemeines Vorrücken der Schleswig-Holsteiner gegen Norden und der Reichstruppen gegen den Sundewitt anordnete.

Für die vom dänischen Geschwader mitgeführten Truppen und für das erstere selbst galt es fortan nur, „gegen Eckernförde zu demonstriren und die

paar Küsten-Batterien zum Schweigen zu bringen, was den dänischen Seeoffizieren ein Leichtes dünkte".*)

Es handelte sich allerdings nur um ein paar verhältnißmäßig kleine und nicht sehr bedeutende Batterien am Eingang der an die Stadt heranreichenden kleineren Bucht der Bai von Eckernförde. Die eine derselben lag auf einem jene kleinere Bucht deckenden Vorsprung des Nordufers; sie hieß die Nord-Batterie; die andere lag ihr etwa 1000 Schritt gegenüber am südwestlichen Ufer und hieß die Süd-Batterie. Beide waren kleine Redouten von etwa 20 Schritt im Geviert, mit einer Umwallung aus gelbbraunem losen Sand von etwa Mannshöhe, die letztere wieder umgeben von einem mit unbedeutenden, nach innen zu gesenkten, 3 Fuß langen Pallisaden eingefaßten Graben, und an seinem Außenrand hatte dieser wieder eine Wand von 3 Fuß hohen tannenen Pfählen. Die Nord-Batterie hatte zwei 68-Pfünder und zwei 24-Pfünder, die Süd-Batterie vier 18-Pfünder.

Die 68-Pfünder der Nord-Batterie waren eiserne 8-Zöller französischen Kalibers, die 24-Pfünder Bronzegeschütze, alle auf Rahmenlaffeten über Bank feuernd. Die Nord-Batterie lag etwa 18 Fuß hoch über dem Seespiegel; die Süd-Batterie dagegen nur etwa 12 Fuß; sie hatte als Kehlverschluß ein Blockhaus und außerdem zur Rückendeckung auf der etwa 30 Fuß dahinter ansteigenden Landerhöhung jenseits der Kieler Chaussee und etwa 100 bis 120 Schritt seitwärts und östlich von der Süd-Batterie eine Redoute, mit etwas Infanterie besetzt, aber ohne Artillerie.

Die Süd-Batterie besaß außer ihren über Bank feuernden vier 18-Pfündern à 38 Zentner auf Rahmenlaffeten einen Glühofen nach französischem Muster.

Die Profile beider Batterien waren von einer gegen schweres Geschütz üblichen Stärke. Die Brustwehrkanonen hatten bei einer Höhe von 6 Fuß ihre äußeren Flächen mit Faschinen, die inneren mit einer durch fichtene Pfähle gestützten Bretterwand bekleidet.

Die Lage der Batterien war, wie sich herausstellen sollte, mit großer Umsicht und Sachkenntniß gewählt und, was damals, wie heute, wenig bekannt, der Offizier, welcher Anlage, Bau und Ausrüstung entworfen und geleitet, war der aus Hannover stammende preußische Ingenieuroffizier, nachmals zum Weltruf gelangte Elektrotechniker Geheime Rath Dr. Werner v. Siemens.

Beide Batterien wurden — wie Lieutenant Colonel Stevens versichert — von ehemaligen preußischen Artilleristen, unterstützt durch holsteinische Rekruten, bedient.**) Kommandeur beider Batterien, insbesondere der Nord-Batterie, war der derzeitige schleswig-holsteinische, früher preußische Haupt-

*) Dr. E. Godt, Geschichte Schleswig-Holsteins von der Erhebung bis zur Gegenwart, S. 80.

**) Hier irrt sich der englische Berichterstatter. Die Artilleristen waren fast ausschließlich Schleswig-Holsteiner.

mann Jungmann, einer von den preußischen Offizieren, welche vor mehreren Jahren mit dem Oberst v. Kutschkowski in die Türkei gingen, um die türkische Armee zu organisiren. Das besondere Kommando unter ihm hatte der Feldwebel Clairmond und ein Unteroffizier Brodersen aus Altona. Die Süd-Batterie kommandirte der Oberfeuerwerker Preußer, Sohn eines schleswig-holsteinischen Hauptmanns, und ein Unteroffizier Stinde, früher Student, jeder im Alter von 21 Jahren und beide erst seit sechs Wochen Unteroffiziere.*)

Beide Batterien hatten zusammen eine Besatzung von 50 Mann Artilleristen, wovon die Hälfte Rekruten,**) und außerhalb eine Deckungsmannschaft vom 3. schleswig-holsteinischen Reserve-Bataillon.

Die Ankunft der dänischen Eskadre bei Noer am 4. war schon vom Gettorfer Kirchthurm beobachtet und gemeldet. Wie Herzog Ernst von Coburg schreibt, „hatte man schon im vorigen Jahre vom Schwansener Distrikt bei Waabs am Nordufer der Bucht von Eckernförde über letzteres, dann über Gettorf nach Kiel und von da bis nach Schönberg in's Holsteinische eine optische Telegraphenlinie errichtet, deren Knotenpunkt der Thurm in Gettorf bildete.

„Ein Bewohner dieses Ortes, der Tischlermeister Callsen, hatte sich das Verdienst erworben, den Telegraphenpunkt einzurichten; derselbe war mir — so schreibt der Herzog — von unschätzbarem Werth und ich ließ ihn auf jede Weise verbessern.

„Callsen hatte auf dem an sich schon hohen Thurme der Kirche ein Gerüst von 80 Fuß Höhe angebracht, so daß man mit einem guten Fernrohr die See bis nach Alsen hin genau beobachten konnte. Dabei hatte Callsen aber mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, welche wieder ein grelles Licht auf die schleswig-holsteinischen Zustände warfen; denn der Kirchenpatron auf Gettorf war der Landjägermeister v Ahlefeld, welcher, wie manche andere Herren vom Adel in jener Gegend, die holsteinische Bewegung für nichts als eine republikanische Schilderhebung erachtete und dem Treiben höchst unwillig zusah.

„Es wurde vorgegeben, daß Kirche und Thurm durch den Aufbau des Gerüstes bedroht wären, und so entwickelte sich über die Telegraphenstation eine Art von häuslichem Krieg, für dessen endliches Aufhören ich mich erst noch zu bemühen hatte.

„Der Telegraph that indessen seine Schuldigkeit und seine Nachrichten

*) Ich folge über diese Persönlichkeiten einem im Verlage von Hoffmann u. Campe in Hamburg nach „besten Quellen", aber ohne Angabe des Verfassers, unmittelbar nach der Affaire veröffentlichten Bericht, dessen übrige Angaben wesentlicher Art ich durch die meisten sonstigen Berichte und Zeitungsangaben bestätigt gefunden habe.

**) Moltke's Krieg in Schleswig 1848. (Generalstab.)

hatten es möglich gemacht, den Landungsversuchen der Dänen rechtzeitig entgegenzutreten.

„Nur zu bald sollte unsere Wachsamkeit ihre Probe bestehen. Als ich am 4. April gegen Abend von Friedrichsort nach Gettorf zurückgekehrt war, überraschte mich Herr Callsen mit der Nachricht, daß ein ansehnliches dänisches Geschwader von Alsen her gegen die Kieler Bucht steuere — er habe das Linienschiff „Christian VIII." erkannt und außerdem mindestens neun Segel gezählt. Die Fregatte „Gefion" blokirte schon seit dem 3. April die Häfen von Kiel und Eckernförde. . . . . Nach 9 Uhr traf die erste Nachricht vom Kommandanten von Friedrichsort, Hauptmann v. Thoscheski, ein, es seien neun feindliche Schiffe südlich der Schlei am schleswigschen Ufer zu Anker gekommen, nämlich 1 Fregatte, 1 Kutterbrigg, 2 Korvetten, 2 Dampfschiffe, 3 Kanonenboote oder Transportschiffe. Es scheine auf eine Landung abgesehen zu sein. Der Wind sei derart, daß eine solche, so lange er so bleibt, diesseits Noer nicht wohl stattfinden könne. Innerhalb der Eckernförder Bucht, also jenseits Noer, sei es aber thunlich.

„Theilweise übereinstimmend, theils ergänzend, kamen Berichte vom Bataillon Reuß, von der Batterie Laboe, von der Feldwache zu Noer, auch vom Sekretär des Prinzen Friedrich von Noer von dessen Schloß in Noer und vom Oberst v. Zecha, dem Kommandanten von Kiel.

„Um 11 Uhr Nachts wurden demnach folgende Anordnungen getroffen: Bataillon Reuß verbleibt in Eckernförde, von wo zwei Kompagnien des daselbst stehenden schleswig-holsteinischen Reserve-Bataillons zur Deckung der Nord-Batterie abgehen. Das Bataillon Coburg-Gotha rückt an den Strand beim Schnellmarker Holz, gefolgt von der Nassauer Batterie, und das Bataillon Meiningen marschirt nach Gettorf, theils als Reserve für die Eckernförder Stellung, theils um sofort nach Kiel abzurücken, falls jener Ort angegriffen werden sollte.

„Oberst v. Treitschke (Chef des Generalstabes des Herzogs) war unterdessen mit meinem Adjutanten v. Stieglitz an den Strand nach Aschau geritten, und bei der mondhellen Nacht konnten sie die Flotte deutlich vor Anker sehen; und da nun die Landung am frühen Morgen zu erwarten war, brach ich mit meinem eigenen Bataillon schon um Mitternacht auf und ging, nachdem dasselbe um 3 Uhr Morgens Stellung genommen, nach Eckernförde in die Nord-Batterie, wo ich den Hauptmann Jungmann fand, der sich auf den Kampf vorbereitete und dem ich selbst noch alle Instruktionen gab."

Die Meinung des Herzogs, Paludan habe von der Landung Abstand genommen, weil er von jenen Märschen des Herzogs Kenntniß erhalten, trifft, wie aus den späteren kriegsgerichtlichen Akten zu ersehen, nicht zu; demungeachtet mögen die Anordnungen des Herzogs ihren Eindruck nicht verfehlt haben.

Daß Paludan mit Nachrichten gut versehen war, scheint außer Zweifel zu stehen, und der Herzog schreibt auch: „Nördlich von Eckernförde, in Schwansen und Angeln, an den Ufern der Schlei, war man der deutschen Sache weniger ergeben und die Dänen hatten dort unter den Landbewohnern, und insbesondere unter den Schiffsleuten, viele Freunde, welche in ausgedehntestem Maße Kundschafterdienste besorgten, und den dänischen Schiffen genaue Mittheilungen machten."

Von der Nassauer Batterie standen anfänglich vier Geschütze beim sogenannten „Sandkrug" in der Nähe des Schnellmarker Holzes, wo die Kieler Chaussee hart am Wasser hinführt, später nahmen sie Stellung am südlichen Eingang der Stadt. Zwei Geschütze derselben Nassauer Batterie standen am nördlichen Ufer.

Was Eckernförde zu befürchten hatte, wenn ein Angriff der dänischen Eskadre erfolgreich war, zeigte — nach Dr. Godt — eine Instruktion des dänischen Marineministers, welche die Stadt in Brand zu schießen befahl, wenn sie nicht eine Viertelstunde nach geschehener Aufforderung durch ihren Magistrat dem König Treue schwöre.

Die Schiffe blieben die Nacht vom 4. zum 5. April auf dem bezeichneten Ankerplatz liegen. Ihre Ankunft hatte indessen die Truppen sowohl wie die Strandbatterien alarmirt, so daß von den letzteren auch einige Schüsse abgegeben wurden, ohne Wirkung. Noch am Abend des 4. fanden sich alle Kommandanten an Bord des Flaggschiffes ein und wurde ihnen der Befehl für den folgenden Tag bekannt gegeben.

Bei dieser Gelegenheit ist, wie aus den Erklärungen vor dem Kriegsgericht hervorgeht, zwischen Paludan und dem Kapitän Meyer von den Schwierigkeiten die Rede gewesen und von der „mißlichen" Lage, welcher das Geschwader sich gegenüber befände, wenn man die Ordre ausführen wolle; indeß sei Kapitän Meyer, nachdem er die Ordre nochmals durchgelesen, mit Paludan darüber einig geworden, die Ordre sei nicht mißzuverstehen, und der Angriff sei, soweit eine Möglichkeit der Ausführung überhaupt vorhanden, unbedingt zu unternehmen.

Es wurde nun von Paludan befohlen, die Schiffe sollten am nächsten Morgen gefechtsklar gemacht werden und die Kommandanten sich früh um 4 Uhr an Bord des Flaggschiffes einfinden, sofern nicht — und diese Clausel ist nach Aussage des Kapitän Meyer hinzugefügt worden — durch Signal anderweit befohlen werde.

Erläuternd hat Paludan mit Bezug hierauf erklärt, er habe seine Ordre nur in dieser Form bedingt geben können, weil es sich erst mit Sonnenaufgang habe herausstellen müssen, ob Wind und Wetter einen Angriff überhaupt gestatteten.

Mit „nur einer schwachen Kühlte aus Osten" graute nun jener verhängnißvolle Morgen des „Gründonnerstag" 1849, und Paludan meinte,

daß bei solcher Beschaffenheit des Wetters der Angriff auf die Strand-Batterien in jedem Fall thunlich sei.*)

Um 4 Uhr Morgens des 5. April kamen die Kommandanten an Bord des Flaggschiffs und erhielten nach Berathung in einem Kriegsrath von Paludan ihre Weisungen in Betreff der Art und Weise des Angriffs.

Die ihm zugegangene Ordre wurde vorgelegt und einem Jeden zu lesen gegeben; im Uebrigen wurde aber eine bezüglich der Abhaltung eines Kriegsrathes gegebene Bestimmung nicht eingehalten; danach sollten die Verhandlungen des Schiffs- oder Kriegsrathes jedesmal zu Protokoll genommen werden, was nicht geschehen ist.

Die Versammlung dauerte etwa dreiviertel Stunden und um 5 Uhr waren die Kommandanten wieder an Bord ihrer Schiffe.

Ihre später zu Verhör gegebenen Erklärungen gehen darauf hinaus, alle Chefs hätten übereingestimmt, daß ungeachtet des ungünstigen auflandigen Windes nach dem Wortlaut der Ordre die Ausführung des Angriffs geboten sei. Niemand habe dagegen Einwand erhoben.

Kapitän Aichlund vom „Hecla" machte bei Erwägung der Einzelheiten des Planes den Vorschlag, die Batterien unter Segel (sollte wohl heißen: in Bewegung) zu beschießen; später hat er eingeräumt, daß ihm, als sein Vorschlag keinen Beifall fand, wohl die Bemerkung entfallen sein konnte: „Es würde in Anbetracht unserer Stärke doch wohl eine Schande sein, den Kampf mit 8 bis 10 Kanonen nicht zu wagen." Der Vorschlag wurde nicht angenommen, weil man der Meinung war, daß man auf diesem Wege die Vernichtung der Batterien nicht erreichen werde. Namentlich hatte Paludan mit Bezug darauf geäußert, bei dem in die Bucht hineinstehenden Wind könne man bei solchem Verfahren nicht vermeiden, daß die Schiffe beim Manövriren bald von der einen und bald von der anderen Batterie der Länge nach beschossen würden.

Paludan's eigener Plan ging darauf hinaus, je ein Schiff vor je eine Batterie zu legen. „Er ward" — so heißt es in den Erkenntnißgründen — „von den übrigen Kapitänen nicht gebilligt, worauf Paludan, die Richtigkeit der dagegen angeführten Gründe anerkennend, ihn fallen ließ."

Im Verhör sowohl wie in einer Eingabe an das General-Kriegsgericht vom 9. März 1850 hat er selbst gegen diesen Plan zur Geltung gebracht,

*) In einer Bemerkung unter dem Text der Schrift des Herzogs von Coburg heißt es: es sei in dem kriegsgerichtlichen dänischen Bericht dem Kommandant Kapitän Paludan nachgewiesen worden, daß die früher ihm gegebene Instruktion, zu landen und die Batterien zu zerstoren, am 4 oder 5. widerrufen worden sei, weil der gleichzeitige Angriff bei Sundewitt unterblieb; Paludan habe dagegen erklärt, eine solche Widerrufung sei ihm nicht zugekommen

Dies fällt nicht so sehr in's Gewicht, denn die Entscheidung über die „Möglichkeit der Ausführung" war ihm uberlassen und mußte ihm überlassen sein.

das Schiff, welches vor der Nord-Batterie läge, sei dem Feuer der Süd-Batterie der Länge nach ausgesetzt; denn man könne nicht darauf rechnen, es durch das vor der Süd-Batterie liegende Schiff decken zu lassen; dazu seien die Schiffe an sich zu schwerfällig und das Fahrwasser zu eng; außerdem werde das vor der Süd-Batterie liegende Schiff dem Feuer beider Batterien ausgesetzt sein; es würde sich auf beiden Seiten haben schlagen müssen, wozu — so heißt es da — „doch kaum die hinlängliche Mannschaft disponibel war".

Einem Einwand, der beim Verhör als Vorzug eines solchen Planes gemacht wurde, man habe doch die Dampfschiffe zur Hülfe längsseits nehmen und durch den Rumpf der Segelschiffe decken können, begegnete Paludan mit dem Bemerken, darauf sei nicht zu rechnen gewesen; denn es habe ihm vor Allem daran gelegen, eine der beiden Batterien zum Schweigen zu bringen, und er habe abwarten müssen, welche von beiden dies sein werde.

Daß eine Erwägung über die Einzelheiten der Ausführung stattgefunden hat, wurde im Verhör festgestellt; eine nähere Aufklärung darüber, was in dieser Beziehung von den im Rath versammelten Chefs geäußert worden, hat man nicht erhalten können.

In einigen wesentlichen Dingen stimmte ein Bericht, den der Generalstabs-Chef des Herzogs, der Oberst v. Treitschke, dem Kriegsministerium in Dresden abstattete, mit den Ergebnissen der kriegsgerichtlichen Untersuchung überein; aber auch dieser Bericht enthält keine klare Auseinandersetzung über Paludan's endgültigen Plan.

Einstimmig soll von allen Mitgliedern des Kriegsrathes beschlossen worden sein, einen Angriffsplan zu befolgen, wonach beide Schiffe, das Linienschiff voran und in seinem Kielwasser die Fregatte, so nahe als möglich an der Nord-Batterie vorübergehen, beide ihr eine glatte Lage geben und, nachdem man sie passirt, ein wenig nordwestlich von der Linie zwischen den Batterien innerhalb des Hafens ankern sollten. Wörtlich heißt es hier: „in gleichem Abstande von beiden Batterien, mit einer Seite gegen dieselben, so daß beide beschossen werden könnten".

Die Dampfschiffe dagegen sollten sich an der Südküste der Bucht außerhalb Schußweite der Nord-Batterie halten und zugleich durch Granatschüsse aus ihren Buggeschützen die Süd-Batterie „stark beunruhigen", während die Segelschiffe ihren Ankerplatz einnähmen.

Kapitän Aschlund hatte die Süd-Batterie als die stärkere bezeichnet; um sie zu zerstören, sollten ihr daher beide Schiffe möglichst nahe gebracht werden.

Es wird zum besseren Verständniß der Lage beitragen, wenn ich hier hinzufüge, daß die beiden Batterien in der Richtung Nordnordost bis Südsüdwest von einander lagen, etwa 1000 m von Brustwehr zu Brustwehr, daß das für so schwere Schiffe navigabele Wasser aber nur etwa 850 bis 900 m

breit und daß der Wind aus Ostnordost wehte, daß die Windrichtung, die für die Ankerlage zunächst maßgebend war, also einen Winkel von 45 Grad machte mit der Peilungslinie der beiden Batterien von einander.

Die Dampfer sollten sich bereit halten, auf gegebenes Signal, und zwar „Hecla" das Linienschiff, „Geyser" die Fregatte, in Schlepptau zu nehmen.

Es wird heute auch in Dänemark nur wenige Seeoffiziere geben, die nicht bald erkennten, in welchen Punkten die hier angegebenen Einzelheiten des Planes zur Kritik herausfordern. Vor Allem ist augenfällig die Unterschätzung der Schwierigkeiten der Lage für ein Geschwader von zwei schweren Segelschiffen, ganz abgesehen von der Unterschätzung des gegenseitigen Stärkeverhältnisses.

Beide Schiffe waren kaum einen Monat in Dienst gestellt, hatten noch keine Schießübung gehabt und noch keinen scharfen Schuß gethan. In See waren sie erst seit vierzehn Tagen; von großem Manövergeschick konnte also noch keine Rede sein. Das war kaum zu erwarten von den Offizieren, denn der Dienstbetrieb der dänischen Flotte bot im Ganzen zu umfassenden Manöverübungen nur wenig Gelegenheit. Es erfordert das einen Aufwand, den das kleine Land sich schon seit Jahren nicht hatte leisten können.

„Es war" — so schreibt ein dänischer Diplomat im Jahre 1807*) — „ein alter Seemannsstolz in Dänemark traditionell geworden, und je länger es her war, seit jene Seemacht nicht versucht worden, desto mehr hatte sich eine richtige Beurtheilung des Verhältnisses in eine konfuse Ueberzeugung von überlegener Tapferkeit und Geschicklichkeit und daher von Unüberwindlichkeit verloren. Lebhaft ausgesprochen und von bedeutenden Autoritäten wiederholt, hörte eine solche Ueberzeugung damit auf, sich überall willkommenen Eingang zu verschaffen."

Dem Geschoßhagel von Schiff gegen Land legte man, wie es scheint, größeren Werth bei, als es nach damaliger allgemeiner, aus Kriegserfahrungen geschöpfter Annahme richtig war.

Es galt zu jener Zeit als Lehrsatz der See-Artillerie, daß eine aus drei schweren Geschützen bestehende Land-Batterie hinter einer guten Brustwehr, von tapferen und geübten Leuten bedient und mit Glühapparat versehen, einem gut bedienten Linienschiff gleichzurechnen sei.

Es war erklärlich, daß dänische Seeoffiziere von der Geübtheit der schleswig-holsteinischen Artilleristen keine hohe Meinung hatten; immerhin mußten sie auch die mangelnde Uebung ihrer eigenen Leute in Betracht ziehen. Betrachteten sie kriegerische Tugend auch mit einem gewissen Recht als das Erbtheil dänischer Seeleute, so mußten sie doch wissen, daß kriegerische

*) Rist, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, I, S. 161.

Man wird die Autorität Rist's, eines geborenen Deutschen, in Dänemark nicht gelten lassen; immerhin war er dänischer Gesandter und langjähriger Vertrauensmann eines der besten und anerkanntesten dänischen Staatsmänner.

Tugend, ungepflegt, in zu schwierigen Lagen unvorbereitet auf die Probe gestellt, leicht versagt.

Ueber die vorherbestimmten Einzelheiten des Planes erfuhren wir — wie Treitschke sagt — nur wenig; nur soviel erhellt, daß zwei Segelschiffe, und zwar ohne die gleichzeitige Hülfe ihrer Dampfer, im Kreuzfeuer zweier auf 1000 m von einander liegender Batterien verankert werden sollten.

Daß die Verankerung nicht ohne Vorbedacht und besondere Vorkehrungen erfolgen, daß es ein sogenanntes „Auf Spring legen" sein sollte, erhellt aus dem Bericht des Obrist v. Treitschke. Er sagt, der Kommandant Kapitän Paludan habe dem Kapitän Meyer die Wahl gelassen, mit dem Spring im Röring des Schwer-Ankers oder mit einem Warp hintenaus zu ankern, und zwar auf einer „ihm angewiesenen" Stelle.

Nach der Verabredung des Planes begaben sich die Kapitäne Meyer, Aschlund und Wulff wieder auf ihre Schiffe und warteten des Signals zum Absegeln.

Der Wind schien dem Angriff nicht günstig; aber in Anbetracht des Wortlautes der Ordre und der Wichtigkeit eines Angriffes für die Operationen der Armee hielt man doch dafür, zur Ausführung zu schreiten, sobald der Wind sich nur einigermaßen lege; auch erwartete man, daß dann während des Angriffes das Wetter still und ruhig bleiben werde.

So erfolgte denn gegen 6 Uhr das Signal zum Ankerlichten und nachdem beide Schiffe, kreuzend, einige Wendungen gemacht, um für eine vollkommene Gefechtsbereitschaft Zeit und Uebung zu gewinnen, steuerte das Linienschiff „Christian VIII." bei „lauer" östlicher Kuhlte um 7½ Uhr in die Bucht hinein, indem es sich, mit langsamer Fahrt, an die Nordseite hielt.

Noch etwas vor 8 Uhr wurde es im Herankommen von der Nord-Batterie in solcher Richtung beschossen, daß nur die vordersten Kanonen das Feuer beantworten konnten.

Der Kurs ging möglichst nahe am Lande und folgte etwa der 7 bis 8 Faden-Linie.

Sobald man querab war, gab man der Batterie zwei glatte Lagen, die das Werk alsbald zum Schweigen brachten, und drehte dann südlich, um den bestimmten Platz vor der Süd-Batterie einzunehmen.

Die „Gefion" folgte den Bewegungen des Flaggschiffes, beschoß im Vorbeisegeln ebenfalls die Nord-Batterie und hielt dann auf ihren Ankerplatz.

Auf gleicher Höhe mit dem Linienschiff ging auch „Geyser", aber an der südlichen Hafenseite, buchteinwärts. Hinter dem Linienschiff und der Fregatte folgte „Hecla".

Nach dem Logbuch des „Geyser" hat dies Schiff den ersten Schuß gegen die Nord-Batterie gethan, nachdem es von dieser beschossen worden; ein ähnlicher Kugelwechsel fand vor dem Beginn des Hauptkampfes mit den Schiffen zwischen der Süd-Batterie und dem „Geyser" statt.

Die Drehung des Linienschiffes fiel langsamer aus, als beabsichtigt, theils wegen des schwachen Windes, theils auch, weil man wegen des Pulverdampfes nach den abgegebenen Lagen, der sich nicht sogleich verzog, die Nähe des Ufers nicht so beobachten konnte; auch meint man, daß ein in die Bucht hineinsetzender Strom das Linienschiff näher an die Südbatterie herangebracht habe, als beabsichtigt war. Indeß habe Paludan doch geäußert, man sei dem Punkte, von dem die Südbatterie am kräftigsten beschossen werden konnte, so nahe als möglich gewesen, und gleichzeitig nicht zu weit, um auch gegen die Nordbatterie zu wirken.]

Auf dem Linienschiff ließ man nun das Backbord-Anker auf 7 Faden Wasser fallen, und fand, als man 30 Faden Kette gesteckt, daß das Ruder sich in 6 Faden Wasser befand.

Die Breitseiten des Schiffes waren beiden Landbatterien zugewendet, sodaß letztere vom Linienschiff gleichzeitig beschossen werden konnten. Nach Paludan's Angabe hat es 850 Ellen von der Süd-, 1850 Ellen von der Nordbatterie gelegen, und diesen Abstand während der ganzen Affaire innegehalten. Einige bei der Untersuchung abgegebene Erklärungen gehen indessen dahin, das Schiff sei etwas an den Grund gerathen.*)

Kapitän Meyer kam mit der Fregatte, nachdem das Linienschiff seinen Platz eingenommen, bald nach und nahm den bestimmten Ankerplatz ein.

Von da eröffnete er mit beiden Breitseiten ein lebhaftes Feuer gegen die Batterien.

Die Nordbatterie wurde in kurzer Zeit fast zum Schweigen gebracht, sodaß von ihr in der Zeit von 8 Uhr 15 Minuten bis 11 Uhr nur einzelne Schüsse fielen; als das Feuer hier so gut wie aufgehört hatte, wurde von der Nordseite mit einigen Feldstücken, die hinter einem Gehölz, etwa nördlich der Nordbatterie aufgefahren waren, gegen die Schiffe gefeuert.**)

Ueber die „Feldstücke" sagt der Oberst v. Treitschke:

„Gegen 10 Uhr ungefähr fuhren die beiden entsendeten Geschütze der Nassauer Batterie, jedoch auf einem anderen Punkt, als ihnen früher zugedacht war, und zwar zwischen der Stadt und der Nordbatterie, auf, und begannen, auf das Linienschiff zu feuern, welches seine eigenen Batterien nun gegen diese richtete, obgleich sie der großen Entfernung, und des geringen Kalibers wegen füglich keinen Schaden thun konnten. Ein sehr glücklicher Erfolg für die Nordbatterie, welche diese für eine halbe Stunde ihr gewordene Ruhe zur Wiederherstellung dreier beschädigter Geschütze benutzte."

*) Danach würde die Angabe, das Schiff habe auf der 7 Fadenlinie geankert, nicht zutreffen; von dieser Linie hat es, bis das Hintertheil bei auflandigem Winde den Grund berührt, noch 180—190 m Spielraum; die eigene Länge von 54 m und eine Kettenlänge von 60 m, zusammen 114 m, würden also eine Grundberührung unwahrscheinlich machen.

**) Ich folge hier immer den „Erkenntnißgründen des dänischen Generalkriegsgerichts", die ich nur, der mangelhaften Uebersetzung halber, hier und da im Wortlaut ändern mußte.

Die Süd-Batterie — so heißt es in den dänischen Aussagen — deren Feuer besonders gegen die Fregatte gerichtet war, vermochte man ungeachtet starker Beschießung nicht zum Schweigen zu bringen.

Hier folgt in einem nicht ganz verständlichen Satz die Angabe, „Gefion“ sei aus ihrer zuerst eingenommenen Lage ins Treiben gekommen, dann aber vor dem Winde so aufgeschwenkt, daß sie mit dem Heck oder Hinterende gegen die Südbatterie zu liegen kam; von dieser sei sie nun der Länge nach beschossen worden und habe große Verluste erlitten; sie habe das Feuer nur aus ihren hintersten Kanonen erwidern können.

Nun habe sie versucht, ihre Lage zu ändern; es habe aber nicht gelingen wollen, sie in die frühere Stellung zurückzubringen; um die Fregatte nun nicht auf das Linienschiff treiben zu lassen, habe man das „Toyanker“ fallen lassen, darauf sei, nach dem Logbuch des „Geysers“ um 8 Uhr 30 Minuten diesem signalisirt worden, er möge zur Hülfe herankommen, und das Hinterende der Fregatte so weit gegen den Wind schleppen, daß man ein Warpanker fallen lassen könne.

Kapitän Wulff ging in Folge dessen mit dem „Geyser“, obgleich von der Südbatterie heftig beschossen, sogleich zur Fregatte, nahm ein ihm von achter zugeworfenes Schlepptau auf, mußte aber, weil das Tau brach, oder zerschossen wurde, mit dem Versuch inne halten. Derselbe wurde indeß um 8 Uhr 45 Minuten erneuert, nnd erst eingestellt, als man annehmen konnte, daß weitere Hülfe nicht nöthig sei; und ist der „Geyser“ sodann auf seinen früheren Platz, südöstlich von der Süd-Batterie, zurückgegangen, von da hat es sowohl gegen die Batterie wie gegen die am Lande aufgefahrenen Geschütze das Feuer wieder aufgenommen.

Nach Verlauf einer halben Stunde — so sagen die Erkenntnißgründe — ist es gelungen, die Fregatte etwas in Bewegung zu bringen; in der Zwischenzeit aber wurde sie durch Beschießung in ihrer ganzen Länge hart mitgenommen, und von ihren beiden Heckgeschützen, die allein das Feuer erwidern konnten, ward das eine außer Gefecht gesetzt oder demontirt.

Schon um 10 Uhr hatte man eine große Zahl Todter und Verwundeter auf der Fregatte, wohingegen das Linienschiff bis dahin noch nicht sehr gelitten hatte. Im weiteren Verlauf des Gefechts erlitt die Fregatte auch großen Schaden an Masten und Takelage.

Dieses Umstandes halber und weil man es für aussichtslos hielt, die Süd-Batterie außer Gefecht zu setzen, weil man ferner überall an der Küste Truppen bemerkte und Feldbatterien die Schiffe in Feuer nahmen, beschloß Paludan nach nunmehr zweistündigem Gefecht, die Schiffe dem Feuer zu entziehen.

Etwa um 10 Uhr Vormittags signalsirt er dem „Hecla“, das Linienschiff in Schlepptau zu nehmen; als der Dampfer aber herankam, erhielt er von jeder Seite einen Schuß in das Räderwerk, was den Kapitän Aschlund

zwang, sich aus der Schußlinie zu ziehen und südlich zu steuern, um seinen Schaden vor Anker auszubessern.

Es ist unverkennbar, daß dieser Moment für das Schicksal des Linienschiffes von entscheidender Bedeutung sein mußte, wenngleich das in dem Augenblick von Paludan selbst noch nicht erkannt wurde.

Ueber die unbedingte Nothwendigkeit des Rückzuges des „Heela“ läßt sich schwer urtheilen, denn die Bedeutung seiner Havarie ist nicht spezifizirt worden. Es soll ein Schaden am Ruder gewesen sein. Da das Schiff indeß seinen Ankerplatz erreichen konnte, ist die Gangbarkeit der Maschine außer Zweifel. Wir werden zwar sehen, wie „Heela“ den Hülfsversuch binnen kurzem erneuert, aber der günstige Moment war verpaßt.

Der Gebrauch von Dampfschiffen im Gefecht war damals neu; es haftete an ihnen das Vorurtheil, daß man die empfindlichen Maschinentheile dem Artilleriefeuer nicht ungestraft aussetzen dürfe, und dieses Vorurtheil ist wohl auch für Paludan bestimmend gewesen, sie so zu verwenden, wie es der Fall war.

Es standen ihm zwei Wege offen; entweder sie längsseit zu nehmen und thunlichst an der dem Feuer abgekehrten Seite zu halten, oder sie während des Gefechtes außerhalb des Feuerbereichs zu legen, um sie im Nothfall intakt zur Hülfe heranziehen zu können. Die erstere Art wäre nicht frei gewesen von Bedenken, aber schlimmer, wie es kam, hätte es bei solchem Verfahren nicht kommen können.

Paludan hat, wie es scheint, mehr an die zweite Art gedacht, ohne indeß ganz konsequent zu sein, da er die Dampfschiffe sich am Gefecht betheiligen ließ.

Nun nahm er an, es könne vielleicht gelingen, die Schiffe mittelst Warpen herauszubringen, weil es ziemlich windstill geworden war; er ließ deshalb, während er mit seiner Steuerbord-Breitseite die Südbatterie eifrig beschoß, was auch seitens der Heck-Geschütze der Fregatte geschah, an Backbord die sogenannte Travaille-Schaluppe aussetzen und von dieser mit Hülfe der Backbordjolle ein Warpanker und $2^1/_2$ Kabellängen Warptrossen ausbringen.

Das Warpen ging aber nur langsam von statten, weil man nur ein Warpanker hatte; das andere war schon als Spring in Verwendung.

Unterdeß nahm der Wind an Stärke zu, und bald signalisirt Kapitän Meyer, er sei außer Stand, das Gefecht fortzusetzen, sandte auch den Lieutenant Pedersen mit der mündlichen Botschaft, die Fregatte habe eine Anzahl Todter und Verwundeter, könne auch wegen der Schäden an Masten und Takelage nicht unter Segel gebracht werden, und er bitte um noch einen Arzt, um Mannschaft, um Boote und um einen Warpanker.

Danach hatte auch „Gefion“ ihr Warpanker schon als Spring im Gebrauch und ein zweites nicht zur Verfügung.

Es wurde alsbald der Unterarzt Dr. Schmidt mit der Steuerbordjolle

des Linienschiffes und 17 Matrosen an Bord der Fregatte geschickt mit der Anweisung, sich aus dem Gefecht zu ziehen.

Und nun signalsirten sowohl das Linienschiff, wie die Fregatte um Hülfe vom „Geyser".

Es war etwa $11\frac{1}{2}$ Uhr, als Kapitän Wulff mit „Geyser" bei der Fregatte ankam, und von ihr ein Tau zum Schleppen erhalten sollte; die Werfleine fiel aber, wie es im Eifer zu geschehen pflegt, zu kurz, sodaß der Dampfer seinerseits ein Tau abgeben mußte. Zur selben Zeit aber bekam er einen Schuß in die Maschine, dieselbe mußte gestoppt, das Bugsirtau wieder losgeworfen werden, und „Geyser" ging auf seinen Ankerplatz, um die Maschinen-Havarie zu repariren. Sie war der Art, daß es nur im Hafen geschehen konnte, und weil man nun statt 27—28 Umdrehungen nur 11 machen konnte, war eine Bugsirhülfe für ein so schweres Schiff, wie die Fregatte, außer Frage.

„Geyser" erhielt deshalb den Befehl, sich aus Schußweite zu begeben; was auch geschah.

Um nun die „Gefion", die noch immer der Gegenstand heftigster Beschießung seitens der Süd-Batterie war dem Feuer zu entziehen, begann man, sobald man die Hülfe vom „Christian VIII." erhielt, zu warpen; das hob natürlich die Wirkung des Springs auf, und brachte das Schiff von Neuem in eine windrechte Lage, oder wie man seemännisch sagt: „auf den Wind", was wiederum zur Folge hatte, daß die Schüsse der Süd-Batterie das Schiff „in der ganzen Länge bestrichen oder „enfilirten"; dazu kam man trotz Warpens nicht viel vorwärts, weil der Wind zunahm. Auch war die Mannschaft theils ermattet, theils mit den nöthigen Ausbesserungen beschäftigt; es waren die Segel noch fest zu machen, und überdem die Bedienung der Warptrosse durch die umherliegenden Todten, Verwundeten und Kranken sehr erschwert.

(Schluß folgt.)





Der Krieg in Ostasien.*)

(Schluß.)

XIII. Der Friede von Schimonoseki. (17. April 1895.)

Schneller als es die äußeren Umstände erwarten ließen, bevor noch hinsichtlich Formosa die von japanischer Seite mit Erfolg eingeleitete Unternehmung durchgeführt war, kam zwischen Li-Hung-Chang und den japanischen Bevollmächtigten zu Schimonoseki am 17. April, drei Tage vor Ablauf des Waffenstillstandes, der Friedensvertrag zu Stande.

Derselbe enthielt folgende Bedingungen:

1. Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 8. Mai, innerhalb welcher Frist die Ratifikation des Friedensschlusses zu erfolgen hatte.
2. Anerkennung der Unabhängigkeit Koreas.
3. China tritt an Japan ab:
   a) die Insel Formosa mit der Inselgruppe der Pescadores;
   b) die Halbinsel Ljao-tong mit Port Arthur, rund 20 000 qkm mit ³/₄ Millionen Bewohnern; Nordgrenze des abzutretenden Gebiets ungefähr der 41.° nördlicher Breite in einer Linie von der Mündung des Ljao-ho nach der des Yalu, einschließlich der Stadt Jing-tse, des Hafens von Niu-tschuan.
4. China zahlt an Japan eine Kriegskostenentschädigung von 200 Millionen Taels**) innerhalb 7 Jahre bei 5 Prozent Verzinsung. Bis zur Tilgung dieser Summe soll Wei-hai-wei von den Japanern besetzt bleiben***); den Aufwand für die Besatzungstruppen bestreitet China.
5. Japan wird in einem mit China abzuschließenden Handelsvertrag die Rechte einer meist begünstigten Nation erhalten, insbesondere das Recht, nach China zollfrei Maschinen aller Art einzuführen, sowie in China Fabriken und andere gewerbliche Anlagen zu errichten.
6. Eröffnung einer Anzahl von Häfen und Flußläufen Chinas für den auswärtigen Handel.

---

*) Siehe Mai-Heft 1895 der „Neuen Militärischen Blätter".

**) Diese Summe läßt sich schwer mit hinreichender Genauigkeit in unsere Werthbegriffe übertragen, da es mehrere Arten von Taels in sehr verschiedenem Kurs giebt. Wahrscheinlich sind die sogenannten „Zoll-Taels" gemeint. Nach dem augenblicklichen niedrigen Silberpreise würde sich der wirkliche Werth der Kriegsentschädigung auf etwa 660 Millionen Rm. belaufen

***) Die Richtigkeit dieser Angabe bedarf der Bestätigung.

7. Die in China ansässigen Japaner unterstehen nicht der chinesischen Rechtsprechung, sondern genießen das Recht der Exterritorialität, während die in Japan lebenden Chinesen der japanischen Gerichtsbarkeit unterworfen bleiben.
8. China liefert die gefangenen Japaner unverletzt aus und verpflichtet sich, solche Chinesen, welche während des Krieges Japan unterstützt haben, unbestraft zu lassen.

Da von einer Rücklieferung der in Wei-hai-wei eroberten chinesischen Kriegsschiffe nicht die Rede ist, dürfen wir annehmen, daß diese immerhin werthvolle Beute dem Sieger verbleibt.

Die großen und folgenschweren Errungenschaften dieses Vertrages, auf deren Bedeutung wir bereits bei Besprechung der einleitenden Verhandlungen kurz hingewiesen haben, liegen klar vor Augen. Allerdings ist Japan sowohl hinsichtlich der Geldentschädigung als auch der Eröffnung des chinesischen Binnenlandes im Vergleich zu seinen ersten Forderungen nicht unerheblich zurückgegangen, dagegen hat es die territorialen Erwerbungen zur Beherrschung der chinesischen Meere in vollem Umfange festgehalten. Diese Zugeständnisse Li-Hung-Changs fanden, wie es scheint, ohne Widerspruch die Genehmigung des Tsungli-Yamen und erhielten am 4. Mai die Bewilligung seitens des Kaisers, worauf am 8. Mai zu Tschifu die Ratifikation erfolgte und der japanisch-chinesische Krieg hiermit formell seinen Abschluß erreichte.

Diese Abmachungen entbehrten indessen der thatsächlichen Gültigkeit, solange sie nicht die Anerkennung der in Ostasien interessirten Mächte erlangt hatten. Das Eingreifen der letzteren ist in der öffentlichen Meinung zum Gegenstand weitgehender Erörterungen, zum Theil zum Ausgangspunkt parteipolitischer Betrachtungen geworden. Wir beschränken uns im Nachstehenden auf eine kurze Beleuchtung der wesentlichen Thatsachen, soweit diese für den Zusammenhang unserer Darstellung erforderlich sind und den Abschluß des Krieges charakterisiren.

Die Mächte hatten während des ganzen Krieges strenge Neutralität gewahrt und sich jeder Einmischung enthalten. Nur England schien in den ersten Monaten auf chinesische Seite zu neigen, doch vollzog sich auch hier, als das Kriegsglück sich sehr bald unbestritten den Japanern zuwandte, eine Schwenkung zu völliger Neutralität. Erst der bevorstehende Friedensschluß führte eine Aenderung in der Haltung der Mächte herbei, deren handelspolitische Interessen durch den Umschwung in den Machtverhältnissen Ostasiens, wie ihn der Krieg mit sich brachte, ernstlich bedroht schienen. Das unmündige, hülflose China ist noch auf lange Zeiträume hinaus von dem Einfluß auswärtiger Bevormundung abhängig; es bietet ein mächtiges, der Entwickelung in bedeutender Weise fähiges Absatzgebiet für den europäischen Handel und

für die europäische Industrie, während die natürlichen Reichthümer Chinas der übrigen Welt jetzt und in Zukunft von unvergleichlichem Werthe sein werden. Hierin beruhen die berechtigten Interessen derjenigen Seemächte, welche in engen Beziehungen zum Handel und zum Verkehr mit China stehen und ohne Schädigung ihrer Vortheile nicht dulden können, daß Japan in Folge seiner günstigen Lage vor den Pforten Chinas die durch den Krieg gewonnene Machtstellung zur politischen und kommerziellen Alleinherrschaft in Ostasien ausnützt.

Der Einspruch der Mächte richtete sich naturgemäß gegen die Erwerbung von Gebietstheilen seitens Japans auf dem Festlande. Der Krieg war ursprünglich um die Unabhängigkeit Koreas geführt worden, wo Japan ebenso wie andere Mächte eine Reihe wichtiger Handelsinteressen zu vertreten hatte. Gelangte die Halbinsel Ljao-tong mit den strategisch wichtigen Punkten Port Arthur und Talienwan in die Hände Japans, so war die Unabhängigkeit Koreas nur eine scheinbare, denn das Land war alsdann von der Land- und Seeseite her durch Japan so eng umschlossen, daß es so gut wie in der unbeschränkten Gewalt des letzteren sich befand. Noch bedenklicher war die Erwerbung Ljao-tong's durch Japan für die Zufahrt Chinas selbst. In Port Arthur stehend, welches die japanische Energie binnen Kurzem zu einem Kriegshafen ersten Ranges umgestalten kann, setzt Japan der chinesischen Regierung gewissermaßen beständig die Pistole auf die Brust. Japan würde damit die unbeschränkte Herrschaft über ganz Nordost-China ausüben. Die empfindlichste Stelle des chinesischen Reiches, die Provinz Petschili mit der Hauptstadt Peking, würde schutzlos innerhalb weniger Tage dem japanischen Angriff preisgegeben sein, die Möglichkeit einer selbstständigen, unabhängigen Politik müßte für China überhaupt verneint werden. Das Gelbe Meer würde aufgehört haben, ein neutrales Gewässer zu bilden, sondern wäre ein japanisches Binnenmeer, dessen Benutzung Japan jeder anderen Macht nach Belieben untersagen könnte. Eine stetige Beunruhigung des ungeheuren Gebietes der chinesischen Ländermasse, eine tiefgehende Beeinflussung der politischen und wirthschaftlichen Lebensbedingungen der hier wohnenden Millionen müßte die unvermeidliche Folge dieses Umschwunges sein. Damit steht aber unzweifelhaft eine ernste und bleibende Erschütterung und Beeinträchtigung der Handelsbeziehungen aller derjenigen Völker in engem Zusammenhang, welche als handeltreibende und kulturfördernde Nationen nicht ohne große Opfer eine Stellung in Ostasien sich errungen haben.

Unter diesem Gesichtspunkt hatte die deutsche Regierung bereits Anfang März in einer freundschaftlichen Note der japanischen Staatsleitung den Gedanken nahegelegt, bei Bemessung der Friedensforderungen die Grenze sorgsam zu wahren, deren Ueberschreitung eine Einmischung der Mächte zur Folge haben müßte. Daß gerade Deutschland in diesem Sinne die Initiative ergriff, spricht durchaus für die richtige Würdigung der Verhältnisse in Ost-

asien seitens der deutschen Reichsregierung. Letztere hat in den chinesischen Meeren keinerlei territoriale Interessen zu vertreten und steht der ganzen Frage viel objektiver gegenüber als Rußland und Frankreich. Dagegen hat Deutschland moralisch und kulturell erziehend in Japan gewirkt, sein Beispiel ist in tausendfacher Beziehung maßgebend für die Geistesrichtung des neujapanischen Staats- und Volkslebens gewesen. Die freundliche Zustimmung, welche die wohlverdienten japanischen Erfolge des letzten Krieges in Deutschland überall wachgerufen haben, sind sehr wohl schon aus dem Grunde begreiflich, weil Deutschland und Japan sich durch geistesverwandte Bestrebungen und durch ähnliche Kämpfe zu hoher nationaler Stellung aus eigener Kraft unter schwierigen Lagen emporgerungen haben. Die leitenden Kreise Japans hegen hohe Achtung vor dem deutschen Geiste und dessen praktischen Errungenschaften, so daß gerade die Stimme Deutschlands bei Schlichtung der ostasiatischen Wirren von schwerwiegender Bedeutung werden mußte. Daß Deutschland gegen die japanischen Forderungen eingeschritten ist und im Verfolg dieser seiner Politik in dem etwas überraschenden Zusammengehen mit Rußland und Frankreich sich befand, hat in Deutschland vielfach Erstaunen und Mißtrauen hervorgerufen. Jedoch mit Unrecht! Deutschlands Handelsbeziehungen haben in ganz Ostasien seit 1870/71 in steigender Weise einen mächtigen Aufschwung genommen und erfreuen sich überall aussichtsreicher Entwickelung, die nur der Ruhe zu ihrer Entfaltung bedarf. Bei allem Wohlwollen für Japan war deshalb das deutsche Reich verpflichtet, die Interessen seiner Angehörigen, die Ehre seiner Flagge und seine Stellung als Weltmacht nachhaltig zu vertreten, sobald Japans Uebergriffe die berechtigten, in langjähriger Arbeit erworbenen Interessen Deutschlands zu gefährden drohten.

Ganz unmittelbar war Rußland durch die Abmachungen des Friedens zu Schimonoseki betroffen. Rastlos baut die russische Regierung an der Vollendung der sibirischen Bahn, mit großen Opfern wird der Osten Sibiriens kolonisirt und die Anknüpfung von Beziehungen zu den nordchinesischen Grenzgebieten betrieben. Rußlands Interessen liegen allerdings mehr in der Zukunft, in der Gewinnung von Einfluß im ostasiatischen Küstengebiet, welches nach Vollendung der genannten Bahn wirthschaftlich an Europa eng angeschlossen werden wird. Um aber der erhofften Entwickelung der russischen Macht in Ostasien, welche wirthschaftlich und politisch gegenwärtig keineswegs sehr bedeutend ist, die Wege offen zu halten, mußte Rußland unstreitig kräftig darauf dringen, daß sowohl Chinas Unabhängigkeit gewahrt blieb, als auch Japan, der drohende Mitbewerber Rußlands, vom Festland ferngehalten wurde. „Der ostasiatische Kontinent für Rußland, die Inselwelt für Japan," bemerkte treffend ein russischer Staatsmann, „denn wenn Rußland sich in Ostasien den Boden unter den Füßen fortziehen läßt, wird es mit seinem Ansehen als asiatische Großmacht zu Ende sein!"

Weniger durchsichtig liegen die Rücksichten, die für Frankreichs Stellung zur ostasiatischen Frage maßgebend waren. Gewiß dürfte das so heiß erstrebte und so sorgsam gepflegte Einvernehmen mit Rußland eine der mächtigsten Triebfedern der französischen Politik gewesen sein. Andererseits verfolgt auch Frankreich, seitdem es sich mit großem Aufwand sein indo-chinesisches Reich geschaffen hat, in Ostasien wichtige handelspolitische Zwecke, die durch ein allzu schnelles und kräftiges Emporwachsen Japans nur geschädigt werden konnten. War die für Frankreich wenig erfreuliche Wegnahme Formosas unvermeidlich, so blieb es immer noch werthvoll, die weiteren Erwerbungen Japans zu hintertreiben, die mit einer dem europäischen Handel gefährlichen Steigerung der japanischen Macht gleichbedeutend waren.

Daß Großbritannien in der ostasiatischen Politik gesonderte Wege ging und sich der Einsprache Deutschlands, Rußlands und Frankreichs nicht anschloß, erregte in weiten Kreisen Mißbehagen und schien anfänglich den Widerstand Japans gegen die Forderungen der drei genannten Mächte zu bestärken. Indessen ist bei objektiver Prüfung die britische Politik sehr wohl zu rechtfertigen, obwohl dieselbe unzweideutig nicht allgemein europäische, sondern ausschließlich englische Interessen zu fördern trachtete. Erwarb Japan die Halbinsel Ljao-tong, so war den russischen Ausdehnungsbestrebungen ein Riegel vorgeschoben. Da aber England seit Langem in jeder weiteren Vergrößerung des russischen Machtgebietes in Nordost- und Mittelasien eine Gefährdung des eigenen Einflusses, eine Bedrohung der südasiatischen Länder erblickt, so mußte es Großbritannien nur willkommen sein, wenn Rußland durch die verstärkte Macht Japans in Ostasien ein ebenbürtiger Gegner erwuchs. Außerdem ist England am Handel mit Korea und den Küstenplätzen Nordchinas nur in geringem Umfang betheiligt, während ihm der Verkehr mit Süd- und Mittelchina zu Fünfsechsteln gehört. Territoriale Veränderungen am Golf von Petschili konnten England daher nicht nur ziemlich gleichgültig sein, sondern mußten sogar insofern fördernd auf den britischen Handel einwirken, als letzterer nur gewinnen konnte, wenn in Nord-China der deutsche, russische und amerikanische Einfluß durch Japan aus dem Felde geschlagen wurde.

Am 23. April brachten die Vertreter von Deutschland, Rußland und Frankreich zu Tokio die Bedenken ihrer Regierungen gegen die Abmachungen des Präliminarfriedens, welche die Einverleibung festländischen chinesischen Besitzes in das japanische Reich stipulirten, zum Ausdruck. Zunächst schienen sich die Aussichten auf ein friedliches Uebereinkommen zu trüben. Die russische Presse schlug zum Theil einen drohenden Ton an. Die extremen Richtungen des japanischen Parteilebens bäumten sich unwillig gegen die vermeintliche Vergewaltigung auf, die Japan der Früchte eines harten Kampfes zu berauben drohte. Dagegen bewies die japanische Regierung auch beim Abschluß des Krieges dieselbe politische Umsicht, welche sie in der

Durchführung des Kampfes selbst in hervorragender Weise ausgezeichnet hat. Wollte Japan — und dies war doch das hohe ideale Ziel des Krieges gewesen — gleichberechtigt und ebenbürtig neben die Kulturmächte treten, so durfte es sich nicht der Rücksichten verschließen, welche die Grundlage des Zusammengehens aller zivilisirten Nationen bilden. Diese Rücksichten verlangen vor Allem, daß jeder Staat, welcher den Anspruch auf gleichberechtigte Behandlung erhebt, seine eigenen Interessen in verständigem Maße so weit dem allgemeinen Interesse unterordnet, als es zur Erhaltung des Friedens irgend möglich ist.

Diese Erkenntniß, nicht die Furcht vor Gewaltmaßregeln, deren Wirkung ohnehin fraglich war, hat die japanische Staatsleitung zur Nachgiebigkeit, zum schnellen Eingehen auf die Forderungen der drei Mächte veranlaßt, namentlich scheint das bestimmte Auftreten Deutschlands nicht ohne tiefgehende Wirkung auf die Stimmung der maßgebenden Kreise Japans gewesen zu sein. Die japanische Regierung unterdrückte mit der Energie, welche allen ihren Schritten während des Krieges eigen war, die Regungen der unruhigen, in ihrem Siegesstolz und Rechtsbewußtsein beleidigten Volkskreise und erklärte schon am 8. bezw. 9. und 10. Mai den Vertretern der Mächte, daß sie unter Verzicht auf die Halbinsel Ljao-tong*) die Forderungen Deutschlands, Rußlands und Frankreichs anerkenne. Der Kaiser hatte schon vorher in einem Aufruf an sein Volk betont, daß der Erfolg des glänzend durchgeführten Krieges nur durch die ruhige Arbeit des Friedens, welcher Japan mit allen Völkern verbinden müsse, gekrönt werden könne. Am 13. Mai theilte ein weiterer kaiserlicher Erlaß mit, daß die Regierungen Deutschlands, Rußlands und Frankreichs Japan in freundschaftlicher Weise dahin berathen hätten, daß die Besitzergreifung der Halbinsel Ljao-tong nicht geeignet sei, den dauernden Frieden in Ostasien zu sichern und das gute Verhältniß zu den Mächten zu gewährleisten. „Es ist nicht unser Wunsch," sagt die Kundgebung, „auf's Neue Verwickelungen zu schaffen, welche für die Völker verhängnißvoll werden könnten. Wir wollen die segensreiche Weiterentwickelung des Landes nicht durch eine Hinzögerung der wiedergewonnenen Segnungen des Friedens hinausschieben."

Gleichzeitig kam zwischen Japan und China ein Sonderabkommen zu Stande, wodurch die Rückgabe der vielumstrittenen Halbinsel an China des Näheren vereinbart wurde. Indem die japanische Regierung sich zu der geforderten Herabminderung ihrer Ansprüche verstand, hat sie sich berechtigten Anspruch auf die Anerkennung und das Wohlwollen der Kulturmächte erworben, in deren Kreis Japan seit Langem einzutreten wünschte und durch seine im Krieg wie im Frieden bethätigten Eigenschaften thatsächlich ein-

*) Ueber die Höhe der Geldentschädigung, welche Japan von China für die Ueberlassung von Ljao-tong fordern wird, liegen Nachrichten zur Zeit noch nicht vor.

getreten ist. Deutschland, Rußland und Frankreich dürfen sich Glück wünschen dafür, daß sie durch ebenso ruhiges wie festes Betonen der Interessen unserer Gesammtzivilisation dieser einen werthvollen Dienst erwiesen haben, welcher die segensreichsten Folgen verspricht.

Wir Deutsche aber können mit dem Ausfall der ersten Probe, welche Deutschland als Weltmacht in Ostasien gegeben hat, durchaus zufrieden sein, indem wir in demselben eine Sicherung des Weltfriedens, eine Festigung des deutschen Ansehens, eine kräftige Hebung des deutschen Handels begrüßen dürfen. Wir freuen uns, daß die Reichsregierung einen so hervorragenden Antheil an diesem Erfolge gehabt hat.

XIV. Schluß.

Die unmittelbaren Folgen des Krieges für die Stellung der Mächte in Ostasien lassen sich dahin zusammenfassen, daß, obschon Japan schließlich zur Aufgabe seiner Erwerbungen auf dem Festland und der hierdurch bedingten unmittelbaren Herrschaft über China sich gezwungen sah, die japanische Macht trotzdem mächtig und gebietend sich erhoben hat. In der Ausbeutung der Hülfsquellen Chinas und in der Benutzung seines Absatzgebietes wird Japan den Mächten als ein starker Mitbewerber zur Seite treten. Der Erfolg verleiht Recht, und Japan wird von dem durch seine großen Waffenerfolge erkämpften Rechte kräftig Gebrauch zu machen wissen. Andererseits werden sich die verschlossenen Pforten Chinas vor der neuen Kultur nothgedrungen öffnen, so daß die Seemächte zusammen mit Japan ein unübersehbares Gebiet zur Entfaltung friedlichen Wettstreites finden werden. Die Steigerung der Beziehungen der Seemächte zu den ostasiatischen Reichen ist die große geschichtliche Folge des Krieges, welcher zugleich eine neue Großmacht im Osten emporgehoben hat.

Chinas tausendjährige Abschließung, seine verknöcherte Kultur, seine überlebten Staatseinrichtungen, sein Mangel an jeder lebendigen Kraft haben sich durch diesen Krieg in überraschender Weise gezeigt. Nur dem schnellen Abschluß des Kampfes war es zu verdanken, daß das unbeholfene China vor ernsteren inneren Erschütterungen, vor gefährlichen Schwankungen seines Bestandes als einheitliches Staatswesen bewahrt blieb. Nur mit Hülfe fremder Kräfte kann die träge Masse des chinesischen Reiches zu frischem Leben aufgerüttelt werden, nur durch Anschluß an die Anschauungen modernen Staats- und Volkslebens vermag China die Schäden zu heilen, auf die der Krieg deutlich und belehrend hingewiesen hat. Wahrscheinlich werden Heer und Flotte — letztere ist so gut wie vernichtet — mit großen Mitteln reorganisirt werden. Aber es genügt nicht, daß Schiffe, Geschütze und Befestigungen den Anforderungen der neuesten Kriegführung entsprechen, sondern der Boden, auf welchem diese Kampfmittel verwendet werden sollen, muß

sich dem Geist der Hingebung und pflichttreuen Aufopferung öffnen. An diesen Eigenschaften hat es China ebenso gefehlt wie an brauchbarer Organisation und kriegsmäßiger Schulung. Hierin beruht die Zukunft Chinas, an welcher fremder Einfluß zu arbeiten unstreitig bestimmt sein dürfte. China ist durch das Einschreiten Deutschlands, Rußlands und Frankreichs davor bewahrt worden, künftig unmittelbar unter den Kanonen Japans existiren zu müssen, und hat zugleich die Bürgschaft erhalten, daß es, wenn es nur selbst an der Erhaltung seiner Lebensfähigkeit und an der Steigerung seiner Kräfte arbeiten will, dabei auf mächtigen Schutz rechnen kann.

Japan hat durch seine vollendete Militärorganisation, welche nach deutschem Vorbild auf dem soliden Grunde einer gesunden militärischen Schulung des Volkes aufgebaut ist, seine Befähigung als große Militärmacht erwiesen. Die Erfolge des Krieges, welchen die japanische Heeresleitung mustergültig geführt und der japanische Soldat zur See wie zu Lande mit bewunderungswerther Kriegstüchtigkeit geschlagen hat, werden in Japan einen mächtigen Aufschwung in allen Zweigen des Staatslebens hervorrufen. Heer und Flotte werden, der Stellung des Landes entsprechend, erweitert werden; die allgemeine Wehrpflicht, deren Vorzüge jetzt auch den widerstrebenden Theilen des Volkes klar geworden sind, wird grundsätzlich durchgeführt werden und die Kampfkraft der Nation vielfach steigern.

Während Japan nach außen hin an Macht gewonnen hat und sich unter den Kulturstaaten als ein gleichberechtigtes Glied zu fühlen beginnt, hat der Krieg auch nach innen segensreich gewirkt. „China," sagt Munzinger, „hat eine greisenhafte Kultur, die sich längst überlebt hat, Japan ist eine aufstrebende Nation, welche aus dem frischen Quell modernen Denkens und Könnens zu neuem Leben emporstieg. In China eine formlose Masse von Individuen, die durch keine inneren Bande mit einander verknüpft sind, denen zusammengehöriges Volksthum abgeht, in Japan eine einzige zusammengehörige Nation, in welcher der Einzelne Gut und Blut bereitwillig für das gemeinsame Vaterland opfert." Aber gerade dieses von modernen Staatsanschauungen durchdrungene nationale Bewußtsein stand vor dem Kriege in unmittelbarem Gegensatz zu der monarchischen Spitze des Reiches. Japans Kaiser bilden seit mehr denn 2000 Jahren die ununterbrochene Kette einer einzigen Dynastie, die ihren Ursprung auf den Sonnengott zurückleitet und deren Glieder selbst göttlich sind. Dadurch war der Kaiser, der dem gemeinen Volk als eine mystische Persönlichkeit erschien, von seinen Unterthanen durch eine unübersteigliche Kluft geschieden. Einen persönlichen Verkehr zwischen Herrscher und Volk gab es nicht, denn nicht die menschliche Gestalt des Kaisers, sondern die unpersönliche Idee des gottähnlichen Mikadothums stand im Mittelpunkt des monarchischen Bewußtseins. Natürlich

mußte dieses mythologische Märchen vor den modernisirten Anschauungen, welche mit der europäischen Kultur mächtig nach Japan hineinflutheten und sehr schnell alle Schichten durchdrangen, verblassen und schließlich ganz verschwinden. Demokratisirende Tendenzen gingen in den letzten Jahren durch das Volk und wuchsen mit einer Schnelligkeit, wie sie nur im modernen Japan denkbar ist. Das Parlament führte eine drohende Sprache; der Zusammenbruch der kaiserlichen Macht schien bevorstehend; eine Demokratie, welche für Japan ein nationales Unglück gewesen wäre, erhob drohend ihr Haupt. Da kam der nationale Krieg und mit ihm der Umschwung im monarchischen Bewußtsein des Volkes. Der Kaiser verließ seinen abgeschlossenen Palast zu Tokio, um zu Hiroschima im Feldlager unter seinen Truppen zu weilen. Zum ersten Mal seit Jahrtausenden erschien der Kaiser inmitten seines Volkes, dessen Zuneigung und Liebe er nicht als Gott, sondern als Mensch, als sichtbare Verkörperung des thätigen, sorgenden Staatsoberhauptes mit einem Schlag dauernd gewann und aller Voraussicht nach auf Generationen hinaus die Monarchie sicherte. Das Märchen von seiner Göttlichkeit verschwindet, aus seiner Unnahbarkeit heraus tritt er unter dem Klang der Waffen, der die Nation durchzittert, in das Herz seines Volkes.

Die humane Art der japanischen Kriegführung, die von Freund und Feind rühmend hervorgehoben wird, ist ein wunderbarer Erfolg des christlichen Geistes, vielleicht einer der edelsten Erfolge, deren das Christenthum sich freuen darf. Zwar erheben sich in den Städten Japans ungezählte Tempel der alten Götter, seinen Heeren folgten die Priester des Buddha und der Schinto-Religion. Aber trotzdem geht der christliche Geist, welcher dem japanischen Volk durch seine tausendfältigen Beziehungen zur abendländischen Kultur nicht fremd bleiben konnte, wie ein milder, versöhnlicher Zug durch die Schlachten und Stürme dieses Krieges. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß christliche Missionare im japanischen Heer überall sich freundlich aufgenommen sahen und die Förderung der christlichen Lehre von den obersten Stellen lebhaft unterstützt wurde.*) Gerade der Krieg hat dem Christenthum, welches aller Voraussicht nach ganz Japan in kurzer Zeit gewinnen dürfte, vortrefflichen Vorschub geleistet.

Die Geschichte des ostasiatischen Krieges wird erst nach Jahren, nach Veröffentlichung erschöpfenden amtlichen Materials und nach Sichtung der Quellen, geschrieben werden können. Erst dann werden sich die Lehren und Folgerungen, welche diese Kämpfe für den Krieg zur See mit modernen

*) Zu Hiroschima wurden bis Anfang Februar 1895 90600 Evangelien von der amerikanischen Bibelgesellschaft und anderen christlichen Gesellschaften an die Mannschaften vertheilt.

Streitmitteln und für das Zusammenwirken von See- und Landmacht bieten, in vollem Umfang erkennen und würdigen lassen.

Unsere skizzenartige Darstellung, die wir hiermit beschließen, macht weder den Anspruch auf Vollständigkeit noch auf Richtigkeit. Manche Frage ist heute noch ungelöst, manches Ereigniß des Krieges mußte, da die Quellen fehlten oder unzuverlässig gewesen sind, durch Vermuthung ergänzt oder nach der Erwägung der Wahrscheinlichkeit dargestellt werden. Wir betrachteten es als unsere bescheidene Aufgabe, den Leser möglichst schnell, gleichen Schritt haltend mit dem Gang der Begebenheiten, über den Verlauf des Krieges in allgemeinen Zügen zu unterrichten und ihm die Folgen der Ereignisse vorzuführen. Der Krieg bietet sehr viel interessante Gesichtspunkte, sogar Manches, was sich nutzbringend auf unsere eigenen Verhältnisse übertragen läßt, um so mehr, als wir Deutsche uns eines nicht unbeträchtlichen moralischen Einflusses auf den Geist und das Wesen der japanischen Kriegführung zuzuschreiben berechtigt sind.

Vor Allem ruft der Krieg eine Lehre wach, welche überall gilt und allerorts ernster Würdigung werth ist. Nur die Erziehung eines Volkes in der strengen Schule aufopfernder Entsagung, welche die allgemeine Wehrpflicht im besten Sinne bietet, giebt die sichere Gewähr, daß Treue und Vaterlandsliebe in dem Augenblick der Entscheidung nicht versagen. Hierfür liefert Japans Kriegführung glänzende Beweise, und es ist nicht nutzlos, daß man sich Thaten von Heldenmuth und Mannestreue vor Augen führt, auch wenn diese Thaten fremden Heeren und entlegenen Zonen angehören.

(Ende.)

Abgeschlossen: 15. Mai 1895. F. J. Wbg.



Die Sereth-Linie und die Bastion von Siebenbürgen.

Der Verfasser der Studie: „Das Vertheidigungssystem Rumäniens und die Sereth-Linie" *) theilt in einer Art der rumänischen Armee die Rolle einer Avantgarde des österreichisch-ungarischen Heeres zu in der Voraussetzung eines russischen Vormarsches gegen Bulgarien und die Türkei. Ein Angriff Rumäniens von der Seeseite scheint ihm sehr zweifelhaft, dagegen sei der Vormarsch der Russen auf den alten, heute noch bestehenden Landstraßen am einfachsten und praktischsten.

Dies ist wenigstens die allgemeine Ansicht in Rumänien; man hat daher in den letzten Jahren hauptsächlich die wichtige Sereth-Linie in Vertheidigungszustand gesetzt.

Das verschanzte Lager von Bukarest wird erst in 5 bis 6 Jahren vollendet und armirt sein; verschiedene andere in Frage kommende Arbeiten bleiben noch in Aussicht, wie: Küstendsche, der Brückenkopf vom Tschernawoda (an der Donau, Linie Bukarest—Küstendsche) und das Fort Kampina (Eisenbahnlinie Kronstadt—Ploješchti).

Die Sereth-Linie besteht aus drei verschanzten Abschnitten: Galatz auf dem rechten Flügel, Namolosa im Zentrum, Foczani auf dem linken Flügel: vorwärts liegen wie eine Art Nebenvertheidigungslinie die sumpfigen Flußbetten des Byrlatt, des Sereth und der Putna.

Das verschanzte Lagen von Galatz enthält 12 in drei Linien vertheilte Batterien, welche eine Ausdehnung von 15 km haben, nämlich: Siret, Sendremi, Malina, Barbosi, Smardan, Covureni, Filesci, Trajan, Naves, Brates und Nr. 11 und 12 zwischen den Batterien 9 und 10. In erster Linie besteht jede Batterie aus 8 Betonwerken mit je 3 Geschützemplacements, das sind 90 Kanonen von 5,3 cm; in zweiter Linie 10 Panzerthürme für 5,3 cm-Geschütze und in dritter Linie 21 Geschütze von 12 cm und 6 Mörser.

Der mittelste Abschnitt, der Brückenkopf von Namolosa, hat auf einem Umfang von 10 km 8 Batterien, nämlich: in Calieni, Serbanesti, Tecusi, Calmatnin, Mikac-Braoul, Tudor, Vladimerescu, Galati und Conachi. Jede Batterie ist auf zwei Linien angeordnet; erste Linie: 3 Werke mit je 3 Geschützemplacements, dies sind 72 5,3 cm-Geschütze mit Fahrpanzern; in zweiter Linie: 2 Doppel-Panzerstände für 16 12 cm-Haubitzen.

Die Stellung von Foczani hat eine Ausdehnung von 15 km und umfaßt 15 Batterie-Gruppen: Odobesci, Brancea, Pancin, Baïa, Marasesci,

*) Auszug aus der „Allgem Schweiz. Milit.-Ztg."

Resboiene, Furceni, Petresce, Venatori, Putna, Jorasti, Stefan cel Mare, Mandresti, Braila und Micoo. In erster Linie stehen 214 3,7 cm-Geschütze; in zweiter Linie 80 Geschütze (12 cm-Mörser und 5,3 cm-Kanonen); in dritter Linie 27 Geschütze.

Ein Bataillon Festungsartillerie wird zur Besetzung der Linie verwendet; zwei Kompagnien sind in Foczani, die andern in Namolosa und die letzte in Galatz stationirt.

Die verschanzte Sereth-Linie gestattet daher der rumänischen Hauptmacht, einen starken Widerstand den russischen Korps entgegenzusetzen, welche auf der rechten Flanke den Aufmarsch der Hauptarmee, die die Donau zwischen Galatz und Budschak oder bei Isaktschi überschreitet, decken sollen.

Ist dieser Uebergang aber ausgeführt, dann ist die Stellung umgangen und die rumänischen Korps sind genöthigt, sich nach Bukarest zurückzuziehen.

Wir wollen hier nicht weiter untersuchen, ob die russische Armee gezwungen ist, dieser Richtung zu folgen oder nicht; es genügt, zu konstatiren, daß unter der angegebenen Voraussetzung die rumänische Armee die ihr zugetheilte Rolle sicherlich ausführen wird, nämlich ihren Bundesgenossen Zeit zu gewähren, indem sie den ersten Vorstoß des Angreifers auf sich zieht.

Hinter dem Pruth liegt die Bastion von Siebenbürgen, deren Zugänge die Monarchie in diesem Augenblick zu schützen sucht. Es ist dies eine Ergänzung zu dem vor einigen Jahren bereits in Galizien vorgenommenen Vertheidigungswerk: Krakau, Przemysl, Jaroslaw ꝛc. Hierzu sind große Kredite von den ungarischen Abgeordneten bewilligt worden. Man will nämlich die im Jahre 1878 vorläufig errichteten Sperrforts verstärken, um die Geleise zu decken, welche ein Vordringen nach Siebenbürgen oder umgekehrt den Ausgang von der moldau-walachischen Ebene begünstigen.

Diese Werke sind die folgenden:

- Engpaß von Borgo;
- Engpaß von Tallgyes de Borszek (Thal der Maros) bei Piatra (tiefes Thal der Bistritza): eine Batterie-Stellung;
- Engpaß von Gyimes de Csik Szereda (tiefes Thal des Olt) bei Adzud (tiefes Thal der von Sereth kommenden Trotusch): einige Werke;
- Engpaß von Ojtos de Kezdi-Vasarhely (tiefes Thal des Fekete-Vgy) bei Adzud (Thal der Trotusch): zwei Werke bei Soozmezo;
- Engpaß von Krasna: zwei kleine Schanzen und eine Batterie-Stellung;
- Engpaß von Bodza, durch das Thal der Bodza, welche bei Buseo endet: 3 Blockhäuser und eine Batterie-Stellung;
- Engpaß von Altschang, an einem schlechten Wege von Kronstadt nach Plojesti: ein altes Werk;
- Engpaß von Tomos, welcher der Straße und der Eisenbahn von Kronstadt nach Plojesti folgt: zwei Batterie-Stellungen bei Predial;

Engpaß von Torsburg, welcher dem Wege von Kronstadt nach Piteschti folgt: 4 kleine Schanzen;

Engpaß des Rothen Thurmes, von dem Olt durchflossen und von Hermanstadt nach Slatina führend: ein kleines Fort.

Engpaß des Vulkans, durch das tiefe Thal des Strel (linker Nebenfluß der Maros) und das des Schiul; giebt der Eisenbahn einen Durchlaß, welcher bald eine doppelte Bahnlinie von Hatszeg nach Krajowa ermöglichen wird: ein Fort;

die Engpässe von Rodna (Bukowina), von Bekas (zwischen den Pässen von Tollgyes und Gyimes), von Mozer (Debouché wie das von Gyimes) und von Petroszeny (im Westen des Engpasses des Vulkan): scheinen für den Augenblick nicht mit Werken versehen zu werden.

Erinnern wir uns endlich, daß die verschiedenen Festungen von Siebenbürgen ausrangirt sind; nur Karlsburg könnte im Ernstfalle noch die Rolle eines Depotplatzes übernehmen. F. v. S

In Folge Behinderung des Herrn Verfassers folgt der Schluß des Aufsatzes „Die Vertheidigung des Schipka-Passes" erst im Juli-August-Heft

---

Korrespondenz.

England.

(Die Mobilmachung der englischen Manöverflotte in Chatham 1894.)

Die vorjährigen englischen Flottenmanöver haben in ganz besonderem Maße das Interesse auf die ihnen vorhergehende partielle Mobilmachung der englischen Flotte gelenkt und nach Beendigung der den eigentlichen Operationen vorausgehenden Uebungen im Kreuzen rc. die allgemeinere Aufmerksamkeit in strategischer und vor Allem in seetaktischer Hinsicht beansprucht. England ist heute völlig vertraut mit der Erscheinung, daß alljährlich eine große Anzahl seiner Kriegsschiffe in den verschiedenen Häfen für die Betheiligung an den Manövern der Flotte mobilisirt wird. Ueber die Leistungen der verschiedenen Geschwader, welche zum großen Theil aus den mobilisirten Schiffen gebildet wurden im Verlauf der Manöver, erschienen in der englischen Presse mannigfache Darstellungen und abfällige Beurtheilungen; allein die Mobilmachung wurde im Allgemeinen als für gesichert und als ob sie ein Gegenstand der gewöhnlichen Flottenroutine sei, gehalten. Man nimmt in manchen englischen

Fachkreisen an, daß ein Krieg nicht völlig unerwartet kommen werde. Keine Nation unterhalte ihre Streitkräfte in Friedenszeiten auf dem Kriegsfuß. Obgleich nun nicht mit einem Male vom gewöhnlichen Friedensfuß zum vollständigen und dem in jeder Hinsicht dem Falle eines großen nationalen Bedarfs angemessenen Kriegsfuß übergegangen werden könne, so sei es doch jederzeit nothwendig, bereit zu sein, diesem Bedarf mit so vielen Hülfsmitteln des gewöhnlichen Friedensstandes wie möglich zu entsprechen, die sofort verwendbar seien. Die jährliche partielle Mobilmachung für die Flottenmanöver bildet in gewissem Maße eine Probe für diese Bereitschaft. Sie repräsentirt das erste Stadium des Uebergangs vom Friedens- auf den Kriegsfuß unter den besonderen obwaltenden Verhältnissen und die Verstärkung der englischen Flotte und Geschwader für den Zweck, dieselben in den Stand zu setzen, sofort die Offensive zu ergreifen und derart den einzig richtigen Weg zur Sicherung der strategischen Herrschaft zur See einzuschlagen, welcher für die nationale Existenz Englands unerläßlich ist. Die weiteren Stadien des Uebergangs werden nicht und können bei der jährlichen partiellen Mobilmachung nicht zur Darstellung gebracht werden. Die partielle Mobilmachung, obgleich immerhin eine große Leistung und ein schlagender Beweis des Umfangs und der Bereitschaft der Hülfsquellen der englischen Flotte, steht keineswegs im Verhältniß zu der erforderlichen Anstrengung, wenn England plötzlich in einen großen Seekrieg verwickelt wird, noch ist dieselbe gleichbedeutend mit einer unerwarteten Mobilmachung im wirklichen Kriegsfalle. Man hat der englischen partiellen Mobilmachung für die Flottenmanöver von mancher Seite zu große Langsamkeit vorgeworfen, und es erscheint daher nicht ohne Interesse, diese Mobilmachung, wie sich dieselbe in Chatham vollzog, gestützt auf zuverlässige englische Berichte, einer Darstellung zu unterziehen.

Die Mobilmachung begann am 18. Juli und die zu mobilisirenden Schiffe waren den Werftbehörden einige Zeit zuvor bezeichnet worden. Hierin liegt zweifellos, im Vergleich zu der Plötzlichkeit einer Mobilmachung im Ernstfalle, ein Element der Unrichtigkeit. Die englischen Schiffe in den Docks sind in drei Klassen eingetheilt. Diejenigen der Abtheilung C der Dockreserve sind Schiffe, die entweder thatsächlich schwierigen Reparaturen unterliegen oder derselben bedürfen, bevor sie in See gehen können, und sind daher nicht unmittelbar für den aktiven Dienst verwendbar. Die der Abtheilung B sind solche, die verhältnißmäßig leichter Reparaturen bedürfen und daher im Bedarfsfalle in kurzer Zeit in See gehen können, indem sie entweder ihre Reparaturen auf gelegenere Zeit verschieben oder indem sie dieselben rasch fördern, so daß sie in wenigen Tagen zur Verfügung sind. Vielleicht existirt eine Neigung auf den englischen Werften, wenn auch nicht zur thatsächlichen Vernachlässigung dieses wichtigen Theils der Reserve, so doch wenigstens dazu, ihre Bedürfnisse dem, was an manchen Stellen als

die höheren Anforderungen raschen Schiffsbaues bezeichnet wird, hinten anzustellen. Die derart subordinirte, jedoch nicht weniger nothwendige Aufgabe, soviel Schiffe der Flotte als möglich jederzeit für den Dienst auf See bereit zu halten, trägt den betreffenden Behörden verhältnißmäßig wenig Lob ein, da die öffentliche Aufmerksamkeit und Anerkennung in England sich den Wundern des raschen Schiffsbaus gegenüber, welche die englischen Werften heute darbieten, äußerst reservirt verhält. Das numerische Verhältniß zwischen den Schiffen der Abtheilungen B und A der Flottenreserve ist daher vielleicht ein nicht immer völlig befriedigendes. Die Abtheilung A wird von den Divisionen B und C der Dockreserve als die eigentliche Flottenreserve unterschieden, sie besteht ausschließlich aus Schiffen, welche jederzeit bereit sind, in den aktiven Dienst gestellt zu werden, da sie völlig ausgerüstet und mit allen ihren Vorräthen versehen sind und nur ihrer Ergänzung an Offizieren und Mannschaften bedürfen, um in See gehen zu können. Diese Abtheilung steht, obgleich in den Werften stationirt, unter dem unmittelbaren Befehl des Höchstkommandirenden eines jeden Hafens, und kein Schiff wird von demselben mit dem Zweck, in diese Abtheilung der Reserve eingestellt zu werden, übernommen, bis dasselbe durch seine persönliche Inspicirung als in jeder Hinsicht bereit, in die See zu gehen, befunden wird. Wenn daher diese Division der Reserve eine genügende Anzahl von Schiffen enthält, um den voraussichtlichen Anforderungen einer eintretenden Mobilmachung zu entsprechen, so wird der Termin, zu welchem die Mobilmachung stattfindet, gleichgültig. Diese Schiffe sind sämmtlich von dem Moment ab, wo sie der eigentlichen Flottenreserve überwiesen werden, bereit, und können jeder Zeit nach Empfang des Mobilmachungsbefehls, sobald sie in Dienst gestellt sind und ihre Ergänzung an Offizieren und Mannschaften erhalten haben, in See gehen.

Diesen Anforderungen war bei der Mobilmachung in Chatham vollständig entsprochen. Die dortigen Schiffe waren in mehr wie ausreichender Zahl in Bereitschaft und wurden mit außerordentlicher Schnelligkeit in See gesandt. Wenn jedoch die Mobilmachung zu einer außergewöhnlichen Periode im Jahre und unter der Anforderung eines plötzlichen unerwarteten Bedarfs stattfände, so ist nach dem Urtheil englischer Fachmänner vielleicht zu bezweifeln, ob ein ähnliches Resultat ganz ebenso leicht erzielt werden würde. Die von den Manövern zurückkehrenden Schiffe treten, sobald sie außer Dienst gestellt werden, in die Reserve; allein diesmal traten sie zur Abtheilung B der Reserve, um ihre Vorräthe zu ergänzen und solche Beschädigungen zu repariren, welche während der Periode ihrer Indienststellung hervorgetreten waren. Wenn das ganze System völlig organisirt und durchgeführt wäre, würden diese Schiffe wieder sobald als möglich der Abtheilung A überwiesen werden. Allein die britischen Werftbehörden sind, da sie keine neue Mobilmachung bis zur nächstjährigen Mobilmachungsperiode erwarten, mehr geneigt, die erforderlichen Reparaturen der Abtheilung B in der Absicht, das gerade

vorliegende Schiffsbauprogramm rasch zu fördern, zu vernachlässigen. Es kommt daher zuweilen vor, daß die Abtheilung B der Reserve nach den Manövern und für eine im Hinblick auf die eintretenden Bedarfsfälle längere Periode wie gut erscheint, erheblich an Umfang zunimmt und die Abtheilung A in entsprechendem Verhältniß sich verringert. Wenn daher eine Mobilmachung zu einer ungewöhnlichen Jahresperiode befohlen würde, oder wenn im Hinblick auf den wahrscheinlichen Ausbruch eines Krieges die Mobilmachung zu irgend einer anderen Zeit, wie die jetzt durch die Gewohnheit für die Flottenmanöver festgesetzte, nothwendig würde, so würde man wahrscheinlich finden, daß die Abtheilung A, auf welche sich die britische Marine allein in irgend einem wirklichen und plötzlichen Bedarfsfalle verlassen kann, hinter der erforderlichen Stärke zurückbleibt, während in Abtheilung B Schiffe angehäuft sind, welche auf ihre Reparaturen warten mußten. Die wirkliche Probe von Leistungsfähigkeit und jederzeitiger Kriegsbereitschaft besteht jedoch nach Ansicht namhafter britischer Fachmänner nicht in der Schnelligkeit einer allgemeinen Mobilmachung, sondern in dem relativen numerischen Verhältniß zwischen den Abtheilungen A und B der Flottenreserve. Bei den Manövern stimmte die Probe, im übrigen Theil des Jahres dürfte sie versagen. Hieraus ergebe sich, meint man, die Frage, ob es sich empfehle, die Manöver stets zu derselben Zeit abzuhalten. Sie früher abzuhalten würde jedoch mit den Ausbildungs- und Instruktionskursen kollidiren, welchen die jüngeren Offiziere heute beständig an Land unterworfen sind. Allein die alljährlichen Manöver geben denselben Offizieren die nicht weniger unerläßliche Ausbildung in ihrem eigentlichen Beruf. Heute werden die Manöver, um nicht mit den Schulkursen zu kollidiren, nicht früher wie Mitte Juli gelegt. Mit anderen Worten, die unerläßlichen Anforderungen des gesammten Ausbildungsdienstes zur See werden den präsumirten Anforderungen der Hafenausbildung einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl junger Offiziere nachgestellt. In britischen Marinekreisen ist man vielfach für die Aenderung dieser Anordnung, und zwar nicht nur, weil man der Ansicht ist, daß die Ausbildung auf See unvergleichlich wichtiger wie die Hafenausbildung sei, sondern auch da, wenn die Manöver vor Ende Juli schließen könnten, günstigere Witterungsverhältnisse vorhanden sein würden, um Hand an die von den Manövern zurückkehrenden und in die B-Division der Reserve übergehenden Schiffe zu legen und sie so rasch wie möglich wieder in die A-Division überzuführen. Die partielle Mobilmachung und die Manöver, die ihr folgen, bilden bei Weitem die bedeutendste Operation, der sich eine Flotte in Friedenszeiten unterziehen kann, die größte an Ausdehnung und die bei Weitem wichtigste für die Ausbildung. Als solche, meinen englische Fachmänner, müsse dieselbe zweifellos allen anderen Arten der Ausbildung vorausgehen und nicht auf eine unzweckmäßig späte Periode unter manchen bedenklichen Konsequenzen in der Praxis verlegt werden, damit einige Dutzend Unterlieutenants ihre

Examen beendigen konnten, bevor sie in See gehen. In der Hauptsache könne nur Seemannschaft den Seemann bilden, und darunter sei nicht die schablonenmäßige Kenntniß der Masten und Segel zu verstehen, sondern die Fertigkeiten und Erfahrungen, die unter allen Verhältnissen, den früheren wie den jetzigen, nur durch praktische Vertrautheit mit der See erlangt würden. Es scheine jedoch hier und da an autoritativer Stelle die Ansicht vertreten zu sein, daß die wissenschaftliche Ausbildung für den heutigen Marineoffizier wichtiger sei, wie in diesem Sinne aufgefaßte Seemannschaft, und daher rühre es, daß die praktische Ausbildung in See der wissenschaftlichen Ausbildung auf den Schulen nur zu oft hintenangesetzt werde.

Die Mobilmachung der englischen Manöverflotte erfolgte in Chatham unter den folgenden Verhältnissen: Am Abend des 17. Juli waren die zur Mobilmachung bestimmten Schiffe mit Ausnahme der „Andromache“, welche in der Themse am Ende des Werftquais lag, in dem äußeren den Schleusen anliegenden Bassin versammelt, welches den Zugang zum Medway bildet. Es waren: das Panzerschiff erster Klasse „Barfleur“, der Kreuzer erster Klasse „Theseus“, die Kreuzer zweiter Klasse „Apollo“, „Brilliant“, „Sappho“, „Scylla“, „Tribune“ und „Terpsichore“, die Kreuzer dritter Klasse „Medea“ und „Medusa“, die Torpedoboote „Circe“, „Jaseur“, „Renard“, „Alarm“, „Hebe“, „Salamander“ und „Gossamer“ und das Signaldienstschiff „Bullfrog“. Die Torpedoboote Nr. 62, 64, 67, 72, 73, 74 und 93 lagen im inneren Bassin. Diese Fahrzeuge bildeten an und für sich eine genügend starke Streitmacht, jedoch war die Vermehrung ihrer Anzahl durch verschiedene Schiffe verschiedener Typen binnen kürzester Zeit erforderlich. Bis zum 18. Juli 8 Uhr Morgens war jedoch keins dieser Schiffe faktisch in Dienst gestellt. Pünktlich zu der für den 18. Juli festgesetzten Stunde wurden auf das Signal des Flaggschiffs die Wimpel der mobilisirten Schiffe geheißt und ihre Bemannung gemustert und rückte dieselbe an Bord, wo sie Alles in Bereitschaft für sich fand. Der Vormittag wurde von den kleineren Schiffen benutzt, um sich seeklar zu machen und von allen Schiffen die Ergänzungs- und dem Verderben ausgesetzten Vorräthe aufzunehmen, welche an ihnen entlang auf dem Quai in Bereitschaft lagen. Der Nachmittag 2½ Uhr war für die Abfahrt der ersten Schiffe festgesetzt und zu dieser Zeit waren der Admiral und Ober-Intendant der Reserve, Kontre-Admiral Morant, der Kapitän der Flottenreserve, Swinton Holland, und der Kapitän der Werftreserve, Lord Charles Beresford, an der südlichen Schleuse mit vielen anderen Offizieren und Zuschauern versammelt, um die Vorkehrungen zu überwachen bezw. das Schauspiel anzusehen. Der „Bullfrog“ und die „Circe“ hatten schon die Schleusen passirt, und war der erstere um 3 Uhr 15 Min., der letztere um 3 Uhr 20 Min. zuerst zur Abfahrt bereit. Die Schleusen wurden darauf geöffnet und es passirten dieselben: der „Jaseur“ um 3 Uhr 45 Min., der „Renard“ um 3 Uhr 50 Min., der

„Alarm" um 4 Uhr, die Torpedoboote Nr. 72, 73 und 74 um 4 Uhr 10 Min., gefolgt von Nr. 62 um 4 Uhr 20 Min., dem „Salamander" um 4 Uhr 25 Min., der „Hebe" um 4 Uhr 30 Min., dem Torpedoboot Nr. 93 um 4 Uhr 35 Min., Nr. 64 und 67 um 4 Uhr 40 Min. und zuletzt dem „Gossamer" um 4 Uhr 45 Min. In einem Zeitraum von weniger wie 2 Stunden und in weniger wie 9 Stunden nach dem Indienststellungsbefehl hatten die sämmtlichen in Chatham für die Manöver mobilisirten kleineren Fahrzeuge die Werft verlassen, um vorübergehend bei Sheerneß zu ankern, woselbst sie im Laufe des folgenden Morgens Pulver einnahmen und die vorgeschriebenen Versuche beendigen und nach ihren verschiedenen Sammelplätzen abgehen sollten. Es wurde kein Versuch gemacht, der ganzen Operation den Charakter eines Paradeschauspiels zu geben, dieselbe vollzog sich daher ohne den äußeren Glanz einer Flotten-Revue, völlig geschäftsmäßig. Als die Schiffe die Schleusen hintereinander passirten, war ihre Mannschaft mit den gewöhnlichen Obliegenheiten auf einem Kriegsschiff beschäftigt und nur wenige Kommandeure ließen dieselbe den Admiral Ober-Intendanten salutiren. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Anordnung sind die Meinungen in englischen Marinekreisen sehr getheilt, da eine Anzahl Offiziere die Einführung einer quasisoldatischen Disziplin an Bord von Schiffen für der englischen Flottentradition widersprechend hält, während andere an Stelle des früheren, heute veralteten Drills sehr dafür sind. Am folgenden Morgen, den 19., wiederholte sich dasselbe Schauspiel noch eindrucksvoller bei sämmtlichen mobilisirten größeren Schiffen Die für die erste Abfahrt festgesetzte Stunde war 10 Uhr, allein schon vor dieser Zeit hatte die „Sappho" die Schleuse passirt und befand sich nach Sheerneß unterwegs. Zuerst schien sich der Akt infolge einer Beschädigung der hydraulischen Schleusenmaschine sehr zu verzögern, allein dieselbe wurde bald beseitigt. Inzwischen passirte der „Apollo" um 10 Uhr 35 Min. die südliche Schleuse, jedoch erst um 11 Uhr 30 Min. die „Medea", da ihre Handwerker zur Reparatur der beschädigten Schleuse verwandt wurden. Der bedeutende Vortheil doppelter Schleusen zeigte sich hierbei augenfällig. Um 11 Uhr 40 Min. passirte der „Brilliant" die nördliche Schleuse, um 12 Uhr 15 Min. gefolgt von der „Andromache", dann der „Medea" um 12 Uhr 20 Min., der „Tribune" um 12 Uhr 30 Min. und der „Terpsichore" um 1 Uhr 15 Minuten. Der Kreuzer „Theseus" passirte um 1 Uhr 15 Min., als die Fluth beinahe auf voller Höhe war, und zuletzt das Schlachtschiff „Barfleur", ein prächtiges Schiff, bald nach 2 Uhr. Einen Moment schien es, als wenn die Vollständigkeit dieser erfolgreichen Phase der Mobilmachung durch die Unfähigkeit der „Scylla", eines Kreuzers zweiter Klasse, zur festgesetzten Zeit abzugehen, beeinträchtigt werden sollte, da sich eine schwere Beschädigung ihres Steuerapparates fast im letzten Moment herausgestellt hatte. Allein die Werftarbeiter arbeiteten energisch, und kaum hatte der „Theseus" die südliche

Schleuse passirt, so wurden auch seine Handwerker auf der „Scylla" verwandt, welche dieselbe bald in Stand setzten, so daß sie dem „Barfleur" rasch stromabwärts zu folgen vermochte. Ihr Abgang vervollständigte die Mobilmachung in Chatham und ließ dessen Bassin, welches noch vor 48 Stunden von Schiffen wimmelte, von denen keins thatsächlich in Dienst gestellt war, in dem alleinigen Besitz des „Ajax", eines nicht für die Manöver bestimmten Schlachtschiffes. In etwas über 30 Stunden nach dem Eintreffen des Indienststellungsbefehls hatten daher sämmtliche in Chatham mobilisirten Schiffe die Werft verlassen und waren in See gegangen. Diese Leistung wird in britischen Marinekreisen als eine höchst anerkennenswerthe für alle Betheiligten gehalten; allein man weist zugleich auch darauf hin, daß zur Beurtheilung ihres eigentlichen Werthes zu berücksichtigen bleibt, daß das ganze Verfahren vorher vorbereitet, daß der Mobilmachungstermin seit wenigen Wochen bekannt war und daß thatsächlich die Werft den größeren Theil eines Jahres darauf verwandt hatte, um sich für dieselbe bereit zu machen. Wenn jedoch ein Krieg ausbreche, so sei es weit wahrscheinlicher, daß keine dieser Vorbedingungen gegeben sei, und daß nur, wenn die Leistung, welche am 18. und 19. Juli in Chatham beobachtet wurde, ohne vorheriges Avis sich jederzeit wiederhole, England sich für thatsächlich in jedem Moment kriegsbereit halten könne, soweit dies mit der Erhaltung des Flottenpersonals auf dem Friedensstande vereinbar sei. Um dieses Resultat zu sichern, müsse jedoch die Lage der A-Division der Flottenreserve sorgfältig im Auge behalten und darauf gehalten werden, daß ihre Verstärkung durch die B-Division nicht ungebührlich verzögert werde, damit die Werften sich solchen Aufgaben des raschen Schiffsbaues widmen könnten, wie sie heute in Chatham in fast unglaublichem Maßstabe beim Bau des „Magnificent" und des „Victorious" durchgeführt würden; der letztere wurde Ende Mai auf den Kiel gelegt und fast seine sämmtlichen Rippen sind bereits bis zum Niveau des Panzerdecks in Position gebracht und das letztere befindet sich im Bau. Dies, meint man, müsse geschehen können, allein das Uebrige nicht ungethan bleiben, wenn ein Krieg ausbreche, man werde sonst finden, daß, während neue Schlachtschiffe mit überraschender Schnelligkeit gefördert würden, die Reparaturen, welche nöthig sind, die eigentliche in See gehende Flotte jederzeit in Bereitschaft zu halten, in See zu stechen, vernachlässigt worden seien. Ein einziger ernster Unfall zeigte sich bei der Mobilmachung in Chatham. Eine der Maschinen des „Jaseur" wurde durch den Bruch ihres exzentrischen Hochdruckapparats außer Thätigkeit gesetzt und das Schiff war nicht im Stande, an den Manövern Theil zu nehmen. Als dieser Unfall jedoch am 19. dem Admiral Morant mitgetheilt wurde, war derselbe in der Lage zu berichten, daß die „Dryade", ein neues Torpedokanonenboot verbesserter Konstruktion, in 24 Stunden bereit sein könne, die Stelle des beschädigten „Jaseur" einzunehmen. Die

Stärke der Manöverflotte vermochte daher rasch, in Uebereinstimmung mit dem ursprünglichen Plan, durch die einfache Ueberführung der Offiziere und Bemannung des „Jaseur“ nach der „Dryade“ vervollständigt zu werden. Wenn für die Bemannung der letzteren mehr Mannschaften erforderlich waren, so waren dieselben überdies leicht aufzubringen, da, obgleich die Mobilmachung einen beträchtlichen Theil des Personals sofort und entsprechend verwendbar beansprucht, sie die vorhandenen Hülfsquellen nicht völlig erschöpft, und da die in diesem Jahre je 250 Mann der ersten und zweiten Klasse der Flottenreserve ertheilte Erlaubniß, sich der Flotte für die Manöver zu stellen, nicht einen Mangel an Leuten, sondern dem anerkennenswerthen Wunsch der Admiralität ihre Entstehung verdankt, einem Theil der Flottenreserven einen praktischen Einblick in den Verlauf der Mobilmachung zu geben. Das Erscheinen mancher dieser Leute unter der Bemannung der mobilisirten Schiffe wurde in Chatham viel besprochen und ihr gutes Aussehen und seemännisches Auftreten wurde als ein Zeichen betrachtet, daß das Experiment voraussichtlich von Erfolg begleitet sein werde.

Kleine Mittheilungen.

— Deutschlands Kolonialverwaltung.*) Als maßgebende oberste Kolonialbehörde ist im allgemeinen die Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes anzusehen. Sie stellt nicht, wie man erwarten sollte, eine in allen kolonialen Fragen selbständige, sondern eine in den Organismus des Auswärtigen Amtes eingegliederte Behörde dar, die sachlich außerdem noch auf das Zusammenwirken mit

*) Mit Erlaubniß der Verlagsbuchhandlung Schall u. Grund, Geschäftsleitung des Vereins der Bücherfreunde, Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 128, dem soeben erschienenen Werke (3. Band des vierten Jahrganges der „Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde“) Deutschlands Kolonien, ihre Gestaltung, Entwickelung und Hilfsquellen, Bd. I: Ost-Afrika, von Rochus Schmidt, entnommen.

Hauptmann Rochus Schmidt, der Freund und Mitkämpfer Majors v. Wissmann, giebt als langjähriger Offizier in unserer Schutztruppe von sämmtlichen deutschen Kolonien ein anschauliches Bild. Es stehen ihm zu diesem Zweck außer reicher Erfahrung, eigenen Erlebnissen und Sammlungen, die Berichte und Sammlungen der Regierung, sowie der Neu-Guinea- und Kolonial-Gesellschaft und einer großen Zahl noch im Kolonialdienst befindlicher Bekannten zur Verfügung.

anderen Reichs- und Staatsbehörden angewiesen ist. Die Organisation der deutschen Kolonialregierung ist eine keineswegs einheitliche, sondern recht schwierige und komplizirte. Eine gewisse Einheitlichkeit in der Verwaltung wird nur insofern erreicht, als schließlich alle Fäden beim Reichskanzler wieder sich vereinigen, jedoch nur in dem Maße, wie das bei allen auf das Reich bezüglichen Angelegenheiten der Fall ist. Der Umstand, daß der Leiter der Kolonialabtheilung aber dem Reichskanzler nicht allein verantwortlich ist für die kolonialen Maßnahmen, sondern mehrere Behörden dabei mitzureden und sich in die Verantwortlichkeit zu theilen haben, bedeutet eine Unvollkommenheit in der betreffenden Organisation. Soweit eine militärisch organisirte kaiserliche Truppe in unseren Schutzgebieten formirt ist, und das ist bei uns in den einzelnen Schutzgebieten dann erst geschehen, wenn unglückliche Ereignisse zur Bildung einer Truppe oder zum strafferen Zusammenschluß derselben unter ausschließlich militärischer Leitung drängten, stellt in militärischer Hinsicht eine Militärbehörde, nämlich das Reichsmarineamt, die oberste Instanz dar. Genannte Behörde stand ursprünglich den inneren Angelegenheiten unserer Kolonien durchaus fern. Die Zutheilung der farbigen Schutztruppen, deren Führerpersonal aus den deutschen Landarmeen entnommen war, bedeutete eine Belastung des Reichsmarineamts mit ihm gänzlich fernstehenden Verwaltungsangelegenheiten.

Hinsichtlich der ökonomischen Verwaltung der Schutztruppen hat sich die genannte Behörde mit der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes zu verständigen. Die letztere wiederum steht bezüglich der auswärtigen Politik, wie das selbstverständlich ist, und der Personalien der Beamten unter dem Auswärtigen Amt.*)

Der Leiter der Kolonialabtheilung hat demnach, abgesehen von seinen Rücksichten auf den Reichskanzler, sich mit verschiedenen Behörden ins Einvernehmen zu setzen. Er ist nicht in solchem Grade selbstständig und infolgedessen auch nicht verantwortlich, wie man dies von dem Inhaber eines so ungemein wichtigen Amtes wünschen sollte. Der an der Spitze der Kolonialabtheilung als ihr Direktor stehende Beamte ist der Wirkliche Geheime Legationsrath Dr. Kayser, der diese Stellung seit dem Jahre 1890 inne hat, nachdem er schon früher in kolonialer Hinsicht thätig gewesen war. Er hat einen hervorragenden Antheil an der Schaffung von Deutschlands kolonialer Gesetzgebung und an der Reorganisation der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft genommen. Dr. Kayser hat es verstanden, bei der Verwaltung seines schwierigen, unter den angeführten Verhältnissen gewiß mitunter recht unerfreulichen Postens, zwischen den sich so oft widerstrebenden Interessen der Regierung und der kolonialen Kreise in geeigneter Weise zu vermitteln. Unter

*) Unter dem jetzigen Reichskanzler Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der im Gegensatz zu seinem Amtsvorgänger der Kolonialpolitik ein erfreuliches Interesse entgegenbringt, ist die Stellung der Kolonialabtheilung vom Auswärtigem Amt unabhängiger geworden. Es muß indeß noch eine größere Zentralisation der Verwaltung erstrebt werden, derart, daß der auf das Reichsmarineamt bezügliche Theil der Verwaltung dieser Behörde abgenommen und der Kolonialabtheilung bezw. dem Kolonialamt übertragen wird.

seiner Leitung hat die Entwicklung der Schutzgebiete anerkennenswerthe Fortschritte gemacht. In unserer größten Kolonie hat sich Dr. Kayser während eines kurzen Aufenthaltes daselbst persönlich orientirt.

Außer dem Direktor befinden sich in der Kolonialabtheilung noch mehrere in Kolonialfragen erfahrene Leute, wenn auch die höheren Stellen bislang nur Juristen zur Verfügung stehen. Immerhin gelangt man bei einer Betrachtung der Kolonialabtheilung zu der Erkenntniß, daß ein Fortschritt zu verzeichnen ist. Die vortragenden Räthe sind entweder praktisch erfahrene oder durch langjährige Arbeit, durch Interesse und Verständniß für unsere Kolonien werthvoll gewordene Mitarbeiter auf dem Gebiete der Kolonialpolitik. Aber das Interesse der Sache läßt doch eine bedeutende Umwandlung und Neuorganisation der Abtheilung auf einer nicht rein juristischen, sondern allgemein praktischen Grundlage dringend erwünscht erscheinen. Die Schaffung einer einheitlich geleiteten, für sämmtliche kolonialen Angelegenheiten einzig und allein verantwortlichen Behörde, die Heranbildung eines guten Beamtenpersonals sind Forderungen, welche von den kolonialen Kreisen mit Recht betont werden, und die gar nicht nachdrücklich genug geltend gemacht werden können.

Erfreulicherweise ist in der Heranbildung eines geeigneten Beamtenpersonals für die Kolonien dank der Fürsorge der Kolonialabtheilung schon ein Anfang gemacht. Den für den Kolonialdienst notirten Personen ist im orientalischen Seminar zu Berlin wenigstens die Gelegenheit, sich vorzubilden, gegeben. Im genannten Institut werden nämlich verschiedene orientalische Sprachen gelehrt, Anweisungen über wissenschaftliche Beobachtungen und geographische Aufnahmen ertheilt, Vorlesungen über Tropenhygiene und dergl. gehalten. Mit Recht wird zwar gewünscht, daß von den segensreichen Einrichtungen des orientalischen Seminars ein umfassenderer Gebrauch als bisher gemacht, daß die Vorbereitung am orientalischen Seminar zur Vorbedingung für die Verwendung im Kolonialdienst gestellt wird. Aber die Ansichten der kolonialen Kreise über die Art der Ausbildung der Beamten und ihre Anstellung und sonstige vorbereitende Beschäftigung daheim gehen naturgemäß weit auseinander und schießen häufig, weil auf Prinzipienreiterei basirend und den faktischen Verhältnissen zu wenig Rechnung tragend, weit über das Ziel hinaus. Vorschläge, nach denen eine vollkommen einheitliche Kolonialkarriere geschaffen werden sollte, in der mit dem Studium der Jurisprudenz zu beginnen wäre, worauf eine wirthschaftliche, gärtnerische, geographische, linguistische Ausbildung folgen sollte, liefen auch mit unter, und es trat das Bestreben hervor, hier alles in übertriebener Weise zu schematisiren, der freien Entfaltung der Individualität hindernd in den Weg zu treten. Nach Ansicht des Verfassers ist es klar, daß an die Schaffung einer allgemeinen Kolonialkarriere, bei der alles über einen Leisten geschlagen wird, gar nicht zu denken ist. Wir brauchen in unseren Kolonien die verschiedensten in ihrem Fach gründlich und nicht oberflächlich ausgebildeten Leute. Es sind da nöthig außer Offizieren für die Truppe: Verwaltungsbeamte, Richter — wir trennen die beiden letztgenannten Gruppen absichtlich — denn wir stehen auf dem Standpunkt, daß nicht nur aus der Zahl der Juristen, sondern aus allen mit gesundem Menschen-

verstand ausgestatteten Personen der verschiedensten Berufsklassen, wofern ihnen Gelegenheit zur Schulung geboten wird, gute Verwaltungsbeamte erwachsen, denen nicht nur die mittleren, sondern auch die oberen Stellen in den Kolonien und der allgemeinen Kolonialverwaltung zugänglich zu machen sind — ferner Zollbeamte, Forstleute, Geologen, Pflanzer, Kaufleute, Kassenbeamte, Geographen, Feldmesser und dergleichen. Bei allen in den Tropen Beschäftigung suchenden Persönlichkeiten hat man zunächst darauf zu sehen, daß sie einen vollkommen gesunden Körper haben, daß besonders Herz, Leber, Lunge, Milz, Magen und Nerven bei ihnen tadellos in Ordnung, sie noch jung sind und die nöthige Elastizität des Geistes besitzen. Dann handelt es sich bei den genannten Kategorien darum, die einzelnen in ihrem Fach tüchtigen Leute auszuwählen und diesen, in ihrem Spezialberuf firmen, eine allgemeine Ausbildung für den tropischen Kolonialdienst zu geben. Die Ausbildung hat sich besonders auf die Erlernung der Eingeborenen-Sprachen, auf die Anleitung zu Ortsbestimmungen und zu geographischen oder allgemein wissenschaftlichen Aufzeichnungen, auf die Kenntniß der Anschauungen, Religion, Sitten und Rechtsgebräuche der Eingeborenen, auf die Tropenhygiene und anderes mehr zu erstrecken, wobei der Individualität und Neigung des Einzelnen Rechnung getragen werden muß. Auf die sprachliche und allgemein ethnographische Vorbildung ist in jedem Fall ein ganz besonderer Werth zu legen. So könnte z. B. von den sich für Ostafrika meldenden Offizieren oder Beamten die Erlernung der Suahelisprache als Vorbedingung gefordert werden. Die Ausbildung mancher Offiziere in der arabischen Sprache ist außerdem noch in hohem Maaße wünschenswerth, besonders da, wo Sudanesen das Hauptkontingent unserer Schutztruppen bilden und die Araber eine bedeutende Rolle spielen. Das Studium anderer Sprachen bleibt der Neigung der Betreffenden überlassen. Daß für die Erlernung einzelner Dialekte auch des inneren Afrika sehr wohl schon in der Heimath Gelegenheit gegeben ist, möge nicht unerwähnt bleiben. In dieser Beziehung hat durch seine hervorragenden linguistischen Studien und Arbeiten sich der Sekretär bei der deutschen Kolonialgesellschaft, Herr Seidel, ein Verdienst erworben, von dessen Eifer eine Reihe von Grammatiken verschiedener Sprachen Zeugniß ablegt. Von den innerafrikanischen Sprachen sei seine neueste Abhandlung über das Kisukuma erwähnt.

Daß außer der Heranbildung von geeigneten Kolonialbeamten die Erhaltung der im Dienst bereits bewährten Kräfte in erster Linie anzustreben ist, versteht sich von selbst. Es giebt eine Anzahl von Leuten in verhältnißmäßig subalterner Stellung, die sich kurze Zeit in einer Kolonie aufgehalten und sich dieselbe einmal angesehen haben. Solche Persönlichkeiten, die es mitunter recht gut verstehen, sich das Air superkluger, außerordentlich erfahrener Leute zu geben, werden daheim meist auch als Experten angesehen, auf die außerordentlich viel zu geben ist. Dieses Genre von Personen thut man natürlich gut, sich etwas näher anzusehen, ehe man ihnen zu viel anvertraut. Auf eine gewisse Kritiklosigkeit privater Kreise ist mancher Fehler der Kolonialgesellschaften zurückzuführen. Nebenbei bemerkt können auch die, welche die Verhältnisse der Kolonien mit weitem Hinterland nur von stillen Küsten-

plätzen oder von Bord der Schiffe aus sich angesehen haben, als erfahrene Leute betrachtet zu werden, nicht für sich in Anspruch nehmen.

Einen ganz hervorragenden Prozentsatz für das weiße Personal in den Kolonien wird natürlich immer das deutsche Offizier- und Unteroffizierkorps zu stellen haben. Offiziere und Unteroffiziere allein haben die Ausbildung in der Truppe zu versehen und den guten Geist der Disziplin in dieser zu pflegen. Häufig ist aber für die Offiziere das rein Militärische nicht das einzige Arbeitsfeld. Der deutsche Offizier ist durch seine Erziehung in der Heimath in hervorragendem Maaße dazu befähigt, sich fremdartigen Verhältnissen zu akkommodiren, vorausgesetzt, daß er kein Pedant und nicht zu alt geworden ist. Im allgemeinen hat der Offizier das Zeug dazu, die Eingeborenen zu behandeln und in der wissenschaftlichen Erschließung, wie in der Verwaltung Gutes zu leisten, wenn ihm auch im Anfange manches schwer ankommen mag. Deutsche Offiziere sind es gewesen, welche die größten Erfolge auf praktischem und wissenschaftlichem Gebiete errungen haben. Außer dem in der Kolonialgeschichte für ewige Zeiten hell leuchtenden Namen Wißmanns beweist dies die neuere Kolonialgeschichte unserer gesammten afrikanischen Kolonieen. Unsere Civilbehörden entschließen sich, wenigstens neuerdings, dazu, Offiziere auch in den oberen Stellen der Kolonieen anders denn als bloße Militärs zu verwenden. Es kann im Interesse der Sache nur gewünscht werden, daß auf dem betretenen Wege weiter fortgeschritten und das besondere Augenmerk unserer obersten Kolonialbehörde auf die durch langjährige Thätigkeit in den Schutzgebieten wohlerfahrenen Offiziere gerichtet wird. Man muß sie dadurch dem kolonialen Dienst zu erhalten suchen, daß man ihnen die Erreichung der höheren und eventuell höchsten Stellen im kolonialen Dienste, sei es in den Kolonien selbst, sei es in der Centralverwaltung derselben, möglich macht, auch wenn den juristischen Verwaltungsbeamten einige der ihnen sonst usuell zufallenden Aemter verloren gehen.

Nach unserer Ansicht ist es geradezu ideal, wenn der Kolonialregierung in den einzelnen Schutzgebieten, wie in der allgemeinen Kolonialverwaltung Offiziere zur Verfügung stehen, die neben ihrer Tüchtigkeit als solche sich im Verwaltungsdienst hervorragend brauchbar erwiesen haben und dadurch die Möglichkeit zu einer Centralisation in der Verwaltung durch Vereinigung der militärischen und civilen Gewalt bieten. Dies kann bei Juristen und Civilpersonen im allgemeinen nicht der Fall sein, weil diese ein für allemal für die Truppe im Interesse der Disziplin ausgeschlossen bleiben müssen. Es liegt uns hierbei vollkommen fern, etwa die Ansicht zu vertreten, daß im allgemeinen der Offizier bei der Besetzung der obersten Verwaltungsstellen in höherem Maaße berücksichtigt werden soll als der Civilbeamte. Wir rathen vielmehr, die Auswahl in allererster Linie nach der Person, nicht nach einem Prinzip zu treffen Die Verdienste und die persönliche Tüchtigkeit des Einzelnen sollen maßgebend für seine Verwendung sein. Nirgends so sehr, als in unseren Kolonieen spitzt sich alles auf die Persönlichkeit zu.

Von besonderer Wichtigkeit für unsere Kolonien ist die Auswahl der Personen bei demjenigen Element, welches dazu berufen ist, als ultima ratio zu dienen, um

mit bewaffneter Hand die Ruhe und Ordnung, den Respekt vor der deutschen Flagge aufrecht zu erhalten. Wir meinen die Auswahl der Ober- und Unterführer bei den deutschen Kolonialtruppen, die heutigen Tages erfreulicherweise fast durchweg eine straffe militärische Organisation haben. So vortheilhaft oder vielmehr geradezu nothwendig eine militärische Organisation und eiserne Disziplin bei den Schutztruppen in unseren Kolonien ist, so sehr muß man sich hüten, in allzu hohem Maße heimische Prinzipien auf die den europäischen gänzlich fremden ausländischen Verhältnisse anzuwenden. Es heißt, die maßgebende Militärbehörde beabsichtige, bei der Chargenbesetzung in den Schutztruppen das deutsche Chargen- und Anciennetätsverhältniß zur Grundlage zu nehmen. Man soll bei der größten Schutztruppe, die wir in unseren Kolonien haben, der ostafrikanischen, eine Eintheilung in mehrere Bataillone planen, unter denen wieder die Kompagnieverbände stehen, und diese, wie bei uns in Deutschland, mit Majoren, Hauptleuten rc. besetzen wollen. Die strenge Durchführung dieses Planes würde uns nicht praktisch erscheinen. Es ist ja möglich, daß man bei der Aussendung von älteren Stabsoffizieren nach den Tropen, wie Beispiele beweisen, einen guten Griff thut. Im Allgemeinen aber will uns scheinen, daß die Heraussendung von Männern im vorgerückten Alter nach tropischen Gebieten schon aus gesundheitlichen Rücksichten nicht angebracht ist. Aeltere Leute, die nie in den Tropen waren, werden dort jedenfalls im Allgemeinen schneller nervös werden und an ihrer Gesundheit mehr die Einwirkung des Klimas spüren als jüngere Leute von etwa 25 bis 30 oder auch 35 Jahren. Etwas Anderes ist es bei Leuten, die dieses Alter zwar überschritten, aber sich früher bereits in den Tropen eingewöhnt haben. Schließlich ist es noch sehr fraglich, ob sich selbst außerordentlich tüchtige Leute unter den gänzlich veränderten Verhältnissen des Auslandes dienstlich bewähren, da sie in vielen Fällen nicht mehr über ein genügendes Maß von Elastizität verfügen und sich in die ganz neuen Verhältnisse nicht so schnell hineinzudenken vermögen. Ist solchen älteren, naturgemäß im Range höher stehenden Persönlichkeiten noch ein besonders wichtiges, viel Vertrauen voraussetzendes Amt anvertraut, so kann unter Umständen viel Schaden angerichtet werden, nicht durch ihre Schuld, sondern infolge des fehlerhaften Systems in der Heimath, das mit Neulingen in verantwortlicher Stellung Experimente macht. Andererseits wird den Offizieren, welche jung in die Schutztruppe eingetreten sind, die Möglichkeit arg erschwert, in höhere und selbstständige Stellungen einzurücken. Es liegt doch sehr im Interesse der Sache, wohlbewährte Leute dem Dienste in einer Stellung zu erhalten, in der sie möglichst viel Gutes wirken können, anstatt sie zu lange in subalterner Stellung zu belassen. Das gekennzeichnete System ist für unsere Kolonien keineswegs von Vortheil, indem es einen fortwährenden Wechsel im Offiziers- und Beamtenpersonal mit sich bringt und es strebsamen Personen verleidet, sich dauernd einer Karriere zu widmen, bei der sie Vieles aufzugeben haben und nur wenig erreichen können. Der Europäer kann in den Tropen im Allgemeinen nur beschränkte Zeit leben. Man muß daher diese Zeit voll und ganz ausnutzen, indem man während dieser Zeit bewährte Leute dem Dienste zu erhalten sucht, nicht aber sie von diesem abzustoßen strebt.

Juristen sind natürlich ebenfalls in den Schutzgebieten nothwendig, aber von vornherein nur zum Richteramt. Es gilt für die Verwendung von Juristen im Verwaltungsdienst dasselbe wie von den Offizieren. Weist der Jurist, der ursprünglich nur als Richter nach der Kolonie gesandt ist, seine Fähigkeiten zum Verwaltungsbeamten nach, so wäre es thöricht, seine Dienste in dieser Hinsicht zurückzuweisen und ihn nur als Richter auszunutzen. Genau dasselbe trifft auf die den anderen Berufsklassen angehörenden Kolonialbeamten zu. Bezüglich aller kann gesagt werden, daß bureaukratische Naturen im Allgemeinen außerhalb ihres ursprünglichen Berufs kaum in den Kolonien zu verwenden sind. Derartige Leute sind meist nicht befähigt, schnelle und energische Entschlüsse zu fassen, wenn die Nothwendigkeit zu solchen an sie herantritt. Bureaukraten halte man möglichst von unserer Kolonialverwaltung und unseren Kolonien fern; ebenso verschone man diese mit einer bureaukratischen Verwaltungsform, gleichviel ob dieselbe zivil oder militärisch ist.

Den lange im tropischen Dienst ausharrenden Offizieren und Beamten muß ein gehöriges Aequivalent geboten werden. Dem Subalternoffizier nach langjähriger Thätigkeit in den Tropen zu gestatten, in seine heimischen Verhältnisse zurückzukehren, ist kaum ein solches, zumal ihm meist schon sein Gesundheitszustand nicht mehr gestatten wird, mit seinen Altersgenossen gleichen Schritt zu halten. Daß die weitgehenden Wünsche mancher Leute, die in verhältnißmäßig untergeordneter Stellung und nur kurze Zeit in den Kolonien thätig waren, hierbei berücksichtigt werden, kann man natürlich nicht verlangen. Unsere Auslassungen beziehen sich nur auf den wirklich bewährten Theil unserer Kolonialbeamten und Offiziere.

Die Gehälter der Beamten und Offiziere sind besonders wegen der hohen Anforderungen, die an die Vorkämpfer deutscher Kultur im Auslande gestellt werden, höher als in der Heimath. Für einzelne Beamtenkategorien und besonders für die ganz neu und jung nach den Tropen hinausgehenden Juristen sind sie vielleicht etwas zu hoch, während sie für manchen der schon Jahre lang erprobten, häufig bereits an ihrer Gesundheit geschädigten Beamten und Offiziere noch höher normirt werden könnten. Im Großen und Ganzen kann man sagen, daß der richtige Maßstab für die Besoldung der Beamten von unserer Regierung getroffen ist. Einzelne in klimatischer Hinsicht ausgezeichnete Schutzgebiete, insbesondere Südwestafrika und das Gebiet der Marschallinseln, stellen an die Gesundheit ihrer Beamten nicht so hohe Ansprüche als die anderen afrikanischen Schutzgebiete und Neu-Guinea. Es dürfte in Folge dessen angebracht sein, bewährte Beamte, die für die Tropen nicht mehr widerstandsfähig genug sind, wofern sie sonst noch vollauf arbeitskräftig, energisch und leistungsfähig sind, in diesen Gebieten in maßgebender Stellung zu verwenden, anstatt Neulinge einzusetzen.

Wie schon erwähnt, legen wir einen ganz hervorragenden Werth auf eine zweckmäßige Organisation der heimischen Kolonialbehörde. Wenn vielfach die Zutheilung der Kolonialbehörde zum Reichs-Marineamt empfohlen wurde, so halten wir eine solche Zutheilung im Interesse der Sache für absolut undurchführbar.

Die oberste Kolonialbehörde ist zu vielseitig, als daß ihre Eingliederung in das Reichs-Marineamt möglich wäre. Die Bildung eines eigenen und selbstständigen, nicht bureaukratisch-juristischen Kolonialamtes erscheint uns als ein ganz unabweisbares Bedürfniß. Der Leiter dieses Kolonialamtes, ein Staatssekretär, kann, was seine Person anbelangt, sowohl ein Beamter als ein Offizier sein, nur muß es ein praktischer und vielseitig erfahrener, ein für die Kolonien wahrhaft und aus eigener Neigung, mit vollstem Herzen, nicht nur amtlich interessirter Mann sein. Zum Kolonialamte möge eine Reihe von Abtheilungen gehören: Zentralabtheilungen für die einzelnen Kolonien, die sich mit der Administration, Ausnutzung und Bewirthschaftung der Schutzgebiete zu befassen haben; eine militärische Abtheilung, die ausschließlich mit wirklich an Ort und Stelle erfahrenen, in den einzelnen Schutzgebieten wohl orientirten Offizieren besetzt ist und unter einem höheren Offizier steht; eine seemännische Abtheilung, der besonders die Fürsorge für die Flottillen obliegt, welche, um sie wenigstens im Großen und Ganzen unabhängig von der Marine zu machen, den einzelnen Schutzgebieten zuzutheilen sind; dann eine juristische Abtheilung, eine Sanitätsabtheilung, Kasse, Registratur u. s. w. Eine besondere Fürsorge hätte der Leiter des Kolonialamtes sowohl der Zusammensetzung dieser Behörde, wie der Auswahl der in die Schutzgebiete herauszusendenden Offiziere und Beamten angedeihen zu lassen. In Folge dessen wäre die Herstellung einer gewissen Verbindung zwischen dem Kolonialamte und der für die Schutzgebiete wichtigen Abtheilung des orientalischen Seminars erforderlich.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß wir uns das Kolonialamt keineswegs als eine bloße Erweiterung der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes zu denken haben. Eine solche ist ja im Laufe der letzten Jahre durch Vermehrung der Stellen der vortragenden Räthe, bislang nur Juristen, bewirkt worden. Wir denken uns das Kolonialamt als die auf praktischer Grundlage erfolgende Neuformation einer Behörde, der in allererster Linie die wirthschaftliche Erschließung der Kolonien am Herzen zu liegen hat. Daß für die Bildung eines solchen Reichsamtes, wie für die bessere Heranziehung eines gut ausgebildeten Stammes von Kolonialbeamten Mittel erforderlich sind, liegt auf der Hand. Wir meinen aber, daß diese Mittel wohl zur Verfügung gestellt werden würden, denn das Bedürfniß, solche, übrigens keineswegs neuen Vorschläge zu realisiren, ist allgemein empfunden worden. Besonders die kolonialen Kreise haben das Bestreben, die Kolonialpolitik in ein stabileres Fahrwasser einzulenken, bezüglich der Verwaltung des Ganzen und der einzelnen Kolonien ein klares und fest im Auge zu behaltendes Programm aufgestellt zu sehen unter Vermeidung der mit Personalveränderungen sonst häufig verbundenen Systemwechsel. Bislang war die Kolonialpolitik im Großen und Ganzen wie im Einzelnen zu sehr dem Wechsel der Anschauungen und Systeme unterworfen.

Das Interesse für unsere Kolonien ist lebendig im deutschen Volk. Diese Thatsache, das verdient hervorgehoben zu werden, ist in ganz hervorragendem Maße das bleibende Verdienst der deutschen Kolonialgesellschaft, die sich aus dem deutschen Kolonialverein und der Gesellschaft für deutsche Kolonisation heraus, durch

Vereinigung dieser beiden gebildet hat. Die Zwecke der genannten Gesellschaft sind folgende:

1. Sie will die nationale Arbeit der deutschen Kolonisation zuwenden und die Erkenntniß der Nothwendigkeit derselben in immer weitere Kreise tragen,
2. die praktische Lösung kolonialer Fragen fördern,
3. deutsch-nationale Kolonisationsunternehmungen anregen und unterstützen,
4. auf die geeignete Lösung der mit der deutschen Auswanderung zusammenhängenden Fragen hinzuwirken,
5. den wirthschaftlichen und geistigen Zusammenhang der Deutschen im Auslande mit dem Vaterlande erhalten und kräftigen.
6. Für alle auf diese Ziele gerichteten, in unserem Vaterland getrennt auftretenden Bestrebungen will sie einen Mittelpunkt bilden.

Die deutsche Kolonialgesellschaft hat es sich besonders angelegen sein lassen, jeder Zeit anspornend auf die Reichsregierung in kolonialem Sinne zu wirken und zu einer kräftigen und energischen Kolonialpolitik ihrerseits mit beizutragen. Der bisherige langjährige um die Kolonialbewegung hochverdiente Präsident der deutschen Kolonialgesellschaft war der jetzige Statthalter der Reichslande, Fürst zu Hohenlohe-Langenburg.

Wir wollen es nicht unterlassen, an dieser Stelle auch des Kolonialraths, eines im Oktober 1890 eingerichteten Instituts, Erwähnung zu thun. Freilich stellt der Kolonialrath, dessen Mitglieder aus den Kreisen der Sachverständigen und Interessenten, nach dem Ermessen des Reichskanzlers berufen werden, eine nur berathende Körperschaft dar. Die Auswahl der Gegenstände, welche ihm zur Berathung überwiesen werden, liegt im Wesentlichen der Regierung ob. Nichtsdestoweniger hat es der Kolonialrath verstanden, durch Stellung von Initiativanträgen seine ursprünglich nicht allzu große Bedeutung zu vermehren. Er zählt in seiner Mitte eine Anzahl um die Kolonien hochverdienter Persönlichkeiten.

Nachdem wir von der heimischen Verwaltung gesprochen haben, möchten wir zum Schluß auch noch ganz kurz und im allgemeinen dasjenige zusammenfassen, was den Kolonialbehörden in den einzelnen Schutzgebieten obzuliegen hat. Ihr Bestreben muß darauf hinzielen, in den Schutzgebieten Ruhe und Ordnung herzustellen und eine gewisse Stabilität der Verhältnisse zu schaffen, damit die friedlichen und zur Arbeit geneigten Eingeborenen ihre Arbeitskraft auf die Kultur des Landes verwenden und die europäischen Erwerbsgesellschaften sich der friedlichen Arbeit hingeben können, damit womöglich auch dort an den wenigen Stellen, wo die Verhältnisse dazu günstig genug liegen, deutsche Auswanderer bei ernster Arbeit eine Existenz finden und sich und dem Vaterlande so ihr Deutschthum erhalten können. Ferner muß danach gestrebt werden, die Verkehrsverhältnisse so zu gestalten, daß der Handel gedeiht, den deutschen Waaren ein Absatzgebiet geschaffen wird und für unsere Bedürfnisse ein Produktionsgebiet ersteht. Im allgemeinen ist bislang schon recht viel geschehen, wie die etwa 10 Jahre alte Entwickelungsgeschichte unserer

Schutzgebiete zeigt. Die großen Hoffnungen, welche auf unsere Kolonien gesetzt werden, sind aber in wenigen Jahren nicht zu realisiren. Dazu bedarf es der ernsten Arbeit einer viel längeren Reihe von Jahren. Dabei hat jeder an seinem Theile mitzuwirken, die Beamten, die Interessenten, der nationale Theil des deutschen Volkes und die Regierung, die eine Politik vertritt, die auf den blutdurchtränkten Feldern Frankreichs ihren Ursprung hat, die unter dem ersten Hohenzollernkaiser sein eiserner Kanzler für das neugeeinte Deutsche Reich begann

— Die Betheiligung der französischen Armee an der Weltausstellung 1900. Nach der offiziellen Eintheilung wird die Ausstellung der französischen Armee in der Weltausstellung von 1900 die 18. Gruppe bilden. Diese Gruppe soll, nach einer Mittheilung der „Revue du cercle militaire", aus folgenden Klassen bestehen:

Bewaffnung und Artillerie-Material. Material und Verfahren der Arsenale und Waffenfabriken. — Geschütze und Geschosse der Landarmee. — Geschütze und Geschosse der Marine. — Feuerwaffen. — Munition und Sprengstoffe. — Pulver. — Pulverfabriken. — Blanke Waffen. — Artillerie-Material und rollendes Material der Landarmee. — Artillerie-Material und rollendes Material der Marine.

Militärische Ingenieurwissenschaft und damit zusammenhängende Dienstzweige. — Pioniermaterial. — Eisenbahnbau. — Tracéstudien und Eisenbahnbau in den Kolonieen. — Kasernirung in Frankreich und in den Kolonieen. — Elektrizität und Elektrizitätsübertragung. — Militär-Luftschifffahrt. — Telegraphie und Telephonie. — Brückenwesen.

Marine-Ingenieurwissenschaft. Hydraulische Arbeiten. Torpedos Kriegsschiffe. — Schiffsrümpfe und Nebentheile. — Motoren und Verdunstungsapparate. — Hülfsapparate. — Ausrüstungsmaterial. — Geräthschaften und Erzeugnisse der Arsenale. — Elektrizitätsübertragung. — Hydraulische Arbeiten. — Angriffs- und Vertheidigungstorpedos. — Unterrichtsanstalten. — Zeichenkunst. — Photographie. — See-Rettungswesen. —

Kartographie. — Hydrographie. — Verschiedene Instrumente. Armee-Kartenwesen: Geodäsie, Topographie, Kartographie, Reliefpläne; optische Instrumente, Präzisions-Instrumente. — Photographische Apparate. — Militär-Bibliographie. —

Marine-Hydrographie: Karten, wissenschaftliche Instrumente, Schifffahrts-Instrumente. — Marine-Bibliographie.

Verwaltungsdienst. — Bekleidung, Ausrüstung, Bettwesen. — Unterbringung mobiler Truppen in Lagern und Baracken, Fahrzeuge und Truppen der Marine. — Verschiedene Geräthe und Hilfsmittel für den Verwaltungsdienst. — Ernährung: Feldschlächterei; Lebensmittel und Konserven; Apparate zur Erhaltung der Lebensmittel. — Musikinstrumente. — Beschlagwesen, Pferdeausrüstung. — Seefischerei. —

Hygiene und Sanitätsmaterial. — Gesundheitsdienst der Armee in

Friedenszeit und im Felde. — Material und Verfahren zur Evakuation der Verwundeten. — Gesundheitsdienst der Marine. — Verwundeten-Hilfsgesellschaft. — Filtrations- und sonstige Apparate zur Reinigung des Wassers.

— Die großen Manöver von 1895 in Frankreich. Gemäß kriegsministerieller Verfügung vom 8. Februar werden in diesem Jahre folgende Manöver abgehalten werden:

Großes Manöver: Das 6. Armeekorps (bekanntlich das längs der Ostgrenze dislocirte) wird große Manöver von 11 tägiger Dauer gegen das 7. und 8. Armeekorps unter Oberleitung des Generals Saussier ausführen. An einem Theil derselben wird die 2. Kavallerie-Division theilnehmen.

Divisions- und Brigademanöver. Die gewöhnliche Dauer derselben mußte, wegen den Uebungen der Reserve-Regimenter im Oktober, etwas beschränkt werden.

In der 2., 5., 9. und 12. Region werden Divisionsmanöver von höchstens 14 tägiger Dauer stattfinden. In der 1., 3., 4., 10., 11., 13. bis 18. Region Brigademanöver von durchschnittlich 13 tägiger Dauer.

Specialbestimmungen. Ueber die Manöver in Algier und Tunis werden besondere Befehle erfolgen. — Festungsübungen finden nicht statt.

Kavallerie-Uebungen. Die 6. Kavallerie-Division und die 1. provisorische Division (welche die 14., 15. und 16. Kavallerie-Brigade nebst einer reitenden Abtheilung umfaßt) werden unter der Oberleitung des Vorsitzenden des Kavalleriekomitee's gemeinsame Manöver von höchstens 12 tägiger Dauer abhalten, außerdem eine 2. provisorische Division (aus der 13., 17. und 18. Brigade bestehend) unter der Oberleitung des kommandirenden Generals der 6. Kavallerie-Inspektion gemeinsame Manöver von ebenfalls höchstens 12 tägiger Dauer.

Diejenigen Kavallerie-Brigaden, welche an den Manövern der Armeekorps theilnehmen, haben keine besonderen Brigadeübungen auszuführen, wogegen die übrigen Brigaden solche von durchschnittlich 12 tägiger Dauer abhalten.

Reserve-Uebungen. Sämmtliche Infanterie-Regimenter, deren Reservisten im Oktober berufen werden, üben am Ende ihrer Ausbildungsperiode in der Nähe ihrer Garnisionen. Die Dauer dieser Uebungen wird noch bestimmt werden.

— Amerikanische Heeresgedanken. Die „North American Review“ brachte kürzlich zwei interessante Artikel, den einen aus der Feder des Generaladjutanten Ruggle über die „Armeevermehrung“, den andern aus der Feder des Oberstlieutenants Ludlow über die „Militärsysteme in Europa und Amerika“. Aus diesen möchten wir auf Grund eines Auszuges, den die Pariser „Revue du cercle militaire“ vom 16. Februar d. J. enthält, einige bezeichnende Punkte hervorheben, umsomehr, als diese Artikel von den meisten amerikanischen Militärzeitschriften wiedergegeben und meist gebilligt worden sind.

General Ruggle bezeichnet die gegenwärtige Stärke der amerikanischen Armee von 25000 Mann (gesetzmäßig soll sie 30000 Mann betragen), von denen 20000 Kombattanten sind, als viel zu gering für die augenblicklichen Bedürfnisse. Allein die Vertheidigung der Küsten bedarf nach ihm 42500 Artilleristen für die heutigen Befestigungswerke, zu denen noch für die glatten sowie für die gezogenen Geschütze älteren Modells etwa ebensoviel Mannschaften, zusammen also 85000 Mann, nothwendig wären. Wenn die fremden Nationen, so führt der Verfasser aus, grundsätzlich im Frieden die Etatsstärke ihrer Festungsartillerie auf wenigstens ein Fünftel der nothwendigen Kriegsstärke festsetzen, so müßte man doch allerwenigstens in Amerika diese Stärke auf ein Viertel jenes Fünftels, also auf ein Zwanzigstel des ziffermäßigen Kriegsbedarfes zu bringen suchen, d. h. wenigstens 4250 Mann Festungsartillerie unter den Waffen haben. Diese, in 7 Regimenter zu je 600 Mann und einige technische Arbeitskräfte eingetheilt, würden zwar immerhin nur eine schwache Besatzung für die Befestigungen der wichtigsten Häfen bilden und kaum im Stande sein, die Erhaltung der kostspieligen Ausrüstung derselben zu gewährleisten, immerhin würde sie jedoch einen werthvollen Grundstock für die etwoige Kriegsformation ausmachen. Der Verlust einer einzigen Kartusche der theuersten Art — so führt der Verfasser, den geschäftlichen Standpunkt seiner Landsleute wohl kennend, als Hauptargument für seine Forderungen in das Treffen — kostet bereits die fünfjährige Löhnung eines einzigen Soldaten, und der Verlust einer solchen billigster Art beträgt immerhin noch die Löhnung eines Soldaten für neun Monate!

Dieselbe Nothwendigkeit liegt für die Feldartillerie, die Kavallerie und die Infanterie vor. Die erstere würde mindestens eine Verstärkung von 900 Mann nothwendig haben, die Kavallerie bedarf 12 Regimenter oder 8820 Mann, die Infanterie 25 Regimenter zu je 3 Bataillonen (die Kompagnien zu 80 Mann), was 24625 Mann Infanterie ergeben würde. Die Gesammtstärke der Armee würde dadurch auf 40000 Mann kommen, von welcher Zahl man 9500 Mann für die „Skeletkompagnien“ abziehen müßte, so daß dann noch eine Aktiv-Gesammtstärke von 30460 Mann übrig bliebe, also 5500 Mann mehr, als die Union augenblicklich besitzt. Die daraus sich ergebende Vermehrung des Offizierbestandes würde nur unbedeutend sein. Da ein angeworbener Soldat 272 Dollars kostet, so betrüge die Gesammtsumme für die geforderte Vermehrung nur etwa 1½ Millionen Dollars, eine Summe, die für den Kongreß nichts Erschreckendes bieten kann.

Der Artikel des Oberstlieutenants Ludlow bekräftigt die oben erwähnte Studie, indem er hervorhebt, wie gering im Vergleich zu den europäischen Heeresverhältnissen die Erhöhung der finanziellen Lasten bei Annahme der Ruggle'schen Forderungen wäre, und fügt zum Schluß u. A. die treffenden Worte hinzu: „Daß jeder Bürger bei uns waffenfähig ist, ist gewiß gut, aber einen wahren Soldaten kann man immer nur allmählich schaffen, und ohne die nothwendige Zeit wird man niemals Soldaten besitzen, die bereit sind, der militärischen Pflicht Alles zu opfern, Alles ohne jeden Nebengedanken. . . .

„Auch müssen wir beständig eine ausreichend starke Truppe unter den Waffen

haben, um nicht bloß gegebenen Falls die Ordnung wiederherzustellen, sondern vor Allem, um zu verhindern, daß dieselbe gestört werde, sonst ist man dem Gutdünken der gewaltthätigen Klassen und der Verbrecher anheimgegeben. Man darf sich keinesfalls damit begnügen, einen Aufruhr unterdrückt zu sehen, nachdem derselbe Millionen gekostet, den Handel u. s. w. unterbrochen, sowie Elend und Verzweiflung allenthalben hervorgerufen hat. Muß es sich nicht vielmehr empfehlen, die Aufrührer sofort, noch vor jedem Vergehen oder Verbrechen, niedergeworfen zu haben? Der einzige Grundsatz, welcher beständig aufrecht erhalten werden muß, ist die Achtung und der Gehorsam vor dem Gesetz, so lange dies als solches besteht. Deshalb brauchen wir ausreichende Friedensstärken!"

Soweit der amerikanische Verfasser. Man sieht, daß gewisse bedrohliche Vorgänge sozialer Natur jenseits des Ozeans auch in der freiesten Republik der Welt den Ruf nach einer genügend starken Armee als Hüterin der Ordnung und Ruhe im Innern laut werden lassen — und dies zu einer Zeit, wo von gewisser Seite in europäischen Parlamenten der Uebergang vom stehenden zum Milizheer als das höchste Ideal und eine Garantie ewigen Friedens gepriesen wird!

Bemerkenswerthe Aufsätze aus Zeitschriften der deutschen und ausländischen Militär-Literatur.

A. Inländische.

Deutschland. Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine. Heft 2: Der Parteigänger Friedrich v. Hellwig und seine Streifzüge 2c. — Die Eroberung von Bonn durch Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg im Jahre 1689. — Zur Reform der Militär-Strafgerichtsordnung. Von einem bayerischen Auditeur. — Die englischen Kavalleriemanöver im Jahre 1894. — Die Königlich italienische Armee und Flotte im zweiten Halbjahr 1894. —

Archiv für die Artillerie- und Ingenieuroffiziere. Heft 4: Der Verkehr zwischen Frankreich und Rußland bei einem europäischen Kriege. —

Marine-Rundschau. Heft 5: Die Entstehung und historische Entwickelung des Seeoffizierstandes vom Mittelalter bis zur Gegenwart. — Ueber die Mittel zur Beseitigung der Vibrationen von Dampfern. —

Militär-Wochenblatt. Nr. 36: Neue Feldgeschütze der ausländischen Privatindustrie. — Ein Mittel zur Erhöhung der Beweglichkeit der Artillerie. — Nr. 37: Kavallerie-Divisionen im Frieden? — Nr. 38: Ueber die Verwendung einer radfahrenden Infanterie. — Nr. 39: Betrachtungen über den Feldzug 1866 in Italien. — Ist es nothwendig, in dem Ausbildungsgang der Kavallerie eine Aenderung eintreten zu lassen? — Beiheft Nr. 3: Die Entwickelung unserer Infanterietaktik seit unseren letzten Kriegen. — Nr. 41: Kampfmethoden. — Nr. 42: Einige neureglementarische Angriffsbefehle für In-

fanterie-Brigaden und Divisionen auf historischer Grundlage. — Eine feldartilleristische Tagesfrage. —

Deutsche Heereszeitung. Nr. 32: Militärische Zeitstudie über Formen und Wesen, Wissen, Können und Sein. — Nr. 35: Die Reorganisation der Fußartillerie. — Nr. 36: Der Kampf um Dörfer, mit besonderer Berücksichtigung der Schlacht von Gravelotte-St. Privat am 18. August 1870. — Nr. 37: Die Pferdegelder-Vorschrift vom 1. April 1895. — Nr. 38: Die Fortsetzung der Schießausbildung bei der Reserve und Landwehr. — Der Schrapnelschuß der Feldartillerie in Gegenwart und Zukunft. Von Spohr. (Forts. in Nr. 39.) —

Allgemeine Militär-Zeitung. Nr. 32: Die Frage der Kavallerie-Bewaffnung in Frankreich. —

Militär-Zeitung. Nr. 17: Einiges aus Exerzirreglement und Schießvorschrift der Feldartillerie. — Nr. 18: Aus der russischen Armee. —

B. Ausländische.

Oesterreich-Ungarn. Streffleur's österreichische militärische Zeitschrift. Heft 5: Die Einzelausbildung des Infanteristen. — Ueber Marschordnung der k. u. k. Feldartillerie. — Taktische Betrachtungen über den Festungsangriff und die permanente Fortifikation der Gegenwart. —

Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens. Nr. 6: Ueber den Einfluß der Fahrt auf das Richten zur See. Eine Studie. — Von den acht deutschen Panzerschiffen der „Siegfried"-Klasse. —

Organ der militärwissenschaftlichen Vereine. Heft 5: Ueber Felddienst-Vorschriften. — Der Realismus im Festungskriege. — Ueber Beschaffung von gesundem Trinkwasser im Lager und während des Marsches mit Rücksicht auf die Filtrirungsmethoden. —

Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. Heft 4: Die Verwendung der technischen Truppen bei den größeren Truppenübungen 1894. — Ueber die französische Festungsartillerie. — Der automatische Richtapparat Deport. —

Frankreich. L'Avenir militaire. Nr. 1391: L'armée allemande et ses derniers progrès. — Nr. 1394: La bataille de Villiers (30. Nov. 1870). — Les écoles militaires. — Nr. 1996: Leçon de choses. — Exercises de tir à balles. — Nr. 1997: Ecole de l'éclaireur. — Nr. 1998: La retraite de Russie après la Bereziua. —

Le Progrès militaire. Nr. 1512: La trahison et l'espionnage. — Nr. 1514. Nouvelles règles pour l'attaque. — Nr. 1516: Budgets et Effectifs. — Nr. 1518: Les procédés d'attaque de l'infanterie. —

La France militaire. Nr. 3314: A Madagascar. — Nr. 3315: Les illettrés. Nr. 3316: Officiers et sousofficiers. — Nr. 3317: Le corps de Madagascar. — Nr. 3318: Travaux militaires. — La surveillance nécessaire. Nr. 3319: La défense italienne. — Une revue de l'empereur

Guillaume. — Nr. 3325: L'armée coloniale. — Nr. 3329: L'offensive cuirassée. — Nr. 3333: Le budget de 1896. — Nr. 3334: Les officiers. —

La Marine française. Nr. 11: Paris à 36 heures d'Alger. — Infanterie de marine. — La défense de côtes et la marine. — Nr. 12: Les cadres des officiers des vaisseau. — Nr. 13: L'Angleterre dans la Méditerranée. —

Journal des sciences militaires. Mai: Stratégie du combat. — La guerre du Japon contre la Chine et ses conséquences eventuelles. — La metamorphose de la guerre. — Considérations sur la tactique de l'infanterie. — La campagne de 1814. — Le siège de Paris. —

Revue du cercle militaire. Nr. 17: La bicyclette pliante. — Nr. 19: L'armée italienne et l'exécution des décrets-lois de 1894. — Nr. 20: L'artillerie en liaison avec les autres armes.

Revue de cavalerie. April: Instruction et conduite de la cavalerie. — Testament d'un cavalier. Par le général G. von Pelet-Narbonne. (Traduit de l'allemand.) — Opérations de la 5e division de cavalerie allemande du 12 au 15 août 1870. (Avec une carte en couleurs.) — Alimentation et travail du cheval de guerre. Par le Dr. Rigollat, vétérinaire militaire. — Cavalerie contre cavalerie. — Du service de découverte. — Faire un cavalier en aussi peu de temps que possible. (2e partie.) — Les Allures du cheval dévoilées par la Méthode expérimentale. Par J. Lenoble du Teil. (Suite.) [Avec 5 figures.]

England. Army and Navy Gazette. Nr. 1840: China and Japan. — Nr. 1841: Cavalry organisation and Training. — Nr. 1843: The Italian army. —

United service Gazette. Nr. 3251: The strategic importance of the Baltic canal. — Nr. 3252: The Training of the Infantry Militia. — Nr. 3254: Physical training in the American army. —

Italien. Rivista militare. Nr. IX: Le grande manovre tedesche nell'autunno 1894. — Le condizioni sanitarie del R. esercito nell'anno 1893. —

Schweiz. Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. Nr. 4: Vortrag über optischen Feldsignaldienst (Morsé-System und Dreieck-System). — Eine Studie über unsern 12 cm-Mörser. — Schulgänge. Zirkusgänge und Mr. James Fillis. (Fortsetzung und Schluß.) — Handfeuerwaffen. (Fortsetzung.)

Schweizerische Monatsschrift für Offiziere aller Waffen. Nr. 4: Die Winterübung des 7. Dragoner-Regiments im Februar 1895. — Der Munitionsersatz. —

Blätter für Kriegsverwaltung. Nr. 5: Das Eisenbahnwesen im Kriegsfalle. (Forts.) — Die Konserven, deren Werth für die Verpflegung operirender Armeen. (Forts.) —

Rußland. Raswjädtschik. Nr. 235: Die Schneeschuhe im Grenzwachdienst. — Die vom Kommandeur der Jelisabethgraden Kavallerie-Junkerschule vorgeschlagene Vorrichtung zum Hauen. — Der vorschriftsmäßige Sitz beim Velozipedfahren. — Nr. 236: Der Platz Peters des Großen in der Reihe der großen Heerführer. Von Ssuchotin, Generalmajor. — Die Jagden bei den kaukasischen Jagd-Kommandos.

Literatur.

Geschichte des Deutsch-französischen Krieges von 1870—71. Von Graf Helmuth v. Moltke, General-Feldmarschall. Mit 11 Bildnissen, einer Uebersichtskarte in Steindruck, 12 Planskizzen und der Wiedergabe der Schlußworte des Werkes in Moltke's eigener Handschrift. Volksausgabe. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Preis: geh. 3 M., in Orig-Einb. 3,60 M.

Als eine, allen Kreisen des deutschen Volkes willkommene Jubelgabe zur 25jährigen Wiederkehr der Gedenktage unserer großen Siegeskämpfe von 1870/71 wird die Volksausgabe von des General-Feldmarschalls von Moltke Geschichte des Deutsch-französischen Krieges von 1870/71 begrüßt werden. Durch die großen Vorzüge sichern Ueberblicks und gerechten Urtheils, wie sie dem Feldmarschall vor Allen eigen sind und durch die schlichte, echt volksthümliche Darstellungsweise, besitzt sein Feldzugswerk in der That einen unvergleichlichen Werth. Bekanntlich war seine ausgesprochene Absicht, als er auf Wunsch seiner Familie 1887 in der Stille seines Landsitzes Kreisau an die Abfassung dieses Geschichtswerkes ging, so zu berichten, daß ein jeder deutsche Mann, sei er Mitkämpfer und Zeitgenosse von 1870/71 oder deren Nachkomme, jenen Kriegs- und Siegesverlauf recht verstehen und sich in die Ereignisse einleben könne. Er wollte volksthümlich sein, und großen Geistes, konnte er es. Es heißt daher nach Wunsch und Absicht des Feldmarschalls handeln, wenn nunmehr durch eine billige Ausgabe das Werk zum Gemeingute des deutschen Volkes, zum Volksbuche gemacht wird. Zum Preise von 3 M. für das geheftete und 3,60 M. für das gebundene Exemplar wird Moltkes Feldzugsgeschichte, erläutert durch 12 Uebersichtskärtchen der Schlachtfelder, eine Generalkarte des Kriegsschauplatzes und geschmückt mit Bildnissen der Feldherren, Allen zugänglich. Die Schlußworte des Werkes sind auch in einer Wiedergabe von Moltkes eigener Handschrift angefügt.

Afrika. Schilderungen und Rathschläge zur Vorbereitung für den Aufenthalt und den Dienst in den Deutschen Schutzgebieten. Von v. Wißmann, Major. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Preis 1.20 M., gebunden 2 M.

Der Reichskommissar Major v. Wissmann beobachtete während seines Aufenthaltes in Afrika, wie häufig Deutsche unvorbereitet in die Tropen gehen und wie wenig sie die Bedingungen des dortigen Lebens und Verkehrs kennen und sich ihnen anzupassen verstehen. Noch während seiner letzten großen Expedition, zwischen dem Nyassa und dem Tanganyika-See, hat er daher „Rathschläge und Schilderungen" niedergeschrieben, die Allen zu gute kommen sollen, die sich in die deutschen Schutzgebiete oder in den dortigen Reichsdienst begeben. Diese gehaltvollen, zunächst im Militär-Wochenblatt veröffentlichten Aufsätze giebt Major v. Wissmann gesammelt in Buchform heraus. Es bedarf keines Wortes, wie beachtenswerth ihr Inhalt für alle Freunde der kolonialen Sache ist. Da Major v. Wissmann es selbst für nöthig befunden hat, diese Belehrungen herauszugeben, so ist ihnen nur die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Die deutsche Reiterei in den Schlachten und Gefechten des Krieges von 1870/71. Von Kunz, Major. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Preis: 7,50 M., geb. 9 M.

Bekanntlich gehen eben jetzt die Ansichten weit darüber auseinander, welche Wirksamkeit der Reiterei auf dem Schlachtfelde der Zukunft beizumessen ist. Während die Einen nach der veränderten Fechtweise der Infanterie und nach der Einführung des rauchschwachen Pulvers von einem erfolgreichen Gebrauche der Reiterei auf dem Schlachtfelde nichts mehr wissen wollen und eine Verringerung der Reiterei zu Gunsten einer Vermehrung der Infanterie befürworten, wird anderseits die Ansicht in vollem Umfange und mit Recht aufrecht erhalten, daß im Zukunftskriege auch in der Schlacht die Kavallerie der Infanterie unentbehrlich bleibt, daß sie unter entschlossenen Führern und bei zweckmäßiger Vertheilung der Kräfte richtige Verwendung finden und Erfolge erzielen wird. In diesem Widerstreite der Meinungen wird ein Werk ganz besondere Beachtung verdienen, welches zum ersten Male eine allseitige, auf bestes Quellenmaterial gestützte Darstellung bietet von der Gefechtsthätigkeit der deutschen Reiterei im deutsch-französischen Kriege 1870/71. In dem soeben im Verlage der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin erschienenen Buche: Die deutsche Reiterei in den Schlachten und Gefechten des Krieges von 1870/71 (7,50 M.), zieht der durch seine kriegsgeschichtlichen Schriften weitest bekannte Major Kunz nicht weniger als 165 Attaken, 133 Scharmützel und kleine Gefechte, in denen die deutsche Reiterei wirksam war, 51 Fußgefechte, eine stattliche Reihe von Verfolgungsgefechten, 52 Ueberfälle, mehrere große Erkundungsgefechte u. s. w. in die Schilderung hinein und gelangt zu dem für unsere Reiterei höchst ehrenvollen Ergebnisse, daß ihre Gefechtsleistungen im Kriege 1870/71 weit über das Bild hinausreichen, welches grüblerische Kritiker unserer

Reiterei von denselben entworfen haben. In der That hat kein einziger Tag des denkwürdigen Krieges von 1870/71 die Standarten der deutschen Reiterei an Ehren ärmer gemacht. Wohl aber war es fast allen deutschen Reiter-Regimentern vergönnt, dem wohlerworbenen alten Ruhm glorreiche neue Thaten hinzufügen zu dürfen. — Das lebendig und anschaulich geschriebene Werk wird von jedem, dem unsere Reiterwaffe lieb ist, mit Dank begrüßt werden.

Neueste militärische Bücher. (Oktober 1893 bis September 1894) aus dem Verlage der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin. Kostenfrei.

„Die Waffe eine Wissenschaft", dieser treffende und bewährte Wahrspruch des Verlagshauses E. S. Mittler u. Sohn in Berlin gewinnt aufs Neue volle Bedeutung angesichts des soeben veröffentlichten illustrirten Verzeichnisses der in diesem Verlage während des letzten Jahres (Oktober 1893 bis September 1894) erschienenen militärischen Werke. Die Reichhaltigkeit der aufgeführten Neuerscheinungen auf allen Gebieten der Militär-Litteratur bezeugt am besten, ein wie weites Arbeitsfeld das Verlagshaus sich auch während des letzten Jahres gesteckt hat. Nicht weniger als 30 Handbücher und Schriften für den praktischen Dienst, etwa 25 Werke aus dem Gebiete der Kriegskunst und Kriegswissenschaft, 17 kriegsgeschichtliche und 6 kavalleristische Werke weist das neue Verzeichniß auf. Von Truppengeschichten allein sind 21 Werke im letzten Jahre erschienen. Ueber Sanitätswesen der Armee belehren 15 Werke. Amtliche Publikationen sind seitens der Armee 41 und seitens der Marine 33 hier veröffentlicht worden. Erbauungsschriften für die Armee und Marine, Veröffentlichungen nicht militärischer Behörden, sowie Unterrichtswerke bilden den Schluß. Das Verzeichniß ist somit ein trefflicher Führer durch die neueste Militär-Litteratur und ein Rathgeber für die Herren Offiziere bei Anfertigung der Winterarbeiten.

v. Löbell's Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. XXI. Jahrgang. 1894. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

Wesentlich früher, als es sonst der Fall zu sein pflegte, stellen sich diesmal die allbekannten Jahresberichte für das Jahr 1894 ein, eine Neuerung, die, wie die Leitung bekannt giebt, von jetzt ab eine ständige sein soll und die wir mit Freuden begrüßen. Wird doch dadurch der an und für sich natürliche, weil in der Sache selbst begründete Vorwurf, daß die Jahresberichte schon bei ihrem Erscheinen „antiquirt" erscheinen, nicht unwesentlich abgeschwächt — ein Vorwurf, der sich neuerdings in einzelnen Blättern bis zu der merkwürdigen Ansicht steigern konnte, daß die Existenz der Jahresberichte in heutiger Zeit überhaupt nicht mehr berechtigt erscheine, weil so zahlreiche Zeit- und Einzelschriften uns viel schneller und ausführlicher über alle Veränderungen in den Verhältnissen der fremden Armeen unter-

richteten, als dies die Löbell'schen Jahresberichte überhaupt zu thun im Stande wären.

Wie unbegründet und unhaltbar diese Behauptung ist, empfindet man wieder recht bei einer Durchsicht des vorliegenden Bandes. Wo fände man wohl ein anderes Werk, sei es bei uns oder im Auslande, welches dem Leser mit einem Schlage ein gleich übersichtliches, kurzes und doch vollkommenes Bild aller fremden Armeen giebt, einen Vergleich ihrer Stärke und Bedeutung ermöglicht, zu Arbeiten auf dem Gebiet fremder Heeresorganisationen die willkommene Grundlage gewährt, welche durch das Studium von Sonderschriften und offiziellen Mittheilungen der betreffenden Länder alsdann leicht erweitert und ergänzt werden kann. Nein, unser „Löbell" ist ein militärisch-literarisches Kleinod, um das uns andere Nationen beneiden und das sie doch bisher (z. B. Rau, Lauth, Molard u. A.) immer nur schwach nachzuahmen vermochten.

Die Leitung der Jahresberichte hat im verflossenen Jahr durch den plötzlich erfolgten Tod des Generals v. Jarotzky zum dritten Mal seit ihrem Bestehen einen Wechsel erfahren; sie ist jetzt in die Hände des auch auf literarischem Gebiet nicht unbekannten Generallieutenants z. D. v. Pelet-Narbonne gelegt worden und — soweit sich nach diesem Bande ein Urtheil aussprechen läßt — erscheint die zielbewußte und sachverständige Fortführung des schwierigen, umfangreichen und bedeutungsvollen Werkes dadurch nach jeder Richtung gesichert.

Im Allgemeinen ist bei dem vorliegenden Bande die Eintheilung und Stoffbehandlung dieselbe geblieben wie in dem vorjährigen, was man mit Befriedigung begrüßen kann, da sich dieselbe als zweckmäßig und übersichtlich erwiesen hat. Besonders erfreulich ist auch, daß die neuere Einrichtung, an der Spitze eines jeden Berichts zunächst eine statistische Zusammenstellung des Gesammtstandes der betreffenden Armee zu geben, beibehalten wurde und, wie die Leitung im Vorwort zusichert, auch in Zukunft beibehalten werden wird.

Gegen den vorjährigen Band sind hauptsächlich folgende Inhaltsveränderungen zu verzeichnen: Ein Bericht über das Heerwesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika fehlt diesmal, dagegen sind als zeitgemäß solche über China und Japan aufgenommen worden; ebenso zeitgemäß ist die besondere Behandlung der britischen Streitkräfte in Ostindien, welche in den früheren Bänden fehlten. Diese Vermehrung des Stoffes hat auch zu einer Vergrößerung des Umfanges um fast 50 Druckseiten geführt. Während der II. Theil des vorjährigen Bandes einen Bericht über die Militär-Luftschifffahrt und das Brieftaubenwesen enthielt, giebt der diesjährige einen solchen über das Militär-Telegraphenwesen und ergänzt damit gewissermaßen das Kapitel über militärisches Nachrichtenwesen. Der III. Theil behandelt in gewohnter kurzer und übersichtlicher Weise die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1894, die sich ausschließlich in Afrika (deutsche Kolonien, Algier, Sudan, Erythräa, Melilla) und in Asien (Tonkin, Lombok, China) abgespielt haben, und giebt nachträglich noch ein kurzes Gesammtbild über den Matabele-Krieg von 1893.

Zu ihren zahlreichen alten Freunden und Verehrern im In- und Auslande wird der vorliegende Band der Löbell'schen Jahresberichte denselben sicher nur neue hinzugewinnen können.

Völkerkunde. Von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Mit 1103 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Leipzig und Wien 1895. Bibliographisches Institut. Zwei Bände in Halbleder gebunden zu je 16 Mark.

Mit dem Anwachsen der kolonialen Bestrebungen in Deutschland sind naturgemäß auch das Bedürfniß und die Neigung, insbesondere die Bewohner der fremden Erdtheile näher kennen zu lernen, reger geworden. Und so wird denn Vielen die neue Auflage von Ratzel's „Völkerkunde", die mit Recht als Sammelpunkt unserer ethnographischen und ethnologischen Kenntniß gilt, eine willkommene Gabe sein.

Die neue Bearbeitung zeichnet sich besonders durch lichtvolle Anordnung und übersichtliche Gruppirung des zu bewältigenden Stoffes aus. In der mit Wärme geschriebenen allgemeinen Einleitung des ersten Bandes verknüpft Ratzel durch die mustergültige Darstellung der Grundzüge der „Völkerkunde" das Interesse des Lesers auf das Innigste mit seinem Meisterwerk und erhöht gleichzeitig das Verständniß für das weitere Studium des Buches. Sodann schildert der Verfasser die Inselbewohner des Stillen Ozeans und die Australier, die Malayen mit den Madagassen, die Amerikaner und die Arktiker der Alten Welt. Dann geht er zu den hellen, kleingewachsenen Stämmen Afrikas über und behandelt im zweiten Bande besonders eingehend die Neger. Den Uebergang zu den Kulturkreisen der Alten Welt bilden die höher stehenden Völker Nord- und Nordostafrikas, an die sich die Nomaden West- und Zentralasiens, die indisch-persischen und die ostasiatischen Kulturvölker anreihen. Den Beschluß machen die Kaukasier und ihre armenischen und kleinasiatischen Nachbarn und die Europäer. — In einzelnen in sich abgeschlossenen Darstellungen lernen wir die Völkergruppen Afrikas, Australiens, Amerikas, Asiens und Europas kennen, wir durchwandern ihre Wohngebiete, beobachten sie bei ihren Sitten und Gebräuchen, erkennen und verstehen ihre Ideen und ihre Kunsttriebe, dringen ein in ihre religiösen Vorstellungen und ihre politischen Verhältnisse und überschauen die Fülle der Beziehungen, die sie untereinander verbinden zu einer gemeinsamen, den ganzen Erdball umspannenden Einheit.

Mit besonderer Aufmerksamkeit ist in Text und Illustrationen das äußere Leben der Völker behandelt, dessen Zeugnisse in den völkerkundlichen Sammlungen von Berlin, Wien, München, Leipzig, Frankfurt, London und in verschiedenen Privatsammlungen von hervorragenden Künstlern, wie Dr. F. Etzold, Ernst Heyn, Wilhelm Kuhnert, Gustav Mützel, Professor E. Schmidt u. a., gezeichnet worden sind. Jede einzelne dieser bildlichen Darstellungen ist von vollendeter Naturtreue und ein Muster der heutigen Illustrationstechnik. Zu dem inneren Werth des

Ratzel'schen Werkes gesellt sich ein entsprechendes Aeußere. Die Verlagshandlung hat weder Mühe noch Kosten gescheut, um eins jener Hausbücher zu schaffen, die, für Generationen bestimmt und im besten Sinne belehrend und unterhaltend, einen geistigen Schatz und eine Zierde jeder Bibliothek zu bilden geeignet sind.

Bibliographie universelle mensuelle des armées de terre et de mer. Par Argos Rome, Imprimerie Raponi et Cie.

Unter diesem Titel erscheint neuerdings eine übersichtliche und dabei genaue Zusammenstellung der wichtigsten Aufsätze, welche in den militärischen und maritimen Journalen, Zeitschriften u. s. w. der maßgebenden europäischen wie amerikanischen Staaten Veröffentlichung fanden. An diese Uebersicht schließen sich Anzeigen der neueren literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete des Heer- und Seewesens; die eine wie die anderen sind länderweise geordnet. Den Beschluß bildet eine analytische Tabelle der Materien.

Das Unternehmen sei Jedem hiermit bestens empfohlen, der sich für die Entwickelung von militärischen und maritimen Dingen interessirt.

Napoleon I. in Bild und Wort. Von A. Dayot, übertragen von O. Marschall v. Bieberstein. Mit 500 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Karikaturen und Autographen. In ca. 30 Lieferungen à 60 Pfg. Leipzig, Schmidt u. Günther.

Der uns vorliegende Prospekt und die 1. Lieferung lassen erkennen, daß uns hier ein durchaus eigenartiges, hochinteressantes Prachtwerk in Aussicht gestellt wird, welches bei dem Nimbus, der die Gestalt Napoleons, dieses dämonischen Gewaltmenschen, noch heute umgiebt, auf Interesse in den weitesten Kreisen um so mehr rechnen darf, als auch textliche und illustrative Ausstattung ganz vorzüglich sind. Nicht weniger als 108 Maler, 16 Bildhauer und 19 Graveure haben, wie die Verlagshandlung in ihrem Prospekt mittheilt, zu diesem Unternehmen beigesteuert, darunter Namen allerersten Ranges, als: David, Canova, Ingres, Isabay, Meissonnier, Philippoteaux, Thorwaldsen, Horace Vernet 2c. Die weltberühmten Gemälde des Louvre, des Museums von Versailles, von Sèvres, aus dem Pantheon, ferner die interessantesten Gegenstände der Sammlungen des Prinzen Victor Napoleon, Prinzen Roland Bonaparte, Herzogs von Aumale, Herzogs von Bassano, Marquis de Girardin, der Sarah Bernhardt 2c. sind getreu reproduzirt. Eine große Anzahl Autographen des Kaisers, Briefe an seine Marschälle, an Josephine, an die Gräfin von Walewska, ferner Karikaturen Napoleons aus England, Deutschland, Italien machen das Werk zu einem wahrhaften Schatzkästlein für Geschichtsfreunde.

Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. Von A. T. Mahan, Kapitän der Marine der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Uebersetzt von

der Redaktion der Marine-Rundschau. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Vollständig in 12 Lieferungen zum Preise von durchschnittlich 1 Mk.

Der Werth einer großen, kriegstüchtigen Flotte wird noch in unserer Zeit vielfach unterschätzt, zum Theil auch, weil unsere Geschichtschreibung kein Werk aufzuweisen hatte, welches die Macht zur See in ihren Einflüssen auf die Weltgeschichte würdigte. Diesen Beweis, daß die Benutzung und Beherrschung der See jederzeit große politische Vortheile ergeben und bestimmend auf die Wohlfahrt, die Entwickelung und die Machtstellung der Völker und Staaten hingewirkt hat, führt der Kapitän von der Marine der Vereinigten Staaten A. T. Mahan in seinem rühmlichst anerkannten Werke: Influence of Seapower upon History. Die Epoche, auf welche er seine Beobachtungen gründet, ist die Zeit von 1660 ab, d. h. diejenige, in der zum ersten Male vollkommenere Seekriegsschiffe in die Geschichte eingreifen, bis zum Ende der amerikanischen Revolution 1783. – In Rücksicht des großen Interesses, welches ein solches Werk nicht nur für die deutsche Marine, sondern überhaupt für das Verständniß der neueren Geschichte besitzt, hat die Redaktion der Marine-Rundschau eine mustergültige deutsche Uebersetzung des Werkes veranstaltet, deren erste und zweite Lieferung zum Preise von je 1 Mk. im Verlage der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin bereits erschienen sind. Das Werk wird mit Ablauf dieses Jahres in 12 Heften vollständig fertig vorliegen.

Universum. Illustrirte Familienzeitschrift. Verlag des Universum, Dresden.

Von dieser allbeliebten Familienzeitschrift liegen uns die Hefte 17 und 18 vor: jede Nummer mit einer Fülle des werthvollsten textlichen wie illustrativen Materials ausgestattet, welches die Zeitschrift zu einem Universum in des Wortes schönster Bedeutung stempelt. Es ist uns nicht möglich, von den auf mehr wie 80 Spalten untergebrachten Beiträgen jedes Heftes auch nur Einzelnes herauszugreifen.

Dictionnaire militaire. Encyclopédie des sciences militaires, rédigée par un comité d'officiers de toutes armes. Paris-Naucy 1894 Librairie militaire Berger-Levrault et Cie.

Die Bezeichnung „Encyclopédie des sciences militaires", welche die Herausgeber, eine Vereinigung von durch ihre Stellung, Sachkenntniß, Erfahrung und Begabung hervorragenden Offizieren aller Waffen der französischen Armee, ihrem Werke geben, verspricht, wie die uns vorliegenden beiden ersten Lieferungen beweisen, in der That nicht zu viel. Es ist keine der landesüblichen trockenen Sammlungen von Wörtern mit mehr oder weniger summarischer Erklärung, sondern eine durchaus methodische, genügend in's Einzelne gehende, in klarer und präziser Form gebotene Bearbeitung aller Begriffe und Worte, welche zu den Kriegswissenschaften in Beziehung stehen. Das Werk umfaßt die Einrichtungen aller Armeen und hält über

Aenderungen und Neuerungen in denselben bis unmittelbar zu dem Zeitpunkt der jedesmaligen Drucklegung auf dem Laufenden. So haben die seit dem Erscheinen der ersten Lieferung in der französischen Heeresorganisation vorgekommenen Neuerungen, die Abschaffung der Artillerie-Pontonniere, die Errichtung der Artillerie-Regimenter 39 und 40 und der Genie-Regimenter 6 und 7, in der 2. Lieferung bereits Berücksichtigung gefunden.

Alles in Allem, ein militärwissenschaftliches Hülfsbuch im weitesten Sinne, wie es bisher noch nicht existirt, das sicherlich ein viel und gern benutzter Berather beim Studium werden wird.

Daß jedes Stichwort in die europäischen Hauptsprachen übersetzt erscheint, also in deutscher, englischer, russischer, italienischer und spanischer Sprache, möchten wir als besonders dankenswerth nicht unerwähnt lassen.

Die Anschaffung des Werkes, dessen Preis (3 Fr. für die Lieferung) ein mäßiger genannt werden darf, kann nur aufs Wärmste empfohlen werden. L.

Druckfehlerberichtigung. In Heft 5, Bd. 46 der „Neuen Militärischen Blätter" muß es in dem Aufsatz: „Sind die Aussichten der Reiterei, auf dem Schlachtfelde entscheidend in den Gang des Kampfes einzugreifen, wirklich ganz entschwunden?" heißen: auf S. 446, Zeile 34 und 35 statt gerade: große; auf Zeile 37 statt Auch: Außer; auf S. 448, Zeile 26 statt Lage: Lanze und Zeile 28 statt Lagen: Lanzen.

Der Inseratentheil erscheint in Verbindung mit den „Neuen Militärischen Blättern" am 1ten jeden Monats.



Insertions-Gebühr für die 2gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig.

Alleinige Inseraten-Annahme in der Expedition der „Neuen Militärischen Blätter", Berlin W., Winterfeldtstraße 26, Gartenhaus 1.

Der Inseratentheil erscheint in Verbindung mit den „Neuen Militärischen Blättern" am 1sten jeden Monats.



Insertions-Gebühr für die 2gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pfennig.

Alleinige Inseraten-Annahme in der Expedition der „Neuen Militärischen Blätter", Berlin W., Winterfeldtstraße 26, Gartenhaus 1.





